Josef v. Kopf.

Lebenserinnerungen eines Bildhauers.

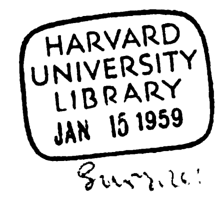









Lebenserinnerungen eines Bildhauers.

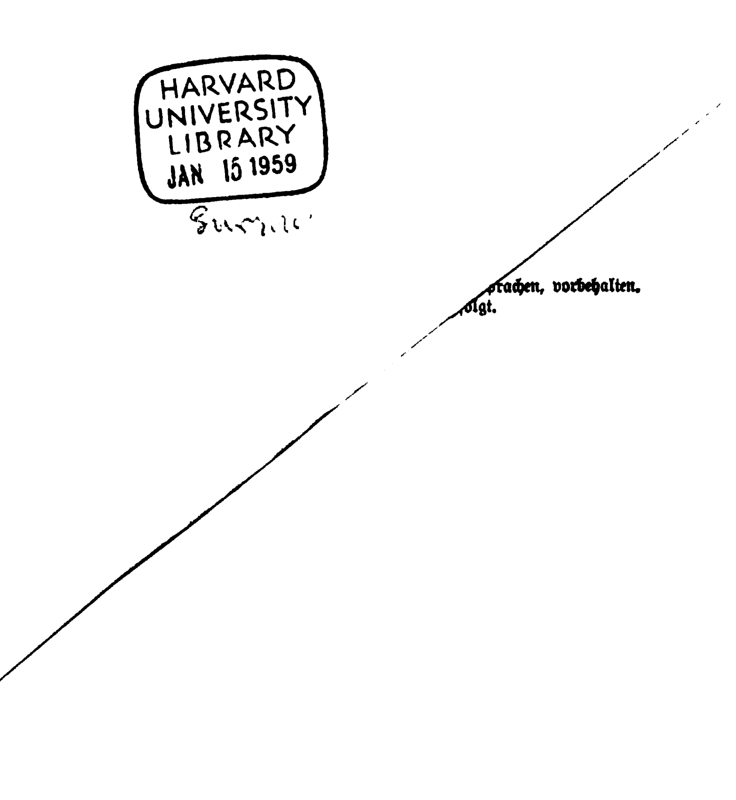

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 15 1959

Meinen drei Töchtern

Profe[illegible]rtha und Anna



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Meinen drei Töchtern

Olga, Martha und Anna

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Jugendjahre. (1827—1841.)

In der Handwerkslehre. (1841—1852.)

Seite

Fußreise nach Rom. (5. Sept. bis 13. Okt. 1852.)

Die ersten Jahre in Rom. (1852—1854.)

1856.

Reise nach Perugia.

1858.

1859.

Seite

Reise nach Deutschland (Sommer 1859).

1860.

Erholungsreise nach Neapel.

1861.

Seite

1862.

1863.

1864.

Herbst 1864.

1865.

1866.

1867.

1868.

Der Prozeß Schäffer.

Dunkle Geschichten aus dem päpstlichen Rom. 1869.

1870.

1871.

1872.

1873.

1874.

1875.

Seite

Geboren bin ich zu Unlingen (Württemberg) im Donauthale, einem Dorfe bei Riedlingen unweit Sigmaringen, am 10. März 1827. Meine ersten Erinnerungen haften an diesem Orte, wo ich noch meinen Großvater, einen langen, hageren, blassen Mann, mit Lederhosen bis zum Knie und einer Pelzkappe von Otterfell auf dem Kopfe, gekannt habe. Er war ein begüterter, wohlhabender und deshalb bei den Bauern angesehener Mann. Nach seinem Vornamen Lorenz hieß der Hof der Lorenzenhof. Diesem sehr alten Großvater machte ich durch meine mutwilligen Streiche, deren ich mehr als billig ausführte, viel Sorge. Als der Großvater starb, war ich erst fünf Jahre alt. Sein Tod regte mich sehr auf, stimmte mich aber durchaus nicht traurig. Meinen Kameraden gegenüber fühlte ich mich sehr; gab es doch in unserm Hause etwas Neues, etwas Außerordentliches, durfte ich doch das Kreuz vorantragen und bekam des Großvaters Otterkappe geschenkt, die ich beim Leichenbegängnisse auch gleich aufsetzte. Ich sehe mich noch heute mit dem schwarzen Kreuze, das mit Flor behängt war, vor allen daherschreiten, links und rechts schauend, ob alle Buben mich auch sähen. Das Grab füllt sich mit Erde, ich sehe meine Eltern weinen, weiß, daß man dann viel gegessen hat, und daß die Tanten mich küßten.

Jugendjahre. 1827—1841.

Mein Vater (geboren am 16. August 1794 zu Unlingen) hieß Pelagius, bei den Bauern der Lorenze Pelage. Er war

ein merkwürdiger Mann. Mittelgroß, breitschulterig, von festem, starkem Körperbau, hatte er eine gesunde, etwas dunkle Hautfarbe und kastanienbraune Haare, die er ungebleicht samt seinen 32 gesunden Zähnen mit ins Grab nahm. Er aß und trank mäßig, liebte es aber, mit stets brennender Tabakspfeife mit den Bauern beim Bier zu sitzen, der Unterhaltung wegen, die er besonders abends im „Adler" fand, wo gleich ihm der Pfarrer und der Schultheiß Stammgäste waren. Ich durfte ihn manchmal dahin begleiten. Ich bekam dann einen Wecken und lauschte, wenn er von Napoleon, über Politik und Religion sprach und dabei manchen Witz einflocht. Ich mahnte immer zum Aufbrechen, ging dann aber stolz neben ihm her nach Hause mit dem Bewußtsein eines Knaben, der da überzeugt ist, daß sein Vater der gescheiteste Mann ist und mehr weiß als all' die andern zusammen.

Wirklich liebte mein Vater Bücher und Zeitungen sehr, und ich erinnere mich, bei ihm Platos Gespräche des Sokrates, die er immer und immer wieder las, gesehen zu haben. Zum großen Leidwesen der Mutter war er kein großer Kirchengänger.

Vielleicht gerade in dem inneren Widerstreite seiner nach Höherem ringenden Natur gegen die gewöhnlichen Beschäftigungen, zu denen sein Beruf ihn zwang, zeigte er sich oft von großer Heftigkeit. Dazu kam, daß er in seinen geschäftlichen Unternehmungen nicht glücklich war. Auf das nicht zu große, aber schöne Bauerngut, das er von seinem Vater übernommen, hatte er Schwestern viel herauszuzahlen, so daß er mit Schulden zu wirtschaften anfangen mußte. Es wurde damals — 1831—32 — ein großer Kornhandel von unsrer Gegend aus nach der Schweiz betrieben; auch mein Vater beteiligte sich dabei, hielt viele Wagen und Pferde und fuhr mit großer Liebhaberei selbst hinaus. Das war der Mutter ein großes Herzeleid, da der Vater oft außer Haus weilte und, wenn er wieder da war, nicht lange bleiben mochte.

Meine liebe Mutter! Wie gern möchte ich ihr Bild zeichnen, klar und gut, wie ihre Seele war. Bei meiner Geburt war sie (geboren am 6. Januar 1803, gestorben am 29. November 1864) 24 Jahre alt. Sie war eine ziemlich große und schlanke Frau, zart veranlagt, mit blassem, edlem Gesicht. Als Kind von fünf Jahren schaute ich einmal in der Kirche, gegen des Lehrers Verbot, um und gewahrte unter den Bauersfrauen ein sehr feines, blasses Angesicht, das eifrig in ein Buch hinuntersah. Dieses Gesicht fiel mir auf. Wie war es so ganz anders als die übrigen derben, farbigen Gesichter in seiner Nähe. Es war meine Mutter. Nie habe ich diesen Eindruck vergessen, und heute noch, wenn ich mir meine Mutter recht vorstellen will, greife ich auf dieses Bild zurück. Zuletzt sah ich meine Mutter 1864 (in welchem Jahre sie auch starb), als ich mit meiner jungen Frau meine lieben Eltern besuchte. Sie stand am geschlossenen Fenster und blickte den Scheidenden durch die Scheiben nach. Ich habe in späteren Jahren das Elternhaus wiedergesehen, — es war mir, als müßte das Bild der geliebten Mutter sich hinter der Scheibe zeigen —, es sah so ernst, so ruhig und doch so besorgt aus!

Meine Mutter hatte einen sanften, milden Charakter. Recht zum Dulden angelegt, nahm sie alles Schwere auf ihre Schultern, ohne zu murren, überzeugt, daß es so Gottes Wille sei und nicht anders. Gott mache alles recht, auf ihn müsse man vertrauen und immer beten, nie unrecht thun und alle Menschen lieben, die bloß Böses thun, weil sie nicht wissen, was sie thun. Meine Mutter war eine gläubige Christin, segnete uns jeden Morgen mit Händeauflegen und bespritzte uns mit Weihwasser. Sie sah darin eine heilige Handlung und war überzeugt, daß sie dadurch Gottes Schutz über uns herabzog.

Als ich vier Jahre alt war, lehrte sie mich beten. Sie preßte meine Händchen in die rechte Lage, wenn sie mich zu

Bette gebracht, und sagte mir das Vaterunser vor, das ich nachsprechen mußte. Dabei war ich oft sehr zerstreut. So erzählte sie mir später, daß ich bei der Stelle des Ave Maria: „Du bist gebenedeit unter den Weibern“ zugesetzt hätte: „die auf den Bussen gehen“. (Bussen war ein Wallfahrtsort auf einem Berge, wohin der Weg an unserm Hause vorbeiführte.) Nach dem Zubettbringen und nach dem Segen der Mutter fand ich mich immer unbeschreiblich wohl und so sicher, als ob ich meinen Schutzengel bei mir hätte stehen sehen.

Meine Mutter war die Tochter eines wohlhabenden Bauern aus Uttenweiler, wohin ich in meiner frühesten Jugend öfters zur Großmutter meiner Mutter gebracht wurde. Dieser meiner Urgroßmutter, die 96 Jahre alt wurde, erinnere ich mich auch noch. Sie liebte mich zärtlich — allein wenn sie mich auf ihrem dürren Arme hielt und mich küssen und herzen wollte, wehrte ich mich heftig; sie schien mir schauderhaft häßlich und schrecklich. Auch der Großvater, Mutters Vater, hatte nichts Angenehmes für mich; er war alt, saß immer am Ofen und schalt über mich unartigen Jungen; die Basen aber verzogen mich sehr.

Als junge Frau hatte meine Mutter viel Knechte und Mägde im Hause, die alle mit uns am Tische saßen, im Hause schliefen, und für die sie Essen, Wäsche, Betten, kurzum alles selbst besorgen mußte. Sehr oft sah ich die Mutter in der Küche und bei der Arbeit weinen, warum? das wußte das Kind nicht. Ihre Gesundheit war nicht die beste. Es kamen viele Kinder. Ich war der dritte Junge; zwei gingen vor mir in den Himmel, und als ich kam, hieß es: den wollen wir nicht wieder Lorenz taufen wie die andern, sonst geht er auch wieder davon. Da aber bald Josefstag war, so nannte man mich nach diesem Heiligen, und es hat mir nichts geschadet.

Wie gesagt, die schnell aufeinander folgenden Kinder untergruben die Gesundheit meiner Mutter. Man befragte

Aerzte, aber auch Kurpfuscher. Eines Tages kam eine alte Quacksalberin, die mit Mutter geheimnisvoll sprach. Bald nachher nahm meine gute Mutter Salz in einem Schüsselchen und ging hinter unser Haus, das an der Straße lag. Dort wuchsen viele Brennesseln. Auf diese streute sie von dem Salze und murmelte dabei mir unverständliche Worte. Ich hatte natürlich auch dabei sein müssen; ich hing ja beständig an ihrem Rocke.

Diese Geschichte kostete meiner Mutter viele Thränen.

Nachbarsleute hatten ihrem Thun zugeschaut und, da deren Kühe oft an der gleichen Stelle fraßen und dies danach, weil sie das von meiner Mutter verstreute Salz schmeckten, noch lieber als zuvor thaten, so sagten die guten Nachbarn herum — und das ganze Dorf glaubte es —, meine Mutter sei eine Hexe, verzaubere die Kühe und was dergleichen mehr. Meinem Vater kam dies zu Ohren. Er verklagte die Leute, welche vor den Schultheiß geladen wurden, wo sie einen starken Verweis bekamen. Aber auch meine Mutter und ich mußten erscheinen. Ich selbst mußte Zeugnis ablegen, das erste in meinem Leben. Mein Vater war sehr böse auf die Nachbarn. Das war eine dumme Geschichte!

Bald darauf — ich war sechs Jahre alt — verzogen meine Eltern nach Hedelberg im württembergischen Oberamte Waldsee. Der Vater hatte dort einen großen Bauernhof gekauft, auf welchem vier Pferde und zehn bis zwölf Kühe gehalten wurden. Das Gut war aber in einem schlechten Zustande, die Gegend sehr rauh und kalt, so daß der Hof wenig einbrachte. Ich weiß nicht, wie dem Vater der Gedanke kam, auf seinen Feldern eine Ziegelbrennerei zu errichten; kurz, er that es und zwar recht ungeschickt — auf einer Höhe, so daß man den Lehm und sogar das Wasser hinauffahren mußte, während doch beides in der Tiefe reichlich vorhanden war. Es begann hier für meine Mutter eine noch härtere Zeit. Zu der Ziegelei wurde ein großes Haus gebaut, in

welches wir einzogen, nachdem der Vater den Hof unten im Dorfe verkauft hatte.

Die ersten künstlerischen Versuche.

In Hedelberg kam ich in die Volksschule. In diese Zeit fallen meine ersten künstlerischen Versuche. Nun ich als Schüler über Schiefertafel und Schreibheft verfügen konnte, wurden diese bald mit Zeichnungen bedeckt, wofür als erste Vorlagen die mit den bekannten Abbildungen versehenen Umschlagpapiere von Vaters Tabakspäckchen genommen wurden. Mein Vater hatte Spaß daran; aber Aufmunterung wurde mir nur durch meinen Lehrer zu teil, der selbst ein recht guter Zeichner war. Von ihm erhielt ich den ersten Zeichenunterricht. Auch der Pfarrer leistete meinen künstlerischen Bestrebungen Vorschub; er lieh mir Kupferstiche, welche ich bald genau zu kopieren verstand. Das war in meinem siebenten oder achten Jahre.

In diese Zeit fällt es auch, daß ich eine frischgetünchte Hauswand über und über mit Kohlenzeichnungen in großem Stile bedeckte, welche wohl die Bewunderung des ganzen Dorfes, aber auch den heiligen Zorn meines Vaters erregten. Gleichzeitig erwachte in mir die Lust zum Formen, wozu der Lehm der Ziegelei hoch willkommen war. Ich hatte bemerkt, daß die Fußspuren von Katzen, welche über die weichen Formen gelaufen, an den hartgebrannten Ziegeln vertieft erschienen, und daß ich wiederum durch Eindrücken von Lehm die Form der Katzenpfote bekommen konnte. Mit dieser ursprünglichen Erfahrung ausgerüstet ging ich daran, meine eigne in den Lehm gedrückte Faust zu formen. Mein erstes lebendes Modell war aber meine Schwester. Ich hatte sie veranlaßt, ihr Gesicht dicht über den Lehm zu halten, der nach meiner hinterlistigen Angabe einen ganz besonderen Geruch haben sollte, — ein Stoß von mir, und das Antlitz meines arglosen Modells fuhr tief in die weiche Masse.

Mehr Anerkennung als für diese gewaltthätige Aeußerung meines übermächtigen Kunsttriebes fand ich mit Spazierstöcken, deren Handgriffe ich in phantastischer Weise (z. B.

eine Schlange verschlingt einen Frosch) schnitzte. Für diese meine ersten Kunsterzeugnisse — ich war damals schon zehn Jahre alt — fand ich bei den Pfarrherren der ganzen Umgegend guten Absatz. — Wir hatten im Hause einen Knecht, der so etwas wie ein Wilderer war; wenigstens ließ er eine gute Gelegenheit, einen Hasen zu schießen, sich nicht so leicht entgehen. Ich formte nun aus rötlichem Lehm in Lebensgröße einen aufrechtsitzenden, ein „Männchen“ machenden Hasen und setzte diesen in den Klee, so daß er vom Hause her wohl beobachtet werden konnte. Darauf lief ich in die Stube, wo alle um den Tisch herum saßen: „ein Has', ein Has'! Draußen im Klee ist ein Has'!“

Man springt auf — unser wildernder Knecht Faber nicht als der letzte. Wahrhaftig ein Has'! Die Gelegenheit schien so günstig, daß selbst mein strenger Vater nichts dagegen einwendete, als der Knecht seine Stockflinte eiligst hervorholte und — von allen in atemloser Spannung beobachtet — seinen wohlgezielten Schuß abgab. Aber — der Hase rührt sich nicht, der Hase sitzt so ruhig wie zuvor. Das war doch wunderbar. Alles rennt auf den Hasen los — Herrjeh, das ist ja gar kein Has'! Mit großem Gaudium wird er auf seinem Brett zu meinem Vater getragen. Der Schütze, der gute Faber, hatte sich davon gemacht.

Das alles vermochte aber meinen Vater, der für Kunst und für meine künstlerischen Neigungen nicht das geringste Verständnis hatte, doch nicht zu meinen Gunsten umzustimmen. Sprachen meine Gönner, der Pfarrer und der Lehrer, ihm davon, daß der Junge Maler oder Bildhauer werden müsse, so konnte er recht unwillig werden.

In der Handwerkslehre. Lehrjunge in der Ziegelei.

Mit 14 Jahren kam ich aus der Schule und mußte Ziegler werden. „Du bist ein fauler Kerl, willst nur zeichnen, nicht arbeiten!" Meine Hefte wurden mir zerrissen, meine Bleistifte zerbrochen. Aber Sonntags zeichnete ich im geheimen.

Erst nach Jahresfrist gab mein Vater meinem sehnlichen Verlangen nach und schickte mich nach Riedlingen a. d. Donau zu einem sogenannten Bildhauer in die Lehre. Der Meister machte Grabsteine; mich aber, den Lehrjungen, hielt er zu ganz andern Arbeiten als zu solchen der edlen Bildhauerei an. Kartoffeln ausmachen, Graben und Hacken im Felde war meine Hauptbeschäftigung. Und doch fand ich bei ihm sonderbarerweise etwas, was mich mächtig anregte: Gipsabgüsse antiker Figuren. Wie freudig erregten sie mich, wie mächtig wirkten sie schon auf den Knaben ein! Nur drei bis vier Monate hielt ich es in Riedlingen aus, länger nicht. Denn ich hatte erkannt, daß ich hier wohl ein Steinhauer, niemals aber ein Bildhauer werden konnte.

Arbeiter in der väterlichen Ziegelhütte.

Nun kam ich wieder in die väterliche Ziegelhütte, die nun aber in Rothum stand, wohin meine Eltern verzogen waren.

Die Arbeiten in der Ziegelei waren für mich bei meinen jungen Jahren sehr anstrengend und für die Entwicklung meines nicht sehr starken Körpers sehr nachteilig. Die ganze Leitung des Geschäfts lag auf meinen Schultern; aber treu stand mir meine um ein Jahr jüngere Schwester Antonia zur Seite. Es mußte gespart werden, und mein Vater konnte nur wenige fremde Leute anstellen. Seine Kräfte allein mit jenen seiner Kinder sollten ausreichen, um das Geschäft im Gange zu halten. Die Ziegeln wurden zudem schlecht bezahlt.

Mein einziger Trost war die Bekanntschaft des im benachbarten Mittelbuch angestellten, mir gleichalterigen Lehrers Bär

aus Tettnang, eines geistreichen, jovialen Mannes, mit dem ich zeichnete und Geschichte und Naturwissenschaften studierte.

Mein lieber Bär, der heute noch als Schultheiß in Erolsheim bei Biberach lebt, unterstützte mich in meinem Streben und war mir in Ausführung meiner Pläne förderlich. Mit ihm sprach ich oft über meine Zukunft, und es ward mir zuletzt wohl klar, daß nur ein Gewaltmittel mich meinem festgestellten Ziele näher bringen konnte. Und so entschloß ich mich mit schwerem Herzen an einem Abend — mit Wissen meiner guten Mutter — das Elternhaus zu verlassen.

Ich nahm bloß ein zweites Hemd mit mir — meinen besten, schwarzen Anzug hatte ich auf dem Leibe. Ich ging nicht weit. In Biberach bei Ulm suchte ich bei einem Maurer oder Steinhauer anzukommen, um vorerst etwas zu verdienen. Ein Steinhauer nahm mich auch an; aber — wie ich an die Arbeit gestellt wurde, kannte ich die Handwerkszeuge noch nicht einmal dem Namen nach. Doch es hatte mein Meister Nachsicht und Geduld mit mir armem Burschen, und so „arbeitete" ich 14 Tage lang.

Flucht aus dem Vaterhause.

Mißglückter Versuch bei einem Steinhauer.

Die Mutter hatte mir ein paar Gulden zugesteckt; die aber schmolzen gar rasch zusammen. Der Mut der Verzweiflung kam über mich. „Es geht nicht, und es muß doch gehen!" Aber es ging doch nicht. Samstags sagte mir der Meister, er könne mich unmöglich brauchen, ich sollte es als Maurer versuchen. Was konnte ich dagegen sagen?

Ich ging und kam zu einem Maurer. Angethan mit meinem schwarzen Röckchen, empfingen mich auf dem Bauplatze die rohen Maurergesellen mit Hohn und Spott und beschmutzten meine Kleider mit Kalk und Mörtel. Ich sollte wenigstens aussehen wie ein Maurer, sagten sie, wenn ich auch keiner sei. So gesellte sich noch tiefste Scham zu meinem großen Kummer.

Mißglückter Versuch bei einem Maurer.

Nach weiteren schrecklichen acht Tagen war Jahrmarkt im Städtchen. Ich wußte, daß mein Vater dann in die

Stadt zu kommen pflegte, Ziegeln zu verkaufen, und ich machte mich auf, wie ein verlorener Sohn, ihn zu suchen. Ich fand ihn.

Heimkehr des „verlornen Sohnes".

In dem mir bekannten Wirtshause, wo er stets abstieg, saß er allein an einem Tische, aß und trank. Stumm und gedrückt trat ich heran, und, schmutzig wie ich war, setzte ich mich an den Tisch. Der Vater spricht kein Wort, ich wage es nicht, ihn anzureden. Ich sehe seinen furchtbaren Ernst und unterdrücke das Weinen. Der Hunger peinigte mich, denn ich hatte an dem Tage noch nichts gegessen. Ich greife auch endlich nach dem Teller, nehme Brot und Fleisch und esse.

Der Vater schaut mich nicht an, spricht kein Wort mit mir. Aber er bestellte noch mehr zu essen und zu trinken und wartete ab, bis ich Hunger und Durst gestillt. Dann ließ er anspannen und setzte sich auf den Wagen; ich mich neben ihn. Wir fahren.

Kein Wort fällt, und so kommen wir selbander zu Hause an. Die Mutter kommt mir entgegen, sie fällt mir um den Hals, und das Weinen bricht bei uns beiden aus. Der Vater aber läßt ausspannen und bleibt stumm wie vorher. Die Mutter läßt mich erzählen.

„Liebes Kind," sagte sie dann, „laß doch das Bildhauer-werden-wollen sein, du siehst, es geht nicht. Wenn es sein sollte, würde Gott es zulassen."

Erst nach Tagen, nachdem ich die Arbeit in der Ziegelhütte wieder aufgenommen, brach das Eis beim Vater. Er ließ mich wenigstens meine Erlebnisse erzählen und hörte stumm und ernst zu.

Drei Jahre Arbeiter in der väterlichen Ziegelei.

Wiederum drei lange Jahre in der Ziegelei! Mit wahrem Feuereifer machte ich mich daran, die Herstellung der Ziegelsteine zu verbessern, den ganzen Betrieb zu heben; aber mein Vater war solchen Versuchen nicht sonderlich zugethan.

Ich suchte in der mir freilich sehr spärlich zugemessenen

freien Zeit durch Selbstunterricht, unterstützt und gefördert, wie schon erwähnt, durch meinen Freund, den Lehrer Bär, mir fortzuhelfen. Ich las, freilich mehr vieles als viel, was mir gerade in die Hände kam, und zeichnete sehr fleißig, namentlich Architektur, was der Vater gerne sah.

So war ich 21 Jahre alt geworden. Ich wurde militärpflichtig und kam in die „Ziehung“. Das Glück wollte mir diesmal wohl: ich zog ein hohes Los und wurde dadurch militärfrei. Das hatte ich abgewartet. Nun war ich kein unreifer Junge mehr und erklärte entschlossen, wieder fortgehen zu wollen. Ich hatte dabei freilich dem unbeugsamen Charakter des Vaters zu trotzen; aber nichts konnte mich mehr halten. Militärfrei.

Diesmal ging ich nach Ravensburg, einem Städtchen am Bodensee, wo ich bei einem Unternehmer als Bauarbeiter am Neubau des dortigen Bahnhofes Arbeit fand. Ich sollte große Steine behauen — die gleiche Geschichte wie in Biberach. Die zünftigen Steinhauer sahen mich scheel an. Steinhauer in Ravensburg.

„Wo hast du denn gelernt?“

„Nirgends.“

„Und du willst Steinhauer sein?!“

Hohn und Spott ergoß sich auch hier über mich.

Aus Alabaster hatte ich zu Hause schon nach antiken Gipssachen geschnitten und selbst kleine Kompositionen gemacht. Die zeigte ich nun, um doch nicht ganz blöde da zu stehen, den Steinmetzen. Die schauten mich nun groß an.

„Ja, da bist du ja ein Bildhauer!“

Und nun halfen sie mir. Ich nahm mich zusammen, sah jenen vieles ab und konnte in der Arbeit so mitkommen. Aber es ging mir doch recht schlecht bei den Steinmetzen; die Leute waren sehr roh. Ich überarbeitete mich, da ich durch Fleiß die mangelnde Fertigkeit ersetzen wollte, und wurde krank. Die Hausfrau, bei der ich Unterkunft gefunden, hatte Mitleid mit mir und ließ einen Arzt kommen. Ich bekam eine Karte zur Aufnahme ins Spital.

Im Spital in Ravensburg.

Ich machte mich dahin auf — ging, wohin man mich auf Befragen wies. Aber die Art, wie man mich in diesem Spitale empfing, befremdete mich sehr. Ohne Verzug mußte ich in ein Bad steigen und wurde danach mit einer Salbe eingerieben. Die ganze Behandlung kam mir recht merkwürdig vor. Auf meine schüchterne Frage, warum solches mit mir geschehe, erhielt ich den kurzen Bescheid, daß ich — krätzig sei. Auf meine Einwendung, daß ich das durchaus nicht sei, wurde ich barsch zur Ruhe verwiesen.

Ich war recht unglücklich. Wiederholter Einsalbung konnte ich mich nicht erwehren, mein Sträuben half nichts. Unterdessen hatte der Arzt im Spitale, in das er mich geschickt, nach mir gefragt und mich dort nicht gefunden. Endlich entdeckte er mich in der Anstalt für ansteckende Kranke, wohin ich irrigerweise gewiesen worden war, und ordnete meine Ueberführung in das richtige Spital an.

Wie ich nun so in meinem Krankenbette lag, kam die Langeweile über mich. Ich holte ein Stückchen Alabaster, wovon ich stets etwas bei mir trug, hervor und schnitzte meinen eignen Fuß, den ich unten vorstreckte. Der Wärter untersagte mir das, da ich Bettzeug und Fußboden zu arg beschmutzte. Dennoch schnitt ich weiter, und bald war der Fuß, faustgroß, fertig. Nun kam der Arzt. Die barmherzige Schwester klagte und bat ihn, daß er mir die Schnitzerei untersage. Er ließ sich aber vorzeigen, was ich gefertigt.

„Haben Sie das wirklich gemacht?"

„Ja."

„Das ist ja ausgezeichnet! — Sind Sie denn nicht Steinhauer?"

„Ich bin eigentlich gar nichts," erwiderte ich und klagte nun auch meine Not.

„Sie sind Bildhauer," sagte der gute Doktor, „oder müssen wenigstens einer werden. Ich habe hier einen Bekannten, der ist Bildhauer, — dem werde ich Sie empfehlen."

Vorerst empfahl er mich der besonderen Fürsorge des Spitalmeisters, in dessen Familie ich, sobald ich das Bett verlassen, essen durfte. Der Spitalmeister aber hatte eine liebenswürdige Familie, darunter eine liebliche Tochter. Alle behandelten mich wie einen Verwandten und erwiesen mir Gutes, soviel sie vermochten.

Der Arzt gab mir denn auch, als ich das Spital, in das ich nicht eigentlich als krank, sondern nur als überarbeitet aufgenommen worden war, gesund und wohl verließ, eine Empfehlung an einen Grabsteinmacher, der sich Bildhauer nannte.

Welcher Jubel! Ich durfte Bildwerk an Grabsteinen machen, Engelsköpfe, auch wirkliche Porträte, und erhielt einen Wochenlohn von zehn Gulden! Ich schaffte mir gute Kleider an. Ein gewisses stolzes Selbstbewußtsein war bereits über mich gekommen, was wohl auch schuld gewesen sein mag, daß ich schon nach einem halben Jahre weiter zog. Es ging mir in Ravensburg gut, aber doch nur als Steinhauer, als besserer Steinhauer. Darum fort, fort!

Ich zog also nach Waldsee. Bildhauergeselle in Waldsee.

Hier mußte ich zwar wieder als Steinhauer zu arbeiten anfangen, wurde aber bald als wirklicher Bildhauer angenommen, durfte sogar selbständig arbeiten und wurde auch besser bezahlt.

Ich wurde nun auch mehr ins Leben hineingezogen, kam unter die Turner und wurde — 1848 — ein großer Freiheitsmann.

Bei den Turnern lernte ich den Kunstmaler Lang kennen, Erste Künstlerbekanntschaft. der mir ein lieber Freund wurde. Daß er mich voll und ganz als wirklichen Bildhauer anerkannte, und daß er mein Bild malte, schmeichelte mir außerordentlich. Ich begann mich zu fühlen. Lang hatte gute Gipsfiguren, die er mir zur Verfügung stellte. Da mein Freund mir viel von seinem Bruder erzählte, der ebenfalls Maler war und zu jener Zeit

in Rom weilte, so träumte ich schon damals viel von der ewigen Stadt, dem heiß ersehnten Ziel eines jeden Künstlers.

Bildungsdrang. In jener Zeit suchte ich mein Wissen zu vermehren. Schmerzlich fühlte ich oft, wie weit meine Freunde in ihrer Bildung mir überlegen waren. Ein Lehrer an der Realschule zu Waldsee, ein gescheiter Mensch, mir aber oft ein zu großer Freiheitsmann und Spötter über religiöse Dinge, gab mir Unterricht in der Mathematik. Ohne Wahl stürzte ich mich auf alles Wissen, mit unstillbarem Hunger las, schrieb, zeichnete ich halbe Nächte durch. Zur Mathematik habe ich nun absolut kein Talent. Welche Qual für mich, bis ich endlich so weit war, daß mein Lehrer glaubte, ich verstehe die Gleichungen mit zwei Unbekannten. Es war reine Einbildung von ihm!

Auf dem Marktplatze hatte mein Meister einen Brunnen zu errichten, auf welchen ein Adler gesetzt werden sollte. Diesen durfte ich entwerfen und auch ausführen. Das arme Tier sah aber mehr einem Huhn ähnlich als einem Adler.

Bei den Turnern. Bei Meister Zeller verdiente ich verhältnismäßig viel, und so konnte ich mich besser kleiden, konnte mir Bücher und Kunstvorlagen anschaffen. Ich hatte viele Freunde, auch bei den lustigen Turnern, mit denen ich oft „contre-carré“ ziehen und singen mußte. Das Turnen selbst stärkte meinen Körper — ich hatte Neigung und Geschick dazu und führte manche schwierige Bewegung nicht ohne einige Kühnheit aus. Auf einsamen Spaziergängen, die ich gerne machte, überkam mich oft ein Sehnen, ein Drängen nach etwas, das ich nicht nennen konnte. Thränen konnten dann meine Augen füllen; mir war es dann so schwer ums Herz und doch wieder so wohl zu Mute! „Hier ist kein Verbleiben, — du mußt fort! — hinaus ins Unbekannte . . .!“ Von München als Kunststadt hörte ich immer erzählen. „Dahin mußt du!“ — und dahin ging ich.

Von meinem Meister, von meinen Freunden, von meinem

lieben Waldsee, vor allen aber von meiner Hausfrau Käser mit ihrer reizenden 17jährigen Tochter nahm ich schweren Herzens Abschied und ging am 18. Mai 1851 über Memmingen nach München.

Vor mir liegt ein Brief, den ich am 4. Juni 1851 von München aus an meine Eltern geschrieben habe. Letztere hatten damals schon zum zweiten Male ihren Wohnsitz gewechselt und befanden sich jetzt in Ettenkirch, Oberamt Friedrichshafen am Bodensee, auf einer Ziegelei, die sie als Eigentum erworben hatten. In jenem Briefe schrieb ich: Von Waldsee nach München.

„In Waldsee ging ich den 18. Mai (zu Fuß) fort über Memmingen, wo ich übernachtete. Den Tag darauf war es mir so miserabel schlecht, daß ich befürchtete, krank nach München zu kommen. Am 19. kam ich hier an. Zum Glück hatte ich eine Adresse an die Söhne des Kammerdieners von Wolfegg, von welchen der eine hier das Baufach studiert. Der zeigte mir sämtliche Meister der Stadt, und zwei Tage brachte ich mit solchem Meisterbettel zu, holte mir eine Verlängerung (der Aufenthaltsbewilligung) auf der Polizei. Kein Mensch wollte mich; nur einer glaubt, es gäbe Arbeit in sechs Wochen. Das immerwährende Regenwetter hier machte mir München ganz entleidet, und schon war ich im Begriff fortzugehen, als mich Jäggle (der Sohn des Kammerdieners von Wolfegg) beriet, hier zu mauern. Ich kaufte schnell mit meiner kleinen Kasse Kelle, Hammer und Kübel und mauerte so vom 28. bis 31. Mai; es ging sehr gut. Ich bekam 50 Kreuzer Lohn. Doch ich hatte es schon satt (ich hatte ja keine Kleider, weil sie noch nicht angekommen waren). Den 1. Juni wagte ich es wieder und fragte bei Bildhauer Sickinger an, welcher mir augenblicklich Arbeit Maurer in München.



Bei Bildhauer Sickinger in München.

gab. Aber denkt euch diese Angst, die ich hatte, als ich anfangen sollte bei einem Münchener Bildhauer! Letzten Sonntag fing ich an, und es geht nun so, daß ich glaube, nicht fortgejagt zu werden. Vielleicht komme ich nach Kelheim an die Befreiungshalle, die er hat. Mein Quartier ist unterm Dach. Kost ist ziemlich wohlfeil, lernen kann man hier viel, noch mehr sehen. Doch es schlägt bald sechs Uhr morgens — ich muß zur Arbeit!"

Sickinger, von dem hier die Rede ist, war ein vielbeschäftigter und bedeutender Bildhauer, der gerade damals viel für die Bauten König Ludwigs I. thätig war. Ihm hatte ich, als ich nach Arbeit fragte, erzählt, was ich bis dahin gearbeitet, und auch einige von mir selbst gefertigte Alabasterfigürchen vorgezeigt. Als Maurer hatte ich am Hoftheater, wo gerade die Verbindung mit dem königlichen Residenzschlosse hergestellt wurde, Arbeit gefunden. Während ich hier unverdrossen darauf los mauerte, kam einmal Sickinger zur Baustelle. Ich bückte mich, um nicht von ihm gesehen und erkannt zu werden; er bemerkte mich aber dennoch. Wie er mir später aber lobend sagte, hatte es einen guten Eindruck auf ihn gemacht, daß ich meine unfreiwillige Mußezeit mit ehrlicher Arbeit ausfüllte.

Sickinger hatte mich also freundlich aufgenommen. Es lagen gerade große Zeichnungen von Klenze für einen Plafond da.

„Gießen Sie Platten, und schneiden Sie nach dieser Zeichnung die Ornamente in Gips ein. — Es ist romanischer Stil," setzte er hinzu.

Da stand ich, — und hatte doch nie derlei unter den Fingern gehabt.

Aber auch in dieser peinlichen Lage war mir das Glück hold. Neben mir war ein Arbeiter mit einer gleichen Sache beschäftigt. Ihn fragte ich schüchtern:

„Wie gießt man denn solche Platten?"

Natürlich war der Mann über die Unverfrorenheit, mit der ich mich an eine mir ganz unbekannte Arbeit herangemacht, nicht weniger erstaunt, als jene Steinhauer in Biberach und in Ravensburg. Aber er fühlte Mitleid mit mir armem Schlucker und half mir über das Gröbste hinweg. Ich machte es wieder wie in Ravensburg; ich schaute meinem Nebenarbeiter alles ab, und — es ging. Etwas langsam zwar, — für eine Arbeit von zwei Tagen brauchte ich eine ganze Woche —, aber es ging.

Jeden Samstag wurde bei Sickinger ausbezahlt. Mit bangem Herzen sah ich dem ersten Zahltage entgegen; denn ich stellte mir fest vor, daß ich nicht weiter würde arbeiten dürfen. Die 20 bis 30 Arbeiter, Bildhauer, Steinhauer, Schreiner, standen in Reih und Glied, ich sehr bescheiden darunter. Nun wurde auch mein Name aufgerufen. „Kopf!"

Mein Herz pochte gewaltig.

„Hier," antwortete ich kleinlaut und trat an den Schalter.

„Wie viel Tage?"

„Fünf."

„Macht sechs Gulden."

Fast beschämt strich ich das Geld ein; aber es machte mich überglücklich.

„Sie sind noch nicht lange Bildhauer," sagte der herzensgute Sickinger nachher zu mir, „das habe ich schon gesehen. Wenn Sie aber recht fleißig sind, können Sie noch einer werden."

Am nächsten Montag vollendete ich meine Gipstafel, auf der ich recht steife, langweilige, romanisierte Pflanzenornamente auszuschneiden gehabt hatte. Bei der zweiten Tafel ging es schon besser, bei der dritten, glaube ich, ganz gut, und als Sickinger seinen Morgenbesuch bei den Arbeitern machte, nickte er mir befriedigt zu.

Nun bekam ich auch Kapitäle zu modellieren und in Gips auszuführen, wobei ich mich mehr und mehr in die Architektur hineinlebte.

In meinen freien Abendstunden studierte ich fleißig, freilich in ziemlich planloser und unbeholfener Weise. Werke über Baukunde, Zimmerkunde und viele andre Bücher schaffte ich mir an. Auch die Kunstschätze Münchens besichtigte ich so oft als möglich an Sonn- und Feiertagen; lag doch Sickingers Werkstatt der alten Pinakothek gegenüber, meine Wohnung nicht weit davon. Ich wohnte in der Amalienstraße. Mein Zimmer hoch oben war klein, und bald hatte ich es vollgestopft mit Gipsabgüssen, Büchern, Mappen und anderm. An Sonntagen hörte ich auch Vorlesungen über Kunst- und Kunstgewerbe.

Sickinger hatte mir schon öfter davon gesprochen, daß er mich nach Kelheim a. D. schicken wollte, wo ich an den großen Bauten König Ludwigs I. (Befreiungshalle) arbeiten sollte. Diese Aussicht war mir aber nichts weniger als angenehm, — was konnte ich in Kelheim sehen und lernen? Einstweilen ließ mich Sickinger noch Kapitäle in Tiroler Marmor ausführen, das heißt punktieren und vollenden, eine sehr ermüdende Arbeit.

Als der gute Sickinger in der Folge wirklich verlangte, daß ich nach Kelheim übersiedeln sollte, lehnte ich mit schwerem Herzen ab. Dieser Entschluß, mich von Sickinger loszusagen, war mir gewiß nicht leicht geworden; hatte ich doch vier Monate hindurch bei diesem Meisterkünstler wohlthätige Ruhe genossen und viel gelernt, und hätte ich bei ihm in München doch noch weitere Fortschritte machen können.

Von München nach Wiesbaden.

Damals (ums Jahr 1851) ließ gerade der Herzog Adolf von Nassau in Wiesbaden für seine verstorbene Gemahlin, eine gewesene russische Großfürstin, die äußerst reiche und schöne Grabkapelle erbauen. Bildhauer Hoffmann, der die

Bildhauerarbeiten übernommen, hatte in öffentlichen Ausschreiben Gehilfen gesucht. Eine derartige Anzeige war auch in einem Münchener Blatte erschienen und hatte Arbeiter von Sickinger veranlaßt, dem Rufe nach Wiesbaden zu folgen. Ihnen schloß ich mich an. Mein Entschluß war mir, wie gesagt, nicht leicht geworden. Ich schrieb am 20. August 1851 an meine Eltern:

„Bis ihr Lieben diese Blätter in den Händen habet, werde ich wohl schon eine ziemliche Strecke Landes von euch getrennt sein! Nach langem hartem Kampfe habe ich mich entschlossen, nach dem besagten Wiesbaden abzureisen. Herr Sickinger hätte zwar noch Arbeit für mich, allein ich müßte doch nach Kelheim, was ich jetzt nicht annehme. Vielleicht fehle ich, vielleicht nicht. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Morgen reise ich ab. Meinen Koffer mit Gipsfiguren, antiken und neuen, übergebe ich dem Frachtboten . . . ich bitte euch recht herzlich, gebt mir ja acht darauf . . .“

Mein Sammelsinn trat demnach schon damals, für mich unbewußt, in Thätigkeit.

Ich reiste also nach Wiesbaden (29. August 1851) mit der Post ab und kam dort am 30. an.

Gleich am andern Morgen übergab Hoffmann mir ein Stück Fries — es waren Tiere durch Ranken verbunden mit schönem Effekt. Die Tiere waren oft ganz frei vorstehend, das Ganze hochgehalten, so daß man viel den Bohrer gebrauchen mußte. Der graue Nassauer Marmor war aber so hart, daß ich gar nicht weiter kommen konnte; auch hatte ich noch zu wenig in Marmor gearbeitet, um dieser Arbeit gewachsen zu sein. Ich mühte mich schrecklich ab.

Bildhauergeselle in Wiesbaden.

Hoffmann sagte mir denn auch nach ein paar Tagen, daß es besser sei, ich ließe die Sache, und gab mir auf, einen Arm an seiner lebensgroßen Figur der Großfürstin zu vollenden.

Krank in Wiesbaden.

In dieser aufregenden Woche kam ich ganz herunter, wurde unwohl und mußte mich legen. Professor Hoffmann erzählte der Frau Herzogin, welche mich bei der Arbeit gesehen, von meinem Zustande. Die hohe Frau nahm großen Anteil an mir, sandte mir eine Unterstützung von 14 Gulden und ließ mir ihr Bedauern ausdrücken. Später, als ich in Rom im Jahre 1871 das Relief der Frau Herzogin modellierte, lag es mir oft auf der Zunge, ihr zu sagen, daß ich derselbe sei, der damals in Wiesbaden als armer Geselle ihrer Huld und Gnade teilhaftig geworden war; allein ich fürchtete, das richtige Verständnis nicht zu finden; vielleicht war es auch falsche Scham, die ich nicht zu verwinden vermochte.

Von Wiesbaden nach Freiburg.

Nun wanderte ich wieder — frei und ledig — in die liebe Welt hinein, aber schon nicht mehr als fürchtender, sondern als ein mutig hoffender, fast tollkühner Anfänger der Kunst.

Am letzten Tage des Monats September 1851 drehte ich Wiesbaden den Rücken, ging nach Bibrich, von da über Frankfurt nach Heidelberg, wo ich die herrliche Schloßruine bewunderte und auch Nachtquartier nahm. Ganz entzückt von der schönen Neckarstadt zog ich andern Tages die Straße aufwärts im Rheinthale und kam nach Karlsruhe, wo ich im Gasthause zum Ochsen einkehrte und ganze 46 Kreuzer verzehrte.

Zum ersten Male in Baden-Baden.

Am 2. Oktober stattete ich dem etwas abseits von meinem Wege gelegenen, mir als so schön geschilderten Baden-Baden einen Besuch ab. Wie ein Garten lag es vor meinen Augen, wie eine einzige große Villenanlage.

Dieses Baden-Baden, in dem ich später so viel Glück und Freude und auch so viel Mühe und Sorge erlebte, in dem ich später während 20 Sommern arbeitete, ein Atelier

gründete und Kaiser und Könige kennen lernte, verließ ich damals wieder, nicht ahnend, was es mir später werden sollte.

Am 3. Oktober ging es über Kehl mit einem Abstecher nach Straßburg, dessen Münster mich durch seine Großartigkeit überraschte.

Nicht ohne Genugthuung erinnere ich mich einer kleinen Episode, die sich auf der Rheinbrücke abspielte, als ich diese auf meinem Rückwege nach der badischen Seite zu überschritt.

Ein Metzger, der ein Kalb am Stricke nach sich zerrte, kam mir auf der Brücke entgegen. Da ich ihm nach seiner Meinung nicht genügend auswich, fuhr er mich barsch an und drohte: „Du verfluchter Schwob, du, wenn du nit gleich ausweichst, so werf' ich dich in den Rhein 'nunter!"

Das brachte mich in hellen Zorn:

„Wartet nur," rief ich ihm erbost zurück, „wartet nur, ihr französische Lumpen! Es wird schon noch eine Zeit kommen, wo das Münster dort wieder deutsch sein wird!"

Ich war fürwahr kein schlechter Prophet.

Nun war ich in Freiburg, ohne jemand da zu kennen, In Freiburg i. B.
ohne auch nur die geringste Empfehlung an irgend jemand zu haben.

Alsbald suchte ich den Bildhauer Knittel auf, den ich dem Rufe nach kannte, und bat ihn um Beschäftigung. Da er hörte, daß ich aus München komme, einer Kunststadt, die schon damals Respekt einflößte, nahm er mich sofort an, machte mich aber aufmerksam, daß bei ihm nur in Sandstein gearbeitet werde, was mir wohl nicht gefallen möchte. Er wußte nicht, wie froh ich war, überhaupt Arbeit zu bekommen.

Nach einigen Tagen, in denen ich mir die schöne Stadt am Schwarzwalde angeschaut und ihr Münster bestiegen hatte, fing ich zu arbeiten an.

Bei Bildhauer Knittel in Freiburg.

Knittel war ein Tiroler, ein vortrefflicher, gutherziger Mensch. Er hatte in München studiert und konnte das Gefühl nicht los werden, daß er für etwas Besseres bestimmt sei als für Freiburg und seine Sandsteinarbeiten.

Ich begehe wohl keine allzugroße Indiskretion, wenn ich hier (zu allenfallsiger Danachachtung!) erzähle, daß Knittels gute Frau ihrem geliebten Manne nachempfand und beschloß, das Schicksal, welches den Vater stiefmütterlich behandelt hatte, insoweit zu „korrigieren“, daß wenigstens das Kind, das sie damals unter dem Herzen trug, und das natürlich nur ein Sohn sein konnte, dermaleinst ein großer Künstler werden sollte. Die junge Frau, in ihrer frohen Hoffnung auf das nahende Mutterglück, umgab sich mit klassischen Büsten und Bildwerken. Es kam auch wirklich ein Sohn; aber — aus ihm wurde in der Folge gar nichts, weder ein Künstler, noch sonst etwas.

Knittel, mein Meister, von Gestalt klein, mit blondem lockigem Haar, hatte ein gutmütiges Gesicht mit hellblauen Augen. Er war in der That ein guter Mensch und hatte vortreffliches geselliges Talent; er war sehr musikalisch, spielte die Zither und sang Schnadahüpfl dazu. Er war mir bald sehr zugethan, und ich verkehrte und fühlte mich in seinem Hause wie ein Sohn.

Wie viel schöne Tage habe ich in Arbeit und in Zeitvertreib mit diesem edeln Menschen verlebt!

Knittel besaß ein schönes Talent; seine Modelle waren gut komponiert und richtig empfunden.

Für ihn führte ich im Zeitraum von zehn Monaten in Sandstein mehrere große Werke aus, zuerst für einen Brunnen einen Knaben, der mit einer Gans ringt (Original auf dem Kapitol in Rom); dann die Brunnenfigur von Berthold Schwarz, eine schöne charakteristische Gestalt, die Knittel klein modellierte, ich lebensgroß ausführte — der Brunnen steht auf einem Platze in Freiburg; dann vor allem den barmherzigen Sama-

ritan für das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern in Freiburg; es sind dies zwei große Figuren voll Leben und Bewegung, die ich nach einer Skizze in gelbem Sandstein ausführte. Heute schmücken sie das Frontispiz des Gebäudes. Das Punktieren mit Maschine hatte ich in München gelernt, und Knittel war glücklich, dies auch bei seinen Arbeiten anwenden zu können.

In Freiburg gab es mehrere Künstler, darunter den Historienmaler Dürr, auch einen Zeichner für Anatomie an der Universität. Diese Herren lernte ich bald kennen, und unser Umgang gestaltete sich ganz kollegial. Namentlich der gute Dürr, ein Historienmaler Overbeckscher Richtung, schwärmte oft mit mir für hohe Kunst, für die Ideale der Schönheit. Unsre Schwärmerei hatte freilich nicht immer festen Grund und Boden unter den Füßen. Vorwärtsstreben in Freiburg.

Unsre Künstler veranstalteten abends in einem Lokale der Universität Zeichnen nach dem lebenden Modell. Mit großer Aufregung sah ich der Eröffnung dieser Studien entgegen, namentlich da ich hörte, daß auch ein weibliches Modell stehen werde. Knittel modellierte für sich und korrigierte mir meine Zeichnungen, die mehr im Umrisse von mir behandelt wurden. Welcher Sporn waren für mich diese Abende im Aktsaale! Ich habe dabei viel gelernt.

An Sonntagen hörte ich die populären Vorträge von Professor Dr. Hirsch über Religion und Glauben, lernte auch Alban Stolz kennen.

Wenn ich Zeit hatte, hörte ich auch Vorlesungen an der Universität, wobei es sich gab, daß ich mit Studenten näher bekannt wurde und sogar Aufnahme in der Verbindung Teutonia fand, unter deren Mitgliedern viele schwäbische Landsleute, meist Theologen, sich befanden. Ich erhalte als „alter Herr" noch alljährlich Einladung zu Kommersen der Teutonen, aber — das Biertrinken würde ich heute noch weniger ertragen als damals. Die Kneipabende machten mir viel zu Unter Studenten in Freiburg.

schaffen, weil ich eben kein Biertrinker war und doch wohl oder übel (mehr übel!) mittrinken mußte. Wie oft habe ich mir dabei den Magen verdorben! Das zweite Mal in meinem Leben — aber auch das letzte Mal! — kam ich von einem solchen Gelage bewußtlos nach Hause. Welches Erwachen! —

Aber das Leben der jungen Leute war doch sehr anregend für mich. Auf Ausflügen ging es immer sehr lustig zu, was meine Lebenslust sehr steigerte.

Unter den Studenten war ein gewisser Knapp, ein sentimental veranlagter Theologe, der mir Lebensweisheit eintrichtern wollte, mir aber später — wir kamen in Rom wieder zusammen — viel Leid verursachte. Ein andrer Student, Wehrle, gab mir italienischen Unterricht; andre versahen mich mit Büchern. Kurz, die guten Leute nahmen sich meiner sehr an.

Als Revolutionsmann verhaftet.

In Freiburg lag damals preußisches Militär. Eines Tages ging ich mit Freunden vor dem Thore der Stadt spazieren. Ich hatte eine sogenannte Raffaelsmütze auf dem Kopfe, wie sie die Jünger der Kunst in München gern trugen. Es war ein unschuldiges Vergnügen, schon äußerlich sich als Künstler zeigen zu wollen.

Mehrere preußische Unteroffiziere gingen an uns vorbei, und einer von ihnen schaute sich nach mir um und blieb zuletzt stehen, um mich barsch zu fragen, wer ich sei. Wahrscheinlich lachend antwortete ich:

„Er."

„Sie haben nicht zu lachen! Was tragen Sie da für eine Mütze?"

„Das ist meine Mütze — sie gefällt mir und braucht Sie nicht zu genieren!"

„Das will ich Ihnen schon zeigen! Sie tragen einen Heckerhut und sind von mir verhaftet."

Ich konnte mich nicht widersetzen und wurde auf die Hauptwache geführt, wo ich vor einen Offizier gebracht wurde.

Dieser setzte mich vernünftigerweise sofort in Freiheit, gab mir aber den guten Rat, diesen „Hut" nicht mehr öffentlich zu tragen, da er wie ein „Heckerhut" aussehe, und ich ja wissen müsse, daß ein solcher als revolutionäres Abzeichen verpönt sei. (Hecker war bekanntlich ein Hauptführer der südwestdeutschen „Freischärler".) Das Jahr 48 spukte den guten Leuten noch im Kopfe.

Schon lange schwärmte ich mit meinen Freunden von Rom, von Italien, von der göttlichen Kunst, die dort so unvergleichlich geblüht und noch von Canova und Thorwaldsen ausgeübt wurde, von den Museen und Kunstschätzen der ewigen Stadt, von Natur und Volk, und daß nur dort ein Künstler gebildet werden könnte. Alle, die einmal das Glück hatten, Italien, das gelobte Land alles Schönen, zu sehen, sangen dasselbe Lied, verkündeten das gleiche Lob, waren hoher Begeisterung voll! Schwärmerei für Rom.

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?"

Auch unsre Schriftsteller und Dichter, vor allen Goethe, hielten mit ihren begeisterten Schilderungen die Sehnsucht in meinem Herzen wach nach dem gelobten Lande Italia!

So faßte ich denn den großen Entschluß, nach Rom zu ziehen, — nichts Geringes für einen jungen Mann, der keine Mittel und keine Empfehlungen besaß, nichts sein eigen nannte, als seine hohe Begeisterung für die Kunst und den glühenden Wunsch, ein Jünger derselben zu werden. Täglich sagte ich mir laut vor: „Du gehst nach Italien!" um mich nach und nach an den kühnen Gedanken zu gewöhnen, und richtig hatte ich mir zuletzt die Notwendigkeit der Romfahrt so fest eingeprägt, daß ich selbst an die Ausführung glaubte. Meine Freunde beglückwünschten mich, Knittel selber hatte Freude an meinem Vorhaben, obgleich er mich ungern ziehen ließ. Entschluß zur Romfahrt.

Nun schaffte ich mir Kleider an, auch einen festen Tornister und zahlte meine kleinen Rechnungen. So kam der Tag der Abreise von Freiburg heran. Meine Freunde ver-

sammelten sich mit mir zu einem Abschiedsgelage. Reden wurden gehalten, Bier getrunken, Lieder gesungen; mir aber war es recht schwer ums Herz. Doch ich mußte fort, unwiderstehlich wurde ich wie durch eine unsichtbare höhere Gewalt fortgetrieben.

Am 1. September 1852 verließ ich das schöne Freiburg, wo mir so wohl gewesen, wo ich so frohe, glückliche Tage verlebt. Einige Freunde gaben mir das Geleite bis ins Höllenthal — ade! ade!

Fußreise nach Rom.
(5. September bis 18. Oktober 1852.)
(Reisekosten 40 Gulden.)

Von Freiburg im Breisgau war ich zu meinen Eltern gegangen, welche damals in Ettenkirch, einem Dorfe bei Friedrichshafen am Bodensee, wohnten. Zu Hause traf ich alsbald die allerdings nicht sehr umfangreichen Vorbereitungen zu meiner Romreise.

Vorbereitungen.

Mein Reisegeld bestand in ungefähr 100 Gulden (etwa 170 M.), die ich in Kronenthalern bei mir trug. In einem festen Tornister waren meine wenigen Kleider und meine Leibwäsche, womit ich neu ausgerüstet war, untergebracht, an beiden Seiten waren die derb genagelten Sohlen eines Paares tüchtiger Stiefel zu sehen. War auch nicht viel beisammen, so wog mein Tornister doch mehr als 30 Pfund.

In Freiburg hatte ich etwas Italienisch gelernt, so daß ich wenigstens Italienisch lesen konnte. Ich war zu einem sogenannten Pilgerbuch gekommen, das allgemein angab, wie ein Pilger über Tirol, Verona, Padua, Loreto nach Rom kommen konnte, und Hinweise enthielt auf gute und manchmal auch freie Nachtherberge. Diesem Wegweiser beschloß ich getrost zu folgen.

Nicht geringe Beruhigung gewährte es mir, zu wissen, daß ich bis tief nach Italien hinein auf jener Reiselinie österreichisches, also deutschredendes Militär finden werde, das seine Garnisonen bis nach Foligno vorgeschoben hatte.

Der alte Pfarrer Maier in Ettenkirch, den ich zum Abschied noch zeichnete, eine liebenswürdige, edle Seele, nahm sich meiner überaus wohlwollend und sorglich an und behändigte mir ein in lateinischer Sprache verfaßtes Empfehlungsschreiben, ein Schibboleth, das mir die Pforten der Pfarrhäuser und Klöster, an welche ich auf meinem Wege hilfsbedürftig klopfen würde, öffnen sollte. Hier ist der Wortlaut des Schriftstückes, das mir immerhin geholfen hat, und das ich pietätvoll aufbewahrt habe:

Recommandatio.

Qui eam profert, Josephus Kopf, sculptoriae Artis, religionis Catholicae, natus in regno Württembergico, decanatus Tettnangensis, mihi comprobavit ingenium docile, vitam sollertem, mores honestos. Quare ego infra scriptus non dubitandum puto, ipsum meum parochianum studiorum causa Romam proficiscentem Reverendorum Dominorum confratrum benevolentiae et hospitalitati commendare. Ettenkirch, die Octava SS. Angelorum

5to Septembris 1852

L. S. testatur. Maier parochus.

Nur einige Tage blieb ich bei meinen guten Eltern und lieben Geschwistern, für sie Tage der Wehmut und der Sorge! Der 5. September, zur Abreise bestimmt, war gekommen; mein guter Vater wollte mich mit seinem Wägelchen bis Friedrichshafen fahren. Knieend empfing ich den Segen meiner guten Mutter, die Geschwister standen weinend um mich herum, — ich glaube, sogar Thränen im Auge meines Vaters bemerkt zu haben.

Zum Abschied gab mir meine Mutter ihren Ehering mit den Worten: „Das ist das einzige Gold, das ich dir geben kann. Bist du in Not, so verkaufe es.“ Diesen Ring, mir so unendlich wert und teuer, habe ich im Jahr 1853 in Porto d' Anzio beim Baden im Meer verloren.

Noch weit vom Hause hörte ich das Rufen meiner kleinen sechsjährigen Schwester Rosina, deren gutes Herz im Abschiedsschmerze zerspringen wollte.

Als wir in Friedrichshafen ankamen, lag das Schiff schon zur Abfahrt nach Bregenz bereit. Im letzten Augenblicke, da ich schon den Fuß auf die Planken des Schiffssteges gesetzt hatte, versuchte der Vater mich noch zurückzuhalten:

„Warum gehst du aber doch so weit in die unbekannte Fremde? Es ging dir ja so gut, und auch hier hättest du ein großer Bildhauer werden können.“

Mein Vater begriff eben die Verhältnisse nicht, in denen ich mich befand und die mich drängten, das Aeußerste zu wagen, um ein Künstler zu werden. Noch vor meiner Abreise sagte ich zu meiner Mutter: „Liebe Mutter, nach sieben Jahren komme ich wieder, wenn ich ein tüchtiger Künstler geworden bin; sollte ich das aber nicht erreichen, so siehst du mich nicht wieder!“ Das gute Geschick wollte es, daß ich wirklich nach sieben Jahren meine liebe Mutter unter glücklichen Umständen wiedersehen konnte.

Auf dem Bodensee.

Das Dampfboot lief aus dem Hafen aus. Noch lange sah ich meinen Vater am Ufer stehen, — mir war recht weh zu Mute.

In Lindau legte das Schiff an. Einen kurzen Aufenthalt daselbst benutzte ich, um mir ein italienisches Wörterbuch zu kaufen.

Abmarsch von Bregenz.

In Bregenz stieg ich ans Land, nahm meinen Tornister auf den Rücken und trat in Gottes Namen meine Reise an.

Der Gebhardsberg wurde besucht. Die Freude an der Natur drängte alsbald meinen Schmerz zurück. Wie ist ein junges Leben doch so elastisch!

Ich wanderte voll Lebensmut und kam in dem langen Dorfe Dornbirn ins erste Nachtquartier. Ich schlief herrlich, erhob mich mit Tagesgrauen, zahlte meine Rechnung mit 24 Kreuzern und zog raschen Schrittes weiter. Nach einer halben Stunde aber wurde ich zu meinem nicht geringen Schrecken gewahr, daß ich all mein Geld unter dem Kopfkissen des Bettes in der Herberge hatte liegen lassen. Ich ging nicht, ich flog zurück in das Wirtshaus. Mit Herzklopfen hob ich das Kissen auf. Da lag mein Schatz unversehrt am Platze. Das war Glück! Denn ohne dieses, wenn auch noch so wenige Geld wäre meine Reise unmöglich gewesen und hätte ich wahrscheinlich dies jetzt nicht schreiben können. Reisegeld in Gefahr.

Die Gegend interessierte mich sehr, war mir doch alles neu, was ich auf dem Wege sah und hörte.

Von Dornbirn ging es über Feldkirch, wo ich einige Kirchen besuchte, bis Bludenz.

Ich führte ein Tagebuch, in welches ich auch in Umrissen Landschaften und Gebäude zeichnete; abends im Quartier führte ich diese Zeichnungen mit der Feder aus. Tags darauf wurde die Gegend sehr romantisch. Ich kam nicht aus dem Staunen über die Wildheit und Großartigkeit der Natur heraus und konnte des Wanderns nicht müde werden. Spät am Abend kam ich nach Pettnau, wo ich über Nacht blieb und so wenig als möglich aß, damit es ja recht wenig kostete. Merkwürdigerweise nahm ich da einen Platz im Stellwagen bis Vils, was mich zwei Gulden kostete. Es geschah aber nur des Wetters halber, denn es regnete gräßlich.

Am 8. September war ich in Zirl, wo mich besonders die Martinswand interessierte. Durch das große, schöne Thal kam ich nach Innsbruck, wo ich einen Rasttag machte. Hier fühlte ich den Mangel eines Reisehandbuches, bekam aber doch das „Goldene Dacherl“ und die Schloßkirche mit den herrlichen Figuren zu sehen. Die Enge der Stadt drückte mich,

Heimweh erfaßte mich, ich mußte wandern — wandern! Wie ward mir wieder so wohl in der freien Gottesnatur!

Innsbruck verließ ich also schon am 10. September. In der folgenden Nacht fand ich Herberge in Schönberg, von wo ich dann in einem Marsche bis Sterzing kam.

Am Wege nach dem Brenner ruhte ich in einer Kapelle aus und betete da so inbrünstig zum lieben Gott, daß ich ganz beruhigt und frohen Mutes singend dem Brenner entgegen ging. Es regnete ausgiebig, die Straße war aufgeweicht, das Gehen beschwerlich; aber das konnte mich nicht anfechten. Herrlich und großartig erschien mir diese Gebirgsgegend. Ich war voll Freude!

Ueber Gossensaß, dessen Wasserreichtum in rauschenden, tosenden Bächen mich entzückte, ging es nach Sterzing, dessen alte Häuser, die Wirtschaften mit ihren Schildern — ich zeichnete mehrere — mich so heimatlich anmuteten. Von dort über Franzensveste, Brixen bis nach Clausen, das mit seinem Kloster auf der Höhe einen gewaltigen Eindruck auf mich machte.

Der lateinischen recommandatio erste Wirkung.

Auf meiner Wanderschaft von Clausen nach Bozen wollte ich von der lateinischen Empfehlung meines gütigen Pfarrers zum ersten Male Gebrauch machen. Es war in St. Wilhelm. Ich ging auf das Pfarrhaus zu und zog an der Glocke. Die Köchin erschien am Fenster; was ich wolle, fragte sie. Ich zeigte mein Schriftstück, worauf sie mir einen Kreuzer zuwarf und verschwand. Diese Behandlung, wie man sie nur einem gemeinen Fechtbruder angedeihen zu lassen pflegt, beschämte mich sehr. Ich empfand ein tiefes Bedauern mit mir selber, was zur Folge hatte, daß mir Thränen in die Augen kamen.

Einige Handwerksburschen wollten sich mir anschließen und belehrten mich, wie man sich überall herrlich durchbetteln könne. Bei der nächsten Gelegenheit aber wußte ich ihnen zu entwischen und wanderte froh Bozen zu, wo ich am 13. September ankam.

Als das Thal sich auf einmal öffnete und das schöne Bozen vor mir lag, war es mir, als sei Italien schon gekommen. Die lange Straße, die an den staubigen Häusern vorbeiführte, durchschritt ich in gehobener Stimmung, stramm aufgerichtet wie ein Soldat. Es war ein köstlicher Tag! Was wird er mir nicht alles bringen! Wo werde ich übernachten? All diese Ungewißheit erregte mich und machte mich glücklich.

Wie so ganz anders als andre Städte, die ich sonst gesehen, war dies Bozen! Die Kirche mit ihrer eigentümlichen Gotik, die Straßen mit den gedeckten Gängen erregten mein Staunen. — Mein Ausgabebuch, das ich mir besehe, verzeichnet, daß ich in Bozen bloß 15 Kreuzer ausgegeben habe; viel, scheint's, habe ich da nicht gegessen.

Der Drang nach vorwärts ließ mir nirgends viel Ruhe. So verließ ich Bozen schon am 14. September und wanderte dem hochgelegenen Dorfe Kaltern zu, das eigentlich abseits meiner Straße lag und wohin ich den Weg erst erfragen mußte. Es hatte das seine eigne Bewandtnis!

In diesem so ganz aus der Welt gelegenen Dorfe befand sich eine stigmatisierte fromme Jungfrau, Katharina Wörl, eine Somnambule, deren Namen und Wunderwerke in ganz Deutschland bekannt und berühmt waren, oder sage ich, deren Ruf auch bis in meine Heimat gedrungen war. Von ihr erzählte man sich, daß sie die fünf Wundmale Christi am Körper trage und daß sie in die Zukunft sehen könne. Bei der Jungfrau von Kaltern.

„Diese Jungfrau", hatte meine gute, fromme Mutter zu mir gesagt, „mußt du besuchen. Hier hast du ein Geldstück, das lege ihr zu Füßen und bitte sie, daß sie für dich und dein Vorhaben bei Gott Fürbitte leiste. Dann höre auch für mich eine heilige Messe an, und Gott wird dir gewiß beistehen."

Mit diesem Auftrage wanderte ich Kaltern zu, das, wie gesagt, sehr von meinem Wege ablag. Die Hochebene aber, auf welcher das Dorf liegt, entzückte mich so, daß ich oft

stehen blieb und zeichnete und einige Stunden brauchte, bis ich den Ort erreichte. Allsogleich suchte ich die wunderthätige Jungfrau auf.

Ein geistlicher Herr in langem schwarzem Rock empfing mich, sagte mir aber, nachdem er meine Bitte angehört, daß die Jungfrau gerade nicht in Ekstase sei; ich solle später kommen. Die Gelegenheit schien mir günstig. Ich wies meine lateinische Empfehlung vor, die dem Herrn Confrater, da er sie wohl nicht verstand, sehr zu imponieren schien.

Nach vier Uhr nachmittags kam ich wieder, und nun ließ mich der geistliche Herr durch einen Vorhang in eine kleine niedere Kammer treten, in der ein paar Kerzen brannten. Von dem Gemache aus konnte man in eine kleine Kapelle schauen. Ich wagte kaum zu atmen, so sehr nahm mich der Vorgang in Anspruch. Der Geistliche führte mich an das Bett der Kranken; denn wie eine Kranke sah das etwa achtzehnjährige Mädchen aus, das, mit wachsbleicher Gesichtsfarbe, mit kohlschwarzem, aufgelöst über ihren zartgebildeten Rücken fließendem Haare, aufrecht im Bette saß. Die erhobenen Arme ausgebreitet, hielt sie den Blick gen Himmel gerichtet. Sie rührte sich nicht, sie war wie versteinert.

Ehrfurcht und Staunen hatte mich erfaßt, so daß ich vergaß, nach ihren Wundmalen zu schauen. Wie eine Geistererscheinung erschien mir das Ganze; aber das Malerische der ganzen Scenerie entging mir nicht. Auch die Kritik regte sich in mir, sobald der Geistliche mich durch den Vorhang wieder hinausgebracht hatte. Er wünsche mir Glück auf die Reise, sagte er mir; die Jungfrau wolle für mich beten. Dann gab er mir noch ein Heiligenbildchen, das ich meiner Mutter senden sollte, was natürlich geschah.

Von Kaltern stieg ich wieder ins Thal hinunter und übernachtete in Salurn. Von da ging es wieder lustig bis San-Pietro, wo ich in einer Fremdenherberge freies Nachtquartier fand.

Der Eisenbahnzug durchmißt heute in fliegender Eile diese weiten Strecken Landes, die ich, auf staubiger Landstraße fürbaß schreitend, müden Fußes durchwanderte. Und oft, wenn ich jetzt, in die weichen Kissen des Eisenbahnwagens zurückgelehnt, auf diesem Wege fahre, muß ich an jene Zeiten denken und an den Wanderer von damals!

In Trient (15. September) versuchte ich wieder mein Heil mit meiner lateinischen Rekommandation. Ich ging zu den Kapuzinern. Der Prior, ein schöner, stattlicher Mann mit intelligentem Gesicht, nahm mich freundlich auf und wies mir eine Zelle an, in der ich bleiben sollte, solange es mir gefalle.

Die recommandatio wirkt besser bei den Kapuzinern in Trient.

Es war Abend, als ich ankam. Der gute Kapuziner setzte sich zu mir, fragte mich tüchtig aus und hatte sichtlich Freude an meinem kindlichen Mut und Enthusiasmus. Dann zeigte er mir die Stadt, die so malerisch und schön in der Tiefe lag.

„Morgen führe ich Sie in den Dom, in dem das heilige Konzil abgehalten worden ist."

Frohen Mutes suchte ich mein Nachtlager auf und schlief alsbald ein. Ein furchtbarer Schlag ließ mich mitten in der Nacht emporfahren. Ein schweres Gewitter war aufgezogen, der Blitz in das Kloster gefahren. Alles hatte sich in Hast und Verwirrung erhoben; es war aber nur ein kalter Schlag gewesen. Man beruhigte sich, und auch ich verbrachte den Rest der Nacht in gesundem Schlafe. Am Morgen zeigte mir der gute Prior die Stadt und den Dom.

Nächtliches Gewitter im Kloster.

„Nun reisen Sie mit Gott," sagte er beim Abschied, „ich werde einmal in den Zeitungen von Ihnen lesen."

Dieser Nachsatz überraschte mich sehr; denn daß man von mir lesen sollte, das war mir bis dahin nicht im Traum eingefallen. Ob der gute Kapuziner wohl noch dazu kam?

Am 16. September Roveredo. Die Gegend, alles um mich her wurde mir immer fremdartiger, alles war mir neu.

Leider wurde ich hier im Genuß der reizvoll wechselnden Erscheinungen erheblich gestört durch das Schmerzen meiner wundgelaufenen Füße.

Das Thal hörte auf, in weiter Ferne zeigte sich Verona. Ängstlich und beklommen zog ich in die große Stadt ein, welche — das wußte ich wohl — herrliche Kunstschätze in ihren Mauern barg. Aber wo übernachten?

Die recommandatio versagt bei den Jesuiten in Verona.

Wiederum entschloß ich mich, von meiner lateinischen Zauberschrift Gebrauch zu machen. Im Jesuitenkloster sprach ich vor; aber da kam ich schön an! Schnöde wurde ich abgewiesen. Wie menschlich liebenswürdig waren mir doch die guten Kapuziner entgegengekommen!

So gern hätte ich länger in Verona geweilt; aber wie konnte ich das Geld aufwenden, das ich so sehr sparen mußte?! Wohl oder übel — ich mußte in einem Tage das reiche Verona abmachen. Von früh bis spät war ich auf den Beinen. Oesterreichische Soldaten und selbst Offiziere zeigten mir bereitwillig und zuvorkommend die Wege. Ein Lieutenant ging sogar mit mir von Kirche zu Kirche. Das that mir wohl, und zufrieden und glücklich über den schönen Tag ging ich abends zu Bette. Ich war in Italien — das fühlte ich wohl.

Von Verona an unterbrach ich meine Fußwanderung und benutzte bis Padua die Eisenbahn, wodurch mir eine Ausgabe von zwei Gulden erwuchs. In Padua fand ich Unterkunft im Kloster, wo ich aber nur schlafen konnte; zu essen bekam ich nichts. Die Patres lachten über mich, was mich, da ich in dieser Hinsicht empfindlich bin, recht beleidigte. Den Weg von Padua bis Venedig legte ich wieder auf Schusters Rappen zurück. Es ging aber nicht ganz glatt ab.

Auf falschem Wege nach Venedig.

Früh morgens an einem frischen Tage — es war der 19. September — war ich von Padua aufgebrochen. Ich lief der Landstraße nach, wohl eine gute Stunde, als mir Leute begegneten, die ich fragte, ob dies der rechte Weg nach Venedig sei.

„Si, Signore,“ gaben sie zur Antwort, „sempre dritto!“ lachten aber dabei.

Ich glaubte wohl bald zu bemerken, daß der Weg zu sehr nach rechts zog; aber ich lief und lief immer zu und kam zuletzt in einen Wald, der mir endlos schien. Endlich wurde es licht; ich trat heraus und stand starr vor — dem Meer! Von Venedig weit und breit keine Spur.

Gelindes Entsetzen ergriff mich, denn ich sah, daß ich mich nach sechsstündigem Marsche gründlich verlaufen hatte. Wie ich mich genauer umsah, erblickte ich ein Wachthaus, vor dem ein österreichischer Zollsoldat auf und ab schritt. Ich eilte darauf zu und erzählte dem Unteroffizier des Postens mein Mißgeschick. Er lachte laut auf.

„Sie wollen nach Venedig? Was in aller Welt aber bringt Sie hierher? Dort unten liegt Venedig — es sind noch mehrere Stunden dahin.“

„Aber was hab' ich da zu thun?“ fragte ich jammervoll.

„Nach Padua zurück und die Eisenbahn nehmen, — andres können Sie nicht thun.“

Ich war wie vernichtet. Hungrig und — ach! — so müde wieder nach Padua zurück!

Da sagte der gute Oesterreicher, dem ich gewiß einen recht kläglichen Eindruck gemacht hatte:

„Einen Weg gäbe es noch, wenn Sie sich dazu entschließen wollten. Ich verhafte Sie als Contrebandist und lasse Sie in einem Boote nach Venedig transportieren und dort an die Polizei abliefern. Dort erzählen Sie, was Ihnen passiert ist, vielleicht geht es gut ab.“

Es war mir alles recht. Ich ließ mich verhaften und gab meine Papiere ab, welche jener versiegelte und samt meiner Person zwei Marinari übergab mit dem Befehl, mich sofort nach Venedig zu bringen.

So fuhr ich also Venedig zu. Unterwegs bekamen meine zwei Marinari Zank miteinander und schlugen mit dem

Ruder aufeinander los. ‚Was wird nun noch kommen? Wie wird es dir, armer Joseph, heute noch gehen?‘ So dachte ich, steckte aber voll Neugierde meine Hand in das mir bis dahin unbekannte Meer, um zu versuchen, ob das Meerwasser wirklich salzig sei. So wurde ich zum ersten Male mit dem Meer bekannt.

Es war schon spät geworden und ziemlich dunkel, als wir uns Venedig näherten. Die über der erleuchteten Stadt flutende Lichtwelle wurde zusehends stärker. Wir fuhren in die Kanäle ein. Ich sah Paläste wunderbar aus dem Wasser aufsteigen, ich war Aug' und Ohr und hörte kaum, als meine zwei Männer erklärten: „Siamo arrivuto!“

Man half mir eine Treppe hinauf und führte mich in ein von lauter uniformierten Männern besetztes Lokal. Man las den Bericht des Zollwächters, meinen Paß und unterzog mich einem kleinen Verhör, worauf ich freigelassen wurde mit dem Bedeuten, ein andres Mal wie andre Leute nach Venedig zu kommen.

Draußen hatten meine Marinari auf mich gewartet und verlangten Bezahlung, die ich doch schon bei der Abfahrt mit einem Gulden geleistet hatte. Es gab ein Hin und Her, und auf den Lärm kamen österreichische Offiziere dazwischen und entfernten die italienischen Gauner mit einer bezeichnenden Handbewegung. Man zeigte mir auch eine deutsche Schlafstelle, albergo del pellegrino genannt.

So zog ich (19. September 1852) in Venedig ein, das mich drei Tage lang in Staunen und Bewunderung versetzte.

In Venedig. In meiner Herberge befanden sich mehrere Landsleute; auch ein deutscher Fremdenführer stellte sich ein. Ich schloß mich den andern an und begann die Wanderung durch die Stadt zu Museen, Kirchen, Galerien, zum Dogenpalast und zu San Marco. Wie unendlich viel hatte ich zu sehen, wie klein kam ich mir vor dieser Welt von Kunstschätzen gegenüber! Wie bedauerte ich, nicht besser unterrichtet zu sein!

Fest nahm ich mir aber vor, in Rom alles nachzuholen. Wollte lernen, begreifen!

Drei Tage hielt ich mich in Venedig auf. Ich brachte Kleider und Wäsche in Ordnung, kaufte einige Kleinigkeiten und ließ meinen Paß visieren. Ich zeichnete viel und schrieb abends an meinem Tagebuch. In meinem Ausgabebuch finde ich für Venedig für Barken, Führer, Polizei, Unterkunft und Verzehren die große Summe von sechs Gulden vier Kreuzern verzeichnet.

Am 22. September verließ ich Venedig mit der Bahn, welche ich bis Padua benutzte. Nun aber ging es wieder zu Fuß durch die mir recht langweilig vorkommende Ebene weiter über Rovigo, Ferrara nach Faënza, wo ich am 26. September ankam. Ueberall traf ich österreichisches Militär, was mir stets heimatliche Gefühle erweckte. Warum ich auch Bologna besuchte, ist mir nicht recht erinnerlich; ich weiß aber, daß es mir riesig imponierte.

Von Faënza über Cesena nach Rimini.

Eine unangenehme Reisebekanntschaft.

In Rimini begegnete mir etwas, was sich wie ein roter Faden von da bis Rom durch meine Reise zog.

Noch vor Rimini holte ich auf der Straße einen Pilger ein, der, mit einer langen Kutte angethan und mit einem Pilgerstabe, an dem oben Kreuz und Muschel prangten, ausgerüstet, ganz so aussah, wie man diese Leute als romfahrende Pilgrime abgebildet sehen kann. Der Mann mochte so etwa 40 Jahre alt sein, sah baumstark aus und trug einen Vollbart auf grobgeschnittenem Gesichte. Als ich an ihm vorbeischreiten wollte, grüßte er mich auf echt bayrisch; er war von Landshut und hieß, glaube ich, Kös.

„Wo gehen Sie hin?“ fragte ich ihn.

„Nach Rom. Will das heilige Grab von Sankt Petrus und Paulus besuchen. Können wir nicht zusammen reisen, wenn Sie auch nach Rom gehen? Ich verstehe kein Wort welsch.“

So war es auch. Er verstand keine Silbe italienisch

und war in dieser Beziehung bisher ganz auf österreichische Soldaten angewiesen gewesen.

Mit diesem Manne ging es nun weiter, immer dem Meer entlang bis Pesaro, von da nach Sinigaglia. Das Meer war mir interessant, doch liebte ich die formenreichen bergigen Gegenden mehr. Es gab auch in den Kirchen nicht mehr so viel zu sehen und zu zeichnen.

Am 2. Oktober erreichten wir Ancona. Die Stadt fand ich sehr malerisch; besonderen Eindruck machten mir der Triumphbogen des Trajan und der Hafen.

Großes Verlangen hatte ich, Loreto zu sehen, das nun in einer kleinen Tagreise zu erreichen war, und von dem mein Pilgerbuch Wunder über Wunder erzählte. Auch sonst war es mir gar nicht gleichgültig, da ich ebenfalls aus meinem Pilgerbuch erfahren hatte, daß jeder Pilger zwei Tage lang unentgeltlich dort Unterkunft fände und obendrein noch einen Scudo (= 5 Lire = 4 *M.*) bekomme, wenn er zuvor gebeichtet und kommuniziert hatte.

So zog ich denn frohen Mutes in dem Gedanken, Rom immer näher zu kommen, am 3. Oktober den Berg hinauf der heiligen Stadt zu. Auch der Pilger neben mir freute sich, den berühmten Wallfahrtsort zu sehen.

Schon um die Mittagsstunde waren wir oben, und unversäumt eilte ich der Kirche zu, um mit Sack und Pack im Beichtstuhl Absolution von meinen Sünden zu erlangen. Der deutsche Geistliche stutzte und fragte:

In Loreto.

„Wie lange sind Sie schon hier?“

„Soeben bin ich angekommen,“ antwortete ich.

„Aber thut es denn so not?“ fragte er in spöttischem Tone. „Gehen Sie auf die Pilgerherberge, ruhen Sie aus, und dann kommen Sie wieder.“

So that ich. Ich bekam eine Kammer, reinigte mich vom Staube und ging dann in die Kirche. Hier betete ich für meine Eltern, besonders für die liebe Mutter. Dann

besah ich mir die Kunstwerke, die mir leider noch ein Buch mit sieben Siegeln waren. Daß ich in Rom religiöse Kunst studieren wollte, verstand sich von selbst; aber diese Heiligenbilder waren mir fremde Gestalten. Wie sollte ich auch Verständnis für das Cinquecento haben? Die Kunstgeschichte sollte mir erst später alles offenbaren, und sie hat es gethan.

Der Geistliche, dem ich dann meine Beichte ablegte, führte mich überall herum.

Eine willkommene Empfehlung nach Rom.

„In Rom lebt ein frommer Bildhauer," sagte er zu mir, „an den werde ich Sie empfehlen, und da er nicht verheiratet ist, wird er sich Ihrer gewiß wie ein Vater annehmen. Er ist ein großer christlicher Künstler und heißt Wilhelm Achtermann, ist aus Westfalen und kommt oft hierher."

Wer beschreibt meine Freude! Wer kann empfinden, welche Hoffnungen in meinem armen Herzen aufstiegen?! Gott allein schrieb ich dies Ereignis zu.

Am Morgen des 4. Oktober sollte ich das heilige Abendmahl nehmen. Wie groß aber war mein Erstaunen, als der gute Geistliche mich fragte:

„Sind Sie aber auch nüchtern?"

„O ja," sagte ich.

„O nein!" meinte er, „Sie haben heute früh Wasser getrunken, können erst morgen früh wieder kommen."

Der Reisegefährte ein Denunziant.

Nun fiel mir mein Vergehen erst ein. Ich war durch diesen Vorfall tief beschämt. Der bayrische Pilger hatte mich denunziert!

Der liebenswürdige Pater Piccolo — so hieß der gute Mann — hat mir durch seine Empfehlung nach Rom viel genutzt, wenn er auch den Bildhauer Achtermann dadurch sehr in Verlegenheit brachte.

Nach Rom hatte ich freilich noch eine Empfehlung in der Tasche. Es war ein Brief vom Anatomen Wagner aus Freiburg an seinen Freund Dr. med. Wolfgang Erhardt. Durch diese Empfehlung erwarb ich mir einen Freund fürs

Leben. Die herzgewinnende Art, mit der mich Doktor Erhardt aufnahm, war mir bald ein Trost, eine Hilfe und ein Sporn für meine nun beginnende Künstlerlaufbahn.

Nachdem meine Stiefel neue Sohlen und ich meinen Scudo bekommen, ich auch die Kirche nochmals besucht und bewundert hatte, zog ich mit meinem netten Pilger, der mir sehr zur Last geworden war, von Loreto ab (6. Oktober). Wir gingen über Recanati nach Macerata.

In Tirol fand ich, wenn ich hungrig war, überall am Wege gute Leute, die mir für ein paar Kreuzer Milch und Brot verabreichten; in Italien hörte das auf. Dafür fand ich hier Obst in Masse vor. Die Weintrauben, Feigen nnd andres erscheinen jetzt in meinem Ausgabebuch überall, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie herrlich mir dies Obst schmeckte.

Leider besaß ich keine gute Karte von Italien, und so wußte ich mir mein Reiseziel auf jeden Tag und Abend nie richtig festzustellen. Ich kannte nie recht die Entfernung von einem Ort zum andern und lief nur auf gut Glück, aber wohlgemut und lustig drauf los. So erging es mir auch auf dem Wege von Loreto nach Macerata.

Unterwegs zeichnete ich und schrieb viel, was stets einen längeren oder kürzeren Aufenthalt verursachte und meinen stumpfsinnigen Pilger, der wohl oder übel warten mußte, sehr ärgerte.

Es war so schon spät am Nachmittag geworden. In den an der Straße zerstreut liegenden Häusern war schon Licht entzündet und immer noch kam kein Macerata.

Moderne Bacchantinnen.

Da auf einmal tönte ein furchtbares Gebrüll an mein Ohr — wie von einem Löwen kam es mir vor. Es war ganz nahe, nur eine Dornhecke an der Straße trennte mich von dem schrecklichen Tier. Zu gleicher Zeit sprangen Frauengestalten über die Straße. Mit emporgehobenen Tamburins und mit flatternden Gewändern tanzten sie und sangen und

verführten einen Heidenlärm. Der unschuldige Wanderer hatte noch nie in seinem Leben einen Esel schreien hören, hatte noch nie ein italienisches Oktoberfest von jungen Italienerinnen feiern sehen! Mein baumlanger Pilger war besonders entsetzt. „Das sind Heiden!" rief er, und ich hatte Not, ihm nachzulaufen.

Es war nun völlig Nacht geworden — Macerata noch weit, weit entfernt.

„Ist kein Wirtshaus in der Nähe?" fragte ich mit meinem bißchen Italienisch einen daherkommenden Bauern.

„O ja, dort, wo das Licht ist, kannst du übernachten."

Das Nachtlager von Macerata.

Kurz darauf kamen wir denn auch vor eine Art von Schmiede. Ein großer, dürrer Baumast zeigte an, daß es ein Wirtshaus sei.

Fünf oder sechs schwarze Männer saßen um ein Kohlenfeuer, über dem ein Lämmchen am Spieß gebraten wurde. Diese Art der Zubereitung erinnerte uns ganz an eine Räuberhöhle, obschon wir eine solche noch nie gesehen hatten, und mein Pilger sagte mit aller Bestimmtheit, daß die Männer am Feuer lauter Räuber wären.

Ich fragte, ob wir da übernachten könnten.

„O ja," sagte ein besonders unheimlich aussehender schwarzer Kerl und zeigte uns nebenan eine lange, schmale Kammer mit zwei Betten.

Ob wir was essen wollten? — O ja! — Mein Hunger war kein gewöhnlicher.

Nach langem Warten war der Braten endlich fertig. Man tischte uns von demselben nebst Wein und sehr schlechtem Brot auf; trotz Furcht und Angst aßen und tranken wir indes tapfer drauf los. Der Pilger meinte, wir sollten recht laut von Soldaten sprechen und daß solche hier vorbei marschieren würden. Wenn die Räuber das Wort „Soldat" öfters von uns hörten, bekämen sie Angst und thäten uns nichts. Wir thaten denn auch so.

Die sechs Männer unterhielten sich und schauten öfters zu uns herüber, was unsre Furcht jedesmal steigerte.

Endlich entschlossen wir uns, unser Lager aufzusuchen, nachdem wir unsre Zeche bezahlt hatten. Unsre Kammer wurde von uns sogleich gründlich daraufhin untersucht, ob auch kein Räuber unter einem Bett versteckt sei. Die Thür, welche kein Schloß hatte, wurde, so gut es ging, verrammelt. Der Pilger konnte kein Ende mit den Verteidigungsmaßregeln finden, ich legte mich zu Bett und schlief bald ein.

Frühmorgens — es war noch stockfinster — weckte mich der Pilger.

„Sie! Wir müssen fort!"

„Warum denn?" fragte ich schlaftrunken.

„Ja, jetzt schlafen die Räuber noch, und durch das Fenster kommen wir ins Freie. Ich hab' kein Auge zugethan. Kommen Sie, es ist noch Zeit!"

Ich stand denn auch auf, machte meine sieben Sachen zurecht, wusch mich mit dem wenigen Wasser, das da war — der Pilgersmann hatte das nie nötig und spähte unterdessen zum Fenster hinaus. Allein es war draußen kaum etwas zu erkennen.

„Gehen Sie voran!" sagte ich, und der Mann warf zuerst seinen kleinen Sack zum Fenster hinaus und horchte auf das Geräusch des Falles. Dann sprang er nach. Ich hörte einen dumpfen Fall und unmittelbar darauf das Grunzen von Schweinen.

„Was ist's?" Wo sind Sie?" rief ich leise hinunter.

„O! Da unten sind Sauen!" tönte es dumpf herauf.

Vorsichtig ließ auch ich meinen Tornister hinunter fallen, kroch zum Fenster hinaus und hielt mich, mich hinunterlassend, so lange mit den Händen fest, als es ging. Dann ließ ich los und kam auch bald, auf den Füßen stehend, unten an. Unser Sprung muß aber wohl fünf Meter in die Tiefe gegangen sein.

Wir befanden uns nun in einem Gehege, voll von Schweinen, die aufgeregt durcheinander rannten. Der Hag bestand zwei Meter hoch aus starken Dornen, die Thür war fest verschlossen.

Ein Grauen überfiel uns. Wenn die Leute uns hier überraschten! — Es konnte nach unserm Ermessen nur Furchtbares geschehen.

Da faßte der handfeste Pilger allen Mut zusammen und auch alle Kraft. Mit dem Kopfe voran stürzte er sich durch die Dornen. Seine Tunika hing in Fetzen, aber er war draußen. Durch das Loch, das er gemacht, war es mir leicht, durchzukriechen. ‚Nun sind wir frei und nicht ermordet!‘, so dachte wenigstens der Pilger und lief mit großen Schritten auf der Straße dahin.

Bald zog er ein Gebetbuch hervor und begann eine Litanei herzubeten, wobei ich immer „ora pro nobis!“ zu sagen hatte. Wir müßten Gott für unsre Errettung danken, meinte er. Zu allem Ungemach bemerkten wir nach einiger Zeit, daß wir den rechten Weg verfehlt hatten, und so waren wir gezwungen, ein gutes Stück Weges wieder zurückzukehren. Das war das Nachtlager bei Macerata.

Von Macerata zogen wir auf der langen eintönigen Straße bis Tolentino. Von da nach Foligno hatte ich einen der stärksten Märsche meiner ganzen Reise zu machen. Der Weg ging bergauf bergab; es waren große Steigungen zu überwinden. Trotzdem erreichte ich am Abend Foligno.

Gemütliche Oesterreicher in Foligno.

Am Thor stand eine österreichische Schildwache, die ich nach einem wohlfeilen Gasthause ausfragte. Ein Unteroffizier kam dazu und bot mir an, bei ihnen in der Kaserne zu bleiben, was ich auch that. Herrlich wurde ich gefüttert, und zum Danke zeichnete ich den Unteroffizier. Aber das gefiel so, daß nun alle andern Unteroffiziere herbeikamen und mir auch sitzen wollten. Mit Mühe nur konnte ich mich andern Tages losmachen.

Mein Pilger, den ich abends glücklich verloren hatte, saß am andern Morgen an der Straße und wartete auf mich, obschon ich ihm sehr nahegelegt hatte, allein reisen zu wollen. Erst später bin ich ihn ganz los geworden; in Rom aber habe ich ihn wieder gefunden und da erfahren, daß er mich bei den Geistlichen von Sankt Peter angeklagt hatte, ihn schlecht behandelt zu haben.

Am 10. Oktober marschierte ich von Foligno bis Spoleto durch die Ebene, die mir wenig zu zeichnen bot. Aber guten Mutes und frisch und gesund marschierte ich, den Regenschirm wie ein Soldat sein Gewehr aufrecht an der Schulter tragend, Spoleto zu. Daselbst angekommen, ließ ich mich zum Kapuzinerkloster hinweisen, das hoch oben mit herrlicher Aussicht lag. In Italien braucht man bloß die Kapuzinerklöster zu besuchen, um sicher die schönsten Aussichtspunkte der Gegenden zu finden. Die Kapuziner sind Kinder der unverdorbenen Natur.

Oben zeigte ich meine lateinische Empfehlung vor. Der Bruder Pförtner erschien bald, führte mich in eine Zelle, brachte Wein und Brot und bedauerte, daß er nicht mehr zu geben habe.

Bei den guten Kapuzinern in Spoleto.

Es war Sonntag. Die Sonne stand noch hoch am Himmel. Vor dem Kloster breitete sich ein mit Gras bewachsener großer Platz; da lagerten die Spaziergänger, die von Spoleto heraufgekommen waren, Männer, Frauen, Kinder. Sie spreiteten weiße Tücher auf den Rasen und brachten allerlei Eßwaren, Würste, Eier, Salat und andres, hervor. Vergnüglich schaute ich diesem gemütlichen Leben zu.

Da erhob sich eine schöne junge Frau mit prachtvollen Zähnen, wie ich solche vorher nie gesehen, fragte, ob ich nicht mithalten wollte, machte mir Platz neben sich und gab mir einen Teller voll der guten Sachen in die Hand.

Wie hat mich diese einfache Art, diese Liebenswürdigkeit der Italiener entzückt! Zum ersten Male empfand ich, daß

dieses Volk eines der natürlichsten und liebenswürdigsten der Welt ist. Ich wurde ausgefragt, und neugierig hörten sie dem Kauderwelsch zu, das ich hervorbrachte.

In meiner Zelle schrieb ich bis Mitternacht in mein Tagebuch ein. Am Morgen zog ich, den Ort segnend, Terni zu.

Das Wetter war schön. Oft hatte ich Regen auf meiner Reise, im ganzen durfte ich aber doch nicht klagen, und wurde ich auch manchmal tüchtig naß, so hatte ich mich doch bald wieder trocken gelaufen. Zehn bis zwölf Stunden Weges legte ich oft an einem Tage zurück, und das Gehen wurde mir so zur Gewohnheit, daß ich stets mich wohl dabei befand.

Daß Terni einen berühmten Wasserfall hat, wußte ich wohl, hatte aber nicht die Mittel, meine Reise zu verlängern, und unterließ es daher, denselben zu besuchen. Ich übernachtete in Terni.

Von Terni führte mich mein Weg durch das Gebirg nach Monterosa. Das war ein böser Marsch! Unterwegs überfiel mich ein so schlimmes Gewitter, wie ich weder vorher noch nachher eines erlebt habe. Wolkenbruchartig stürzte der Regen hernieder, der Donner rollte, die Blitze zuckten unaufhörlich. Dabei kam ein fürchterlicher Sturm, der mich platt zu Boden warf. Ich umschlang einen Baum, um nicht fortgeschleudert zu werden, der Schirm ging in Stücke. Ein böser Marsch.

Und als wieder Ruhe in der Natur wurde, — wie sah ich aus! Wie eine nasse Maus.

In einem Bauernhaus, das ich bald erreichte, trat ich ein und bat, mich trocknen zu dürfen. Mit sehr viel Güte kamen die Leute mir entgegen. In der Küche durfte ich alle meine Sachen aufhängen; auch mein Tornister samt Inhalt war durchnäßt. Nach ein paar Stunden zog ich weiter, still, in ernste Gedanken versunken. Ich gedachte meiner Lieben zu Hause, wozu die stets wachsenden fremden Eindrücke mich nicht oft kommen ließen.

In Monterosa übernachtete ich, wohl wissend, daß der

letzte Reisetag vor Rom bevorstand. Zum ersten Male ließ ich mir ein gutes Nachtessen geben: ein Huhn! Ich kam mir verschwenderisch vor, aber ich hatte so große Lust dazu. Ich zahlte für Quartier, Wein, Brot und das Huhn anderthalb Lire.

So, gut genährt, zog ich am Morgen des 13. Oktober 1852 auf Rom zu.

Auch auf diesem letzten Marsche habe ich nicht mehr gesungen.

Auf einer Poststelle vor Rom nahm ich noch Brot und Wein zu mir und ruhte etwas aus. Dann ging's weiter der heiligen Stadt zu.

Nicht lange war ich gegangen — da, auf einmal, lag die Stadt mit ihren Kuppeln, mit der Peterskirche vor meinen Augen. Ich hielt still, ich glaube, ich kniete nieder und betete.

Es war mir, als ob etwas geschehen sollte, und wußte doch nicht, was! Wie tröstete mich doch damals mein Gebet!

Die Stadt verlor ich nun nicht mehr aus dem Gesicht. Ich kam zum Ponte molle, — ich überschritt die Tiber, — es ward mein Herz immer schwerer und verzagter, je näher ich kam.

Vor der Porta del Popolo.

Vor der Porta del Popolo hielt ich an und trat in einen nahen Schuppen, um mich vom Staube zu reinigen. Ich zog meine besseren Kleider an und trat dann durch die Porta in Rom ein.

Schwereren Herzens ist wohl kaum je ein deutscher junger Mann dort eingezogen!

Was hast du gethan? rief es in mir. Was thust du hier., ohne Geld, ohne genügende Kenntnisse, ohne Freund? Du Leichtsinniger! Hast das Gute, deine Eltern verlassen, einem Hirngespinste nachzujagen! Und doch, ich muß es gestehen, wenn ich nach dem Sankt Peter schaute, so überkam mich das Gefühl: Dort ist auch dein Vater! Du bist hier nicht fremd, der allgemeine Vater der ganzen Christenheit, er gehört auch dir!

Am 13. Oktober 1852 zog ich also in Rom ein. Es war gegen zwei Uhr nachmittags.

Die ersten Jahre in Rom. 1852–1854.

Drei Straßen lagen vor mir. Ich war unschlüssig. Endlich wählte ich die rechts und ging die Via di Ripetta entlang. Ich hatte mich diese Straße hinunter durchgefragt und stand endlich in der Nähe des Monte di Pietà vor dem ernsten Gebäude von S. Trinità de' Pellegrini, wo, wie mir mein Pilgerbuch sagte, ein jeder bedürftige Pilger — und als solchen betrachtete ich mich — drei Tage lang unentgeltliche Aufnahme findet. Diese wurde mir denn auch gewährt.

Im Pilgerhaus S. Trinità de' Pellegrini.

Als ich ankam, war ich so ziemlich der einzige, der die Wohlthat dieser im Mittelalter mit dem Gelde vieler fremder Völker für die damals in Massen nach Rom wallfahrenden Pilger gestifteten Anstalt in Anspruch nahm und Herberge in den dunkeln Mauern bezog.

Männer mit langen blauen Röcken empfingen mich. Ueberaus zahlreich waren die Beamten und Bediensteten, welche die festen Einkünfte mit verzehren halfen.

Zuerst wurde ich in ein langes düsteres Gemach gewiesen, das zu ebener Erde lag und nur mit einem gewaltigen, die ganze Länge des Raumes in der Mitte einnehmenden Tische von Eichenholz ausgestattet war. An einer Ecke dieses Riesentisches wurden mir meine Mahlzeiten aufgetragen, die sehr einfach waren, mir aber sehr gut schmeckten.

Meine eigentliche Unterkunft wurde mir in dem allgemeinen Dormitorium angewiesen, einem ungeheuern Raume, in dem ich am Morgen mit großem Unbehagen aufwachte. Es kam mir da vor, als ob ich ganz allein auf der Welt wäre.

Nachdem ich meinen Tornister abgelegt, ging ich sofort auf die Straße und lief ganz planlos in der Stadt herum. Alles war mir so ganz neu, alles nahm meine Sinne ganz gefangen, und doch! — es kam, da ich sah, daß keine mensch-

liche Seele sich um mich Fremdling kümmerte, das Gefühl der Verlassenheit über mich. Aber das war nur auf kurze Augenblicke. Bald fesselte mich wieder das Leben und Treiben in den engen Straßen, die fremdartigen Gesichter der mir begegnenden Menschen. Meine Müdigkeit ließ mich zuletzt daran denken, daß ich vor Ave Maria im Hospiz zurück sein mußte.

Am andern Morgen ging ich mit mir zu Rat, was ich zu sehen, wohin ich zu gehen habe.

Der staunende Fremdling vor der Peterskirche.

Ueber Ponte Sisto ging ich hinüber in das Trastevere, St. Peter zu. Dort wollte ich vor allem meiner lieben Mutter gedenken, wie ich ihr versprochen hatte. Staunend stand ich bald auf dem großen Platze mit den Kolonnaden und dem Obelisken dem großen St. Peter gegenüber — doch ich verstand ihn nicht! Ich wußte nicht, was ich über all das Fremde, das vor mir aufstieg, denken sollte. Gewaltig und groß erschien es mir, ob aber schön, darüber war ich unklar. Das machte mir aber gar keinen Kummer, denn ich war zu sehr mit meiner fragwürdigen Lage beschäftigt, um mich noch lange mit Kunstkritik abzugeben. Das Innere der Peterskirche wirkte freilich ganz anders auf mich. Das Gemüt kam da ins Spiel, und die damals in mir sehr lebhaften religiösen Gefühle gaben da den Ausschlag. Glücklich und frohen Mutes verließ ich die herrlichste Kirche der Christenheit.

Streifzüge durch Rom.

Allein zog ich dann durch das damals so eigenartig schöne Rom. Ich kannte noch keinen Menschen, meine zwei Empfehlungsbriefe hatte ich noch nicht abgegeben. Ich wanderte und wanderte von Straße zu Straße, von Hügel zu Hügel und konnte nicht begreifen, daß Rom so ganz anders war, als ich es mir vorgestellt hatte.

Die drei Tage, die mir im Hospiz S. Trinità de' Pellegrini zu wohnen vergönnt war, waren bald vorüber, und ich zog nun nach dem Hospiz S. Maria della Pietà in

Camposanto di S. Pietro, wo deutsche Pilger sechs Tage lang unentgeltlich beherbergt wurden. Ich wurde daselbst auch wirklich sehr freundlich aufgenommen; der damalige Rektor, Kaplan Rohlfs, war eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit, ein guter Mann, der mir mit Rat und That an die Hand ging.

Im deutschen Hospiz S. Maria della Pietà in Camposanto di S. Pietro.

Die Stiftung dieses Camposanto di S. Pietro, ausschließlich zu Gunsten deutscher Pilger, stammt ebenfalls aus dem frühen Mittelalter, wie das große Ospedale di S. Spirito. Die Kirche hatte für mich nichts Sympathisches; auch der Kirchhof (Cimetero dei Tedeschi) gerade unter meinem Fenster, wo ich auf den Grabsteinen lauter deutsche Namen lesen konnte, war für mich nicht anziehend. Hier entbehrte ich sehr der frischen, freien Luft. Es war mir hier zu todesschattig — es „muffelte“ alles!

Mit mir waren noch mehrere Pilger da, auch ein Brautpaar aus Oesterreich, ein langer, hagerer Kerl und ein wohl 30 Jahre altes Mädchen, beide in Tiroler Tracht. Es sollte andern Tages Hochzeit gehalten werden, so erzählte man mir.

Eine Hochzeit mit abgekürztem Verfahren.

Es war dazumal in Tirol unmöglich, zu heiraten, wenn das Brautpaar das gesetzlich vorgeschriebene Vermögen nicht besaß. Da die armen Leute dort aber auch heiraten wollten, so zogen viele paarweise nach Rom, da hier ein jedes Paar kopuliert wurde, wenn es nur beweisen konnte, daß es noch ledig war. Als Mann und Frau kamen sie dann nach Tirol zurück, und der Staat mußte sich mit der vollendeten Thatsache wohl oder übel abfinden. Mit vielen Pilgern wohnte ich dieser Trauung bei. Eine solche Hochzeit, ohne Schleier und in hohen Stiefeln, hatte ich noch nie gesehen. Das Paar trat nach der Messe an den Altar und erklärte dem Priester, er: „Das ist meine Frau“, sie: „Das ist mein Mann“, und sofort erhielten sie den kirchlichen und rechtskräftigen Segen. Nach der Handlung wurden die betreffenden Namen in das Kirchenbuch eingetragen. Mit demselben ab-



gekürzten Verfahren hat ein Freund von mir, der berühmte Maler B . . . . ., seine Ehe geschlossen. Große Strafen erwarteten aber diejenigen, die von dieser milden Ordnung einen frevelhaften Gebrauch machten.

Ich hatte mich in Rom bald zurechtgefunden und wollte nun die Bildhauer aufsuchen, bei denen ich Arbeit als Gehilfe zu finden hoffte. Der ganze Plan meiner Reise fußte ja auf der Annahme, ich werde in Rom Beschäftigung finden, werde dabei den Künstlern ihre Kunstfertigkeit absehen und es dann einfach auch so wie sie machen können. Ich hatte eben die unschuldige Vorstellung, das, was andre zu stande brächten, müßte ich auch zuwege bringen.

Zum ersten Male im Café Greco.

Die Künstleradressen würde ich am besten im Café Greco erfragen, hatte man mir gesagt, und so ging ich eines Morgens in der Frühe in das berühmte Lokal in der Via Condotti, das dazumal das Stelldichein der Künstler und originell genug war, mein Staunen zu erregen. Aber noch mehr wunderte ich mich, im letzten, schmalen, nicht gerade sauberen Zimmer nur deutsch sprechen zu hören; es waren wohl zehn Herren da, die alle Deutsche waren!

Mein Herz ging wagenweit auf — ich muß rot geworden sein vor Freude! Deutsche! Landsleute! Künstler! Brüder! Ein Augenblick der Glückseligkeit überkam mich, aber auch nur ein Augenblick. Schüchtern wagte ich zu sagen, daß ich auch Künstler sei, und fragte, ob es viele Bildhauer in Rom gebe. Auf diese naive Frage faßte mich der Maler Wieder scharf ins Auge.

„Sie sind wohl noch nicht lange hier?“ begann er mich auszufragen. „Haben Sie denn Bestellungen?“

Als er hörte, daß ich Arbeit suche, sagte er:

„Kennen Sie hier niemand?“

„Nein,“ sagte ich, „aber ich habe Empfehlungen an den Bildhauer Achtermann.“

„O,“ sagte jener, „da sind Sie gerade an den Rechten

gekommen. Das ist der größte Künstler in Rom. Da gehen Sie nur hin, da können Sie viel lernen."

Die andern lächelten dazu. Ich aber merkte wohl, daß er nur mit Hohn so sprach.

Nicht lange darauf kam ein hochgewachsener, hagerer Mann mit schwarzem Vollbart und mit dunkeln, geheimnisvollen Augen. Man begrüßte ihn als „Herr Gregorovius". Es war der nachmals so berühmt gewordene Schriftsteller. Ich wurde ihm vorgestellt. Er war am 4. Oktober, also nur wenige Tage vor mir, in Rom angekommen. Noch oft in späteren Jahren erinnerten wir uns gegenseitig an unsre ersten Tage in Rom und an unser erstes Begegnen. Viele kamen noch nach uns. Aber nur wenigen war es vergönnt, so lange wie wir in Rom zu verbleiben. Jeder von uns beiden begann auch sogleich seine Laufbahn, und — ich darf es wohl aussprechen — beide konnten wir mit dem Schicksal zufrieden sein, das in Rom uns zu teil geworden ist. Später habe ich das Relief des edeln und bedeutenden Menschen modellirt, der nun auch schon zu Staub und Asche geworden ist. Er ließ sich nach seinem Tode verbrennen. Gregorovius.

In der Folge ward ich auch so etwas wie Stammgast im Café Greco, und ich werde in diesen Blättern noch Gelegenheit finden, seiner Besucher nähere Erwähnung zu thun.

Am 17. Oktober ging ich, nach dem Erlebten etwas voreingenommen, zu Achtermann. Ein großknochiger, gebeugter Mann mit rötlichem, schon etwas grau gewordenem Haar und Bart, mit hellen blauen, etwas schlau blickenden Augen und mit gutmütigem Gesichtsausdruck kam mir entgegen. Achtermanns Atelier war im Kapuzinerkloster an der Piazza Barberini. Große Modelle, Pietà, Kreuzabnahme u. a. standen in seinem Studio. Er arbeitete nur in christlicher Kunst. Er war ein Westfale, bis zu seinem 30. Lebensjahre Bauer. „Man hat mich vom Pfluge weg zur Kunst berufen; ich bin bloß ein schlichter Landmann," liebte er zu Bildhauer Achtermann.



sagen. Er war kurze Zeit bei Rauch, kam dann mit einem Auftrage für die Kirche in Münster nach Rom. Dieser sonderbare Heilige, der mir in den ersten Monaten meines Lebens in Rom sehr zugethan war, hatte einen großen Fehler, den Neid, wie er mir selber klagte. Er war gut gegen mich, solange es mir schlecht ging; wie ich begann, auf eignen Füßen zu stehen, wandte er sich schroff von mir ab.

Achtermanns Bildhauerarbeiten waren schwach wiedergegebene Nachempfindungen von guten alten Werken. Er war nicht ohne Talent, aber ganz ohne künstlerische Bildung. Mit der Natur wußte er gar nichts anzufangen; ein Porträt zu modellieren, war ihm ganz unmöglich. Ich schicke das voraus, da ich ihn noch öfter zu nennen haben werde.

Ich wurde von Achtermann freundlich aufgenommen und übergab ihm das Schreiben des Pater Piccolo von Loreto. Nachdem er es gelesen, nahm er mich in sein innerstes Atelier, wo er sich von mir meine Verhältnisse und Erlebnisse darlegen ließ. Darauf gab er mir seine eigne Künstlergeschichte bekannt, sagte mir aber zum Schlusse, daß er gerade nicht viel für mich thun könne und vorderhand keine Arbeit für mich habe; ich solle ihn aber oft besuchen, vielleicht könnte ich einmal in Gips oder in Marmor für ihn arbeiten. Zuletzt wies er mich an Professor Wolf, der immer viel zu thun habe.

An demselben Tage kam ich zum ersten Male auf den Monte Pincio, der damals im Kreise mit Platanen bepflanzt war, wodurch eine Art Cirkus hergestellt war, in dem auch wirklich Pferderennen veranstaltet wurden. Die Pracht der Aussicht über ganz Rom entzückte mich, und glücklich und voll von all dem geschauten Schönen kehrte ich abends in mein Hospiz am Camposanto zurück.

Auf der Suche nach Arbeit bei den deutschen Bildhauern in Rom.

Am 19. Oktober schickte ich mich an, die Werkstätten der deutschen Bildhauer Roms zu besuchen, und ich will der bedeutendsten hier Erwähnung thun.

Die Ateliers wurden zu jener Zeit von allen Fremden

besucht, die sich für die Kunst interessierten, und von solchen, die lange Monate in Rom blieben, aus Neugierde und zum Zeitvertreib. Die Fremden, die nach Rom reisten, waren damals für die Künstler sozusagen von besserer Qualität als heutzutage; sie waren in der Regel reicher, wohnten nicht im Gasthofe, sondern mieteten sich größere Privatwohnungen und gaben Gesellschaften, in denen die Künstler bevorzugte Gäste waren. Kunstausstellungen gab es damals noch nicht, und wenn jemand ein Kunstwerk aus Rom nach Hause mitnehmen wollte, so suchte er es in den Ateliers der Künstler selbst aus. Die Kunst in Rom stand in Deutschland in vorzüglichem Ruf, und viele zogen es daher vor, in Rom selbst an Ort und Stelle zu kaufen. Sprachkenntnis, besonders im Englischen, war sehr förderlich für den Künstler; auch Persönlichkeit und nicht minder Empfehlung spielte in den Salons eine große Rolle, und wer gar die Frauen für sich hatte, kam am besten weg.

Bildhauer Wolf.

Professor Wolf hatte wohl das größte Studio und beschäftigte die meisten Arbeiter. Wolf mit seiner kleinen, feinen Gestalt sah aus wie ein deutscher Beamter, sauber rasiert und gut gekleidet. Er sprach vorzüglich italienisch und beherrschte seine Rede vollkommen. Ich glaube, er wollte ein Schüler Rauchs sein; er war aber ganz in der langweiligen Schule, die Thorwaldsen gegründet hatte.

Wolf arbeitete selber viel in Marmor, aber meistens nur mit der Raspel; alles raspelte er glatt und zerstörte oft das letzte Leben, das ein solches langweiliges Bild noch im Leibe hatte. Die Büste Winkelmanns ist von ihm, auch eine Gruppe, eine Viktoria, einen Jüngling fürs Vaterland begeisternd, auf der Schloßbrücke in Berlin.

Wolf war sehr gastfrei, gab seinen Freunden viele Feste und hielt in Frascati, wo er den Sommer stets zubrachte, offenes Haus. Der Wein, den man da bei ihm trank, war vorzüglich.

Von Wolf wurde ich gut empfangen. Er sprach sehr teilnehmend mit mir, zeigte mir sogar seine Werke selber. Aber als Gehilfen oder Marmorarbeiter konnte er mich nicht brauchen.

„Machen Sie doch etwas aus der Bibel,“ sagte er zu mir, „vielleicht ein Relief, etwa wie Hagar von Abraham verstoßen wird. Das können Ihre ‚Freunde‘ brauchen.“

Der Gedanke war mir augenblicklich gut vorgekommen. Wolf gab mir eine Bibel und wünschte mir Erfolg. — Diese Hagar sollte später zu meinem Glücke werden.

Bildhauer Imhof.

In der Nähe der Piazza Barberini hatte ein andrer Bildhauer, der Schweizer Imhof, seine Werkstätte. Mühsam brachte er seine biblischen Figuren zusammen — phantasielosere Arbeiten konnte man kaum sehen. Aufträge hatte er nie viele, hatte daher auch keine Arbeit für mich. Ich mußte weiter suchen.

Bildhauer Steinhäuser.

Gegenüber in dem ehemaligen Atelier von Thorwaldsen hatte ein andrer Künstler, Steinhäuser aus Bremen, seine große Werkstatt. Er hatte immer Aufträge, oft von bedeutender Art, wie die kolossale Goethegruppe in Weimar. Er arbeitete viel. Er war eine kleine, nervöse Erscheinung, immer unzufrieden e molto geloso! Als Künstler hatte er einen hohen Begriff von der Antike, ein gutes Urteil und ausgeprägten Schönheitssinn. Er gebrauchte zu seinen Arbeiten die Natur, was sich viele andre Bildhauer damals abgewöhnt hatten. Seine Frau war eine geschickte Malerin, und so ging es in seinem Hause recht künstlerisch zu. Steinhäuser kam später als Professor nach Karlsruhe. Bei ihm konnte ich gleich merken, daß er sich um andre Künstler blutwenig kümmerte. Mit allgemeinen Redensarten fertigte er mich ab.

Mir wurde bei diesen Atelierbesuchen bereits recht bange. Ich fühlte, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei. Aber was dann?!

Doch ich war ja in Rom, und dieser Gedanke half mir über alles Mißliche hinweg.

Ein andrer liebenswürdiger Bildhauer hatte damals in der Nähe der Piazza Barberini noch seine Werkstätte, Kümmel. Er starb aber bald, und ich habe ihn nur wenig gesehen und glaube, daß er sich nur notdürftig durchgebracht hat. Er besaß kein großes Talent. Bildhauer Kümmel.

Als ich zum ersten Male im Café Greco war, hatte ich auch einen Künstler, den Bildhauer Maier, kennen gelernt. Das war ein gewissenhafter Mann, der es mit seiner Kunst sehr ernst nahm, aber leider nur wenig zu thun hatte. Mit Hangen und Bangen sah er immer in die Zukunft, wie, ach! so viele der „glücklichen" Künstler Roms. Sein Talent war zudem nicht groß, oft schrumpfte es ganz zusammen. Oft monatelang modellierte er an einer fußgroßen Skizze und quälte sich fürchterlich bei seiner Arbeit. Ohne Phantasie, ohne Schönheitssinn, brachte er aber doch, nur durch Fleiß, ganz gute Arbeiten zu stande, die freilich nicht lange interessieren konnten. Er war verheiratet und hatte eine liebenswürdige Familie, bei der die Künstler sich gerne zusammenfanden. Bildhauer Maier.

Eine andre Natur war der Bildhauer Mathiä, ein Schüler von Thorwaldsen. Er erzählte mir oft, wie er nach kleinen Skizzen von Thorwaldsen große Figuren modellierte, wie der Alte wöchentlich ein paarmal ins Atelier kam, um ihm und den andern zu korrigieren, daß Thorwaldsen nie in Marmor arbeitete, sondern stets nur modellierte. Mathiä war ein guter Mensch, der es aus lauter Güte gegen seine Arbeiter zu nichts brachte, der immer Schulden hatte, trotz der vielen Aufträge, die er bekam. Er war ein leidenschaftlicher Jäger — manches Vögelein trug er in seiner Tasche nach Hause. Wenn er oft mehrere Tage auf der Jagd abwesend gewesen war und wieder in seine Werkstätte kam, lief er, wie er mir selbst gestand, zuerst einige Male laut hustend in seinem Atelier herum, damit seine Leute auf ihn aufmerksam Bildhauer Mathiä.

würden, und er sie bei der Arbeit träfe. Als Bildhauer nahm er es auch nicht so genau. Er hatte aber malerisches Talent, so daß seine Arbeiten immer einen gewissen Effekt hervorbrachten. Auch bei ihm fand ich keine Arbeit.

Bildhauer Schöpf.

Nun blieb mir nur noch übrig, zu Bildhauer Schöpf und zu dem alten Wagner aus Würzburg zu gehen. Schöpf war eine Kreatur von Wagner, für den er arbeitete; ein guter Arbeiter war er aber nicht.

Bildhauer Wagner.

Martin Wagner war bekanntlich der Verwalter der Villa Malta, die König Ludwig I. von Bayern gehörte. Wagner war ein Mann von geradezu elementarer Grobheit. Er sei ein Brummbär, hatte man mir gesagt, er arbeite nicht mehr, zeichne nur noch; aber es reizte mich, ihn kennen zu lernen. Dieser Mann, der später so bedeutend in mein Leben eingriff, interessierte mich sogleich sehr. Schöpf zeigte mir sein großes, schuppenartiges Atelier. Die gewaltigen Gestalten seiner Reliefe, die wahrhaft künstlerische Auffassung seiner Werke sagten mir unerfahrenem Anfänger sogleich, daß das wahre Kunst bedeute. Alles war voll Leben und Lebensempfindung, dabei malerisch breit behandelt. Ich hätte stunden- und stundenlang davor stehen können. Durch Schöpf erfuhr ich, daß der „Alte“ jeden Sonntag morgens von zehn bis zwölf Uhr zu treffen sei. Daß es hier keine Arbeit für mich gab, sah ich wohl; aber doch nahm ich mir fest vor, den „Brummbär“ bald aufzusuchen.

Nun will ich die italienischen Künstler und auch die fremden (Engländer) nennen, die ich im Laufe des Jahres noch besuchte.

Bildhauer Tenerani.

Der erste war Tenerani, ein Schüler und Nachahmer Thorwaldsens. Er hatte seine Werkstatt in den alten Räumen von Thorwaldsen aufgeschlagen, so daß er die Firma gewissermaßen fortführte. Er war Präsident der Akademie von S. Luca u. a., der größte Künstler des damaligen Roms. Ich traf den hochgewachsenen Mann, mit feinen Gesichtszügen und

großer, gebogener Nase, auf dem Gerüste vor einer gewaltigen Figur in Thon, die ich nur von unten schauen konnte. Er modellierte gerade an dem Christus für das Monument des Papstes Pius VIII. für den St. Peter. Wie war in diesen Räumen alles so ganz anders als bei unsern guten deutschen Künstlern! Wie ärmlich schaute dort das Wesen und Treiben der Leute aus gegen dieses vornehme Auftreten Teneranis, der mir als ein gar großer Herr erschien. Da war eine stattliche Anzahl von Bildhauern und Marmorarbeitern beschäftigt, große Statuen zu vollenden oder in Marmor anzufangen. Man deckte mir noch andre, schon fertige auf und sagte mir, für welche Kaiser und Könige und Fürsten sie bestimmt wären. Dieses Leben, diese Arbeit, dieses Klingen gleich Glockentönen der Meißel und Hämmer an den in Arbeit stehenden Gestalten machte einen gar gewaltigen Eindruck auf mich. Nur schüchtern wagte ich hie und da etwas nicht schön zu finden. Erst als ich mich aus dieser Werkstatt entfernt hatte und über das Gesehene nachdachte, fand ich, daß die Gestalten, die ich gesehen, eigentlich keinen Charakter hatten, daß sie schöne Schalen ohne Inhalt waren, daß das ewig Lächelnde dieser Frauen ein gemachtes ist, daß diese wütenden Heroen bloß so thun, als ob sie um sich hauen, daß sie aber kein wahres Leben haben. Auch die schönen Draperien schienen mir wie am Manechino zurechtgemacht herunterzuhängen, nicht durch die Bewegung bedingt und mit der Figur nicht eins zu sein. Erst später wußte ich, daß Tenerani ein Nachahmer von Thorwaldsen war und nicht viel Eigenes besaß.

Der Engländer Gibson hatte sein großes, prächtiges Bildhauer Gibson. Atelier in der Via Borghetto, nahe an der Piazza del Popolo. Er kam alle Tage in das Café Greco und saß steif, mit fest geschlossenem Munde bei seinem Kaffee. Wenn er das Deutsche auch nicht ganz verstand, hörte er doch den immer lustigen Einfällen von Maler Riedel und Wieder mit Behagen zu. Vor seinem Atelier hielten stets Karossen und

Equipagen von Amerikanern und Engländern. Diese müssen immer einen großen Mann zum Ausstellen haben, und wenn sie einen solchen nicht finden, so stellen sie auch einen minderwertigen, wie Gibson einer war, auf das Piedestal. Daß aber Gibson der erste Künstler Roms sei, darauf schworen alle Engländer damaliger Zeit. Gibson hatte kolossale Aufträge für England. Er machte das Monument für die Königin Viktoria und hatte für den Hof vollauf zu thun. Aber auch mythologische Gegenstände modellierte er, Reliefe und viele Büsten, die recht steif von den Wänden herunterblickten. Sie schauten alle aus, diese versteinerten Engländer, als ob sie sich nicht getrauten, fröhlich zu sein. Auch in Gibsons Kunst spukte Thorwaldsen nach; doch benutzte Gibson die Natur, war sogar stolz darauf, daß er dies that. Gibson war ein kleines, sauberes Talent mit gutem Geschmack. Er liebte die antike Kunst. Mir hielt er einmal einen Vortrag über die Harmonie der Bewegung: beide Arme dürften an einer Figur nie herunterhängen, der eine hoch, der andere nieder — rechter Fuß vor, linker Arm zurück, so lautete ungefähr seine These.

Bildhauer Tadolini.

Unter den Italienern nahm damals wohl Tadolini die zweite Stelle nach Tenerani ein. Sein Atelier hat noch sein Sohn in der Via Babuino inne. Er war ebenfalls Schüler von Thorwaldsen, doch der schwächere in seiner Kunst. Als Professor der Akademie von S. Luca korrigierte er mir später, als ich in S. Luca nach der Antike modellierte. Er hatte immer viele Aufträge, namentlich von Fremden. Seine süßen Figuren, mollig und rund, in Marmor ausgeführt, gefielen dem Publikum sehr. Tadolini war von kleiner, hinkender Gestalt, und die Schüler machten sich gerne über ihn lustig; gegen mich war er sehr gut, was ich bald erfahren sollte.

Es gab noch mehrere Bildhauer damals in Rom, doch im Vergleich zu heute waren es wenige. Die großen Maler, namentlich die deutschen, darunter vor allen Cornelius, schauten mit großer Geringschätzung auf die Bildhauer herab.

Diese arbeiteten eben damals nur noch in dem ausgetretenen Pfade von Thorwaldsen — nach Brot! — weiter.

Ein Pilgerzug zu den sieben Hauptkirchen Roms.

Wie einzig war das alte Rom noch im Jahre 1852! Das Mittelalter schaute noch aus allen Ruinen heraus, die Gebräuche der Kirche waren noch dieselben, wie sie in frühesten Zeiten gewesen.

Die Pilger im Hospiz des Camposanto bei St. Peter hatten beschlossen, (am 20. Oktober) die sieben Hauptkirchen Roms zu besuchen, und auch ich durfte mitgehen. Mehrere Geistliche boten sich an, die Führung der kleinen Pilgerschar, die natürlich nur zu Fuß ging, zu übernehmen. In einer jeden dieser sieben Kirchen ist ein Altar bezeichnet, vor dem die Pilger das vorgeschriebene Gebet zu verrichten haben, um danach einen vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden zu erhalten, vorausgesetzt, daß sie sich im Zustande der Gnade befänden.

Es war ein wundervoller Oktobertag, so schön, wie man ihn nur hier in Rom erleben kann. Mit der Peterskirche wurde angefangen, dann zog man durch die Stadt nach S. Paolo fuori le Mura. St. Paul war damals noch nicht fertig gebaut und machte daher keinen großen Eindruck. Der Wald von Säulen imponierte mir freilich sehr. Von St. Paul führt die alte Pilgerstraße, auf der schon in frühesten Zeiten viele Tausende von Pilgern die Vergebung ihrer Sünden erfleht haben, quer durch die Campagna nach S. Sebastiano. Ein schönerer, poetischerer Weg als dieser wird kaum anderswo zu finden sein. Es geht an den malerischen Tufffelsen bei St. Paul vorbei durch einen Einschnitt auf die Höhe eines Hügels. Das ganze Albanergebirge liegt mit seinem Zauber auf einmal vor den Blicken des andächtigen Pilgers — wie viele unsrer frommen Landsleute wird dieses Bild nicht schon begeistert haben! Und sie haben gewiß dabei ihrer Sünden

vergessen! Rechts hat man einen Blick über die ernste, großartig wirkende Campagna, über Tre Fontane fast bis zum Meer.

Nach einer Stunde Wanderung erreichten wir S. Sebastiano. Die Via Appia antica lag vor mir mit dem mächtigen Grabmal der Cäcilia Metella, wieder ein Bild einzig in seiner Art, besonders in dem flutenden Sonnenschein eines solchen Oktobertages. In der Kirche wurden die üblichen Gebete verrichtet, dann die Katakomben gezeigt. Aber diese feuchten Löcher hatten für mich noch nicht den rechten Reiz, — ich sehnte mich nach der Sonne. Die geistlichen Herren, der Gegend kundig, nannten die Namen der leuchtend herübergrüßenden Städte und Dörfer des Albanergebirges. Weiter nach dem Lateran, an „Domine, quo vadis"? vorbei.

Zum ersten Male sah ich die gewaltigen Stadtmauern von außen und staunte, daß sie noch so gut erhalten sind. Das Schilfrohr der Cannen gefiel mir besonders; sein feines Grün stimmte so prachtvoll zum Braun, das überall vorherrschte. Der Lateran fand mein Gefallen nicht so sehr. Er kam mir fast zopfig vor; meine Kenntnis der Baustile war ja noch recht lückenhaft.

Weiter nach S. Croce di Gerusalemme. Die Geistlichen erzählten uns viel von dem heiligen Orte, was mir ja alles ganz neu war. Nun fing ich aber doch an, müde zu werden. Ich verzehrte etwas Brot, wanderte aber weiter mit nach dem höchst malerischen S. Lorenzo fuori le Mura, wo der derzeitige Gottesacker sich befindet. Die Landschaft zeigte hier wieder ein ganz andres, aber nicht minder herrliches Bild. Die Campagna bis Tivoli lag vor meinen trunkenen Blicken. Die Beleuchtung des Sabinergebirges war zauberhaft. Ich hatte aber nicht viel Zeit, zu schwärmen; denn man ging in die Kirche vor den bezeichneten Altar und betete. — Die Kirche ist einzig in ihrer Art. Mit Säulen und Bruchstücken aus der Kaiserzeit aufgebaut und ausstaffiert, macht sie einen ma-

lerischen Eindruck. Das empfand ich wohl, ohne mir Rechenschaft darüber geben zu können.

Und dann kamen wir zur siebenten und letzten Kirche, zu der schönsten Basilika des heutigen Rom, S. Maria maggiore. Damals machte mir dieses stille, weihevolle Gotteshaus zu sehr den Eindruck eines Salons; ich war noch Gotiker, und den Dom zu Freiburg im Breisgau zog ich im Herzen doch allen Kirchen Roms vor. Hier vor dem Altar betete ich auch ernstlich mit, Gott dankend, daß wir zu Ende waren. Es war aber von da noch weit nach St. Peter und nach unsrer geistlichen Herberge. Wie wir endlich ankamen, war ich todmüde, ließ mir das Essen aber trefflich schmecken; doch nur mit halbem Ohre hörte ich den einfältigen Gesprächen der Pilger zu, die an den Rektor die seltsamsten Fragen stellten. Es waren Kaufleute, reiche Bauern, Studenten aus allen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes darunter. Ob alle die Sünden nach Rom getrieben? Ob sie alle Absolution verdient haben? — Gott allein weiß es! —

In jener Zeit war Rom voll von französischen Soldaten. Es waren deren, glaube ich, bei siebentausend Mann. Sie waren die Herren der Stadt, und das ganze öffentliche Leben wurde von ihnen geregelt. Französisches Militär war mir auch eine neue Erscheinung; den Fremden gab es aber das Gefühl einiger Sicherheit. Ich erinnere mich, daß französische Offiziere auf dem Pincio englische Pferderennen veranstaltcten, woran sich Rennen mit antiker Biga anschlossen. Dies interessierte mich ganz besonders und gab mir ein lebendiges Bild der Darstellungen, wie man sie auf alten Reliefs und Vasengemälden sehen kann. Halb Rom war da versammelt, ungezählt die prächtigen Fuhrwerke mit den edeln Pferden, für welche die Römer so große Vorliebe haben. Mir gefielen besonders die schönen Frauen, die mir ganz wie an-

Das Rom von 1852.



tike Gestalten, mit breiter Büste, schmaler Hüfte, aufrechtem, stolzem Gange, dunkeln, einfachen Gesichtszügen und großen schwarzen Augen, erschienen.

Ohne meinen Zweck, etwas zu verdienen und durch Verdienst in die Lage gesetzt zu sein, an ein ernstes Studium heranzutreten, außer acht zu lassen, fuhr ich fort, das Rom von 1852 zu besehen, Galerien, Kirchen und das alte Rom und seine Ruinen zu besuchen. Wie so ganz anders war es als heute! Geheimnisvoll waren die Thermen, Tempel, Theater, Brücken, kurz alle Ueberreste der alten Welt malerisch mit üppiger Vegetation überwuchert. Der unscheinbarste, jetzt nichtssagende Mauerrest war ein Bild von zauberhaftem Reize. Im Kolosseum hörte ich noch an Freitagen die Predigten der Kapuziner, und da sie meist bis Dunkelwerden dauerten und man dann mit Fackeln von Station zu Station zog, war dies von unsagbarer Wirkung, die wohl das Herz erheben konnte! Jetzt ist das Kolosseum ein Gerippe, für Archäologen hergerichtet.

In den Thermen des Caracalla hing der Epheu von den Gewölben bis fast auf den Boden herunter; Gebüsche, blühende Blumen krönten und überkleideten die abbröckelnden Mauern, und das Gesträuch verband das ungeheure Gebäude zu einem ganzen, fertigen Werke voll poetischen Reizes, das Mensch und Natur geschaffen, — man vergaß, daß man inmitten einer Ruine stand. Es war eine neue, lebendige Schöpfung. So war es auf dem Palatin, so überall, wo antike Gebäude erhalten waren.

Die Galerien waren alle Tage unentgeltlich geöffnet; man konnte sie besuchen, wann und so oft man wollte. Die Villen, meist vortrefflich erhalten, waren ebenfalls zugänglich.

Die Straßen Roms waren dazumal schmutzig, das ist wahr. Auf dem Korso — heute die eleganteste Verkehrsstraße — hing die trocknende Wäsche vor den Fenstern. In den kleineren Straßen und Gassen zog man einfach querüber von

Haus zu Haus Waschseile, garniert mit allerhand triefenden, sehr interessanten Wäschestücken. Wer in den Häusern Abwasser oder Abfälle, gleichviel, welcher Art und Herkunft, wegzugießen oder wegzuwerfen hatte, der schüttete es in aller Gemütsruhe, und ohne sich lange zu vergewissern, ob nicht gerade jemand unten vorbeiging, zum Fenster auf die Gasse hinaus, und mancher Betroffene zog, wenigstens in den Abendstunden, nur mit aufgespanntem Regenschirme seines Weges. Gasbeleuchtung gab es damals noch keine in Rom; nur spärlich angebrachte Laternen und „ewige“ Lichter vor den an Häusern hie und da angebrachten Madonnenbildern gaben die Straßenbeleuchtung ab. Man hatte auch noch keine Omnibusse, ja noch keine öffentlichen Wagen — diese mußte man extra bestellen. Man hatte ja zu allem Zeit. Sehr selten sah man jemand auf der Straße, der große Eile zeigte. Es kam mir oft vor, als ob in Rom ewiger Sonntag herrschte. Gemütlich saßen die Leute, darunter die Künstler als die ersten, stundenlang vor den Kaffeehäusern, die Vorübergehenden musternd.

Das Leben war ungemein billig. Für achtzehn Bajocchi konnte man ein reichliches Mahl mit Wein bekommen. Eine Foglietta (Schoppen) Wein kostete zwei Soldi, etwa acht Pfennig. Die Bettler, Professionisten, waren gemütliche Käuze, die einen jeden mit Excellenza titulierten und Witze rissen. Steuern zahlten wenigstens die Künstler mit ihren oft großen Werkstätten und zahlreichen Arbeitern keine. Alles trug den Stempel der Gemütlichkeit.

Etwas ungemütlich waren freilich die Postverhältnisse. Man schrieb wenig und erhielt wenig Briefe; denn das war ein teures Vergnügen. Die Fremden bezogen ihre Briefe meist durch den Banquier, die Künstler ließen dieselben an das Café Greco adressieren. Dort wurden sie (die Briefe natürlich) zusammen in einen Blechkasten geworfen, aus dem ein jeder heraussuchen konnte, was ihm gehörte. Il principe Torlonia, der das Postwesen in Pacht hatte, nahm regelmäßig

für einen Brief einen Scudo (etwa vier Mark). Die Post ließ aber mit sich handeln. Mir selber begegnete es, als ich einen Brief abzunehmen hatte, daß man mir fünf Lire für Porto abverlangte. An der Adresse hatte ich aber erkannt, daß es kein wichtiges Schreiben war, und ich erklärte, nicht so viel zahlen zu wollen.

„Aber was wollen Sie geben?"

„Zwei Lire!"

„Da haben Sie ihn."

Das waren Schattenseiten; aber — unsern Frieden störten sie nicht.

Das Modellwesen war ungefähr so wie heute. Die Modelle bekamen einen halben Scudo, etwa zwei Mark, für den halben Tag, gleich drei Stunden; viele aber zahlten auch nur die Hälfte. Für alle Künstler ist ja das Modellwesen ein dunkler Punkt! Es ist wenigstens nicht angenehm, mit dem lügenhaften, schmutzigen Pack verkehren und Stunden und Stunden lang ihre Gesellschaft genießen zu müssen. Die Modelle in Rom sind meist Bauersleute aus den Abruzzen, die mit ihren modernisierten Kostümen die Straßen unsicher machen; taucht ein schönes Modell, das ohne Kleider steht, auf, so kann man sicher sein, daß es bald verschwindet. — — —

Beginn des Kunststudiums.

Jeden Morgen in der Frühe wanderte ich über den Platz vor St. Peter und besuchte die Paläste und Galerien der Stadt. Auch die Kuppel von St. Peter bestieg ich — unfaßbar groß erschien mir das Riesenwerk. Ich empfand immer wieder schmerzlich, nicht recht unterrichtet zu sein; es fehlte mir ein gutes Handbuch, und nur mühsam erwarb ich mir Kenntnisse, die jetzt jedem so leicht erreichbar sind. Die vatikanischen Sammlungen hatte ich ja vom Camposanto aus sehr nahe, und ich fand mich auch häufig bei den steinernen Gestalten ein. Merkwürdigerweise gefiel mir besonders die

Gewandfigur im Braccio Nuovo, die sogenannte Pudicitia; mein Geschmack war eben noch ganz gotisch. Die altdeutschen Bilder, besonders der Kölner Schule, zog ich in der religiösen Kunst allem anderen vor.

Man hatte mir gesagt, daß in der französischen Akademie auf dem Pincio eine große, auch Fremden offenstehende Sammlung von Gipsabgüssen vorhanden sei, daß dort am Abend nach Modell gezeichnet werde, und daß auch einige Deutsche dort studierten. Sogleich machte ich den Versuch, dort anzukommen. Der damalige liebenswürdige Direktor Schnez ließ mir auf meine Bitte sagen, daß der Gipssaal und der Aktsaal mir jederzeit zur Benutzung freiständen. So ging ich denn schon am nächsten Morgen, mit Skizzenbuch und Bleistift ausgerüstet, nach der wundervoll gelegenen Villa Medici, die nun schon viele, viele Jahre eine klassische Kunststätte der Franzosen geworden ist.

Wenn ich gezeichnet hatte und zur Erholung ins Freie trat — wie unvergleichlich schön kam mir diese Welt mit ihrer Ruhe, mit ihrem Frieden vor! — Ich sah da zum ersten Male Abgüsse der bedeutendsten griechischen Werke, viele, die ich nie zuvor gekannt; denn nur die Plastik in der Glyptothek in München war mir bekannt gewesen. Kein Wunder, daß ich überglücklich war, diese Gestalten sehen und zeichnen zu können. Mein Skizzenbuch von damals habe ich noch. Es war am 8. November 1852, als ich es wagte, den Torso eines Merkurs zu zeichnen. Diese Arbeit erscheint mir heute als ziemlich harte, aber getreue Wiedergabe des Originals. Jeden Morgen kam ich, und bald hatte ich mir einen besseren Strich angewöhnt; aber jede Linie war doch die eines Bildhauers.

Abends fing ich auch an, bei Licht nach dem Akt zu zeichnen. Ein Schüler der französischen Akademie stellte einen kräftigen, schönen Mann auf den Tisch. Er war gut beleuchtet, und die wenigen Zeichner hatten Platz genug, sich

eine Stellung je nach Wunsch auszuwählen. Der Franzose verschwand aber, nachdem er das Modell gestellt hatte. Es zeichneten überhaupt nur Italiener mit. Die Schüler der Akademie hielten sich sonderbarerweise fern.

Ein liebenswürdiger Mensch: Karl Rauch.

Eines Tages traf ich in der Gipsgalerie einen Jüngling von fünfzehn Jahren. Lustig pfiff er beim Zeichnen eines Reliefs. Ich merkte bald, daß er ein Deutscher war, obgleich er mit dem Kustos vorzüglich italienisch sprach. Es war der nachmals in Rom stadtbekannt gewordene Karl Rauch, der liebenswürdigste, bescheidenste Mensch von der Welt. Er erzählte mir, daß er auch Künstler werden wolle, daß seine Eltern lange in Petersburg gelebt hätten, wo sein Vater, ein geborener Schweizer und vorzüglicher Künstler, Landschaften gemalt. Der Vater war gestorben, die Familie nach Rom übergesiedelt. Dieser kleine Rauch, der Rom wie seine Tasche kannte, war für mich wie von Gott gesandt. Er munterte mich auf, lobte meine Zeichnungen, fand alles vortrefflich, was ich machte, half mir im Italienischlernen weiter, sprach und schrieb für mich und war dabei der lustigste Gesellschafter von der Welt. In der Fremde, verlassen, wie ich mir vorkam, weiß man einen solchen Menschen zu schätzen.

Rauch hatte ein schönes Talent, und feine Empfindung zeigte sich überall in seinen kleinen Bildern. Leider ging er aber nie über das Skizzenhafte hinaus. Die Kunst war für ihn eine unterhaltende vornehme Spielerei. Von Herzen weich, und gut, gab er den Modellen, den Armen, den hilfsbedürftigen Künstlern alles, was er hatte, obgleich er selbst arm war und seine kleinen Bilder höchstens für zwei bis zehn Scudi an den Mann brachte. Als takt- und humorvoller Gesellschafter war er überall ein gern gesehener Gast. In seinen alten Tagen darbte er sehr, schlief auf bloßer Erde, nur mit einem Brette unter dem Körper, und hatte doch stets für andre etwas übrig. Rauch ist zuletzt eine typische Figur von Rom geworden, bekannt als l'uomo del carrétto. Als

Zahlung für eine Schuld hatte er von jemand einen zweiräderigen Wagen mit einem Pferde erhalten, an das er sich so anschloß, daß er erklärte, Rom nicht mehr verlassen zu wollen, solange das Pferd lebe. Dieses war sein Freund geworden, und er schlief neben ihm auf dem Stroh. Als das häßliche und boshafte Tier verendete, blieb Rauch noch ein Hund übrig, auf den er seine zärtlichen Gefühle übertrug.

Dieser Karl Rauch also, damals fünfzehn Jahre alt, wurde bald mein guter junger Kamerad, der mich später bei vielen Künstlern (auch bei Cornelius und Overbeck) einführte und mir manchen guten Dienst leistete.

So verging der erste Monat in Rom. Ungern griff ich zu dem wenigen Geld, das mir noch geblieben war. Besorgt sah ich der nächsten Zukunft entgegen. Soviel ich zur Reise nach Rom gebraucht — vierzig Gulden —, so viel nähte ich in meine Kleider ein, um im äußersten Falle die Rückreise in die Heimat ermöglichen zu können. Nie in meinem Leben hatte ich Schulden gemacht, — es graute mir (vielleicht dummerweise) davor.

Am 1. November war große Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle, wozu ich auch eine Eintrittskarte bekam. Die Musik verstand ich nicht; aber die Gemälde von Michelangelo nahmen mich ganz in Beschlag, wenn ich auch sie wahrscheinlich nicht verstand. Nur eins drängte sich mir auf, daß ich solchen Arbeiten gegenüber ein recht trauriger Wurm sei. Der heilige Vater, den ich zum ersten Male näher sah, machte durch sein gemütliches Lächeln einen guten, väterlichen Eindruck auf mich. Die heilige Handlung interessierte mich sehr, ließ mich aber nicht andächtig werden; es gab zu viel zu sehen und zu hören, und es störte mich, daß der heilige Vater immerfort aus- und angezogen wurde.

Am 4. November sah ich den Papst mit aller Pracht eines Fürsten von dieser Welt in S. Carlo auf dem Korso einziehen. Vier überreich vergoldete Wagen, mit herrlichen

Rappen bespannt, fuhren im Zuge; vor und hinter dem päpstlichen Wagen ritten je vierundzwanzig Nobelgardisten in großer Gala. So etwas hatte ich noch nie gesehen, und ein großer Stolz überkam mich, daß „unser Vater“ auf solch großartige Weise zu erscheinen vermochte! Französische Soldaten bildeten Spalier.

In diesen Tagen bekam ich den ersten Brief von meinen Eltern. Freudig drückte ich ihn an mein Herz, da er mir gute Nachricht aus der Heimat brachte.

Dauermarsch bei einem Ausflug nach Tivoli.

Am 6. November unternahm ich mit 24 Bajocchi in der Tasche (mehr nahm ich nicht mit, aus Angst, zu viel auszugeben) einen Ausflug nach Tivoli, besah die Wasserfälle und die Villa d'Este und aß in der Sibylla, was gerade vierundzwanzig Bajocchi kostete. Ich konnte also nicht übernachten und lief — es war noch vier Uhr nachmittags — per pedes apostolorum, wie ich gekommen, von Tivoli nach St. Peter — Rom zurück. Wer diese Entfernungen kennt, wird zugeben, daß das eine anständige Leistung war. Es war aber doch, trotz der Strapaze, ein herrlicher Tag für mich gewesen.

Die Zeit meines freien Aufenthalts im Asyl beim Camposanto von St. Peter war vorbei; aber der gute Kaplan bewilligte mir eine Verlängerung von vierzehn Tagen. Ich hatte dort mehrere mir recht wohl gesinnte Menschen gefunden, unter andern den ungarischen Maler Szoldaticz, der heute noch lebt und immer noch seine frommen, glatten Madonnen mit viel Sinn für Schönheit, aber mit wenig Phantasie und noch weniger Respekt vor der Natur malt. Er unterstützte mich, wie und wo er konnte; ich habe ihm viel zu verdanken.

Eine neue und nützliche Bekanntschaft.

Bald darauf machte ich die Bekanntschaft eines päpstlichen Schweizer Hellebardisten, der mir erzählte, daß er Bildhauer sei, und daß er auf dem Quirinal in seinen Mußestunden — deren waren es einige Tage in der Woche — Bildhauerei treibe, das heißt er schnitzte verzierte Stuhlfüße

und -Lehnen. Es war das, wie ich sah, recht rohe Arbeit, und er bekam auch für den Stuhl, wenn er reich verziert war, höchstens fünfzig Bajocchi, für einfachere Ware nur zwanzig.

‚Wie!' dachte ich, ‚wenn dieser Mann dich brauchen könnte? Bis was Besseres kommt, wäre es ja doch zum Leben genug.'

Meinen Antrag nahm er aber nicht gleich an. Erst als ich ihm zeigte, daß er auch bei mir etwas profitieren könnte, und ich ihm nahelegte, daß ich keinen hohen Verdienst beanspruchte, ging er darauf ein. Die Schweizersoldaten des Papstes, die heute noch das buntscheckige Kostüm aus dem Cinquecento tragen, sind alle aus den katholischen Kantonen der Schweiz genommen und waren damals im Quirinal in dem langen Flügel, der in der Richtung nach der Porta Pia sich hinzieht, einquartiert. Uttinger — so hieß mein Mann — hatte seine Werkstatt zu ebener Erde mit Licht vom Garten her.

Abschied vom Camposanto.

Nachdem ich bis zum 25. November im Asyl des Camposanto gewohnt hatte, dort manches Ungeziefer getötet und viel Liebes und Gutes erfahren hatte — es gab damals schon viele Menschen, die mir wohlwollten —, nahm ich von dem Kaplan Abschied, der mich einlud, so oft zu kommen, als ich wollte, und mir versicherte, daß ich stets gut aufgenommen werden würde. Meinen Tornister packte ich wieder zusammen — er war nicht voller geworden — und zog in die Via in Arcione am Ende der Via Rasella bei einer alten Frau ein, welche Bettstellen für fünf Bajocchi vermietete. Ich hatte noch drei oder vier Stubengenossen; darunter war ein echter deutscher Handwerksbursche, seines Zeichens Goldschmied, der alle Tage betrunken nach Hause kam, sich vor mein Bett stellte und zu predigen anfing.

Als Stuhlschnitzer bei einem päpstlichen Schweizer.

Ich zog dann zur Arbeit in die Werkstatt Uttingers ein. Dieser, ein gutmütiger Mensch, machte mich mit dem Werkzeug bekannt und zeigte mir die Vorteile beim Schneiden. Das war auch notwendig; denn ich hatte wohl als Knabe

mit dem Taschenmesser Griffe zu Spazierstöcken für die Pfarrer unserer Umgegend, noch nie aber größere Sachen in solch hartem Holze geschnitten. Ich hatte also hier alles zu lernen, aber es ging nach ein paar Stunden schon leidlich, und schon am ersten Tage brachte ich zwei Stühle fertig. Dabei arbeitete ich nur vormittags. Dieses Holzschneiden verdarb mir die Hände, die mir anfangs denn auch gehörig wehethaten. Gleich am zweiten Tage modellierte ich für Uttinger einen kleinen Apostel, den er in Holz schneiden wollte.

Als Schüler an der Accademia di S. Luca.

Die erste Woche war vorbeigegangen, und ich hatte es dahin gebracht, daß ich mit der Arbeit je eines halben Tages genug verdiente, um die andere Hälfte des Tages frei zu haben. Ich beschloß daher, die Akademie S. Luca zu besuchen und dort einen regelmäßigen Kurs durchzumachen. Dazu verhalf mir eine Empfehlung unsers Konsuls Kolb, der mir späterhin ein väterlicher Freund geworden ist, mir stets mit Rat und mit That zur Seite stand, und dessen Güte ich nie vergessen werde. Ich steckte auch meinen Paß zu mir, nahm einige Akte und Kompositionen mit mir, die ich, so gut es ging, gemacht hatte, und meldete mich. Einen Probeakt (nudo) bestand ich gut, und so begann meine akademische Ausbildung, der ich aber durch glückliche Ereignisse bald entwuchs.

Abends war regelmäßig Aktmodellieren, wobei immer ein Professor korrigierte; nachmittags Modellieren nach Gips; hie und da Anatomie nach Kadaver. Ich glaube, ich habe da auf S. Luca nicht viel gelernt, aber der Gedanke, auf der Akademie zu sein, war mir sehr angenehm, und ich fühlte mich von da ab als wahrer Künstler!

Mehrere junge Kunstgenossen lernte ich damals kennen, darunter die Bildhauer Galetti und Guglielmi, die heute auch noch ihr liebes Künstlerhandwerk treiben.

Ich verdiente Geld und konnte dabei noch studieren, — welcher Jubel!

Der Professor Tadolini hatte die Gipsabteilung unter sich. Er ließ mich einen Koloß vom Monte Cavallo lebensgroß herstellen — gewiß eine verkehrte Art, junge Leute die Formen der Antike kennen lernen zu lassen, anstatt ihnen Abgüsse nach der Natur zu geben. Die edeln antiken Formen, die eigentlich doch die Natur anders, wenn auch veredelt, zur Anschauung bringen, passen nicht für den Anfänger.

Der liebe Rauch besuchte mich öfters bei der Arbeit. Bei einer Preisaufgabe sagte er zu mir: „Alle waren anfangs einig darüber, daß du den ersten Preis bekommst, und nun hast du mit dem Verbessern alles wieder verdorben!“ Auch Achtermann kam und gab mir den guten Rat. — Geheime Unterstützungen floßen mir zu durch Achtermanns und Szoldaticz' Vermittlung. Ich nahm sie gern an und fand darin nichts Unehrenhaftes.

Nun möchte ich noch kurz erzählen, wie man den Ereignissen des 2. Dezember 1852 in Rom gegenüberstand. Auch ich hatte Zeit, über Napoleon wütend zu sein, und schalt ihn Freiheitsmörder. Im Café Felice kamen Deutsche zusammen, darunter Maler Seitz, Bildhauer Imhof, Achtermann und andre. Dort las ich alle Tage die „Allgemeine Zeitung“; von römischen Zeitungen gab es nur eine — und was für eine! — den „Osservatore Romano“, der einfach nichts sagte. Am 8. Dezember — die Nachrichten verbreiteten sich damals nicht so rasch wie heutzutage — wurde von den Franzosen in Rom ein gewaltiges pronunciamiento veranstaltet. Bei einer großen Truppenschau auf der Piazza Colonna zu Ehren des wiedererstandenen Kaiserreichs mußten die Soldaten „Vive l'empereur!“ rufen. Ganz Rom war dabei; das Volk aber verhielt sich ablehnend und still

Das Jahr ging seiner Neige entgegen. Ich stand mitten in eifriger Arbeit. An Sonn- und Festtagen besuchte ich Roms Kirchen und Kunstschätze. Weihnachten nahte; meine

Stimmung hatte sich gehoben — hatte ich doch liebe und gute Menschen gefunden, die sich meiner annahmen, und ich war nicht mehr so ganz allein! —

1853. Mit Zuversicht das neue Jahr begonnen.

Das Jahr 1853 fing mit Regen und Kälte an, was mich aber nicht abhielt, jeden Morgen in der Frühe nach dem Quirinal zu gehen, um bei Uttinger meine Holzschnitzerei zu besorgen. Wie gerne würde ich meine Kunst in besser angebrachter Weise getrieben haben! Ich fügte mich aber in das Unvermeidliche mit der Zuversicht, daß es bald besser kommen werde. Es war bekannt geworden, daß ich mir auf diese Art den Aufenthalt in Rom ermöglichte; das verschaffte mir wieder manchen Gönner. Bei Uttinger blieb ich bis Ende September (bei ihm und bei dem Schreiner, dem ich die Stühle ablieferte, verdiente ich in der ganzen Zeit 53 Scudi). Ich besuchte daneben fleißig die Akademie, auch die Villa Medici hatte ich nicht vergessen. Achtermann ließ sich von mir einen gotischen Holzrahmen für seine Madonna in Marmor schneiden; Overbeck, der von mir gehört, den ich aber noch nicht kennen gelernt, einen Reliquienschrein; Szoldaticz ein Triptychon. Durch diese Arbeiten, die mich über Wasser hielten, war meine bescheidene Existenz vorerst gesichert, wenn es mir auch nicht leicht wurde, mich durchzuschlagen.

Erste Bekanntschaft mit Dr. Erhardt, meinem nachmaligen besten Freunde.

Anfang Januar 1853 erinnerte ich mich an meinen Empfehlungsbrief an Dr. Erhardt in Rom. Ich machte meinen Besuch, traf aber nur Erhardts Mutter an, eine kleine lebendige Frau, aus deren Augen die Herzensgüte herausschaute. Sie ließ mich erzählen. Wie lag in all ihren Fragen so etwas Mütterliches und Sorgliches! Das Herz ging mir auf. Später kam ihr Sohn.

„So, Sie kommen aus Freiburg?“

Ihm erzählte ich noch einmal meine Geschichte. Beim Abschied öffnete er einen Schrein und gab mir ein weißes Pulver, Chinin, das ich später nur zu sehr zu brauchen hatte.

„Sollten Sie sich mal fiebrig fühlen, so nehmen Sie davon; das wird Ihnen gut thun.“

So lernte ich ihn kennen, der nachmals mein bester Freund, mein treuer Kamerad und Reisegefährte nach Aegypten, nach Troja und Konstantinopel wurde.

Es war großes Leben unter die Künstler gekommen. König Ludwig I. von Bayern war eingetroffen und hatte den Künstlerverein besucht. Gerne wäre auch ich dort Mitglied geworden, aber meine Kasse erlaubte das nicht. König Ludwig I. von Bayern kommt nach Rom (Januar 1858).

Der Februar kam, das Wetter war herrlich, meine Gesundheit vorzüglich. Der Karneval, der alte, lustige, römische Karneval hatte begonnen. Es gefiel mir, den schönen Römerinnen Sträußchen in die Hände drücken zu dürfen. Wie schön fand ich diese naiven, heiteren, lebenslustigen Gesichter! Am Tage des „senza moccolo!“, dem letzten des Karnevals, regnete es; aber im ärgsten Schmutze lief ich durch den Korso hinter den Wagen her und löschte die Lichtchen aus. Welche übermütig kindliche Freude das war!

Hier muß ich noch eines Künstlers Körner gedenken, den ich im Asyl des Camposanto hatte kennen lernen. Er arbeitete in Galvanoplastik auf dem Kapitol für den Archäologen Dr. Braun, der gewerbliche Gegenstände anfertigen ließ und damals in Rom eine große Rolle spielte. Körner war ein guter, aber schwacher Mensch. Er heiratete später eine Italienerin und brachte es bis zum — Portier! Auch ein Schicksal.

Overbeck, der große, damals wenigstens als der bedeutendste der Zeit anerkannte Maler, empfing jeden Sonntag von elf bis zwölf Uhr die Besucher im alten Palaste der Cenci im Judenviertel. Auch ich wagte mich dahin. Ueber einer großen, hohen Treppe lagen seine Räume, in denen Empfang bei Overbeck.

er malte oder wenigstens zeichnete; denn was man sah, waren meistens Kartons, mit Kohle sehr sorgsam und sauber ausgeführt.

Ein großer, schlanker, etwas nach vorn gebeugter Herr ließ seitwärts sein kluges Auge auf mich fallen, während er verschiedenen Damen seine Kompositionen erklärte. Es war Overbeck, von dem ich so viel gehört, den man mir als einen heiligen, frommen Mann geschildert.

Ueber dem ganzen Atelier mit seinen Bildern und mit seinen Besuchern, die nur leise miteinander zu sprechen wagten, lag eine gewisse Weihe, die durch das sanfte, wohllautende Organ des Meisters noch erhöht wurde. Ich wurde ihm vorgestellt, und er grüßte mich und nahm sich Zeit, ein paar Worte mit mir zu sprechen.

Friedrich Overbeck hatte einen großen Sinn für Schönheit. Er „purifizierte“ seine Gestalten aber oft so weit, daß sie leer und langweilig erschienen. Ueber der Schönheit vernachlässigte er das Charakteristische oft ganz und gar. Die antike Kunst, namentlich der Blütezeit, war für ihn das Ideal. Er hätte gewiß einen besseren Bildhauer als Maler gegeben.

Porträte konnte er absolut nicht malen, auch der Farbe stand er ablehnend gegenüber. Er hatte Phantasie, aber auch diese mußte sich dem Gefühle für Schönheit und Schicklichkeit unterwerfen. Overbeck war von Herz und Seele fromm, fern von aller Heuchelei, ein edler Mensch, der im Wohlthun seine Freude fand. Kaum einer der damaligen Künstler Roms stand ihm an Bildung gleich. Er war gelehrt, in der Theologie und in aller Litteratur zu Hause, sprach viele Sprachen korrekt und war ein vorzüglicher Briefschreiber.

Einzug in eine freundlichere Wohnung.

In meiner Wohnung in der Via in arcione war es mir doch zu schmutzig, und ich zog in die Via della purificazione neben Piazza Barberini, wo ich dann mehrere Jahre hauste. Mein Hauswirt — ich rief ihn nur bei seinem Vornamen Francesco — war ein guter Mensch. Ich befand

mich in meinem sonnigen Zimmer, mit Aussicht auf einen Garten und auf St. Peter, sehr wohl.

Die Fastenzeit ging vorüber. Die Kirchenfeste machte ich, soviel ich konnte, mit. Es lag in der Ordnung und in meiner ganzen Zeiteinteilung; ich that, wie alle thaten. Am Karfreitag hörte ich in der Sixtinischen Kapelle das Miserere, zu Ostern die Posaunen von der Kuppel der Peterskirche. Das alles erfüllte mich mit Ehrfurcht. Noch mehr aber ergriff mich die Spendung des Segens durch den Papst vom Balkon der Peterskirche herab. Man muß dieses großartige Schauspiel gesehen haben, um zu begreifen, daß es solche hinreißende Macht ausüben konnte. Hunderttausende von Menschen lagen auf den Knieen, während der heilige Vater mit weithin vernehmlicher Stimme den Segen sprach. Viel Militär stand in Parade auf dem riesigen Platze, die Glocken von St. Peter läuteten, die Kanonen der Engelsburg donnerten. Alles das mußte auf einen geistig immer angespannten jungen Menschen, wie ich es war, einen überwältigenden Eindruck machen.

Zu dieser Zeit kam ein junger kleiner Bildhauer aus Bamberg an. Im Café Felice wurden wir miteinander bekannt. Kindlich sah er aus mit seinen großen treuen Augen, und er blieb mir ein guter Freund, bis er Rom nach zwei Jahren wieder verließ. Er wohnte mit mir in demselben Hause und hieß Kamm. Overbeck, an den er empfohlen war, lachte oft über das Zusammentreffen von „Kopf“ und „Kamm“. Durch Kamm lernte ich die Familie des Bildhauers Hoffmann aus Wiesbaden kennen. Overbeck hatte die Frau Hoffmann an Kindes Statt angenommen, woraus bald recht verzwickte Verhältnisse sich entwickelten. Einer großen Sympathie konnte sich Frau Hoffmann nicht erfreuen. Die Familie des Bildhauers Hoffmann aus Wiesbaden.

Ich war sehr darauf bedacht, meine mangelhaften Schulkenntnisse zu ersetzen. Wo ich konnte, besuchte ich Vorlesungen. Alle Tage bis in die Nacht hinein las ich, gerade damals Livius, Winkelmanns Kunstgeschichte, Passavants Raphael, Eifriges Selbststudium.

Goethe, den „alten Heiden“, wie ich mir in meinem Tagebuch ihn zu nennen erlaubte, auch die Bibel und religiöse Bücher.

Am 2. Mai, einem schönen, schon sommerlich warmen Tage feierten die Künstler Roms das althergebrachte Fest in der Cervaragrotte vor Porta Salaria. Kamm und ich machten auch mit. Dieses groteske, närrische Fest belustigte mich sehr. Wir tranken, lachten, tanzten wie die andern, und für mich hatte es noch den Vorteil, daß ich einige der deutschen Künstler kennen lernte, denen ich bis dahin doch ziemlich ferne gestanden war.

„7. Juni 1853. Cornelius ist angekommen, teilte man sich mit einer gewissen Ehrfurcht gestern im Café Felice mit.“ Er besaß jedenfalls das größte Ansehen unter den Künstlern Roms.

„Die prosaischen Stuhlfüße haben mir alle Poesie genommen, matt ist Geist und Leib,“ schrieb ich am 14. Juni in mein Tagebuch; bald darauf: „für meinen guten Szoldaticz einen Christus modelliert, für Overbeck gezeichnet.“ Was dies aber für Arbeiten waren, weiß ich nicht mehr.

Der Juli kam, es war schon sehr heiß. Es kam der August, und ein jeder, der es machen konnte, verließ Rom, wenn es auch nur war, um im Albanergebirge sich zu erfrischen. Ich aber mußte bleiben, und keinen Tag im Jahre 1853 schlief ich außerhalb der Stadt.

Bedeutungsvolles Zusammentreffen mit Bildhauer Pilz.

An einem dieser heißen Tage lernte ich einen Mann kennen, der den Anstoß für meine weitere Ausbildung gab, ja für mein ganzes ferneres Schicksal von Bedeutung wurde. Es war der Bildhauer Vincent Pilz aus Böhmen, der besser war, als sein Aeußeres vermuten ließ: sein häßliches Gesicht mit zusammengekniffenen Augen und struppigem Bart, seine kleine untersetzte Gestalt und sein scharfer, spöttischer Witz machten keinen guten ersten Eindruck. Wir trafen uns öfters im Café, und ich besuchte ihn dann in seiner Werkstätte.

„Sie sind doch Bildhauer, haben schon manches Hübsche

modelliert und — schneiden Stuhlfüße für Schreiner! Kommen Sie in mein Atelier, und modellieren Sie da etwas. Ich stelle Ihnen alles, was Sie brauchen, zur Verfügung, Modellierthon, Stühle und so weiter. Dafür schneiden Sie für mich eine Nische für eine Madonna, die ich in Marmor mache."

Wenn mir dieses Anerbieten auch etwas egoistisch erschien, so nahm ich es doch an und zog bald in Pilz' Atelier ein. Da schnitt ich für ihn die Nische in Holz in gotischem Stil, was immerhin eine Arbeit von mehreren Wochen war, und modellierte nebenbei die Skizze zu einem sitzenden Christus und noch manches andre. Pilz korrigierte vortrefflich. Er war ein genialer Künstler und das größte Talent unter den österreichischen Bildhauern jener Zeit in Rom. Damals modellierte er die Dreikönige zu Bethlehem zu Pferd, ein epochemachendes Werk. Das Modell, das er mir schenkte, bewahre ich noch auf.

Bei Pilz machte ich große Fortschritte. Aber — das Unglück schreitet schnell! Zu schlecht hatte ich mich genährt, zu aufgeregt gearbeitet. Meinen matten Körper überfiel das römische Fieber. Achtermann, der damals so viel für mich that, drang in mich, daß ich in das Spital dei buoni fratelli auf der Tiberinsel ging. Das war Ende Oktober 1853.

Nun war ich im Spital! Ich hatte das Gefühl, als ob ich mich selbst beweinen sollte. Ich that mir selbst schrecklich leid. Mit einer weißen Zipfelmütze lag ich im Bette; mir gerade gegenüber lag, mit ebensolchem Hauptschmucke gekrönt, ein mir fremder Leidensgenosse, — traurig schauten wir uns gegenseitig ins blasse Angesicht. Gleich nach meiner Ankunft bekam ich ein Trinkglas voll aqua amara, das heißt in Wasser aufgelöstes Chinin, und so drei oder vier mal täglich. Es war greulich zu nehmen. Fieberkrank im Spital.

Nach vier Tagen blieb das Fieber weg. Am fünften Tage wurde ich als geheilt aus dem Spital entlassen. Zwei deutsche Brüder, denen ich von Achtermann warm empfohlen



worden war, hatten mich sorgsam gepflegt; sauber war alles gehalten, aber eine „Roßkur“ war es doch gewesen. Meine Freunde holten mich ab, und ich war überglücklich, das Fieber los zu sein. Es war aber eine Täuschung. Jahrelang litt ich mit längeren und kürzeren Unterbrechungen an diesem römischen Fieber, und erst in den sechziger Jahren habe ich es ganz verloren.

Der Grundstein meiner Künstlerexistenz.

Am 16. Oktober 1853, also gerade ein Jahr, nachdem ich in Rom eingezogen war, begann ich meinen sitzenden Christus in etwas mehr als halber Lebensgröße zu modellieren, der zum Grundstein meiner Künstlerexistenz geworden ist. Pilz war so gütig, mir alles Nötige dazu zu leihen. Sitzend dachte ich mir den Erlöser, mit der Weltkugel in der Hand, die Rechte zum Segnen erhoben. Frei arbeitete ich nach meiner Phantasie; auch keine Draperien legte ich mir und suchte das Ganze ohne Modell fertig zu bringen.

Der letzte Tag des Jahres war gekommen, ich hatte über vieles nachzudenken. Das Fieber hatte immer wieder mich befallen und machte mich oft mutlos. Mein Vater hatte sein Anwesen in Ettenkirch verkauft und in Betzenweiler sich niedergelassen — nicht zur Verbesserung seiner Vermögenslage. Die Meinigen waren aber doch alle gesund geblieben. Ich war ihre Sorge und ihre Hoffnung.

Mein Ausgabebuch verzeichnet für das ganze Jahr 1853 an Ausgaben 132 Scudi (etwa 528 Mark), davon elf Scudi für Kleidung.

Sofort im neuen Jahre 1854 fuhr ich fort, fleißig an meinem Christus zu arbeiten. Es ging mir ziemlich schnell von der Hand, da ich mich nicht mit einem Modell zu plagen hatte und auch keine sonstigen Studien dazu machte. Pinturicchio in S. Croce di Gerusalemme besah ich mir aber doch. Die italienischen Meister des Cinquecento waren mir noch nicht so verständlich; doch Pinturicchio zog mich besonders an. Mit dem Kopf meines Christus war ich ganz unzufrieden; ich verstand es eben noch nicht, individuelles Leben zu geben, und so bekam er ein zu allgemein hergebrachtes Christusgesicht.

Sturm- und Drangperiode 1854. Vollendung des sitzenden Christus.

Gegen Ende Februar war die Gestalt fertig. Pilz munterte mich auf, Cornelius, Overbeck, Achtermann, Wolf, Steinhäuser, Hoffmann und andre einzuladen. Und ich that es. In meiner kindlichen Freude, etwas Selbständiges geleistet zu haben, war ich wie ein Huhn, das die ganze Welt auf sein gelegtes Ei aufmerksam macht.

Die Herren waren zufrieden und lobten sogar mein Machwerk; Cornelius allein hatte auszusetzen: „Ihr Christus ist zu kurz. Schneiden Sie ihn unter dem Gürtel ab, und machen Sie ihn drei Finger breit höher." Er hatte recht. Nach der Operation sah die Figur viel edler und vornehmer aus. Wenn Cornelius korrigierte, traf er immer den Nagel auf den Kopf.

Bei Cornelius war ich durch den Kapuzinerpater Bernardo eingeführt worden. Dieser Pater, ein deutscher Mönch von etwa 35 Jahren, war ein mittelmäßiger Maler — ein etwas intriganter Heiliger. Er ging viel mit Künstlern um. Ich modellierte seine Büste, warf sie aber wieder zusammen, da sie nicht gelingen wollte.

Peter v. Cornelius.

Dieser Kapuziner also brachte mich zu Direktor Peter v. Cornelius. Mit Ehrfurcht stand ich vor dem großen

Mann, der sehr freundlich mit mir sprach und mir sogar seinen Besuch im Atelier Pilz in Aussicht stellte. Der kleine Düsseldorfer Direktor mit seinen tiefliegenden Adleraugen und seinem eindrucksvollen Gesichte nötigte einem jeden, der sich ihm näherte, Respekt ab. Als Künstler war er mehr als ein Talent. Er war ein Genie. Mit diesem Worte muß man vorsichtig umgehen; nur wenige der Menschheit sind es, die diesen Titel verdienen.

Von der Kunst hatte Cornelius die höchste Idee. Sie betrachtete er als die Blüte am Baume des Lebens. Für ihn war die Kunst Miterzieherin der Völker, für ihn mußte jede Kunstleistung einen Gedanken aussprechen. Ja, er malte wirklich Gedanken, wie der winzige Muther in seiner Kunstgeschichte so spöttisch von ihm schrieb.

Dieser hohe Standpunkt führte Cornelius naturgemäß zur historischen Kunst. Dabei hatte er aber unrecht, die andern Richtungen hintan zu setzen. Er lernte nie malen, er konnte kein gutes Porträt zeichnen — das wußte er selber. Oft hörte ich ihn klagen, wie schwer ihm das Malen werde, und daß es mehr kolorieren als malen sei, was er mache. Er hatte sich eine eigne Welt geschaffen, dieser Riese, eine Welt, unnachahmbar, mit ihren Eigenheiten nicht vermögend, Schule zu machen.

Damals entwarf Cornelius die Skizze für das jüngste Gericht für den Friedhof in Berlin. — Gegen jüngere Künstler war Cornelius von größtem Wohlwollen.

Oesterreichische Künstler im Palazzo Venezia.

Der Turm des bekanntlich dem österreichisch-ungarischen Staate gehörenden Palazzo Venezia ist gewöhnlich mit Künstlern vollgestopft, die dort unentgeltlich Atelier und Wohnung bekommen. Sie sollen zwar nur zeitweilige Pensionäre sein; aber mancher alte Kerl hat dort oben hoch in der Luft sein halbes Leben zugebracht. Im Januar 1854 war wieder ein neuer Schub österreichischer Kunstjünger dort angekommen, die zum Teil meine Freunde wurden.

Da war der talentvolle Vogler. Er zeichnete einen herrlichen Karton der apokalyptischen Reiter.

Platner aus Zirl in Tirol war ein charaktervoller Zeichner, der ganz Cornelius nachahmte und ernstes Streben hatte. Er nahm sich meiner sehr wohlwollend und freundschaftlich an, und ich lernte sehr viel durch ihn.

Zwei Brüder Wörndle, Schüler von Führich, waren auch da. Der jüngere, ein fleißiger Künstler, immer unzufrieden mit sich selbst, fand nie den rechten Weg, seine Empfindung im Bilde richtig auszudrücken. Der ältere war Landschaftsmaler. Er hatte von Jerusalem viele gute Ansichten mitgebracht, die uns alle sehr interessierten.

Der liebe, gute, mir so zugethane Szoldatics hatte im Palaste auch seine Werkstatt aufgeschlagen.

Mit diesen Künstlern verkehrte ich jahrelang fast täglich, und mein Tagebuch ist voll von Aufzeichnungen, die sie betreffen. Sie behandelten mich als ihren ebenbürtigen Genossen, aber doch wieder als Kind in der Kunst, das auf seine Art eigensinnig vorwärts zu kommen suchte und ihnen viele unlösbare Rätsel aufgab.

Nun besuchte ich auch den damals in Rom viel genannten bayrischen Künstler — „Maler Riedel", der eigentümlich kolorierte Genrebilder malte, und von den Nazarenern nicht als „voll" anerkannt wurde!*) — Auch Cornelius sprach von

*) Als Nazarener bezeichnete man die Anhänger der Richtung, die schon 1808 von jungen strebenden Künstlern (darunter der zwanzigjährige Overbeck) eingeschlagen worden war, und in der „St. Lukas-Bruderschaft" mit dem Zwecke: „Befreiung der Kunst von den Fesseln des ‚akademischen Manierismus' verfolgt wurde." Overbeck, der später (1813) bekanntlich vom protestantischen zum katholischen Glauben (in Rom) übertrat, wurde der berühmteste der Lukasbrüder. „Das Unklare und Schillernde in den Bestrebungen mancher Romantiker, welche im Christentum lediglich eine ästhetische Befriedigung suchten, in den Schönheiten und Schöpfungen der Kirche nur eine poetische Symbolik sahen, widerstrebten seinem (Overbecks) ehrlich frommen Wesen ... Das Ziel seines künstlerischen Strebens war,

ihm mit Achselzucken. Dieser im Herzen gute Riedel, mit seiner gebogenen Nase, die aussah, als fehlte ihr ein Stückchen, mit seinem frischen blühenden Gesicht, war voll Witz und Satire. Er war sehr freundlich gegen mich und zeigte mir seine vielen Arbeiten, die teils begonnen, teils fertig dastanden. Aufrichtig gesagt, gefielen mir diese Werke nicht. Ich sah überall Unnatur, namentlich im Kolorit, das ja seine Hauptstärke ausmachen sollte. Aber er war eben doch ein höchst talentvoller Künstler, der ganz original seine eignen Wege gegangen ist.

Günstige Beurteilung des „sitzenden Christus“.

Mein Christus wurde unterdessen gegossen und in Achtermanns Atelier aufgestellt. Cornelius riet mir, meinen württembergischen Konsul, Herrn v. Kolb, der Einfluß am Hofe zu Stuttgart besitze, zu einer Besichtigung der Figur einzuladen. Er, Cornelius, glaube, daß, wenn ich einige günstige Zeugnisse vorlegen könne (er selbst sei bereit, mir ein solches auszustellen), ich wohl eine staatliche Unterstützung aus der Heimat erhalten werde.

Voller Hoffnung ging ich zu Herrn v. Kolb, trug ihm vor, was Cornelius mir gesagt, und lud ihn ein, meinen Christus in Augenschein zu nehmen. Schon tags darauf kam er, äußerte sich sehr anerkennend, gestand aber, daß er von Kunst nichts verstehe. Damit aber ein Bildhauer unter den Empfehlenden nicht fehle, schlug er vor, außer Cornelius und Overbeck auch den alten Wagner zu bitten, mir ein Zeugnis auszustellen.

Der württembergische Konsul v. Kolb.

Von nun an war Herr v. Kolb mir ein väterlicher Freund, der mir allezeit mit Rat und That beistand. Er war ein Württemberger, geboren in Achern am Fuße des

eine klare, bestimmte Anschauung des Schönen und Wahren in der durch die Sonne eines lebendigen Christentums durchleuchteten Welt zu erlangen und fest zu halten. Ihm war die Kunst ‚Sache des Herzens im innigsten Zusammenhang mit der Religion.‘“ [Friedr. Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Herausgegeben von Franz Binder.]

Hohenstaufen. Er war von Triest, wo er Kaufmann gewesen war, nach Rom übergesiedelt, wo er das Konsulat für Skandinavien und Württemberg übernahm. Ersteres gab er in der Folge an Konsul Bravo ab.

Kolb führte ein offenes gastliches Haus. Eine liebenswürdigere, offenere Natur, als die seine, läßt sich kaum denken. Lange war er der erste Banquier in Rom, den fast alle Deutschen, die dorthin kamen, besuchten; und doch hinterließ er bei seinem Tode (1868) nur ein kleines Vermögen. Viele Künstler unterstützte er, allerdings oft unfreiwillig, da manche das von ihm erborgte Geld zurückzuerstatten vergaßen. — König Wilhelm I. von Württemberg schätzte Kolb sehr.

Kolb war unverheiratet, was er oft empfindlich zu büßen hatte; denn er stand immer unter dem ungeregelten Einflusse des ewig Weiblichen, dem gegenüber er etwas schwach war. Seine Büste, die zweite, die ich fertigte, modellierte ich ihm nicht zu Gefallen. Ich glaube, ich machte ihn nicht schön und nicht jung genug. Er war damals 54 Jahre alt, klein, etwas beleibt, hatte ein glattrasiertes joviales Gesicht und konnte herzlich lachen.

Overbeck und Cornelius schrieben mir folgende Zeugnisse:

„Mit Vergnügen bezeugt der Endesunterschriebene hiermit, daß ihm Herr Joseph Kopf aus Ettenkirch, Königreich Württemberg, rühmlich bekannt ist, und daß derselbe hier in Rom mit Eifer und Erfolg der Bildhauerkunst sich widmet, wovon zwei ihm bekannte Modelle*) das unzweideutigste Zeugnis ablegen; aus diesem geht hervor, daß Herr Kopf ein nicht gewöhnliches Talent besitzt, verbunden mit Geschmack und Schönheitssinn; und da er diese schönen Gaben noch überdies

---

*) Das eine war der Christus, das andre ein Ecce homo, der Overbeck besonders gefiel, und bei dessen Modellierung ich selbst bis zu Thränen gerührt war.



auf die edelste Weise durch Behandlung religiöser Gegenstände verwendet, so ist in jeder Beziehung zu wünschen, daß ihm diejenige Aufmunterung zu teil werde, die nötig ist, um sich zu einem vollendeten Künstler auszubilden.

Rom, am 13. Mai 1854.

Fried. Overbeck."

„Joseph Kopf aus Ettenkirch in Württemberg hat hier ein Modell eines sitzenden Christus gefertigt, welches nicht allein durch edle Auffassung und tiefes religiöses Gefühl, sondern auch durch eine in der Ausführung für sein Alter ungewöhnliche Fertigkeit sich vorteilhaft auszeichnet, so daß, wenn ihm Gelegenheit zu fernerer Entwicklung seiner Talente geboten wird, er dereinst Ausgezeichnetes in seiner Kunst zu leisten verspricht.

Rom, den 13. Mai 1854.

Dr. P. v. Cornelius."

Diesen beiden Zeugnissen fügte noch der gute Riedel das seine bei, das ganz besonders wohlwollend für mich abgefaßt war. Aber bei Wagner, den ich ja auch angegangen, hatte es einen besonderen Haken. Der alte Brummbär kam richtig in das Atelier von Achtermann, den er als „Nazarener" und Heuchler (das waren für Wagner gleichbedeutende Bezeichnungen für die Künstler Overbeckscher Richtung!) ganz besonders haßte, und beschaute mein Machwerk längere Zeit. Plötzlich drehte er sich auf dem Hacken um und ging, ohne ein Wort zu sagen, davon. Ich war natürlich durch dieses Benehmen sehr betroffen, ging ihm nach und fragte ihn, ob er denn über meine Arbeit gar kein Urteil habe.

Zerwürfnis mit Bildhauer Wagner.

„Jawohl habe ich eins, Sie Heuchler! Sie sind unter die Nazarener gegangen — haben einen Christus modelliert, und dazu soll ich Ihnen noch helfen?"

„Ich wollte Ihr Zeugnis nicht erzwingen,“ sagte ich, außer mir über solch ungerechtes Benehmen. „Es wird auch ohne das gehen!“ setzte ich zornig hinzu.

Später, als ich das Relief „Abraham verstößt die Hagar“ gemacht, das in Photographie bei Spithöver an der Piazza di Spagna ausgestellt war, kam Wagner aus eignem Antrieb in mein kleines Atelier in Via S. Basilio.

„Haben Sie das gemacht?“ fragte er.

„Natürlich — wer denn?“ erwiderte ich.

„Das ist gut — das ist voll Talent,“ brummte er, „wir wollen wieder gute Freunde sein.“

Er war denn auch in der Folge mir ein guter Berater, bei dem ich viel lernte. Als ich in meinem Atelier in der Via degli incurabili lange nachher an den vier Jahreszeiten für die Königin Olga von Württemberg modellierte, kam er fast täglich zu mir.

Eines Tages hatten Gassenjungen mit Kreide Kreuze an die Mauer des Hauses und auch an meine Thür gemacht. Als Wagner eintrat, bemerkte ich sogleich, daß er ein sehr böses Gesicht machte.

„Was fehlt Ihnen, lieber Freund?“

„Was bedeuten die Kreuze an Ihrer Thür? Soll das wohl heißen: hier wohnt ein christlicher Bildhauer? Sie Nazarener, Sie!“

Ich hatte Mühe, ihn zu beruhigen. — Auf seine Einladung besuchte ich ihn in der Villa Malta. Als ich eintrat — es war im Jahr 1854 — stand ich vor einem großen Spiegel, der voller Staub und fast erblindet war; auf demselben war die Jahreszahl 1849 mit dem Finger eingeschrieben! So sah es in allen Ecken aus. Wagner zeigte mir viele seiner herrlichen Kupferstiche, die er gesammelt, und die er später seiner Vaterstadt Würzburg vermachte. Auch einige Aquarelle sah ich, die er selbst, als er noch Maler war, gefertigt, die aber ganz bildhauerisch gemacht waren.

Erster Erfolg. Konsul v. Kolb sandte die obigen Zeugnisse an die Akademie der Künste in Stuttgart mit einem Briefe an die dortige Regierung und an den König ab. Der Bescheid ließ recht lange auf sich warten, — ich schwebte immer zwischen Furcht und Hoffnung. Am 20. Juli wurde ich dann zu Kolb gerufen, und er eröffnete mir, daß die Akademie vorerst nur 200 Gulden mir gewähren könne, daß mir aber nach Einsendung einer weiteren Arbeit — sei es ein Relief oder sonst etwas — noch eine Unterstützung folgen werde. Daß ich auf einmal ein glücklicher Mensch geworden war, brauche ich nicht weiter zu versichern. Auch Kolb und meine Gönner freuten sich mit mir über den, wenn auch kleinen Erfolg.

Nun muß ich etwas zurückgehen in meiner Erzählung.

Ein junger Mann von etwa 20 Jahren, ein Graf Zaluski, war nach Rom gekommen. Er war ein Schüler von Pilz und von diesem mit angelegentlicher Empfehlung an mich gewiesen worden. Dieser Graf sollte eine acht Fuß hohe Kolossalstatue vom heiligen Bischof Adalbert modellieren. Die Skizze dazu hatte Pilz selbst entworfen. Dieser junge Graf, der zu vermögend und allzu sehr dem Wohlleben zugeneigt war, um mehr als dem Namen nach ein Kunstbeflissener geheißen zu werden, warb mich, für ihn die Gestalt zu modellieren, und ich ließ mich auch dazu herbei, obwohl der klingende Lohn, den er mir zu zahlen versprach, nicht allzu reichlich war. Immerhin war das für mich doch besser, als Stuhllehnen schneiden. Ende Mai hatte ich die Figur angefangen und Anfang Juli vollendet. Zwischendrein modellierte ich für Zaluski auch ein Relief, eine Heilige, und fand auch noch Zeit, mit meinen Freunden mich des herrlichen Frühlings zu erfreuen und in Roms Umgebung umherzuschweifen. Dabei waren Platner, Wörnle und Körner meine steten Begleiter.

Gehobene Stimmung. Welch herrliche Tage habe ich da verlebt! Eine gehobenere Stimmung war über mich gekommen, und ich konnte bei diesen Ausflügen der Lustigsten einer sein.

Anfang März war Pilz nach Wien gereist. Der leichtsinnige Graf und ich waren also im Atelier allein. Im Grunde genommen war ich Herr und Meister, denn jener arbeitete nie, und ich mußte die kolossale Gestalt des heiligen Adalbert allein aufbauen und auch selber das Gerüst machen, — das erste, das ich herstellte. Es war das keine leichte Arbeit für mich, diese Masse Thon die Gerüsttreppe hinaufzuschleppen. Doch ich that es mit Lust, ja geradezu mit Begeisterung. Ich modellierte, — ich schuf ein Kunstwerk, — ich war ein Künstler!

Der alte Wagner gefeiert.

Diese Arbeit wurde auf einen Tag durch ein originelles Fest unterbrochen. Am 4. Mai 1854 waren es 50 Jahre, daß Wagner, der große Künstler und wunderliche Heilige, in Rom eingezogen war. Seine Freunde, deren es trotz seiner Grobheit nicht wenige gab, veranstalteten in der Villa Malta eine große Feier. Es gab dabei ein Festessen; ich durfte auch dabei sein. Mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte saß Wagner, wie ein Bacchus, oben an der Tafel. Genien erschienen und bekränzten ihn, Reden wurden auf ihn gehalten, mit preisenden Liedern wurde er angesungen, er, der alte Brummbär, der stillhielt und bloß sagte: „Macht mit mir, was ihr wollt."

Zufällige Bekanntschaft mit Bildhauer Rauch aus Berlin.

In diesen Tagen lief das Gerücht um, Rauch, der große Bildhauer Rauch, sei in Rom angekommen, was natürlich auch mich in einige Aufregung versetzte. Eines Morgens — ich arbeitete im Atelier Pilz — klopfte es an der Thür. Ich öffnete und sah zwei vornehme Herren vor mir, die nach einem Bildhauer Fritz Schulz, der nicht lange vorher nach Rom gekommen war, fragten. Ich vermochte keine Auskunft zu geben. Der größere Herr, eine stattliche, imponierende Erscheinung, sah, daß ich modellierte, und bat um Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Er stellte sich mir vor. Es war Professor Rauch aus Berlin, der große Bildhauer. Er trat näher und betrachtete meine Arbeit. Ich weiß nicht, was ich für

ein Gesicht machte; es muß aber sehr verlegen gewesen sein. Ich weiß nur, daß ich kaum sprechen konnte vor Freude und Erregung. Freundlich richtete er verschiedene Fragen an mich, korrigierte mir auf meine Bitte meine Arbeit, munterte mich auf, auf diesem Wege nur weiter zu schreiten und schrieb meinen Namen in sein Taschenbuch. Sein Begleiter war Bildhauer Schradolf aus Berlin.

So lernte ich den größten deutschen Bildhauer kennen. Ein glücklicher Zufall brachte ihn in meine Werkstätte. Ja! Glück muß man haben, um auf dieser runden Welt vorwärts zu kommen und „sein Glück zu machen“, und ich — ich muß es gestehen! — ich darf mich nicht über Mißgunst des Glückes beklagen.

Ausflug nach Olévano.

Anfangs Juli hatte ich den Bischof fertig gebracht. Am Ende des Monats war ich dann mit meinen Freunden auf dem Wege nach Olévano — über Frascati, Palestrina, Genazzano — alles zu Fuß in jugendlicher Lust und Freude! In Frascati übernachteten wir, ebenso in Palestrina und in Genazzano. Ich hatte gearbeitet, etwas verdient — ich war glücklich!

Am 30. Juli kamen wir in Olévano an. Das Olévano der alten Landschafter Koch, Reinhard und zuletzt Friedrich Prellers, das klassische Gebirgsnest hoch oben in den Sabinerbergen, das für so viele Bilder der wiedererstandenen deutschen Landschaftsmalerei, von 1780—1830, Modell stehen mußte, ist mit seiner charakteristisch derben, oft schroffen, fast überall malerischen Umgebung eine herrliche Gebirgslandschaft.

Die Serpentara bei Olévano.

Die Serpentara, eine Felsenpartie mit struppigen, verkrüppelten, oft aber auch großen, mächtig emporwachsenden immergrünen Eichen, ein wunderschöner Platz voll malerischen Reizes, begeisterte die Künstler zu ihren Studien und Bildern. Olévano mit seinen blauen Kalkfelsen zeigt sich da prächtig. Diese Serpentara kauften die Künstler unter besonders thätiger Beihilfe der Karlsruher Maler Kanold und Closse an und

schenkten den ganzen Grund und Boden mit all seiner künstlerischen Pracht und Herrlichkeit dem deutschen Reiche — eine schöne und gewiß auch fruchtbringende That! Der patriotische, tüchtige und talentvolle Bildhauer Gerhard meißelte an einem der harten Kalkfelsen das Porträtrelief unsers Kaisers Wilhelm II., überlebensgroß und sehr ähnlich, ein, und erwarb sich aufs neue den Ruhm, ein das Deutschtum und die deutsche Kunst in Rom in hohem Maße fördernder Künstler zu sein.

Ein Künstlergrab in Olévano.

Der Friedhof in Olévano birgt die irdische Hülle des unvergeßlichen, liebenswürdigen Künstlers Otto Brand, eines Berliner Kindes. Brand, der bald nach mir nach Rom gekommen war, und im Sommer 1892 in Olévano gestorben ist, war ein großer Künstler. Seine besten Arbeiten sind Bilder, die er dem Volksleben entnahm. Seine Kindergestalten, wie man sie auf den Straßen der Dörfer um Rom herum sehen kann, sind unübertrefflich. Seine Bauern bei der Arbeit im Hause, vor den Thüren ihrer Wohnungen, können in ihren Trachten und in ihrem ganzen Wesen nicht treffender geschildert werden. Es wird in nicht allzu großer Ferne eine Zeit kommen, wo man diese Bilder, höchst poetische Werke, nach ihrem wahren Werte schätzen und suchen wird. Brand hat im Leben nicht genug Anerkennung gefunden. Er war aber zu bescheiden, darüber zu klagen. An unsern Kunstanstalten und Museen mit ihren kleinlichen Verhältnissen begriff man solch einen Mann nicht.

Brand war eine treue Seele — ein guter Freund — ein guter Deutscher! Hoch droben in Olévano ruht er in der Erde; noch in spätesten Zeiten wird sein Grab von deutschen Künstlern besucht werden, die seinen Namen und seine Werke in gutem Gedenken halten!

„Zur Regina“ bei Olévano.

Auf einem Hügel oberhalb Olévano liegt das Wirtshaus zur Regina. Bei dieser dicken, lustigen Regina konnte man gut leben und brauchte nur wenig zu zahlen; ihr Wein war vorzüglich, was meine Person freilich nicht viel berührte, denn

ich war mein Lebtag kein trinkfester Mann, und es war mir am wohlsten, wenn ich Wein und Bier ganz stehen ließ. Die Tischgesellschaft war eine heitere, darunter eine Engländerin, die mein Bild in das aufliegende Album zeichnete, in dem sich später noch viele Künstler „verewigten". Man war oft ausgelassen lustig, lachte, besprach frei und erregt die Tagesereignisse, schlief bei zerbrochenen Fensterscheiben vorzüglich — kurz, man führte ein leichtsinniges, unbekümmertes, aber frohes und glückliches Künstlerleben.

Wir durchstreiften die ganze Umgegend von Olévano und von Civitella, dem hochgelegenen Bergneste mit seinen Cyklopenmauern und mit seiner wundervollen Aussicht hinunter in das Thal von Subiaco. Vom Gasthaus aus hat man nach Westen zu einen fabelhaft großartigen Blick bis zum Meer. Die Albanerberge liegen in der Tiefe, wie kleine Hügel in großer Ebene.

Die Zeichnungen, die ich damals machte, sind Zeugen, daß ich dort oben doch nicht ganz auf der faulen Haut gelegen bin. Auch Dichter waren wir. In meinen Tagebüchern erscheinen oft schüchterne poetische Versuche, Reimereien, in denen ich Furcht und Kummer, Hoffnung und Glück mit übervollem Herzen auszudrücken versuchte. Es war eben meine Sturm- und Drangperiode! — Erst im Jahre 1854 gelang es mir, nach jahrelangem harten Bemühen, zu einem einigermaßen besseren und logischeren schriftlichen Ausdrucke meiner Gedanken zu kommen.

In der ersten Hälfte des August kam Platner an. Mit ihm verließen Wörnle und ich Olévano und wanderten bei herrlichem Wetter den zauberhaft schönen Weg über Civitella—Rocca S. Stefano nach Subiaco, das wie eine Bergfestung in die Höhe ragt. Gleich nach unsrer Ankunft statteten wir dem wie ein Schwalbennest am Felsen klebenden Kloster S. Benedetto, das vom heiligen Benedikt selbst gegründet worden ist, einen Besuch ab.

Ausflug nach Subiaco.

Nero hatte an diesem malerischen, romantischen Orte eine herrliche Villa; hier wurde in neuerer Zeit die unübertreffliche, zweifellos echt griechische Antike „kniender Jüngling" (Kämpfer?), jetzt im Museo nazionale delle Terme Dioclezianeana zu Rom aufgestellt, gefunden. Die alten Malereien aus Giottos Zeit, der Garten mit den Rosengebüschen, in denen sich der Heilige gewälzt hat, die stillen patres, die halbdunkeln Kapellen mit den alten Glasfenstern — das alles umkleidete diesen Ort mit solch hehrer, heiliger Weihe, daß ich am liebsten lange, lange dort verweilt hätte.

Im sogenannten Hôtel de l'Europe wohnte es sich schlecht, das Essen war miserabel. Am 10. August wanderten wir nach Tivoli, wo wir spät abends in der Sibylla anlangten. Dort traf ich den Maler Szoldaticz, der mir tags darauf die Schönheiten Tivolis zeigte, und mit dem ich dann nach Rom zurückfuhr.

Hier war mittlerweile ein schlimmer Gast eingezogen — die Cholera. Die Cholera in Rom (Sommer 1854).

Anfangs fürchtete ich mich wirklich nicht vor diesem grünäugigen Ungeheuer; als ich aber eines Morgens einen Sarg aus meinem Hause in der Via della purificazione heraustragen sah, gewährte mir der reinliche Name der unreinlichen Straße keine Beruhigung mehr. Es war mir nicht mehr ganz geheuer, obschon ich nun that, als ob ich von Furcht nichts kenne.

„Wie viel sind es heute?" fragte man einander morgens im Caféhause.

„20—30," war gewöhnlich die Antwort.

Still vernahm man die Nachricht. Nach ein paar Monaten war die Seuche allmählich verschwunden, woran aber die päpstliche Regierung gewiß nicht schuld war.

Relief „Abraham verstößt die Hagar."

Endlich ging ich wieder ernstlich an die Arbeit und zeichnete einen Entwurf für ein Relief „Abraham verstößt die Hagar mit Ismael". Die Zeichnung war recht kindlich ausgeführt, doch wohl überdacht, und ganz lebte ich mich in die wieder zu gebende Lage ein. Es handelte sich hier — das war mir klar — um zwei streitende Frauen und um die Dazwischenkunft des Gemahls, der zugleich Geliebter war. Das darzustellen war mein Streben.

Der gute Achtermann erlaubte mir, das Relief in seinem Atelier zu modellieren. Ich stellte eine Staffelei mit einer großen langen Schiefertafel auf und begann am 19. August 1854 das Werk, das mir meine Lebensstellung schaffen sollte.

Wer die Reliefe Thorwaldsens kennt, und weiß, wie dieser Meister ein solches Werk, immer in gleicher Höhe, flach wie die Meisterwerke des Parthenon, gehalten, in ein bis zwei Tagen „hingeschrieben" hat, der mag staunen, daß ich, freilich ein so kleiner Mann gegen jenen, zu meiner Arbeit mehrere Monate Zeit nötig hatte, und könnte dabei glauben, daß es mit meiner Befähigung nicht weit her war. Mir schwebte aber kein Vorbild vor, ich mußte das, was mich bewegte, in einer Sprache erzählen, die ich noch nicht kannte. Nicht weniger als alles, was ich brauchte, mußte ich bei dieser Arbeit lernen. Und doch war ich am 2. September so weit, daß ich Cornelius einladen konnte, meine Arbeit, die ich für fertig hielt, zu besichtigen. Der strenge liebe Direktor kam und blieb lange vor dem Relief stehen, ohne ein Wort zu sagen. Endlich fing er an:

„Wissen Sie was? Machen Sie das Ganze noch einmal. Der Gedanke ist gut — auch die Komposition gefällt mir. Aber es läßt sich vieles anders und besser machen. Machen Sie eine Zeichnung, wobei Sie das verbessern, was ich ausstelle, und bringen Sie sie mir. Dann fangen Sie

ein andres Relief an. Sie müssen mit dieser Arbeit Ihr Glück machen. Es giebt im Leben Punkte, um die sich später alles dreht; dieses Relief könnte ein solcher für Sie werden. Auch ich habe in jungen Jahren oft eine Arbeit zwei-, dreimal angefangen, bis sie mich befriedigte."

Das war ein gutes und richtiges Urteil, das nur ein so klar schauender Geist, wie Cornelius einer war, abgeben konnte.

Platner, zu dem ich dann ging, half mir in der Zeichnung meines neuen Entwurfs, den Cornelius gut fand. Sofort fing ich aufs neue die Arbeit an. Der junge Ludovico Seitz, ein frischer, bildschöner Knabe, jetzt ein talentvoller Künstler, Direktor der päpstlichen Gemäldesammlungen, stand mir zum Knaben Ismael Modell. Dieser Ismael machte mir viel zu schaffen und blieb die schwächste Figur der Komposition.

Das Relief zerfiel in zwei Gruppen, in deren Mitte Abraham stand. Die Rechte reicht er der alten Sarah, womit er sagen will, daß diese sein richtiges Eheweib sei und bleiben solle. Sarahs spät geborener Sohn Isaak drückt sich an seine Mutter und schaut ängstlich dem trotzig scheidenden Ismael nach. Mit der linken Handbewegung, die mehr eine segnende als verstoßende ist, verabschiedet Abraham mit wehmütigem Gesicht die Hagar mit ihrem halbwüchsigen Sohne Ismael, der schon Verständnis für die seine Mutter demütigende Lage hat und die Faust ballt, als wollte er sagen: Laß uns gehen, Mutter, und frei sein!

Der alte Abraham machte mir viele Freude, und ich darf wohl glauben, daß mir sein gutes Gesicht ziemlich gelungen ist. Bald war das Relief soweit fertig, daß ich es meinen zahlreichen Freunden und auch Cornelius zeigen konnte. Letzterer hielt nicht mit seinem Lobe zurück, kam dabei auch auf meinen Christus zu sprechen und stellte mir in Aussicht, daß er ihn mir vielleicht verkaufen könnte.

Frohe Weihnachten (1854). Es war Weihnachten. Dankbaren Herzens beging ich dieses schöne Fest. Zu Neujahr empfing ich in meiner Wohnung meine besten Freunde. Ich ließ Braten, Käse und Wein kommen — mein Tagebuch sagt es mir! —, zum ersten Male bewirtete ich in Rom liebe Gäste.

1855. Am 17. Januar 1855 hatte ich das Relief zum zweiten Male fertig modelliert und in Gips gießen lassen. Sei es, daß ich mich in diesen Tagen recht erkältet, sei es, daß ich mich bei meiner Arbeit überangestrengt hatte — kurz, ich wurde nicht unbedenklich krank, mußte mich zu Bett legen und einen Arzt rufen lassen. Dr. Alertz, eine vornehme, liebenswürdige Persönlichkeit, übernahm anfangs meine Behandlung. Da er aber bald selber aufs Krankenlager sank, erinnerte ich mich wieder an den lieben Dr. Wolfgang Erhardt, der mich denn auch in Behandlung nahm und mir mit großer Teilnahme viele Stunden widmete. Von da an lernte ich immer mehr den Wert dieses meines treuesten Freundes kennen und schätzen.

In jenen Tagen schmerzlicher Prüfung gab mir die Religion — ich war strenggläubiger katholischer Christ — vielen Trost. Meine Tagebücher sind voll der rührendsten frommen Ergüsse.

Es giebt in unserm menschlichen Leben Ereignisse, die wir als unbedingt schädlich und unheilvoll für uns halten, aus denen uns aber eine Quelle von Segen entspringt. So erging es mir auch damals mit dieser Krankheit, von der ich nach nicht langer Zeit wieder genas. Ich lernte da meine Freunde und Gönner kennen und lieben, da sie wetteiferten, mir Gutes und Liebes zu erweisen.

Wie unermüdlich besorgt um mich war auch der Maler Rohden! Er brachte mir Speise und Trank, pflegte mich und half mir über lange Stunden der Trübsal hinweg. Rohden's Vater, gebürtig aus Kassel, ein großer Jäger vor dem Herrn, eine stadtbekannte Persönlichkeit, war auch Künstler. Er malte Bilder à la Reinhard, nur weniger schön, war aber gewiß nicht minder herzensgut wie sein Sohn, mein treuer Freund. Dieser gehörte auch der Richtung Overbecks an, hatte viel Sinn für Schönheit und brachte in seine Bilder immer einen wahrhaft frommen Ausdruck hinein. Treue Freunde.

Weitere herzlich gute Freunde waren mir Ufer, der Kupferstecher, dann der Maler Faber aus Schwäbisch-Gmünd. Letzterer war leider ganz talentlos, aber ein außerordentlich gutherziger Mensch, mit dem Wieder und Riedel gern ihre Scherze trieben. Der gute Faber, schon im Aeußeren eine komische Figur, besaß auch ein gutes Stück unfreiwilliger Komik. So sagte er einmal allen Ernstes von sich: „Ja, so wie Raffael zu malen, ist keine Kunst. Das könnte ich auch, aber wer zahlt's?!"

Auch eine etwas komische Natur war der Landschaftsmaler Blaschnick aus Breslau, aber ebenfalls ohne Arg und Falsch — eine gute, treue Seele.

Eine andre wohlthätige Folge meiner Krankheit war die, daß ich in meiner unfreiwilligen Mußezeit durch eifriges Lesen guter Bücher an meiner Fortbildung arbeitete. Ich las besonders fleißig Goethe, mit dessen Weltanschauung ich mit meiner damals streng kirchlichen Gesinnung gar nicht einverstanden war. Er zog mich aber doch unwiderstehlich an, zu meinem Aerger.

Wehmut erfüllte mein Herz, gedachte ich meiner lieben Eltern, die wirtschaftlich immer mehr und mehr zurückkamen und völliger Armut entgegengingen, was meine Mutter aber mit unerschütterlichem Gottvertrauen ertrug. Wie sehnte ich mich da, helfen zu können!

Ein guter Hauswirt.

Meine bescheidene Wohnung in der Via della Purificazione war, zu meinem Troste, recht freundlich. Ueber einen Garten unter meinen Fenstern hinweg konnte der Blick bis zu den Höhen hinter St. Peter schweifen. Mein Hausherr, ein alter Junggeselle und echter Römer, besorgte allein die Reinhaltung meines Zimmers, pflegte mich auch während meiner Krankheit sorglich. Es ist eine schöne Eigenschaft der Italiener, daß sie dem in ihr Haus aufgenommenen Fremden bereitwilligst ihre Dienste leihen.

Mein Wirt war ein stiller, braver Kerl und hatte nur eine Leidenschaft: in das Lotto zu setzen. Stunden und Stunden lang konnte er sitzen und schriftlich die verzwicktesten Wahrscheinlichkeitsberechnungen anstellen, nach welchen er im Lotto spielte. Manchmal gewann er eine Kleinigkeit, meistens ging aber der Samstag, der Ziehungstag, vorüber, ohne daß er das große Los oder auch nur einen nennenswerten Gewinn nach Hause brachte.

Gewinn aus Photographien.

Mein Relief war in Gips gegossen worden. Ich ging daran, auch einen klingenden Lohn aus meinem Werke zu ziehen, ließ gute Photographien davon fertigen und gab dieselben dem bekannten deutschen Buchhändler Spithöver in Kommissionsverkauf. Die Sache glückte. Photographien von plastischen Sachen waren damals noch etwas Neues. Hunderte von Photographien, das Stück zu 1 Scudo gleich etwa 5 Franken, wovon ich meines Erinnerns 4 Franken erhielt, wurden abgesetzt. Ich lebte länger als ein Jahr fast ausschließlich von diesem Ertrage.

Erstes eignes Atelier und erster Fremdenbesuch.

Nun konnte ich mir auch bald ein eignes Atelier mieten. Es war zwar ein winzig kleines Loch zu ebener Erde; ich erhielt aber darin den ersten freiwilligen Besuch eines zugereisten Fremden. Dieser für mich sehr interessante Mensch war ein Herr Mumm, ein sehr kunstsinniger Weinhändler aus Frankfurt am Main. Ihn hatte die Photographie meines Reliefs angelockt.

Der Buchhändler Spithöver, dessen rühmlichst bekannte Firma an der Piazza di Spagna jetzt noch weitergeführt wird, war ein Westfale aus Münster. Von untersetzter Gestalt, sah er genau so aus wie ein Luther. Ich habe den Achtzigjährigen im Jahre 1892 modelliert und von ihm, während er mir saß, manches aus seinem an Erfolg reichen Leben erfahren.

Buchhändler Spithöver.

Als Buchbindergeselle war Spithöver im Jahre 1841 nach Rom gekommen, wo er sich die Gönnerschaft des bekannten gelehrten Paters Theiner zu erwerben wußte. Spithöver war vorsichtig, fromm und klug. Pater Theiner, der die oberste Zensur über die in den Kirchenstaat eingeführten Bücher ausübte, ließ durch Spithöver öfters Bücher kommen und ermunterte ihn, eine eigne Buchhandlung zu errichten. Die Erlaubnis hiezu war sonst schwer zu erhalten; durch Theiner wurde das aber Spithöver leicht gemacht. Dieser fing klein an, kaufte alte Werke, alte Gemälde und Kupferstiche oft um fabelhaft billigen Preis und setzte dieselben wieder vorteilhaft ab. Er selbst hatte eigentlich kein richtiges Verständnis für solche Sachen, aber einen sehr feinen Spürsinn, der ihn stets auf die richtige Spur leitete.

Spithöver war ökonomischer Verwalter vom Camposanto di S. Pietro, und durch ihn erlangte ich Aufnahme in die Bruderschaft, so daß ich dort auf dem deutschen Friedhofe dereinst begraben werden kann — eine angenehme Aussicht! Die Feierlichkeit bei der Aufnahme hatte etwas recht Komisches. Alle Brüder steckten in schwarzer Kutte, die vom Kopf bis zu den Füßen wallte und nur in der Höhe der Augen zwei Gucklöcher hatte. Man konnte sich gegenseitig nur am Geschrei oder allenfalls an der Gestalt erkennen. Spithöver war einer der Anführer der Handlung. Es wurde lateinisch gebetet und gesungen, prozessionsartig im Kreise herumgegangen und ein großer Lärm vollführt. Die Brüder Schreiner, Schlosser, Schuster, Pförtner, die in den Säcken staken, hatten

ausgiebige Stimmen. Zuletzt bekam ich von allen einen Kuß.

Spithöver hatte auch Sinn für größere Spekulationen. In den 60er Jahren brachte er durch günstigen Kauf für etwas mehr als 100,000 Franken die dem Fürsten Barberini gehörigen sogenannten orti Sallustiani — den alten Cirkus des Sallust, an der Porta Salaria gelegen — an sich. Das war ein höchst romantisch gelegener Güterkomplex. Zu meiner Zeit jagte man dort in herrlichen Ruinen nach Bekassinen. Es lag wie außerhalb der Stadt — eine stille schöne Welt für sich. Spithöver ließ den Cirkus zuschütten, wozu er den Wall des Servius Tullius benutzte, und verkaufte das eingeebnete Land als Bauplätze, was ihm Millionen einbrachte.

Das war unser Spithöver, in dessen Haus abends viele Künstler und Gelehrte sich zusammenfanden. Auch viele clerici verkehrten daselbst und der Ton, der da herrschte, war stets ein dem Vatikan günstiger. —

Nachdem mein Relief Hagar fertig und eine Photographie nach Stuttgart abgegangen war, kam für mich eine freie Zeit, die ich dazu benutzte, meine Freunde und Gönner zu besuchen. Bei Overbeck, dem ich eine Photographie der Hagar überbrachte, wurde ich zu Tisch geladen — eine Ehre, die ich wohl zu schätzen wußte.

Konsul Kolb hatte mir die Idee gegeben, eine Lorelei zu modellieren. Ich hatte auch Cornelius davon erzählt, der mir dann ein großartiges Bild der Lorelei entwarf, dem nachzukommen mir sehr schwer ward. Cornelius hatte eine gestaltungsfähige Phantasie. Es war ein Genuß, ihm zuzuhören, wenn er über Kunst und Kunstauffassung sprach. Ich hatte die Figur in etwa acht Tagen fertig modelliert. Kolb sandte sie an den König von Württemberg. Was aber aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Nie hörte ich wieder davon.

König Ludwig I. von Bayern zum fünfzigsten Male in Rom (1855).

Am 26. April 1855 kam König Ludwig I. von Bayern wieder in Rom an. Der Künstlerverein beteiligte sich an der

Jubelfeier anläßlich der Ankunft des Königs, die dessen fünfzigste war.

Der 21. Mai 1855 war ein großer Freudentag für mich! Ich erhielt meine erste Bestellung. Welcher Jubel! Konsul Kolb und Bravo, der Agent des Königs Wilhelm I. von Württemberg kamen und teilten mir mit, daß Seine Majestät das Relief Hagar in Marmor zum Preise von 450 Scudi gleich etwa 1800 Mark bestellt habe. Hurra! Erste Bestellung.

Mein Tagebuch meldet vom 23. Mai 1855: „Die Künstler gaben am letzten Sonntag König Ludwig in der Villa Albani ein Festessen. Cornelius hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, in der er die falsche Richtung Kaulbachs und seiner Schüler zur Sprache brachte, was vielen ein Aergernis und manchen eine Thorheit schien. Auch ich war bei diesem originell veranstalteten und sehr gelungenen Künstlerfeste. An langen Tafeln saß man unter einer Halle, im Hintergrunde das Albanergebirge, vorn die Villa mit ihren Statuen, ihren Säulenhallen, ihrem Rosenflor — ein unvergleichliches und mir unvergeßliches Bild!“ Künstlerfest zu Ehren des Königs Ludwig I. von Bayern.

Wohl aufgemuntert durch den Erfolg mit meinem Relief Hagar nahm ich mir nun vor, als Gegenstück das Urteil Salomons zu modellieren. In meinem Schlafgemache baute ich die Komposition auf, nachdem ich eine Zeichnung für dieselbe gemacht hatte. Relief „Urteil des Salomon“.

Salomon sitzt auf seinem Throne, ein Scharfrichter oder Soldat will das Kind mit dem Schwerte entzwei teilen. Der weise König gebietet Halt, denn er erkennt nun die echte Mutter. Es ist wieder ein Urteil zwischen zwei streitenden Frauen und ihren Kindern — als Gegenstück zu Hagar wohl geeignet. Aber ich empfand nicht mehr so naiv. Ich versuchte Raffael nachzuahmen und das Werk blieb hinter dem ersten zurück.

Um der Sommerhitze, in Rom unerträglich und Körper und Geist gleichmäßig ermattend, zu entweichen, entschloß ich

mich, für einige Wochen ins Gebirg zu gehen. Mit Platner und Wörnle hatte ich schon vorher einen Besuch bei Cornelius, der nach Albano gegangen war, gemacht. Es war an seinem Geburtstag (29. Juni), und wir wurden von ihm zu Tisch gezogen. Auch ein Maler C. hatte sich eingefunden. Man sprach von Cornelius' Werk „Das jüngste Gericht", und Platner hob die Schönheit der Draperien an den Figuren hervor.

„Was Draperien! Was Motive!" rief schmeichlerisch der Maler C., „das sind weltgeschichtliche Falten!!"

Ich habe Cornelius nicht darüber lächeln sehen. Ob er es nicht doch innerlich gethan hat?! —

In Olévano (August 1855).

Am 1. August 1855 also wanderte ich nach Olévano, wo ich die ganze lustige Künstlergesellschaft beisammen traf. Die folgenden Wochen waren eine unvergeßlich schöne Zeit; voll Uebermut und Fröhlichkeit genossen wir das Leben, leichtsinnig, als ob wir gar keine Sorgen gehabt hätten.

Als ich Ende August wieder nach Rom zurückkehrte, fand ich, daß der Marmorarbeiter, der an meinem Relief punktieren sollte, während meiner Abwesenheit die Arbeit so ziemlich ganz hatte liegen lassen. Zum erstenmal lernte ich da die Schattenseiten der italienischen Gehilfen kennen und die Sorgen des Bildhauers.

In meinem Zimmer modellierte ich wieder fleißig an meinem Salomon. Der September brachte aber so drückend schwüles Wetter, daß die Arbeit nicht recht vorwärts ging. Zu meinem nackten Soldaten hatte ich mir ein Modell genommen, Carlo hieß der Mann, der, gerade so alt wie ich, heute noch lebt.

Noch ein paarmal fuhr ich nach Arricia. Dort, vor dem Café Mortorelli, ach! wie saß es sich da so gemütlich nachmittags und abends, wenn die frische Luft vom Meere her zog! Viele Künstler Roms, die in den schönen Bergen die heißen Monate verlebten, trafen dort zusammen. Wie schmeckte es mir, dies süße Nichtsthun!

Der erste Frack.

Der Geburtstag (27. September) unsers 77jährigen Königs Wilhelm I. von Württemberg, brachte mir eine neue Not — die Not des Frackes, dieses zweischwänzigen Ungeheuers von Kleidungsstück, das bis dahin noch nie meinen Körper gedeckt, das nun aber bei einer auch mir zugegangenen Einladung zu einem Festessen bei unserm Konsul Kolb anzulegen befohlen war.

Wo sollte ich armer Teufel einen Frack hernehmen?!

Doch Freunde halfen aus der Not. Wie komisch, fast wie maskiert kam ich mir in diesem verrücktesten aller Manneskleider vor! Dabei erfüllte mich aber doch ein gewisser Stolz, daß ich in erlesener Gesellschaft auf das Wohl Seiner Majestät mittrinken durfte. Die Tage meiner Sorge lagen eben noch nicht ferne hinter mir.

Der hochgelehrte Pater Theiner, der auch als Festgast da war, nahm mich unter seinen besonderen Schutz, so daß ich leichter über das mir in fremder Gesellschaft noch Ungewohnte hinwegkam. Der Maler Nadorp, ein großer Sonderling, dabei aber eine poetisch veranlagte Natur, der die Dinge mit großer Begeisterung erfassen konnte, hatte auch zu diesem Feste ein Gelegenheitsgedicht gedrechselt und in einem mit überschwenglicher Phantasterei gehaltenen Toaste zum besten gegeben. Nadorp war ein Universalgenie. Er malte, bildhauerte, radierte, dichtete, aber alles dilettantisch. Er hieß bei uns „Michele Angelo fa presto“.

„Sehen Sie,“ sagte er mir eines Abends, als ich mit ihm auf der Piazza Barberini stand, „alles Große wird erst nach dem Tode des Künstlers nach seinem wahren Werte geschätzt. Auch mich begreift diese Zeit noch nicht. Aber es wird der Tag kommen, an dem man mir hier auf diesem Platze eine Statue errichtet!“ Armer Kerl! —

Relief „Salomons Urteil“ vollendet.

Im Oktober 1855 vollendete ich mein Relief Salomon. In mein Tagebuch schrieb ich: „Die Künstler loben mich, aber, o Elend, ich erreichte bei weitem nicht, was ich wollte und

sehe aufs neue, wie leicht es ist, zu räsonnieren, und wie schwer, etwas Gutes zu machen.“ Die Photographie dieses Reliefs verkaufte sich denn auch nicht so gut, wie jene der Hagar.

Am 14. Oktober 1855 starb der sächsische Konsul Platner zu Rom im Alter von 82 Jahren. Wir alle folgten dem Leichenbegängnis. Ich las damals gerade seine Werke; besonders interessierte mich sein Buch über Rom, welch letzteres ich ja nach und nach immer näher kennen lernte.

Das zur Neige gehende Jahr 1855 brachte mir noch Krankheit und die Kunde, daß der König von Württemberg mein Relief Salomon nicht bestellen wolle. Eine Hoffnung war so zu Schanden geworden, der Mut mir aber fest geblieben.

1856. Relief „Abraham verstößt die Hagar“ in Marmor vollendet.

Am 24. Januar, gerade ein Jahr, nachdem ich es angefangen, vollendete ich das Relief Hagar in meinem winzigen Atelier. Ich kam dabei zu der Erfahrung, daß es immer schwer ist, ein gut modelliertes Werk in Marmor wiederzugeben. Das Weiche, was der Finger mit einem Druck in Thon hervorbringt, ist fast unnachahmlich in dem harten, spröden Marmor, der nur mit scharfen, schneidenden Werkzeugen oder mit stumpf machenden Raspeln bearbeitet werden kann. Meine Marmorarbeit stand denn auch hinter dem Modell zurück, das empfand ich sehr deutlich.

Die Marmorwerke aus der Blütezeit der griechischen Kunst sind fast ausnahmslos mit dem Meißel, nicht mit der Raspel vollendet. Dies bemerkte ich, wie gesagt, bald und suchte es bei meinen Arbeiten zu befolgen. Die heutigen Bildhauer in Deutschland legen bei ihren Werken die letzte Hand bei der Marmorarbeit fast nie selber an, woher es kommt, daß die Skulpturen etwas steif erscheinen.

Mein Relief wurde endlich eingepackt und dem Konsul Kolb überliefert. Heute ist es noch im Schlosse in Stuttgart über der Thür eines damals von König Wilhelm I. bewohnten Raumes eingemauert. —

Der alte Wagner schien Gefallen an mir gefunden zu haben. Er kam oft zu mir. Das erhöhte meinen Mut gewaltig und stützte mein oft wankendes Selbstvertrauen. Wagner, der ein rechtes Junggesellenleben führte, nahm seine Mahlzeiten außer Haus ein und zwar in der Trattoria della Venezia, wie ich. Nach Tisch begleitete ich ihn oft nach Hause in die Villa Malta, wo er mir zu meinem großen Genusse und zu meiner noch größeren Belehrung seine Werke zeigte und erklärte.

Vom Karneval, der wieder mit aller Macht Rom durchbrauste, ließ ich mich diesmal wenig stören und versuchte, einen Christus am Kreuze zu modellieren, eine Arbeit, die ich indes bald liegen ließ, um ein Relief in etwas über halber Lebensgröße anzufangen — eine Madonna, das Jesuskind auf dem Schoße; davor steht der kleine Johannes und drückt die Hand des Jesuskindes an seine Wange. Diese Arbeit gefiel dem mir später bekannt gewordenen Kunstkritiker Schnaase sehr und erwarb mir dessen Freundschaft. Weniger zufrieden damit war Cornelius, der das Werk zu weich und zu sentimental aufgefaßt fand, und er hatte gewiß das Richtige getroffen.

In jener Zeit hielt Doktor Erhardt im Deutschen Künstlerverein anatomische Vorlesungen mit Vorzeigen von Skelett und lebendem Modell. (Damals wurde ich als Mitglied in den Verein aufgenommen, dem ich nun schon mehr als 40 Jahre angehöre.) Daß die Kenntnis der Anatomie für den Künstler eine große Notwendigkeit ist, hatte ich wohl begriffen; es wurde mir aber schwer, alle die plastischen Wirkungen, die der Körper bei jeder Bewegung auf seiner Oberfläche hervorbringt, auswendig zu behalten.

Mitglied des deutschen Künstlervereins in Rom.

Schöne Ostern (1856).

„Heute (17. März 1856) die schönste Ostern in meinem Leben" — heißt es in meinem Tagebuch. „Kardinal Reisach, ein Bayer, hatte in S. Maria dell' anima die heilige Kommunion gespendet — ich war auch dabei." Kardinal Reisach war ein frommer, vertrauenerweckender Herr, schon recht hoch in Jahren, aber noch frisch und immer heiter. Er nahm sich der Deutschen in Rom mit großer Gefälligkeit an. Sein wohlwollendes, dickes, etwas rötlich gefärbtes Gesicht strahlte seine Gutmütigkeit wieder. Ich hatte ihn bei Spithöver kennen gelernt, und er zeigte sich mir herzlich zugethan. Der Empfang der heiligen Kommunion durch den Kardinal war für mich eine wahre Erbauung. Ich war von Herzen fromm und fortwährend bestrebt, besser zu werden, war auch voll Dankbarkeit gegen Gott, der mir endlich den Weg ebnete, auf dem ich ruhig meine Künstlerlaufbahn verfolgen konnte.

Am Gründonnerstage waren im Vatikan auch die Grotten des heiligen Petrus geöffnet. Ich glaube, man wollte dadurch der ungeheuern Masse der Besucher — zu Tausenden und aber Tausenden zogen sie nach dem Vatikan — mehr Raum geben. Diese merkwürdigen Grotten sind einzig in ihrer Art und voll von alten Kunstwerken. Durch unzählige Kerzen an jenen Tagen magisch erleuchtet, machten sie, zudem bei der Fülle der in ihnen wogenden Menschen, einen zauberhaften Eindruck. Das erste Mal sah ich sie, als ich dort auf dem Altar, wo das Haupt des heiligen Paulus aufbewahrt wird, eine Messe für meine liebe Mutter lesen ließ. Diese Feste muß man gesehen haben, um zu wissen, wie das damalige Rom doch so schön war, trotz allen seinen Schattenseiten.

Die erste Büste modelliert.

Ende März 1856 versuchte ich es zum ersten Male, eine Büste zu modellieren, für mich ein Ereignis. Ich ahnte damals nicht, daß ich vielleicht am meisten Talent für das Porträt besitze. Im Café Felice hatte ich den holländischen Maler Kleyn, einen großen stattlichen Mann mit einem schönen

Kopfe, der sehr an Marc Aurel erinnerte, kennen gelernt. Er besuchte mich oft und war sogleich einverstanden, als ich ihm den Vorschlag machte, mir zu seiner Büste zu sitzen. Da ich diese überlebensgroß machte, brauchte ich mehrere Sitzungen; aber was ich fertig brachte, trug mir das Lob meiner Freunde, auch das von Cornelius und Wagner ein, was mich nicht wenig beglückte. Die Büste steht noch in meinem Atelier, und ich betrachte sie oft — nicht ohne Rührung in Erinnerung an jene Tage.

Die Fremden füllten Rom wieder; wie gewöhnlich war zu Ostern der stärkste Andrang. Auch zu mir verirrten sich einige, darunter auch Engländer, die ich mit besonderem Interesse betrachtete. In meinem Tagebuch steht: „Ich angle nach den Angelsachsen, aber es ist umsonst!" Meine Photographien bei Spithöver waren es, die mich bekannt machten und allmählich die Fremden zu mir zogen. Vergebliches Angeln nach Angelsachsen.

Bei Konsul Kolb, bei dem ich als Schützling ein- und ausging wie ein Verwandter, sprachen wir davon, was ich nun modellieren sollte. Der gute Kolb sagte, es müßte etwas für unsern König sein; diesen hatte er immer im Auge, wenn er mir ratend und helfend zur Seite stand. Der König war als Opfer auserlesen für viele der damals in Rom lebenden Künstler, wie zum Beispiel auch für Riedel, der des Königs Wilhelma bei Stuttgart mit Frauen bevölkerte. Er hat mir auch später manche Bestellung gegeben.

Ich machte mich also daran, ein Relief zu modellieren, Relief „Nemesis". und zwar, besonders auf Cornelius' Beistimmung hin, eine Nemesis in über halber Lebensgröße. Die Nemesis hatte ich mir ausgedacht, als auf dem Throne sitzend: die Linke hält sie drohend empor, die Rechte hat eine Geißel, den Missethäter zu züchtigen, fest im Griffe. Unter ihrem rechten Fuß hält sie das Rad im Stillstande, das aber, wenn sie es rollen läßt, seinerzeit den Verbrecher sicher ereilt und zermalmt. Rechts und links, der Nemesis zur Seite, sind zwei Putten

angebracht, die Schwert und Buch, die Merkmale der Gerechtigkeit, tragen. Dem Gesichte der Nemesis suchte ich einen ernsten, entschlossenen Ausdruck zu geben, was mir wohl gelungen sein dürfte; die ganze Komposition war aber zu cornelianisch, meiner Natur gar nicht angepaßt. Da ich zudem fast gar kein Modell gebrauchte, bekam die Arbeit einen ausgesprochen „konventionellen“ Charakter. Gelernt habe ich aber doch dabei — aber nur, wie man es nicht machen darf! —

Fidel Bentele aus Stuttgart, ein neuer Freund.

Ende Mai 1856 kam der Maler Fidel Bentele aus Stuttgart, ein Schüler Nähers, in Rom an, ein guter, zufriedener, prächtiger Mensch. Mit ihm begann für mich ein heiteres, lustiges Leben; manche Streiche haben wir zusammen ausgeführt, und — wie oft machte er für mich den Sündenbock! Bentele, der später Professor an einer Schule in Stuttgart wurde, war kein Raffael; beim besten Willen von der Welt brachte er es nicht weiter, und weil er ehrlich genug war, das selbst zu sehen, war er immer unzufrieden, wenn er malte, und heiter, wenn er es bleiben ließ.

Mit Kardinal Reisach besuchten Bentele und ich das christliche Museum im Lateran. Diese Sammlungen von Sarkophagen, Reliefen und Inschriften, zum Teil schon aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo, sind ein lebendiges Zeugnis des Christentums selbst. Der Kardinal sprach und erklärte sehr verständlich und mit großer Gelehrsamkeit. Diese Kunst schien mir aber doch sehr roh und barbarisch zu sein; nur die Marmorstatue des heiligen Hippolyt gefiel mir als eine schöne Arbeit derselben Zeit. Nicht einmal den Nazarenern ist es gelungen, aus diesen Werken Nutzen zu ziehen. Aber rührend ist es, zu sehen, wie die ersten Christen sich Mühe gaben, ihren Glauben in Stein auszudrücken und zu bekennen.

Blumenfest bei S. Giovanni (24. Juni).

Den Johannistag (24. Juni) feierten die Römer auf ihre Art, wir mit ihnen. Bei S. Giovanni wurde das althergebrachte Blumenfest begangen, das gewiß ein Ueberbleibsel

der heidnischen Bacchanalien ist. Erst nach Dunkelwerden am Abend fing es an; schnell füllten sich die Straßen, die Plätze mit Menschen, denen man schon ansah, daß sie gewillt waren, sich der ungezügeltsten Lust hinzugeben. Ueberall Buden mit allerlei Eßwaren und mit Wein. Diese Tausende von Menschen rasten förmlich in ausgelassenster, übermütigster Freude, halb berauscht von Wein und Schreien, geschmückt mit roten Nelken, den betäubend duftenden Blumen dieses Festes ungebändigten Sinnestaumels. Frauen, Mädchen, Kinder — alle gleich angesteckt von wütender Lust. Und was haben sie sich gegenseitig zu sagen, zuzurufen, zuzujauchzen? — Nichts. — Man lacht, wie vom bösen Geist besessen, man tanzt Tarantella, man schlägt das Tamburin. Der Dudelsack tönt — Rauch und Qualm verdüstert die Lichter.

Ich schwerfälliger Deutscher staunte, fand aber allmählich doch Gefallen an dem Treiben dieses leicht erregbaren Volkes. Erst um zwei Uhr in der Frühe des Morgens kam ich mit dem guten Bentele nach Hause, der all das sehr unchristlich fand. Heute ist dieses Fest verblaßt, seine Feuer sind erloschen. Von dem modernen Römer ist aller Humor gewichen. —

Frohe Kunde aus Württemberg.

Etwa Mitte Juli 1856 eröffnete mir Konsul Kolb, daß der König von Württemberg seine Zufriedenheit mit dem Relief Hagar ausgedrückt und mir eine Unterstützung von 500 Gulden gewährt habe. Diese frohe Kunde brachte meinen Plan, nach Perugia zu gehen, wo bereits Overbeck mit der Familie Hoffmann weilte, völlig zur Reife. Dort gedachte ich in den Monaten August und September ein Gegenstück zu meiner Nemesis, eine Fortuna, zu modellieren. Der alte Wagner, dem meine Idee sehr wohl gefiel, hielt mir über die Fortuna eine förmliche Vorlesung.

Die Hitze war in Rom nachgerade fast unerträglich geworden. Ein römischer Arzt, den ich zufällig traf, sagte: „Gut essen und gut leben muß man in Rom. Gutes erzeugt Gutes. In Rom ist nichts schlecht als Luft und Governo.“

Ja, dieses Governo!

Allmählich hörte ich viel darüber klagen, und später werde ich vieles aus eigner Erfahrung darüber zu erzählen haben. Auch über die Geistlichkeit hörte ich strenge Urteile fällen. Ein deutscher Priester in der Begleitung des Kardinal Reisach war außer sich über die verrotteten Zustände in Rom. Man konnte damals Weltliches und Geistliches nicht voneinander trennen, beides floß ineinander zusammen zu einer nicht gerade lieblichen Mischung.

In Württemberg war zu jener Zeit ein Streit zwischen Kirche und Staat ausgebrochen. Der König hatte einen Bevollmächtigten nach Rom gesandt, der mit Unterstützung des Konsuls Kolb ein Konkordat zu stande brachte, das aber ganz einseitig das Interesse der Kirche (sage: des Vatikan) wahrte und denn auch von der württembergischen Kammer einstimmig verworfen wurde.

Stadtpfarrer Dannecker von Stuttgart.

Der Abgesandte des Königs war der damalige Stadtpfarrer Dannecker von Stuttgart, ein heiterer, leutseliger Herr, der es verstand, seinen wohlwollenden Gesprächen eine feine Schmeichelei beizumischen und die Menschen immer bei ihrer schwachen Seite zu packen. Uns württembergische Künstler — wir waren damals unsrer drei, Faber, Bentele und ich — bevorzugte er auf jede Weise. Fast täglich waren wir im Ristorante Lepre, einer altrömischen Trattoria neben Café Greco, seine Gäste, Heiterkeit und Frohsinn unsre Tischgenossen. Auch kleine Verkäufe von Bildern vermittelte er, was natürlich zur Folge hatte, daß wir für den guten Dannecker schwärmten. Konsul Kolb fühlte sich während jener Zeit auch als großer Diplomat; im Vatikan galt er sehr viel. Man hoffte dort sogar, daß er katholisch werde, und schmeichelte ihm, da man wußte, daß der König große Stücke auf ihn hielt. Auch Dannecker wußte Kolb wohl zu gebrauchen. Wir Künstler aber hatten herrliche Tage; während jene „Diplomaten“ ihr Schach spielten, gab es Einladungen, Festessen, Lob und Ehre in Hülle und Fülle!

Mein Freund Bentele ließ sich bereden, mit mir nach Perugia zu gehen, und so wurden denn (Mitte Juli) die Siebensachen zusammengepackt, auch die Modellierhölzer nicht vergessen. Wir mieteten einen Betturino, der uns in vier Tagen für fünf Scudi = zwanzig Mark (mit Essen und Trinken) nach Assisi bei Perugia bringen mußte. Reise nach Perugia.

Das Reisen mit dem Betturino war in Italien, als es noch keine Eisenbahnen gab, allgemeiner Brauch. Man mietete einen Wagen für einen bestimmten Ort. Der Fuhrmann übernahm alle Auslagen für Vorspann, Gasthaus, Trinkgeld, kurz, alles Nötige und bekam dafür eine im voraus festgesetzte Summe für den Tag. Reisen mit dem Betturino.

Der Wagen war geschlossen, obenauf lag das Gepäck. Es war ein herrliches Reisen; denn überall hatte man Zeit, die Landschaft zu genießen. Abends, wenn man früh in der Herberge ankam, machte man kleine Spaziergänge. Auch gab es immer mehr oder weniger interessante Reisegesellschaft, kleine Ueberraschungen, selbst Abenteuer.

Mit dem Betturino wurde man bald bekannt. Daß er gewöhnlich mit Schlauheit Reisende und Wirt zu betrügen suchte, störte keineswegs das gute Einvernehmen mit dem ja Unentbehrlichen. So war denn auch unser Betturino ein famoser Kerl; er hätte einen Briganten abgeben können.

Am 14. Juli, morgens vier Uhr, fanden wir uns, den Koffer in der Hand, auf der Piazza della Stelletta ein. Mit uns stieg ein Franzose mit Kind und Magd in den Wagen, der unser Schwitzkasten bis Assisi werden sollte.

Der Betturin brachte uns auf der Via Flaminiu dem Tiber entlang bis Mittag nach Torre-Nuovo, von da in der Mittagshitze nach Civita-Castellana. Die Glut war freilich groß; doch wäre sie noch zu ertragen gewesen, hätte sich nicht gerade vor mein Gesicht neben den Kutscher ein fetter Frate

gesetzt, dem kein lieblicher Geruch nach Schweiß und Schnupftabak entströmte.

In Civita-Castellana wurde übernachtet. Wir besuchten abends die alte Römerbrücke, die Ausgrabungen der alten Etrurierstadt und den Dom, den ich äußerlich schön, im Innern „verzopft“ fand. Herrlich lag der klassische Monte Soracte, vom Volke Monte S. Oreste genannt, vor uns.

Am frühen Morgen andern Tages ging es — bei Kindergeschrei — weiter über den Tiber. Alsbald wurden zwei Ochsen dem Wagen vorgespannt, und nun wurden wir die Berge hinaufgezogen auf die Höhe, wo ich vier Jahre vorher durch ein Gewitter so sehr gelitten hatte. Im Tagebuche steht: „Wie viel schöner ist es heute — die Haut trocken, die Tasche vergoldet!“

Eselsritt zu den Wasserfällen bei Terni.

Zeitig vor Mittag erreichten wir Narni; abends wurde in Terni Nachtquartier genommen. Noch am späten Nachmittag mieteten wir hier Esel und ritten wohlgemut zu den Wasserfällen. Aber mein Langohr war ein wütender Hengst, schrie und brüllte fürchterlich und warf mich zu guter Letzt auf die Straße.

„Von den verschiedensten Punkten betrachtet, gefiel mir der großartige Wasserfall überaus — aber doch noch reizvoller war mir der Anblick von oben in das gerade herrlich beleuchtete romantische Thal. Den See oben zu besuchen, war es zu spät, der Tag bereits dahin. Da geschah es denn auch, daß mein furchtbarer Esel mitsamt dem Reiter fast in den Abgrund gesprungen wäre. Aber überaus prächtig war der Rückritt. Hoch oben an der Felswand zogen wir auf alter Römerstraße dahin. Das vom Abendrot vergoldete Gebirge lag vor uns. Noch nie war ich zufriedener mit des Tages Mühe und Last. Der Abendtisch gut, der Franzose gesprächig, Bentele ausgelassen!“ (Tagebuch.)

Wieder halfen am andern Morgen zwei Ochsen, uns den Berg hinaufzuziehen, Spoleto zu. Wir gingen aber oft

zu Fuß und hatten dabei Zeit, die Gegend zu bewundern. Mittag hielten wir in Spoleto. Wir besuchten den Dom mit Bildern von Filippo Lippi, den Palast mit solchen von Spagna. Spoleto ist ein romantischer, reizender Ort, seine Umgebung malerisch herrlich.

Nachmittags erreichten wir nach sechsstündiger Fahrt durch das fruchtbare Thal, das sich von hier bis Perugia wie ein Garten ausbreitet, das stille, poetische Assisi. Der Vetturino hatte seine Pflicht gethan — der Vetturino konnte gehen!

Im lieben, schönen Assisi.

„Also in Assisi! Das liebe, schöne Assisi! Noch selten hat mir ein Ort mit seiner Ruhe, seiner stillen Bescheidenheit so gefallen wie Assisi, über dem der Geist des heiligen Franziskus heute noch zu schweben scheint. Ein Pater — er malte — zeigte uns die drei übereinander liegenden Kirchen. Namentlich die unteren Teile entzückten mich mit ihrer malerischen, hochpoetischen Architektur. Das geheimnisvolle Dunkel dieser durch bemalte kleine Fenster erhellten Räume wirkt auf jedermann mit starkem Zauber. Der große Giotto, der liebliche Memmi, Tadeo Gaddi, Cimabue — solche Genies und Talente brachten einen Tempel zu stande, wie ein solcher auf der Welt nicht wieder zu finden ist. Das Alter hat die Fresken mit Schmutz und Rauch überzogen, was diese Werke um so ehrwürdiger und poetischer erscheinen läßt.

„Wir fuhren auch zu Dei Carceri, malerisch in einer Bergschlucht unter immergrünen Eichen versteckt. Der Weg dahin lohnte schon die Mühe der Fahrt — herrliche Aussicht bis nach Spoleto. Jede Wendung des Weges überrascht mit einem neuen, herrlichen Bilde. Die Kapelle soll noch so sein, wie sie der heilige Franziskus bewohnt hat. Man zeigt sein Bett, seinen Stuhl und andres, auch den Baum, auf dem die Vögel der Legende gesungen haben. Es ist das eine wahrhaft schöne Legende, die Vögel, die heute noch den stillen Ort mit Vorliebe aufsuchen, mit dem Heiligen in Verbindung zu bringen. Der gottbegeisterte Mann muß ein großer Poet

Die Idylle des heiligen Franziskus.



gewesen sein! Das Klösterchen liegt in der Tiefe zwischen zwei Bergen, und doch bleibt der vorbeiziehende einstige Bach trocken, ob es regnet oder schneit: Gott hat auf Bitte des Heiligen, den das Geräusch des strömenden Wassers störte, den Bach trocken gelegt. Auch den Minervatempel sahen wir, der Goethe einst so bezauberte, — San Francisco sah Goethe nicht; der hatte kein Auge für solche Kunst.“ (Tagebuch.)

„20. Juli 1856. Die Wirtin bezahlt mit einem Scudo zweiundachtzig Bajocchi (= etwas über sieben Mark in dreieinhalb Tagen!).“

Auf dem Wege von Assisi nach Perugia im Thale an der Landstraße liegt das berühmte Kloster S. Maria degli Angeli, in dessen Kirche Overbeck ein schönes Freskogemälde, wohl das beste seiner Werke, gemalt hat. Alljährlich wird hier das Portiunculafest gefeiert, wozu die ganze Bevölkerung der weiten Umgegend herzuströmt.

Pension Losser in Perugia.

In Perugia zogen wir bei Herrn Losser, einem Deutschen ein, der mit seiner Frau und Tochter eine kleine Wirtschaft betrieb und auch Fremde, namentlich Deutsche, für billiges Geld in Pension nahm. Noch am ersten Abend trafen wir Overbeck, Frau Bildhauer Hoffmann (Overbecks Pflegetochter), ihren Mann, ihre Tochter Bertha und ihren Sohn, den angenehm spazieren gehenden, heiteren Carluccio.

Unser Wirt, der harmlose Losser, war so klein und unbedeutend, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Er war Jude, wurde später katholisch, hatte eine Frau, die selber kochte, und eine Tochter, die gern heiraten wollte. Auch einen Hühnerstall hatte er, dessen Bewohner wir zu verzehren hatten; ein Glück für mich, daß ich damals noch gute Zähne hatte!

Es gesellte sich bald zu uns ein deutscher Geistlicher, ein Herr Joseph Baumgartner aus Bromberg in Preußen, der mit viel Anstand und gutem Humor unsre Fröhlichkeit teilte.

„23. Juli 1856: In Perugia giebt es große, herrliche

Kunst, auch über alle Maßen viel Peruginos, welche mir bereits anfangen langweilig zu werden; denn immer dieselben, immer die gleichen, oft süßen und immer charakterlosen Figuren!“

Nur teilweise halte ich heute dieses Urteil eines noch unverständigen Menschen aufrecht. Die vielen Schönheiten der oft herrlichen Werke Peruginos begriff ich damals noch nicht.

Improvisiertes Atelier.

Wie ich schon erzählte, hatte ich mir vorgenommen, in Perugia ein Relief, eine Fortuna, zu modellieren. Herr Losser stellte mir einen Raum zu ebener Erde, der an ein kleines Gärtchen stieß, zur Verfügung. Es war zwar eine etwas dunkle Werkstätte, doch ging ich daselbst bald ans Werk.

Perugia, wie fast jede etwas größere Stadt in Italien, besitzt eine Kunstschule mit angestellten Professoren. Von da bezog ich den Modellierthon, eine Schiefertafel und eine Staffelei — alles, was ich brauchte.

Relief „Fortuna“.

Die Figur der Fortuna stellte ich sitzend dar. In der Rechten hält sie ein Füllhorn, in der Linken ein Ruder. Letzteres soll andeuten, daß Fortuna nach ihrem Willen das Glück des Menschen lenke. Zwei Putten halten ihre Gaben, Lorbeerkränze und Früchte, bereit.

Wie ich mit der Nemesis in das cornelianische Fahrwasser geraten war, so steuerte ich jetzt unter dem Einfluß der Antike, die ich immer mehr und mehr zu verstehen begann.

Aber bald war ich mit meinem Wissen zu Ende; mir fehlte ein Modell für Arme und Hände. Die Gewänder hatte ich auf der Akademie in Perugia an den herrlichen Gipsabgüssen auswendig gelernt und wandte sie skrupellos bei meiner Fortuna an.

Ganz in der Nähe des Losserschen Hauses stand ein stattliches Haus, ein Palazzo, wie man in Italien sagt. Darin wohnte allein eine nicht mehr ganz junge Frau, eine Marchesa F.

Eine kunstliebende Marchesa.

Die etwas über vierzig Jahre alte Dame war Witwe und bewohnte mit ihrer zahlreichen Dienerschaft den großen Palazzo ganz allein. Mit Losser stand sie auf gutem nachbarlichem Fuße, und sie war neugierig auf alles, was sich bei Lossers abspielte. So hatte sie auch bald vernommen, daß hier ein junger Bildhauer ein Relief modelliere. Eines Tages sagte mir Losser, die Frau Marchesa, die selbst Blumenmalerin sei und viele Kunstwerke auch von deutschen Künstlern besitze, möchte meine Arbeit gern sehen; ob ich wohl erlaube, daß er, Losser, sie, die Marchese, zu mir bringe. Erstaunt über eine solche mir zugedachte Ehre, sagte ich von Herzen gern zu, — die Frau Marchesa sollte aber nur nicht zu viel erwarten!

Schon am andern Morgen erschien in meinem improvisierten Atelier eine große, vornehme Dame mit überaus liebenswürdigen Manieren, grüßte mich in gebrochenem Deutsch und fing an, sich lobend über meine Arbeit auszusprechen. Ich gab meinem Bedauern Ausdruck, daß die Arbeit nicht fertig sei, da es mir am Modell, namentlich für Arme und Hände, fehle.

Die Marchesa besann sich einige Augenblicke; dann sagte sie:

„Können Sie meinen Arm brauchen, so steht er Ihnen zur Verfügung" — und dabei streifte sie den weiten Aermel zurück. Ein runder, wundervoller Arm, gleichmäßig stark, mit schönem Ansatze an der Hand, kam zum Vorschein.

„Gefällt er Ihnen?" fragte die Marchesa den errötenden, schüchternen (neunundzwanzigjährigen!) Jünger der Kunst.

Ich drückte einige ungeschickt angebrachte bewundernde Worte heraus.

„Ich komme morgen nach elf Uhr wieder. Dann arbeiten wir zusammen," sagte sie und ließ mich in meiner eigentlich sehr unbegründeten Verlegenheit allein.

Bentele, dem ich die Geschichte erzählte, neckte mich mit

unschuldigen Witzen. Im Grunde war der Freund froh, daß ich nun meine Fortuna fertigbringen konnte.

Der Abend war wonnevoll. Wir waren vor die Porta S. Pietro gegangen. Die Hitze des Tages war gewichen, erfrischend zog die Luft vom Trasimenischen See herauf, die große, herrliche Ebene von Umbrien lag weit zu unsern Füßen. Ergriffen von der Schönheit dieser Natur, sprachen wir von unsrer Zukunft, von dem, was wir alles noch zu lernen hätten, was wir alles erreichen wollten — auch von der Marchesa und ihrem lebhaften Interesse für die Kunst.

Der Morgen kam. Ich machte mein „Atelier" so schön als möglich zurecht und ließ mir eine breite leere Kiste neben meine Staffelei stellen. Losser brachte einen weniger wackeligen Stuhl, den ich auf die Kiste stellte. Darauf sollte die Marchesa, mein schönes Modell, Platz nehmen. Etwas aufgeregt erwartete ich die elfte Stunde.

Die Marchesa ließ nicht lange auf sich warten. In einem Schäfergewande, wie man es auf Bildern aus dem Anfang unsers Jahrhunderts sieht, mit nackten Armen, kurzem Rocke, tief ausgeschnittener Taille, kam sie freundlich grüßend herein. Die schöne Marchesa als Modell.

„Ein Maler hat mich einmal in diesem Kostüm gemalt, und da es keine Aermel hat, habe ich es angezogen. Ich hoffe, Sie sind damit zufrieden!"

Ich muß gestehen, ich war sehr überrascht und ging mit etwas unsicherer Hand an die Arbeit. Da beide Arme in der Richtung nach unten sich an den Körper anzuschmiegen hatten, so war es für mein Modell nicht schwer, stille zu halten. Sie saß denn auch sehr gut, — nur ich machte in meiner dummen Befangenheit nichts Gutes. Ich schnitt ab, trug auf, machte glatt ohne Sinn und Verständnis.

Sie erzählte mir viel über Kunst, auch von einem „großen Herrn" in Deutschland, den sie persönlich sehr nahe kenne, dessen Namen sie aber nicht nannte. Sie liebe alles

Schöne; Kunst und Poesie sei für sie das Höchste während ihres ganzen Lebens gewesen. Ich erfuhr auch, daß sie dichtete. Dies alles aus dem Munde einer so schönen Frau, die sich gegen mich so herablassend zeigte, brachte mich vollends in Verwirrung.

Es war zwölf Uhr mittags geworden. Die Frau Marchesa verabschiedete sich von mir mit dem Bemerken, daß sie mich bald zu Tisch bei sich zu sehen hoffe.

Mein Tagebuch: „Sie war einmal sehr schön, und jetzt sind ihre Arme, Brust, Füße noch so vollkommen wie kaum bei einem zwanzigjährigen Mädchen."

Als Gast bei der Marchesa.

Nach zwei Tagen erhielt ich eine schriftliche Einladung zum Mittagessen von der Marchesa. Ich putzte mich auf, kaufte mir Handschuhe, ließ meine Haare schneiden, — „schön wie ein Bräutigam!" sagte Bentele.

Ich hatte erwartet, zu einem großen Essen mit mehreren andern Personen zu kommen; wie erstaunt war ich aber, als ich sah, daß die schöne Wirtin des Hauses mir allein ihre Aufmerksamkeit schenken wollte, was sie in gebrochenem Deutsch allerliebst erklärte.

„Wir sind ganz allein," sagte sie, „und so können wir auch ungestört über manches sprechen."

Aufrichtig gesagt wäre es mir lieber gewesen, wenn noch jemand andres bei der Tischgesellschaft gewesen wäre. Daß das Essen vorzüglich war, versteht sich von selbst. Mir schmeckte es herrlich.

Nach Tisch zeigte mir die Marchesa ihren Palast, ihre Malereien — recht nette Blumenstücke. Zuletzt führte sie mich in ihr Atelier, das hoch oben lag mit entzückender Aussicht über ganz Perugia bis zum Trasimenischen See hinunter. Es war da recht gemütlich. Bilder, Stoffe, Tische, Musikinstrumente, Bücher, Sofas, kurz alles war mit ausgesuchter Nachlässigkeit durcheinandergestellt und -gelegt, und ein großes Oelbild König Ludwigs I. von Bayern stand auf einer Staffelei, ein Lorbeerkranz lässig darüber hingeschlungen.

„So, jetzt setzen Sie sich neben mich, — und nun trinken wir den Kaffee," sagte die mir immer merkwürdiger werdende schöne Frau. „Kennen Sie dies Bild?"

„O ja, es ist unser allverehrter König Ludwig von Bayern."

„— Und mein bester Freund," setzte sie sogleich hinzu. „Vor wenigen Monaten war er noch hier. Ich kenne ihn schon jahrelang und habe ihn auch in München besucht. So oft er kann, kommt er, um mich zu sehen. Er ist Poet. Meinen Sie nicht," dabei faßte sie meine Hand, „daß man das sein muß, um eine Frau wahrhaft zu lieben?"

Der „beste Freund" der Marchesa.

Ich glaube, ich sagte so etwas wie „ja".

Dann holte sie einen Brief vom König und las mir ein Gedicht von ihm vor, worin er begeistert ihre Schönheit pries.

Auch Musik trieb die schöne Frau. Ich bat sie, mir ein Lied zu singen, was sie bereitwillig that; sie begleitete sich mit der Guitarre.

„Wenn König Ludwig wieder kommt, werde ich ihm von Ihnen sprechen; er muß etwas bei Ihnen bestellen."

Es wurde dunkel und der Raum immer romantischer.

Ich mußte mich endlich bei der Frau Marchesa empfehlen. Bentele stand unten am Palast und erwartete mich. Ich konnte ihm nicht genug von der sonderbaren schönen Marchesa erzählen. Loffer teilte mir viel über sie mit. Sie sei zweimal verheiratet gewesen; ihr „Freund", der König Ludwig, habe ein Stück Land am Trasimenischen See gekauft, es trocken legen lassen und ihr geschenkt — und noch viele Geschichten. Was davon wahr, weiß ich nicht.

An dem Relief arbeitete ich weiter und ließ es formen, nachdem ich sechs Wochen damit beschäftigt war. Overbeck fand es gut, aber nicht nach seiner Auffassung und seinem Geschmack.

Ein merkwürdiges Fest, voll Aufregung und fanatischer Heftigkeit, sah ich am 1. August im Dom zu Perugia sich abspielen.

Ein merkwürdiges Ciocciarenfest.

Die Ciocciaren aus den Abruzzen machen alljährlich um diese Zeit eine große Wallfahrt nach Assisi—Perugia—Loreto. Zu Tausenden kommen sie angezogen in ihren malerischen Trachten, Brotsäcke auf den Köpfen. Mit Fahnen, betend und singend, überfallen sie jene Orte wie Heuschrecken.

Im Dom zu Perugia wird der Vermählungsring Marias aufbewahrt, und am 1. August wird derselbe zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Auf den Knieen rutschen diese armen Menschen unter Gesang und mit dem Rufe „evviva madonna!" bis zum Hochaltar, wo sie hundertmal das Gefäß, das den Ring enthält, umfassen und unter Thränen und Stöhnen küssen. Ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten; es machte auf mich und alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Sechs Tage waren die Leute unterwegs — die Straße ihr Nachtlager, Wasser und Brot ihre Nahrung.

In Perugia gab es auch ein Theater, das ich mit meinem Freunde besuchte. Ein Ballett, wo Arme und Beine nur so

Die schönen Perugianerinnen.

herumflogen, verdrehte uns ganz den Kopf. Auch die schönen Perugianerinnen gefielen uns mehr, als die Kunst gerade verlangte. Namentlich eine wundervolle Gestalt, schön wie eine Venus, hatte es uns beiden angethan. Wir hatten ihre Wohnung ermittelt und umschwärmten sie Tag und Nacht.

Innere Krisis.

In jenen Tagen durchlebte ich in meinem Innern eine Krisis. Ich finde in dieser Beziehung in meinem Tagebuch folgende Stelle verzeichnet:

„Warum soll ich immer unwohl sein?! Ich schäme mich, daß mir immer etwas fehlen muß. Oder ist das Zurechtweisung für meinen überhandnehmenden Uebermut? Das natürliche, sinnliche Leben möchte so gerne überhandnehmen und die Oberherrschaft führen, und wie oft huldigte ich ihm schon bewußt und unbewußt! Warum ziehe ich in der Kunst das Ueppige, das Lebenstrotzende allem andern vor, oder vielmehr, warum werde ich von demselben angezogen? Fülle und Form, unbeengte Lebensfreudigkeit, übermütiges Verlangen

und Wünschen — das fesselt und umfängt mich wie nie zuvor. Das Beispiel der dicken, fetten Preti, der dummstolzen Geistlichkeit giebt meinem ohnedies erkaltenden Eifer für das Gute einen starken Stoß. — Thut dafür nicht ein bißchen Leiden gut?!" —

Frau Hoffmann, Overbecks Adoptivtochter, gab ein Fest, eine Art von Kinderball; es wurde musiziert und getanzt. Von der allgemeinen Lust und Freude angesteckt, ergriff Overbeck eine Dame und walzte zum Ergötzen aller durch den Saal. Overbeck tanzen! — wer hätte das für möglich gehalten? Frau Hoffmann gab ihm wieder die Freude am Leben zurück, die er durch Kasteien, Fasten und Beten, als seine Frau und sein Sohn noch lebten, ganz verloren hatte. Auch seine Gesundheit hatte sich sehr gebessert, so daß alle, die ihn kannten, eine Freude an ihm hatten. Der lustige Geistliche Baumgartner und Bentele waren auch als Festgäste anwesend, ebenso der Padrone und die Padrona di Casa. Overbeck tanzt auf einem Kinderball.

Bald nachher kam ein alter Herr, Maler Vogel von Vogelstein, mit seinem Freunde, dem Maler Alborn, an. Durch die Anwesenheit dieser übrigens nichts weniger als kopfhängerischen Herren wurde unsre Tischgesellschaft, bei der es oft sehr ausgelassen zugegangen war, etwas ernster gestimmt. Angenehme Gesellschaft.

Vogel von Vogelstein hatte eine Sammlung von Bildern (in Pastell) vieler berühmter Männer. Er kannte alle bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit und wußte unzählige Anekdoten von ihnen zu erzählen. So war er immer unterhaltend, nie langweilig. Ich hatte ihn recht gerne. „Nur immer ehrlich!" war sein Wahlspruch. Mit ihm zusammen besuchte ich die Kunstwerke von Perugia. Mit seinen Erinnerungen reichte er weit ins vorige Jahrhundert; bei trefflichem vino santo gab er uns manche goldene Lebensregel. Wie angenehm waren die Mahlzeiten damals in dem schönen Perugia!

Ein Schwabenstreich.

Und unsre Schöne! Es wird mir schwer, das entzückende Mädchen zu beschreiben, das all unsre Sinne gefangen genommen hatte. Mein Tagebuch ist natürlich ihres Lobes voll: schlank, von majestätischem Gang und Haltung, mit dunkeln Haaren, dunkelm Teint; ihr verhältnismäßig kleiner Kopf erinnerte wirklich an die Venus von Milo; ihr Mund voll und glückverheißend, ihr Auge ruhig und ernst, so flößte sie zugleich Liebe und großen Respekt ein.

Sie wohnte vor der Porta S. Pietro und war die Tochter eines Färbers. In den Kirchen, im Theater, auf der Straße verfolgten wir ihre Spur und waren beide gleich heftig (so glaubten wir wenigstens!) in sie verliebt. Aber Bentele erklärte großmütig, daß ich das Vorrecht haben müsse, da er nicht so bald im stande sein werde, ein Mädchen zu seiner Frau zu machen.

Eines Tages sahen wir auf dem Marktplatze unsre Angebetete mit Vater, Mutter und Schwester nach Hause gehen. Sofort gingen wir in angemessener Entfernung hinterher.

Unsre Schöne hatte uns natürlich längst bemerkt. Es mußte auch zwischen ihr und ihren Eltern ein Einverständnis erfolgt sein; denn — o Himmel! — auf einmal ließ sie die Ihrigen weitergehen und blieb zurück.

Aber wo blieb unser Mut, unsre Geistesgegenwart?

Es war augenscheinlich: sie wollte uns Gelegenheit bieten, mit ihr zu sprechen. Sie hatte unsre Absichten erraten und kam denselben entgegen.

Blamage zweier Liebhaber.

Wir waren wie versteinert, und es fehlte nicht viel, so wären wir einfach ausgerissen und davongelaufen, wenn nach einigen Augenblicken das Mädchen selbst nicht wieder den Ihrigen nachgeeilt wäre, die auf sie warteten.

Beschämt hatten wir beiden Ritter uns lange nichts zu sagen; denn ein jeder fühlte das Unheldenhafte seines Benehmens. In weitem Abstande folgten wir dem Schatten der Geliebten nach und hörten von ferne noch, wie die Hausthür, hinter der sie verschwand, krachend ins Schloß fiel.

In der folgenden Nacht raubte mir die Erinnerung an diese fatale Scene doch etwas die Ruhe, und ich entwarf in Gedanken einen italienischen Liebesbrief, den ich der Schönen ins Haus senden wollte. Des andern Morgens erzählte ich unserm Freunde Baumgartner unser Erlebnis. Der würdige Mann hatte einen gesunden Sinn für unser jugendliches Treiben und meinte, ich sollte den Brief deutsch niederschreiben, er wolle ihn mir ins Italienische übersetzen. So geschah es.

Ein deutscher Liebesbrief von einem katholischen Geistlichen ins Italienische übersetzt.

Ich gestand meiner Schönen meine zärtlichen Gefühle, die ganz aus treuem deutschem Herzen kamen, erklärte auch, daß ich, sobald es mir möglich sei, sie als Lebensgefährtin an meiner Seite haben wollte.

Bentele — der gute Bentele! — war, wie er von meinem Vorhaben hörte, ganz niedergeschmettert.

„Wir haben uns blamiert," rief er einmal übers andre; „laß ab von der Sache! Alles ist verdorben!"

Nur widerstrebend fügte ich mich dem Rate, kam aber doch nach und nach zur Besinnung und dazu, Bentele recht zu geben. Der Brief — geschrieben war er ja schon — blieb mehrere Tage in meiner Tasche.

„Hast du deinen Plan ganz aufgegeben?" fragte Bentele mich eines Morgens.

„Ja, ich habe keine Hoffnung mehr und sehe keinen Ausweg."

Und nun geschah das Unglaubliche.

„Gieb mir deinen Brief," sagte etwas verlegen mein treuer Freund; „ich setze meinen Namen darunter und trag' ihn ihr selber ins Haus."

Der treue Freund als Nebenbuhler.

Ich war nun doch gescheit genug, Bentele zu willfahren und ihn meine Stelle einnehmen zu lassen.

Es war an einem Samstagabend, als wir zwei Schwaben nach S. Pietro fuori le Mura gingen und am Hause des Färbers Halt machten. Bentele zog die Glocke

Der schwäbische Freier abgewiesen.

und verschwand bald hinter der Thür, hinter der vor kurzem das schöne Mädchen verschwunden war.

Atemlos hielt ich mich hinter einem Wagen, der vor dem Hause stand, verborgen und horchte. Ich hörte nichts, bis endlich die derbe und laute Stimme eines Mannes sich vernehmen ließ, der meinem Bentele — wie dieser mir erst später gestand — sehr deutlich die Thür wies. Die Eitelkeit fragte mich beständig: ‚Hätte man dir das gleiche Los bereitet?‘

Dieser kleine Roman, der zwei Monate lang uns Helden in Perugia das Leben versüßte und verbitterte, hatte so ein für uns sehr unrühmliches Ende genommen. Es war wohl ein — Schwabenstreich?!

Von der schönen Marchesa ungnädig entlassen.

Vor meiner Abreise von Perugia ging ich noch einmal zur schönen Marchesa. Sie zeigte sich mir in sehr ungnädiger Laune, erzählte mir aber doch noch aus ihrer Jugend.

„Kommen Sie nächstes Jahr wieder, dann wohnen Sie bei mir. Ich gebe Ihnen Briefe nach Orvieto mit; dort werden Sie bei Radizza, meinen Verwandten, viele alte Bronzegegenstände sehen, die bei Ausgrabungen gefunden worden sind.“

Auch vom „guten und immer heiteren“ König Ludwig erzählte sie mir nochmals. Dann ein Händedruck — und nie habe ich die Marchesa wieder gesehen!

Auch bei Overbeck hatte ich Abschied genommen. Ich fand ihn bei einer hübschen kleinen Zeichnung; er war immer thätig, las viel und ward nie müde, sich zu unterrichten. Er sagte mir ein herzliches Lebewohl — auf baldiges Wiedersehen in Rom.

Frau Hoffmann lieh mir vierzehn Scudi. Denn ich hatte mehr gebraucht, als ich mir vorgenommen, obgleich bei Losser Kost und Wohnung für sechsundfünfzig Tage nur einhunderteinunddreißig Lire gekostet hatten.

Es waren sonnige Tage harmloser Heiterkeit, die wir

voll Jugendluft und auch voll Jugendübermut dort in Perugia verlebt haben. Die Erinnerung daran erfreut mich noch in meinen alten Tagen!

Am 16. September 1856, früh morgens um 3 Uhr, bei strömendem Regen fuhren wir ab, über Chiusi Orvieto zu. Aber die aufgehende Sonne brach doch noch durch und vergoldete mir gefällig noch einmal die Türme Perugias, denen ich mein letztes Lebewohl zurief. Abschied von Perugia.

Unterwegs zog unser deutscher Geistlicher, der mit uns fuhr, los über den Unfug und die liederliche Wirtschaft in den Klöstern, über Elend und Diebstahl im Kirchenstaat, und hob die Notwendigkeit umfassender Reformen in letzterem sehr stark hervor. Die andern Fahrgäste schliefen.

So kamen wir gegen Mittag in Cità delle Piere an. Dort sah ich Fresken von Perugino. Abends und über Nacht waren wir in Chiusi und bewunderten die herrliche Lage des berühmten Sees.

Andern Tags war unser Vetturinwagen vollgestopft. Immer hügelauf hügelab ging es Orvieto zu, das gegen Mittag wie eine Bergfeste vor unsern Blicken aufstieg. Herzlich froh waren wir, als wir dem Marterkasten entsteigen konnten.

Mein Urteil über den Dom von Orvieto und dessen Kunstschätze mag so, wie ich es ganz nach meinem damaligen Empfinden meinem Tagebuch anvertraute, immerhin hier Platz finden: Im schönen, schmutzigen Orvieto.

„Gestern sahen wir die Merkwürdigkeiten von Orvieto. Der Dom erschien mir wie aus einer andern Welt entstanden. Ich traute kaum meinen Augen — so vollkommen und einheitlich erschien er mir. Das Rundfenster in seinem Viereck steht prächtig da, das Portal ist wunderbar mit seinen mosaikbesetzten, gewundenen Säulen, die in goldener Mosaik strahlende Fassade steigt wie ein Hymnus zum Himmel empor. Die Reliefs sind bedeutungsvoll! Auch das Innere gefällt mir sehr. Die Kapellen, wo Luca Signorelli und Fra

Angelico sich verewigten — was ist darüber zu sagen? Signorelli — steht er nicht einzig da als Held im Reiche der Kunst? Fiesole aber, dieser Engel als Maler, — seine Bilder rufen in mir ein Wonnegefühl hervor, wie ich es kaum bei andern empfinde. Der wirkliche Künstler giebt bloß, was er hat, was er fühlt; er kann nur aus sich selber schöpfen und bringt daher meist sein eignes Innere zur Anschauung. Wer fühlt sich bei Fra Angelico von der kindlich lieblichen Melodie, die aus seinen Werken spricht, nicht angezogen? Die Bilder des Fra Angelico sind Gebete, die er zum Himmel sendet, sie ziehen uns mit und erregen Begeisterung und Andacht in unsrer Seele!"

Der höfliche Italiener.

Meine Empfehlungsbriefe von der Marchesa gab ich im Palazzo Ravizza ab. Die Dame des Hauses war auf dem Lande; doch ihr Sohn, ein hübscher junger Offizier, der schon einmal als Revolutionär flüchtig in Piemont war, besuchte uns im Albergo. Er zeigte uns dann den Palazzo und führte uns zu seinem Vetter, der erst kurz vorher ein etruskisches Grab mit herrlichen Bronzegegenständen aufgedeckt hatte, Dinge, die mir damals ganz unverständlich waren, und die ich heute so hoch schätze.

Dieser höfliche, zuvorkommende Italiener brachte mir eine gute Meinung von den wirklich gebildeten Menschen Italiens bei.

Baumgartner war uns nachgereist. Wir waren zusammen seelenvergnügt in unserm schmutzigen Albergo, das ehedem ein alter Palazzo mit unheimlich großen Räumen gewesen war.

Nach einer angeregten philosophischen Unterhaltung mit Baumgartner schrieb ich diesen Vers in mein Tagebuch, der als bezeichnend für die lebensfrohe Stimmung, die mich auf dieser ganzen schönen Reise beherrschte, hier Platz finden mag:

Herr Moralist! Ich weiß noch mehr!
Das frische Rot von zarten Lippen
Mit seinem Schnabel wegzunippen,
Mag Sünde sein — doch lieb' ich's sehr!

Am 20. September besahen wir nochmals den herrlichen Dom, den Brunnen und die Passegiata und machten uns lustig über die schmutzigen Straßen und das verkommene Wesen von Orvieto.

Am Morgen darauf ging es wieder mit dem Betturino durch malerische, hügelige Gegend dem Monte Fiascone zu, wo der brave Fugger seinen Est-est getrunken hat. Der freundliche Eindruck, den die Stadt auf uns machte, wurde noch wesentlich erhöht durch einige Flaschen des berühmten Weißweines, der mir zwar etwas zu süß war, den ich mir aber doch wohl munden ließ.

Nachmittags zeitig erreichten wir Viterbo, wo Baumgartner, der voran gereist war, uns erwartete und uns das Sehenswerte des mittelalterlich-romantischen Restes zeigte: den Dom, die schönen Brunnen des Palazzo und den Saal, in dem sie 33 Monate brauchten, um einen Papst zu machen (Gregor X.). Es war gerade großer Markt im Städtchen, daher alle Straßen voll Bauern, Vieh und andern schmutzigen Dingen.

Schon am Abend ging die Fahrt wieder los. Wir mieteten einen Vetturino. Aber — was hat das zu bedeuten? Carabinieri reiten zu Seiten unsers Wagens und begleiten uns bis Monterosi. Die Hand vor den Mund haltend raunte uns der Vetturino zu: „Es giebt Briganten auf dem Wege; erst kürzlich haben sie meinen Bruder ausgeraubt.“ Im gelobten Lande der Briganten.

Wir sahen uns alle an und machten etwas verblüffte Gesichter. Also Briganten!

Lange herrschte drückende Stille in unserm Kasten. Dieser holperte über die schlechte Straße, aber die Briganten kamen nicht. Ich hatte noch einen Napoleon in der Tasche, und für diesen hätte ich (wie ich hintennach meinte) gerne „faccia-à-terra!“ gemacht.

„Wir sind im Kirchenstaat,“ sagte ein Italiener, der mitfuhr, „und das ist das gelobte Land der Räuber.“

Endlich schlief ich ein und erwachte erst um 10 Uhr abends in Monterosi, das ich von meiner Fußreise nach Rom her wohl kannte. Ich freute mich, die dicke Wirtin noch vorzufinden.

Früh des andern Tages wurde aufgebrochen. Um 10 Uhr vormittags schon waren wir an der Porta del popolo vor der Stadt Rom, wo ich also zum zweiten Male einzog, dieses Mal aber doch zu Wagen, wenn auch nicht in einem schönen!

Zollplackerei vor den Thoren Roms.

Wenn man damals die Thore der Stadt, die von Mitternacht bis morgens 4 Uhr geschlossen waren, passierte, hatte man eine nicht kleine Schererei zu überstehen. Die Koffer wurden heruntergerissen und gründlich und mit allen Schikanen durchwühlt. Man fahndete besonders nach Büchern und Papieren, die einem behufs genauerer Untersuchung auf verbotenen Inhalt einfach weggenommen und nicht selten nicht wieder zurückgegeben wurden. Man witterte hinter jedem Fremden einen Revolutionär oder einen Ketzer. Drückte man aber einem der Zöllner einen Scudo in die Hand, so konnte man Bomben und Granaten im Koffer haben — er wurde eingelassen.

Das war meine Reise nach Perugia.

Stelldichein der deutschen Romfahrer bei Spithöver.

Ich war wieder in Rom, in dem lieben Rom, das mir schon wie meine zweite Heimat erschien, das ich ja schon so gut kannte, das ich liebte. In der deutschen Buchhandlung von Spithöver an der Piazza di Spagna im Palaste der spanischen Gesandtschaft war ein Stelldichein vieler in Rom weilenden Deutschen; auch Fremde fanden sich daselbst ein, die neu angekommen waren. Man blätterte in den Büchern, besah die Photographien und besprach die Tagesneuigkeiten.

Als ich nach so langer Abwesenheit von Rom zum ersten Male wieder den Laden betrat, um Herrn Spithöver zu begrüßen und zu sehen, ob wieder Geld für Photographien

eingegangen sei, war ich freudig überrascht, den Stuttgarter Stadtpfarrer Dannecker zu treffen, der von Deutschland zurückgekehrt war und seinen diplomatischen Posten bei der Kurie wieder eingenommen hatte. Er war von einer ganzen Anzahl unsrer neu angekommenen Landsleute umgeben.

„O, da kommt er ja, der Kopf, den ihr sucht!“ sagte er in seiner herzgewinnenden, freundlichen Weise und fuhr dann in der Vorstellung fort: „Das ist der Kirchenrat Dursch aus Rottweil, das der Finanzrat Eser aus Stuttgart, Professor Munding aus Rottweil“ und andre.

Schwäbische Landsleute in Rom.

Besonders sympathisch war mir sogleich Finanzrat Eser, ein schlanker, älterer Herr mit einnehmendem, wohlwollendem Wesen, der einzige unter den sechs Schwaben, der sich als wirklich kunstverständig und kunstliebend erwies. An ihm erwarb ich mir einen treuen Freund, der mir meine Wege ebnen half.

Den Schwaben konnte ich mich nützlich machen, indem ich ihnen gleich am andern Tage als Führer durch die römischen Galerien diente.

Der Geburtstag des Königs von Württemberg kam wieder und wurde ganz besonders feierlich begangen. Herr von Au, vom König Wilhelm nach Rom gesandt, versammelte alle schwäbischen Landeskinder bei einem großen Prunkmahle im Hotel d' Inghilterra. Ich glänzte im geborgten Fracke von Plattner und empfand große Genugthuung, als Künstler aufmerksam behandelt zu werden.

Feier des Geburtstages des Königs von Württemberg (1856).

Auch unser Konsul Kolb, der heitere, liebenswürdige Lebemann, der sich stets ganz in den Dienst der Allgemeinheit stellte, ließ des Königs Geburtstag noch einmal bei sich zu Hause feiern. Bei den Festen, die Kolb gab, herrschte stets Frohsinn und oft ausgelassene Heiterkeit. Es waren das unvergleichlich schöne Abende für uns junge Leute. Dabei vergaß der gute Kolb nie, uns aufstrebende Künstler allenthalben zu empfehlen, und hatte immer im Auge, Bestellungen für uns herauszuschlagen.

Konsul Kolb, der Künstlerfreund.

„Per dio!“ sagte er einmal zu mir, „wir haben einen Thorwaldsen gemacht, wir wollen doch sehen, ob wir nicht auch etwas aus Ihnen zu stande bringen!“

Einen solchen Mann mußte man natürlich lieben!

Karl Piloty.

In jenen Tagen lernte ich den Maler Karl Piloty kennen. Der lange, hagere Mann mit strengem, eisernem Gesicht, scharfem, geradeaus sehendem, offenem Auge erweckte sogleich meine ganze Sympathie. Mit großer Begeisterung konnte er von Kunst und von den Kunstschätzen Roms sprechen. Seine Aussprüche waren für mich wie in Stein gemeißelt; unfehlbar sicher kamen mir seine Urteile vor. Während der wenigen Tage seines Aufenthalts in Rom kamen wir oft zusammen, es waren für mich Tage der Ermutigung und hohen Genusses. Mit ihm sah ich im Vatikan die von Fiesole ausgemalte Kapelle, die meine ganze Bewunderung erweckte.

Die antike Kunst oder vielmehr die griechischen Ueberbleibsel derselben imponierten mir immer mehr, und mein Verständnis für sie wuchs mit jedem Besuche, den ich den Antikensammlungen Roms abstattete. Ich nahm wahr, daß ich nicht mehr ausschließlich den altchristlichen und altdeutschen Werken meine Aufmerksamkeit und Vorliebe entgegenbrachte. Ich fing an, die Kunst im allgemeinen zu begreifen.

Der gütige Pio Nono.

Papst Pius IX. kam mir immer, besonders aber in den ersten Jahren meines römischen Aufenthaltes, wie ein gütiger Vater vor. Ich segnete die Stunde, in der er mir in den Straßen oder vor den Thoren der Stadt begegnete, und gern ließ ich mich mit jedermann auf mein Knie nieder, wenn er an mir vorüberfuhr oder wandelte und seinen Segen erteilte.

Einmal — es war weit in der Campagna bei Torre di Quinto, wo ich mich mit Freunden auf einem Spaziergange befand — sah ich den Papst mit seinem Gefolge uns entgegenkommen. Ein Schäfer in der Nähe, der ihn auch

wahrgenommen hatte, sprang in eiligem Laufe auf den Heiligen Vater zu. Wir waren an der Straße niedergekniet und ließen den hohen Herrn an uns vorbeigehen. Im selben Augenblick erreichte auch der Schäfer die Straße und warf sich, den Hut bettelnd emporhebend, zu den Füßen Seiner Heiligkeit nieder.

„Figlio mio," sagte mild verweisend der Papst, „qui non si pesca!"

Ein Monsignore warf aber ein Geldstück in den Hut des Armen. Uns grüßte Pio Nono freundlich und gab uns seinen Segen.

Wenn der Papst durch die Straßen Roms fuhr oder auch zu Fuß ging, kam immer ein stattlicher Reiter in prächtiger Uniform, ein guardia nobile, vorausgesprengt. Dieser gab mit gezogenem Säbel allen Wagenführern zu verstehen, daß sie ausweichen oder halten sollten, kurz, er machte Platz für den bald nachfolgenden Zug des Papstes. Die Menschen aber stoben fast alle auseinander, die einen verschwanden hinter Hausthüren, die andern bogen in Seitengassen ein; nur wenige blieben, um knieend den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. Die Fliehenden wollten sich nicht dem Niederknieen unterziehen und machten, daß sie auf die Seite kamen.

Eine Audienz bei Pio Nono.

In der Trattoria Lepre war schon lange die Rede von einer Audienz beim Papste, die dieser uns gewähren wollte. Ich glaube, Pfarrer Dannecker, der ja oft vom Papste empfangen wurde, war unser Vermittler. Endlich, am 3. Oktober, kurz nach der Mittagsstunde, sollte die Audienz stattfinden. Der Papst wohnte damals auf dem Quirinal. Pünktlich trafen wir dort ein: die Herren Kirchenrat Dursch und Pfarrer Munding in ihren langen schwarzen Soutanen, Bentele und ich im geborgten Frack.

Wir stiegen die breite Treppe hinauf und betraten den mächtig großen Saal (dei svizzeri), wo die Schweizer Garde postiert war. Ein Camerlengo nahm uns in Empfang und

führte uns durch drei kleinere Säle; im letzten hieß er uns warten.

Eine ganze Stunde mußten wir uns gedulden, während welcher Zeit ich Gelegenheit hatte, mir die Räume genauer anzusehen, die in ihrer Einfachheit imponierten. Endlich ging der Vorhang zurück, ein Kammerherr erschien und führte uns in einen sehr langen, schwach erhellten Saal, an dessen Ende der Heilige Vater schreibend an einem sehr einfachen Tische saß.

Wie man uns schon vorher unterrichtet hatte, ließen wir uns auf ein Knie nieder. Der Papst aber rief uns mit ungemein einnehmender klarer Stimme zu: venite, venite!, und nun traten wir näher, um zuletzt wiederum das Knie zu beugen. Erst auf wiederholte Aufforderung näherten wir uns ganz in geziemender Ehrfurcht. Seine Heiligkeit reichte nun einem jeden von uns, zuerst den geistlichen Herren, dann uns beiden Künstlern, die Hand zum Kusse.

Mich fragte er auf italienisch, ob ich Künstler sei und wo ich wohne. Auf meine Antwort: „In Via Purificazione in der Nähe des Monte Pincio," sagte er: „Ja, ja, dort wohnen die deutschen Herren."

Dann fragte er, wie lange ich hier sei, und ob Rom mir gefalle, und das alles mit so unbeschreiblich väterlichem Wohlwollen, daß ich ganz gerührt wurde.

Bentele wurde ungefähr das Gleiche gefragt, doch stotterte er beim Antworten mehr als ich.

Während der Papst mit den beiden Geistlichen, die uns zwei sehr rühmten und herausstrichen, lateinisch sprach, hatte ich willkommene Gelegenheit, ihn ruhig zu betrachten, und ich muß sagen, daß er eine große Würde besaß, zugleich aber durch sein ruhiges und heiteres Wesen ganz für sich einnahm; er gewann die Herzen derer, die das Glück hatten, ihm nahe zu kommen.

Plötzlich stand er auf und verschwand durch eine Seitenthür, erschien aber bald wieder.

„Ihnen,“ sagte er zu mir, „da Sie Bildhauer sind, bringe ich einen Block Marmor.“

Ich dachte wirklich im ersten Augenblicke an einen gehörigen Marmorblock aus Carrara; er überreichte mir aber einen Briefbeschwerer aus gelbem Stein. Den andern Herren gab er silberne Medaillen, alles mit eigner Hand, und wie er es that, das verlieh den Gegenständen einen hohen Wert.

Nochmals reichte er uns die Hand zum Kusse, dann sprach er lateinisch seinen Segen über uns und die Unsrigen, und die mir unvergeßliche Audienz bei Pius IX. war zu Ende.

Der ganze Tag ward uns zu einem Festtage. In überglücklicher Stimmung zogen wir Schwaben hinauf auf den Monte Mario und in die Villa Mellini. Dies Landhaus mit seiner zauberhaft schönen Aussicht war damals für jedermann offen; heute ist es eine Festung!

Abends auf dem Rückwege besuchten wir eine Kneipe am Ponte molle, wo es besonders heiter zuging. Stadtpfarrer Dannecker, der Vertraute unsres Königs, konnte mit seiner Mission beim Papste wohl zufrieden sein, das Konkordat näherte sich seinem Abschlusse, auch Herr von Au hatte viel zum Gelingen in klerikalem Sinne beigetragen, und so war guter Grund zum Fröhlichsein vorhanden. Bei gutem Wein und mäßig gutem Essen wurden Lieder gesungen und Reden gehalten, und lustig zogen wir durch die Porta del Popolo wieder nach der Stadt zurück.

Die vielen Landsleute, mit denen ich Galerien besuchte, ließen mich in jenen Tagen nicht recht zur Arbeit kommen. Mehrere reisten dann ab, die übrigen besuchten mich (8. Oktober) in meinem Atelier, wo ich beschäftigt war, an meinem letzten Opus in Gips herumzufeilen — eine Arbeit, bei der man gewöhnlich das vollends verdirbt, was man beim Modellieren Gutes gemacht hat. Der lustige Dannecker suchte mich mit seinem oft etwas hinkenden Lob anzueifern, von Au machte den Kritiker vom religiösen Standpunkte aus, nur der

Kritiker im Atelier.

feinfühlende Eser traf das Richtige. Wie eigen ist aber doch der Mensch! Ich fühlte bei dem Lobe der andern wohl, daß sie nichts von der Sache verstanden, und doch that ihr Lob mir wohl, und doch schmeichelte der Lobredner sich bei mir ein! Wo die Macht der Schmeichelei wohl anfängt?

Ein kunstsinniger Finanzmensch.

Eser, obgleich Finanzmensch, liebte, wie ich schon erwähnte, die Kunst, und es war ihm ein wahres Bedürfnis, mit und in ihr zu leben. Er besaß selbst eine kleine Sammlung altdeutscher Bilder. Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart schrieb er ein kleines Buch „Sechs Monate in Italien“, das voll von richtiger Auffassung des Landes und der Kunst ist. Darin beschrieb er auch den Besuch in meinem Atelier in sehr wohlwollender Weise. Ich glaube, er war der erste, der über mich schrieb, aber der gute Kapuziner in Trient wird es wohl kaum zu lesen bekommen haben.

Die Württemberger kamen damals viel nach Rom; so auch Hofbaumeister von Zank, vom König selbst an mich empfohlen, was mir nicht wenig schmeichelte. Er war aber ein Mann mit ausgedörrten Ideen, ein recht trockener Herr. Dann der Gewaltige an Geist und Körper, Dr. Lichtenstein, Geistlicher aus Zeil, Baron von Gemmingen und andere.

v. Kolbs Büste, die erste auf Bestellung modelliert.

Endlich, was ich schon lange gewünscht hatte, entschloß sich Kolb, mir zu seiner Büste zu sitzen. Es war die erste, die ich auf Bestellung anfertigte, die zweite in meinem Leben, die ich modellierte. Kolb hatte ein joviales, dickes, frisch aussehendes Gesicht, einen immer zum Lachen bereiten Mund und kluge Augen, die unter buschigen Brauen hervorlächelten.

In einem Nebenzimmer bei ihm, bei schlechtem Licht, fing ich meine Arbeit in Thon an. Er war aber ein schlechter Sitzer, hatte immer bald genug, sprach fortwährend und fand meine Arbeit nicht klassisch, das heißt nicht schön genug. Ich ließ mich aber nicht irre machen; denn schon damals besaß ich jene Zähigkeit im Ausharren an der Arbeit, die kein Tadel und kein Lob verscheuchen konnte. Dieser Gewissenhaftigkeit

und Liebe zur Sache verdanke ich gewiß zum Teile den Erfolg, der mir bei meinem Wirken beschieden war.

Zu der Büste Kolbs brauchte ich wohl zwölf bis vierzehn Sitzungen, und merkwürdigerweise habe ich heute noch dieselbe Zahl (von je $1^1/_2$ bis 2 Stunden) dazu nötig.

Die Büste wurde gegossen und bei einem Gastmahle bei Kolb aufgestellt und kritisiert. Die Herren waren alle zufrieden, nur die Damen — und auf diese kam es Herrn von Kolb besonders an — fanden sie zu alt aussehend.

„Sie sind ja doch viel jünger und schöner als die Büste!"

Armer Künstler!

Ein recht talentvoller Künstler, Maler Vogler, ein Wiener, kam in diesen Tagen an. Leider war er sehr krank und starb auch bald. Mit ihm ging wohl ein genialer Mensch zu Grunde. Bald erkannte ich seinen Wert und schloß mich sehr an ihn an. Er korrigierte meine Zeichnungen und ermunterte mich zum Malen, was ich auch in Olévano, wohin ich wieder kam, befolgte.

In einem neuen Atelier die ähren-lesende Ruth modelliert.

Mein Atelier in der Via S. Basilio war für größere Arbeiten zu klein, weshalb ich mich entschloß, in der Nähe (Vicolo di S. Nicolo di Tolentino) ein andres zu mieten, das aber für eine lebensgroße Figur, wie ich eine solche jetzt modellieren wollte, immer noch nicht groß genug war. Natürlich durfte das neue Werk nur eine sogenannte historische Arbeit sein, so wollte es Großmeister Cornelius. Bibel oder Geschichte!

Lange besprach ich mich mit meinen Freunden, was ich wählen sollte; denn leider nur zu viel wurde unter uns Künstlern bei unsern Zusammenkünften im Café, bei Tisch, beim Wein oder bei Ausflügen über Kunst und Kunstrichtung disputiert.

Nachdem ich in der Bibel das lebensvolle Buch „Ruth" gelesen, entschloß ich mich, eine lebensgroße Statue der Ruth zu modellieren. Ich folgte dabei vor allem dem Drange, eine größere plastische Arbeit zu schaffen.

Voll Freude und Ungeduld ging ich ans Werk. Es sollte eine große schöne Gestalt werden, und doch — ich Armer! — wie unklar schwebte mir das Bild derselben vor, wie schlecht vorbereitet war ich für diesen Gegenstand!

Falsche Auffassung.

Ueber dem Gedanken an eine schöne Figur hatte ich das Individuum der Ruth vergessen. Das ährenlesende, schöne Weib mit seiner natürlichen weiblichen Koketterie, mit dem einfachen Anzuge der arbeitenden armen Frau, die sich bücken und beide Arme gebrauchen und sich gegen die Sonne mit einem Tuche schützen muß, ließ ich ganz außer acht. Es kam mir nicht in den Sinn, einen wirklichen individuellen Menschen zu schaffen — ein schönes, die Sinne erregendes Weib, das im Begriff steht, das Wohlgefallen und die Gunst eines Mannes zu erlangen — und so das Schöne durch den Charakter in der lebensfähigen Figur zu erreichen.

Cornelius und Overbeck, sowie meine andern Freunde machten mich nicht genug aufmerksam, daß die Cinquecentisten selbst in ihren Madonnen das Individuum, die innere Lebenswahrheit niemals vergaßen, daß selbst in der Antike, in der großen griechischen Kunst, eine starke Persönlichkeit vorherrscht, daß ihre Götter Individuen sind, die sich als solche auch in der Form des Nackten voneinander unterscheiden.

Die Furcht, in das Genrehafte zu fallen, verscheuchte damals jedes liebevolle Eingehen auf die Person, die dargestellt werden sollte. Einer, der Genrebilder malte, galt nicht für voll!

In meinem Abraham hatte ich einen glücklichen Anfang für individuelle Kunst gemacht. Das Ansehen der antiken Kunst brachte mich auf Wege, die mir dunkel und unbekannt waren; sie hat mir geschadet, — ich hing gleichsam in der Luft und wußte nicht, was ich machen sollte. Nur ein gütiges Geschick fügte es, daß diese Ruth dennoch Ursache meines Glückes werden sollte.

Mein Atelier war sehr klein, nur etwa sechzehn Quadrat-

meter groß. Um die lebensgroß angefangene Figur übersehen zu können, mußte ich auf die Straße treten, was doch manches Unbequeme mit sich brachte. Ich arbeitete gleichsam vor aller Augen! Das Gerüst machte ich aus Holz. Modelle brauchte ich nur sehr wenig, obgleich ich die Figur zuerst nackt angelegt hatte. Meine Phantasie sollte mir helfen; aber wie oft ließ mich das Ding im Stich, und wie leicht wäre durch Naturstudium der Sache abgeholfen gewesen!

Meine Ruth war eine stolz dahinschreitende Gestalt. Mit der Rechten hielt sie einige Aehren im Schoße, mit der Linken bedeckte sie das Haupt; die Draperien, obgleich selbständig erfunden, erinnerten zu viel an antike Statuen im Vatikan. In Bezug auf das Drapieren entwickelte sich bei mir bald ein gewisser Sinn für Schönheit, und es wurde mir auch leicht, Motive zu erfinden und lebenswahr auszuführen. Aber dieses, womit ich meine Ruth umhüllte, war nicht das Kleid einer Ruth, war nicht der Anzug einer armen Aehrenleserin, — das fühlte ich wohl, und mein Kummer und Katzenjammer war groß!

Während ich so an der Arbeit war, bekam ich auch Atelierbesuche, unter anderm von Herrn und Frau von Richthofen aus Dresden, die ich an einem Abend bei Erhardts kennen gelernt hatte. Frau von Richthofen, eine frühere Sängerin, machte ein angenehmes Haus und ließ vor ihren Gästen oft ihre schöne Stimme hören.

Weihnachten kam wieder einmal heran. Der freigebige Stadtpfarrer übergab Bentele und mir eine Summe Geldes, womit wir in seinem Salon einen Christbaum errichteten und schmückten. Viele Schwaben wohnten der heimatlichen Feier bei, auch Kolb und Spithöver mit seiner Schwester und deren Tochter, der nachmaligen Frau Haas. Mit Champagner wurde das Feuer der Begeisterung genährt.

Neujahrsnacht 1856—1857 feierten wir im Ristorante Lepre. Doch ging ich sehr bald nach Hause. Ich war offen- Das Jahr 1856 geschlossen mit Frohsinn und Sentimentalität.

bar wieder einmal sentimental gestimmt; denn ich finde in meinem Tagebuch folgende Betrachtung: „Die Nacht ist so klar, daß man alle Sternlein fast greifen zu können glaubt. Dabei ist es so ruhig und andern Tagen gleich, als ob gar nichts vor sich ginge. Und doch läuft ein Jahr ab — ein Jahr von eines jeden Menschen Leben!“

1857. Wie ich schon erzählte, nach und nach mehrten sich die Besucher meines bescheidenen Ateliers und mit ihnen die Einladungen zu Tisch und abends zum Thee, der überall nach neun Uhr gegeben wurde. Für die Frauen der gastlichen Häuser war dieses meist so heitere und gemütliche Zusammenkommen keine Sorge. Man bekam Thee, kleines Gebäck, wohl auch etwas Marsala, niemand verlangte mehr, da alle Geladenen schon vom Abendessen in die Gesellschaft kamen. Es wurde viel Musik und, wenn junge Mädchen da waren, tüchtig der Hof gemacht. Alle Nationalitäten kamen damals in zwangloser Mischung zusammen, besonders viele Russen traf man, die in jener Zeit Rom sehr viel besuchten und die Hauptbesteller von Kunstwerken waren; nach ihnen waren es der Zahl nach die Engländer, dann die Deutschen und zuletzt die Franzosen, die die Fremdengesellschaft bildeten.

Das Sprechen fremder Sprachen war für mich eine mühsame Sache. Heute noch, nach 45jährigem Aufenthalt in Italien, spreche ich nur mangelhaft italienisch, wenn ich auch täglich italienisch Geschriebenes in Zeitungen und Büchern lese. Ein Schweizer, Herr Bütsch, gab mir Unterricht im Französischen nach der Methode Ollendorf; ich schrieb Bogen voll, vergaß aber bald alles wieder! Hätte ich gut englisch oder französisch zu sprechen verstanden, ich glaube, ich hätte damals rascher Erfolg gehabt und auch mehr Aufträge bekommen.

Noch hatte ich keinen Zutritt in eine italienische Familie erhalten und war daher hocherfreut, als der Padrone meines Ateliers, Signore Salvatori, der für Thorwaldsen in Marmor gearbeitet hatte, mich zum Abendessen einlud.

Als Gast bei liebenswürdiger italienischer Familie.

Signore Salvatori hatte einige schöne junge Töchter, von denen eine mit dem Maler und Architekten Cornil aus Frankfurt a. M. verlobt war, einem allgemein beliebten Manne, der sich namentlich um den Künstlerverein durch sein heiteres und aufopferndes Wesen große Verdienste erwarb. Herr Cornil, der schnell mein Freund wurde, führte seine reizende Braut bald darauf als Gattin nach Frankfurt heim, wo er heute noch im Kreise seiner Kinder seine römische Eroberung preist!

Es wurden die dampfenden Maccaroni aufgetragen, zu denen man nur Wasser trinken durfte; dann kam der kolossale, knusperig braun gebratene Gallinaccio, von dem mir die schönen Mädchen in echt italienischer Natürlichkeit das beste Stück darreichten. Der italienische Wein (Frascati) wurde nicht gespart. Ich trank und wußte doch, daß Weintrinken mir schadet; aber — bei einer so heiteren Gesellschaft, unter der Obhut so vieler herrlicher schwarzer Augen, was thut man da nicht alles?! Es war der erste Abend, den ich in einer italienischen Familie zubrachte, das erste Abendessen, das ich daselbst genoß, und ich bewahre noch heute eine freundliche Erinnerung daran!

Italienisches Theater.

Italienische Theater hatte ich bis dahin noch nicht besucht, da ich die verhältnismäßig große Ausgabe scheute; auch muß ich sagen, daß es mich nicht sonderlich dahin zog; denn ich habe absolut kein musikalisches Talent. Eine ganze lange Oper anzuhören, war mir eine Pein, und später, als ich ins Theater kam, nahmen jedesmal die interessanten, oft so schönen Römerinnen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Da gab es viel zu studieren und zu lernen, — so bildete ich mir die Sache ein!

In meinem Tagebuch sprechen das folgende Verse aus:

Es ist des Künstlers erste Pflicht,
Der Formen Reize zu erspähen,
Wenn, bleibt man selber ungesehen,
Das Schöne zwanglos zu uns spricht.

Drum lass' ich gerne meinen Sinn
Genießen, was die Kunst begehrt;
Wird doch mein Können reich vermehrt,
Wenn ich bei schönen Mädchen bin!

Im Theater Apollo gab es Opern, auch im Teatro Argentino. Jenes gehörte dem Fürsten Torlonia, und nicht immer spielten dort die besten Kräfte; aber trotzdem waren die Logen voll. Sie dienten zum gegenseitigen Besuch, und man unterhielt sich dort köstlich.

Herr v. Kolb, mein väterlicher Gönner, gab Bentele und mir Billette für das Theater Cesarine, wo die Privatgesellschaft Philharmonica zwei Stücke nach Goldoni gab. Alles war in Gala erschienen, nur wir zwei Armen nicht! Es wurde vortrefflich gespielt, man glaubte wirkliches Leben vor sich zu haben! Wie fühlten wir uns glücklich nach so schönem Abend!

Unterdessen (Januar 1857) arbeitete ich fleißig an meiner Ruth. Es waren glückliche Tage, die ich unter Menschen, die mir wohlwollten, verlebte. Auch von meinen lieben Eltern, die ich bereits unterstützen konnte, kamen beruhigende Nachrichten. Meine liebe Mutter und der gute Vater schrieben überglückliche Briefe. Die Mutter in ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen sah in all meinem Glück den Segen des Himmels, den sie so zuversichtlich für mich erflehte.

Aus der „Ruth“ wird ein „Sommer“.

Daß meine Figur aber doch keine Ruth vorstellte, wurde mir täglich klarer. Man verlangte bereits den Taufschein von ihr, und viele Freunde meinten, ich solle sie umtaufen und „Sommer“ nennen; auch der alte Wagner war dieser Ansicht. Nur mit Widerstreben entschloß ich mich dazu, da es doch für mich einen Mißerfolg bedeutete und zu beweisen schien, daß ich eine Ruth zu schaffen nicht im stande sei!

Es war eine gute Lehre, die auch wirklich nicht ganz ohne Nutzen für mich blieb. —

Ich änderte also meine Idee und arbeitete in der Absicht weiter, eine allegorische Figur, einen „Sommer“, aus der Gestalt zu machen, was mir sofort neue Schaffensfreudigkeit gab. Auch der etwas konventionell angelegte Kopf paßte nun vortrefflich. Ich suchte nach einem Modell, fand aber kein passendes für die große schlanke Gestalt, auch keines für die beiden nackten Arme, die doch eine hervorragende Rolle spielten. So war ich voller Verzweiflung!

Wie alle meine Freunde, Wagner ausgenommen, war ich damals noch der Meinung, daß man in der Natur niemals alles beisammen fände, daß man von einem Modell die Arme, von einem andern die Beine, von einem dritten nur den Kopf gebrauchen könne, und daß man so das Schöne zu einer Gestalt zusammentragen müsse. Ich ahnte damals noch nicht, daß auf diese Art niemals eine lebenswahre, inhaltvolle, individuelle Arbeit entstehen kann. Acht Kopflängen muß eine jede Figur haben, sagte Cornelius, und die Griechen, die wir fast nur in römischen Kopien kannten, erlaubten nicht, eine gerade Nase zu machen. An der Arbeit bei meiner Ruth litt ich unter dieser Ansicht viel.

Unter den vielen Fremden, die meine Werkstatt besuchten, befand sich auch eine russische Dame, Frau General v. Bartolomé. Sie lud mich freundlich zu sich ein und kam auch öfter zu mir. Sie hatte eine elegante schöne Hand und einen wundervollen, runden, schlanken Arm. Als ich ihr eines Tages meine Modellnot klagte, sagte sie: „Wenn Sie meine Arme brauchen können, so stehen sie Ihnen zur Verfügung.“ Dieses Interesse für meine Arbeit kam meinem „Sommer“ sehr zu gut. Ueberhaupt verdanke ich der Teilnahme der Frauen für Kunst viele meiner Erfolge, wie ich denn auch überzeugt bin, daß die Frau die Trägerin des Schönen und dadurch des Guten und Humanen auf unsrer Welt ist. Das sollte ich sehr bald bestätigt finden.

In jenen Tagen ging das Gerücht unter uns Schwaben: „Olga kommt!“ Kronprinzessin Olga mit Kronprinz Karl von Württemberg kommt nach Rom, so schrieb Eser aus Stuttgart.

Das war eine frohe Botschaft!

Lichtenstein, der gewaltige Prediger vor dem Herrn, bestellte bei mir eine einen halben Meter hohe Gestalt der heiligen Agnes in Marmor. Diese Bestellung machte das Maß meines Glückes voll. Die Figur der heiligen Agnes war mir immer sympathisch, und so ging ich denn gleich frohgemut an die Ausführung und habe ich mit ihr, wie ich später noch erzählen werde, ziemlich viel Freude erlebt. Sie ist wirklich auch viel besser und individueller geworden als die Ruth.

Kunstkritiker Schnaase.

26. Januar 1857. Mit großen Buchstaben zeichnete ich diesen Tag in mein Tagebuch ein! Der Geheimrat v. Schnaase aus Berlin kam in mein Atelier und schenkte meinen Arbeiten seine Aufmerksamkeit. Er blieb lange und sagte mir manches ermunternde Wort. Ich hatte seine Kunstgeschichte gelesen, die mir einen großen Respekt für den Mann einflößte.

Schnaase, von kleiner Gestalt, hatte eine aufrechte Haltung und machte sofort den Eindruck eines vornehmen Mannes und eines ruhigen Beobachters. Seine Gesichtszüge erinnerten an die schönsten Köpfe der Renaissance, an die herrlichen Reliefe von Donatello. Später hatte ich das Glück, sein Relief zu modellieren. Es hängt jetzt in Marmor im Städelschen Institut zu Frankfurt. Auch seine Büste fertigte ich im Auftrage seines Schülers Lübke; diese ist in Berlin außen an der Wand des Museums aufgestellt; leider mußte ich sie ohne die Natur machen, da Schnaase eine Zeit vorher gestorben war.

Schnaase war der erste Kunstgelehrte, mit dem ich in nähere Beziehung trat.

„Die Kunst ist die Blüte der Menschheit. Der Trieb zu bilden, nachzuahmen, liegt in allen Völkern, in der Menschheit selber; sie unterscheidet uns vom Tier. Die höchsten Ideale, die den Menschen begeistern können, die Empfindung für das

Schöne, bringt er vornehmlich zum Ausdrucke durch die Kunst, vor allem im Bilde, durch Bildhauerei und Malerei. Das Höchste in der menschlichen Natur, die Religion, verherrlicht der Mensch durch Gebilde der Kunst. Je höher ein Volk steht, desto höher und schöner ist seine Kunst; sie ist die Miterzieherin der Menschheit."

So hörte ich den herrlichen Mann über Kunst sprechen. Vielleicht dachte er über sie zu ideal. Für ihn sollte jeder Künstler eine Art priesterliches Amt verwalten, sollte mit seinem Ideal wachsen, sollte ein geborener gebildeter Mann sein. Stolz und dankbar dürfen wir Künstler zu einem solchen Manne wie Schnaase hinaufblicken, der unsre Kunst von so hohem Standpunkte auffaßt und deutet.

Abends, nach diesem mir unvergeßlichen Besuche, war ich bei Schnaase zum Thee. Seine liebenswürdige, feine Frau empfing mich und die andern jungen Herren, die ebenfalls geladen waren, aufs herzlichste. Schnaase hatte leider eine sehr zarte Gesundheit, und seine ihn zärtlich liebende Gattin war in steter Sorge um ihn.

Mein 30. Geburtstag (10. März 1857).

Am 10. März 1857 wurde ich 30 Jahre alt, war also kaum noch ein Jüngling! An diesem Tage machten wir Schwaben einen Ausflug nach dem alten Veji, etwa drei Stunden Weges dem Lago Braciano zu gelegen. Auf der alten Citadelle steht heute ein mittelalterliches Schloß mit ein paar elenden Häusern, in denen Bauern wohnen; dasselbe heißt Isola Farnese.

Der sprudelnde Humor und Witz unsers Dannecker war unbezahlbar. Warum mußte dieser herrliche Mann Geistlicher sein? fragte ich mich oft. Später, nachdem das durch ihn herbeigeführte Konkordat in Stuttgart gescheitert war, wurde er von dort entfernt und als Domkapitular nach Rottenburg geschickt, wo er in kleinlichen Verhältnissen, die für seine große Seele beengend, ja geradezu erdrückend waren, viel zu leiden hatte. Von Neid und Mißgunst verfolgt, starb er nach einigen

Jahren. Er hätte das Zeug zu einem Bischof gehabt, wäre aber für eine solche Stellung doch zu weltlich angelegt gewesen! —

Das alte Veji, die berühmte Etruskerstadt, lag einst sehr schön auf einer nicht allzu hohen Hochfläche. Wir besuchten die noch vorhandenen Gräber, von denen eines noch recht gut erhalten ist, sowie den Tunnel, durch den ein kleiner Bach geleitet ist und heute noch fließt, und kehrten dann zum alten Schlosse zurück. Dort bestellten wir ein kleines Frühstück, trockenen Schinken, Brot und Wein.

Dannecker wollte durchaus, daß wir das Mahl im großen, leeren Saal hielten; denn das schien ihm besonders romantisch. Mehrere von uns trugen weiße Beinkleider. Wer beschreibt unser Entsetzen, als wir bemerkten, daß unsre Unaussprechlichen plötzlich wie braun angehaucht aussahen! Tausende und Tausende jener braunen kleinen Springer, deren es in Italien so viele, viele giebt, ausgehungert, wie sie offenbar waren, hatten uns überfallen. Der Lärm, die Flucht, das Lachen war ergötzlich genug! Man säuberte sich, so gut es ging; aber während unsrer ganzen Heimfahrt hatten unsre Hände eine gewisse Thätigkeit auszuüben. So endete im Grunde doch heiter die Feier meines 30. Geburtstages.

Bildhauer Wittig aus Düsseldorf, der schon länger in Rom war und sich einen Schüler von Cornelius nennen durfte, arbeitete ganz im Sinne dieses unsers großen Meisters. Meine Erfolge, die mich natürlich sehr glücklich machten, schienen ihm unangenehm zu sein. Ich glaubte, sein Urteil über meine Arbeiten wären ungerecht, und so entstand zwischen uns eine Spannung. Neid kannte ich nie, und es ist mir heute noch unverständlich, wie ein gebildeter verständiger Mensch sich von Neid beherrschen lasseu kann. Ich sollte leider bald in dieser Beziehung noch sehr traurige, ja geradezu tragische Erfahrungen machen!

Allen Menschen, die mir näher kamen, schenkte ich vollstes

Vertrauen. Ich war sehr mitteilsam in Bezug auf das, was mein Herz freudig bewegte, „das Herz lag mir auf der Zunge", und ich hatte so etwas von dem Gefühl: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!"

4. April 1857. „Unsre Fürstin, unsre Olga ist heute angekommen!" Welche Hoffnungen, welche freudige Aussichten knüpften sich nicht für uns alle an diesen Besuch, und wie eingreifend und entscheidend sollte er in der That für mich glücklichen Künstler werden!

Kronprinz Karl und Kronprinzessin Olga von Württemberg in Rom angekommen (4. April 1857).

Der Kronprinz Karl und Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Kronprinzessin Olga von Württemberg stiegen im russischen Gesandschaftspalaste am Korso ab.

In meinem Atelier arbeitete ich fieberhaft, um meine Figur fertig zu bringen, da ich bestimmt hoffte, die Kronprinzessin werde mich mit ihrem hohen Besuche beehren.

Am 7. April meldete uns Konsul Kolb, daß Faber, Bentele und ich um 11 Uhr durch ihn den hohen Herrschaften vorgestellt werden sollten. Große Aufregung bemächtigte sich unser. Wir warfen uns in Staat und fanden uns pünktlich im russischen Gesandtschaftspalaste ein. Herr Kolb erschien in großer Uniform, die den dicken Herrn etwas komisch kleidete. Er liebte aber sehr solchen Aufzug. Freundlich begrüßte er uns, freudig hoffte er für uns das Beste.

In Reih und Glied aufgestellt, erwarteten wir im großen Saale das Eintreten der hohen Herrschaften, die auch bald erschienen und uns freundlich begrüßten.

Der Kronprinz, eine echt deutsche blonde Erscheinung, erschien mir fast schüchtern. Mit einer gewissen Verlegenheit fragte er mich, wo ich wohne, ob ich ein Atelier habe, wo es liege, ob es gutes Licht besäße u. s. w. Etwa die gleichen Fragen richtete er an Bentele und Faber.

Vorstellung bei dem württembergischen kronprinzlichen Paare.

Die Kronprinzessin Olga, eine Lieblingstochter des Kaisers Nikolaus I. von Rußland, war ihrem als schöner Mann bekannt gewesenen Vater sehr ähnlich; auch ihre Schönheit war

weltbekannt. Ihre wirklich herrliche fürstliche Gestalt von wahrhaft majestätischer Haltung, ihre Bewegungen voll natürlicher Anmut, ihr schönes, blasses Angesicht mit der feinen, fast durchsichtigen Nase, ihre großen blauen Augen, die etwas weich in den großen Augenhöhlen schwammen, die harmonisch schöne Form des Kopfes — das alles machte auf mich einen bezaubernden Eindruck.

Unbeschreiblich wohlwollend trat sie auf mich zu und fragte mich mit der ihr eignen weich klingenden Stimme, wie es mir ginge.

„Ich hörte schon von Ihnen. Sie arbeiten an einer größeren Figur. Was stellt sie dar? Wie weit sind Sie mit ihr? Kann man sie schon sehen? Wir wollen Sie besuchen."

Ebenso liebenswürdig sprach sie mit Faber und Bentele, die nicht weniger begeistert und glücklich wie ich den Palast verließen. Natürlich war es der liebe und gute Kolb, der uns bei den kronprinzlichen Herrschaften in ein so günstiges Licht gesetzt hatte.

Tagebuch, 11. April 1857: „In einer halben Stunde kommen die Herrschaften! Damit überraschte mich Herr v. Kolb diesen Morgen. Zum Glück hatte mich mein guter Engel schon in aller Frühe zum Aufräumen angetrieben, und so war alles in bester Ordnung. Faber trug seine Bilder ebenfalls in mein Atelier. Beide harrten wir so der Dinge, die da kommen sollten.

Atelierbesuch der kronprinzlichen Herrschaften.

Um 11 Uhr kamen sie angefahren, und im Nu hatte sich das kleine Studio mit Gästen gefüllt. Die Frau Kronprinzessin ließ nicht lange auf ihr Urteil warten, das für mich so schmeichelhaft war, daß ich kaum meinen Ohren traute. Trotzdem fand ich aber ihre Bemerkung überaus treffend. Sie wußte in einer Weise zu urteilen, daß man sogleich die Kennerin, die auch geistig hervorragende Fürstin erkannte. Ebenso wie der „Sommer" gefielen ihr die Reliefe „Abraham", „Salomon" und die Madonna.

Der Kronprinz sprach wenig, äußerte sich aber auch zufrieden über meine Arbeiten.

Die Begleitung der Herrschaften, Graf Zeppelin, Freiherr von Wimpfen, Frau von Massenbach, stimmte natürlich mit dem Urteil der Kronprinzessin überein. Faber zeigte nun auch seine Bilder, die sie mit Interesse besahen. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, über Bentele zu sprechen, dessen Abwesenheit mir sehr leid that! — So endete der hohe Besuch, den ich nie vergessen werde!"

Vater Kolb erzählte mir später, daß die Kronprinzessin sich meiner annehmen wollte, daß sie meine Zukunft durch eine Bestellung zu begründen gedenke.

„Was mir der liebe Gott zum Osterfeste dieses Jahr bereitete, ist wirklich groß!" heißt es in meinem Tagebuche.

Herr v. Kolb machte mich mit Fräulein Julie Köstlin, einer Nichte des berühmten Professors und Klassikerübersetzers aus Stuttgart, bekannt, die mit der Kronprinzessin gekommen war. Es war ein liebes, poetisches Wesen, voll Begeisterung für Rom und seine Kunstschätze; auch für mich und meine Kunst interessierte sie sich sehr. Sie erzählte mir viel vom kronprinzlichen Hofe in Stuttgart, und durch sie kam ich demselben näher.

Der Herr Stadtpfarrer Dannecker, der noch päpstlicher Hausprälat geworden war, reiste am 19. April mit Direktor Lichtenstein nach Deutschland ab. Kolb, der Rektor Flier aus der Anima, Bentele und ich gaben dem trefflichen Manne, dem wir so viele frohe, schöne Tage zu verdanken hatten, das Geleite bis Ponte Molle.

Die Hofdame Fräulein von Massenbach, eine gescheite, immer ironisch lächelnde Dame, lud mich zu einem Frühstück im Palaste der russischen Gesandtschaft ein. Sie war äußerst liebenswürdig und eröffnete mir, daß die Kronprinzessin durch Kolb den „Sommer" bestellen werde, daß ich 6000 Franken dafür erhalte, und daß dies nicht die letzte Bestellung sein solle.

Ich weiß nicht, was ich für ein Gesicht zu dieser Nachricht machte; ich erinnere mich bloß, daß ich mit meiner Gabel fehlgriff, und daß ich den Teller vor mir im Kreise sich drehen sah.

„Nach dem Frühstück empfängt Sie die Kronprinzessin," sagte mir dann Fräulein von Massenbach mit ihrem stereotypen Lächeln. So war es auch.

Kronprinzessin Olga als huldvolle Beschützerin.

Im großen Saal empfing mich die Kronprinzessin sehr gnädig. Den Ausdruck meiner Freude und Dankbarkeit nahm sie gütigst entgegen und sprach dann so herzgewinnend über meine Kunst und mein Streben, daß ich die Ueberzeugung mit mir nahm, in ihr eine huldvolle Beschützerin gefunden zu haben. —

Viele Russen in Rom; Maler Dorner aus Petersburg.

Unter den vielen Russen, die nun mein Atelier besuchten, war auch der kürzlich angekommene Maler Dorner, ein Vorarlberger, ein guter und edler Mensch. Mit seiner Familie, mit der ich sehr bald innig befreundet wurde, war er von Petersburg ganz nach Rom übergesiedelt. Er bezog in S. Basilio Nr. 20 ein Atelier, in dem er gerade mit einem hervorragend schönen Bilde, einer Madonna mit dem Kinde, beschäftigt war. In Petersburg hatte er für die Isaakskirche einige Bilder gemalt, die sehr gelobt wurden. Auch viele Porträts von seiner Hand befinden sich in den Palästen des Petersburger Adels. Dorner war bei seinen Bildern vielleicht zu sehr bestrebt, das Schöne im Auge zu behalten, und vernachlässigte dabei den Reiz des Individuellen, was bei seinen Porträts oft bemerkt wurde. Raffael war sein Ideal. Davon zeugen die beiden Bilder, die durch König Ludwig I. angekauft und der neuen Pinakothek zu München einverleibt wurden.

Das Dornersche Haus wurde für uns junge Künstler bald ein Stelldichein. Frau Dorner, eine lebendige, feurige junge Dame, hatte immer für uns Platz an ihrem Tische. Ihre Kinder, heranwachsende schöne und liebenswürdige junge Mädchen, halfen mit, daß es bei Dorners stets frisch und

fröhlich zuging. Solche Abende ungezwungenen Beisammenseins liebte der treffliche Meister, und indem er seine silberne Tabaksdose zwischen den Fingern drehte, schaute er gern dem jugendlichen, oft übermütigen Treiben der Künstler zu. Mit diesem vornehm denkenden und handelnden Freunde war ich viel zusammen.

Die Künstler Roms waren damals in nicht geringer Aufregung. Jeder hoffte; denn die Kaiserin von Rußland war in Sicht!

Auch ich war freudig erregt; dachte ich doch auch, daß ich ihr durch ihre Tochter, die Frau Kronprinzessin von Württemberg, empfohlen werden könnte.

Fürst Wolkonsky war zweimal in meinem Atelier; einmal mit seiner schönen Tochter, die selber gut zeichnete. Er fertigte eine Liste der Künstler an, deren Ateliers die Kaiserin besuchen sollte.

Am 23. April 1857 kam die Kaiserin an und stieg ebenfalls im russischen Gesandtschaftspalaste ab. Die Kaiserin von Rußland in Rom (23. April 1857).

Kolb gab für die Damen der hohen Herrschaften ein Prunkmahl. Dabei lernte ich die erste Kammerfrau der Kaiserin, eine alte Dame, die das volle Vertrauen der Kaiserin besaß, und die stets in deren Umgebung sein mußte, Frau von Rorbeck, kennen. Unter Thränen erzählte sie von Kaiser Nikolaus I., der für sie ein Halbgott war.

Die Frau Kronprinzessin hatte eine große Vorliebe für Aquarelle. Besonders die Zimmer, die sie auf ihren vielen Reisen bewohnte, ließ sie, je nach Umständen von guten oder schlechten Künstlern, malen. Diese Bilder waren schon zu einer interessanten Sammlung geworden. Ich wurde beauftragt, einen Maler zu suchen, der den Salon, den sie im Palaste bewohnte, malen sollte. Auch manche Bilder in den Galerien, die sie fleißig besuchte, ließ sie in Aquarell kopieren. Auch dafür mußte ich Maler ausfindig machen, was oft keine leichte Arbeit war, da diese enorme Preise verlangten; denn von

einer Kronprinzessin glaubten sie doppelt so viel wie von andern verlangen zu dürfen.

Im kaiserlichen Gefolge nach Albano-Genzano.

An einem herrlichen Tage zu Anfang Mai bekam ich von den Damen der Kaiserin eine Einladung nach Albano-Genzano. Die Kaiserin und Kronprinzessin Olga fuhren dahin. Natürlich nahm ich mit Freuden die Einladung an. Mit sechzehn Wagen, die hintereinander fuhren, ging's durch die Porta S. Giovanni in Laterano hinaus. Viel Volk staunte die großartige Wagenreihe an.

Um zehn Uhr waren wir in Albano; von dort ging es nach Genzano in die Villa Cesarini, die wunderbar im schönsten Rosenschmucke prangte. Wie ist diese der selbstschaffenden Natur etwas überlassene Villa doch so schön! Mir ist dieser Maitag auf diesem gesegneten Fleck Erde einzig herrlich erschienen, und er wird mir unvergeßlich bleiben!

Nemi lag im Sonnenschein uns gegenüber, unter uns der ins Grüne schimmernde spiegelglatte See, ein Bild des ewigen Friedens. Mit Wehmut verläßt man einen solchen Ort, man fühlt sich, als ob man aus dem Paradiese scheide. Ja, an dieses Scheiden vom Schönen muß man sich auf der Welt nur zu sehr gewöhnen!

Die Kaiserin, die ich hier zum erstenmal sah, und deren strenges Gesicht nicht ohne Eindruck auf mich blieb, wurde auf einem Sessel in der Villa herumgetragen, umgeben von einem Schwarm von Hofleuten. Kann man auch so die Natur genießen?

Von Genzano ging es nach Albano zurück zum Frühstück, das ich mit den Damen einnehmen durfte. Wie gern ließ ich mich von ihnen verwöhnen! Ihre freundliche Aufmerksamkeit für mich schmeichelte mir sehr, ich war so glücklich! Der Gruß und das Willkommen, das mir Kronprinzessin Olga entbieten ließ, machte das Maß voll.

Von Albano fuhr man über Castel Gandolfo, am Albanersee vorbei, nach Frascati, wo man die Villa Torlonia (Villa

Conti) besuchte. Bei dieser Gelegenheit sah ich die Kaiserin abermals und aus nächster Nähe.

Am Abend zogen wir mit unsern sechzehn Wagen wieder in Rom ein; überall stand und gaffte das Volk.

Es gab damals in Rom einen großen Kunstkenner und Altertumssammler, Marchese Campana, ein Mann von hervorragendem Geschmack und großer Energie. Diesen interessanten, eleganten und zugleich liebenswürdigen Herrn lernte ich kennen. Campana stand mit dem allmächtigen und berüchtigten Kardinal Antonelli auf gespanntem Fuß und sollte bald erfahren, was das hieß!

Marchese Campana, ein römischer Altertumssammler.

Campana war dazumal Direktor des Leihhauses in Rom, das große Kapitalien besaß. — Er machte für die Ankäufe seines Museums ein eigenmächtiges Anleihen bei dieser Anstalt und verschrieb seine großartigen Kunstschätze als Pfand.

Bei einer Revision der Kasse kam dieses unstatthafte Verfahren zu Tage. Campana wurde des Betruges angeklagt und mußte von Rom fliehen. Man hatte seine Anklage allgemein als Racheakt des Kardinals gehalten. Ganz Rom ward gegen diesen aufgebracht; denn durch Campana kam Geld und Verdienst unter die Leute.

Campana hatte in seiner Villa beim Lateran in der Via del Colosseo ein herrliches Museum eingerichtet, das höchst interessante Gegenstände und große Seltenheiten, einzelne Prachtwerke in Marmor, in Bronze, namentlich aber in Terracotta enthielt, die nachher zum Teil in die Museen von St. Petersburg und Paris kamen.

Die Kaiserin und die Kronprinzessin Olga besuchten diese Sammlung. Letztere trug mir auf, dort mehreres für sie zu zeichnen. Bei Ausführung dieses Auftrages lernte ich die Marchesa, eine reizende junge Frau, kennen; sie zeigte mir die Sachen selbst, ich konnte aus- und eingehen, wann ich wollte, — eine Gelegenheit, die ich auch ausgiebig benutzte.

Kardinal Antonelli.

Im Palaste der russischen Gesandtschaft, wohin ich öfter

gerufen wurde, sah ich auch den Kardinal Antonelli. „Die Kaiserin interessiert sich sehr für den Kardinal,“ vertraute mir Frau von Norbeck an. „Sie läßt ihn oft kommen und hört ihn gern über Rom und den Papst, über Politik und sonst allerlei sprechen. Er ist ein großer Frauenheld; hier sind sie alle entzückt über seine klugen Augen, die für mich wie lauernde Katzenaugen aussehen. Auch mag ich seinen Mund mit den dicken, sinnlichen Lippen nicht leiden. Dieser Mensch ist wie ein Fuchs.“

Antonelli war von großer, schlanker Gestalt und hielt sich etwas nach vorn gebeugt, was seinem Blick etwas besonders Umheimliches gab. Er war braun, dunkel von Farbe und hatte einen raschen Gang. Man konnte meinen, er hätte keine Knochen im Leibe, so geschmeidig bewegte er sich.

Antonelli war der Allmächtige in Rom. Man haßte und fürchtete ihn. Besonders scharf verfolgte er die liberalen Männer, und die Verbannungen waren an der Tagesordnung.

Er hatte eine prächtige Villa, die unten in der Via Nazionale stand. Später wurde sie, um der Straße Platz zu machen, abgebrochen. Dort empfing er seine „Freundinnen“.

In meinem Tagebuche steht: „Heute besuchte mich Advokat W. Er erzählte mir viel vom Kardinal Antonelli, auch von der schönen Galetti, die nun seine ‚Freundin‘ geworden sei. Der Advokat Galetti hütete seine Frau ängstlich; er wußte, daß Antonelli ihr nachstellte. Eines schönen Tages bekam er von der Polizei den Befehl, sich ruhig zu verhalten und sich nicht in Politik einzulassen. Galetti war wie aus den Wolken gefallen. Er dachte nie an Politik und kam mit den Umstürzlern nie zusammen. Er äußerte sich daher unvorsichtigerweise empört über diese Unterstellung. Er bekam eine Verwarnung, eine zweite, und dieser Tage wurde er aus dem Kirchenstaate verbannt; die schöne Galetti, die schönste Frau des damaligen Rom, blieb aber die ‚Freundin‘ des Kardinals.“

Da ich Gelegenheit hatte, Antonelli öfter zu sehen, interessierte mich diese Geschichte, die ich nach allem, was man über den Kardinal hörte, wohl für wahr halten konnte.

In diesen für mich recht unruhigen Tagen arbeitete ich nur wenig in meinem Atelier. Der „Sommer" konnte aber doch als fertig gelten, und ich dachte, ihn gießen zu lassen. Neue gute Aussichten.

Zu Kolb kam ich oft. Immer blieb er der Gute und freute sich über meine sich so günstig gestaltenden Verhältnisse. Er konnte mir mitteilen, daß die Kaiserin einen „Frühling" als Gegenstück zu dem „Sommer" bestellen wolle, und daß ich zu dieser Figur eine Zeichnung machen und vorlegen solle. Das that ich natürlich mit großer Freude und gab den Entwurf im Palaste der Kaiserin ab.

Welche Hoffnungen dies wieder in meinem Herzen erweckte, kann man sich denken. Mit innigem Dank gegen Gott nahm ich all dies Glück entgegen.

Am 7. Mai wurde ich zum letztenmal zu der Frau Kronprinzessin befohlen, und ich durfte von ihr Abschied nehmen.

„Morgen," sagte sie, „reisen wir nach Deutschland zurück. Arbeiten Sie fleißig, studieren Sie tüchtig die Kunstschätze Roms. Vollenden Sie Ihre Arbeiten, soviel Sie können, und nehmen Sie es nicht leicht! Die Kunst ist schwer, und nur wenige sind berufen. Hoffen wir, daß Sie ein solcher Berufener sind. Vollenden Sie tüchtig meinen ‚Sommer'; er wird auf unsrer Villa auf Berg im schönen Garten aufgestellt werden. Wer weiß, ob nicht auch der ‚Frühling' noch einmal dorthin kommt" — und dabei schaute sie mich lächelnd an. — „So, und nun will ich Sie meiner Mutter, der Kaiserin, vorstellen. Kommen Sie."

So sagte sie und öffnete die Thür, die in den Salon führte, wo die Kaiserin auf einem Stuhle saß. Sie reichte mir gnädig die Hand zum Kusse. Ernst und ruhig sah mir die alte Dame ins Gesicht und sprach nur wenige Worte über meine Arbeiten, über Rom und seine Künstler. Der Kaiserin von Rußland vorgestellt.

Recht verlegen antwortete ich, so gut es ging, und sagte so etwas von meiner großen Freude und von meinem Danke.

Gnädig wurde ich entlassen, und lange noch war ich in tiefen Gedanken über die für mich so bedeutsame Audienz.

Abreise des württembergischen Kronprinzenpaares (8. Mai 1857).

Am 8. Mai 1857 reisten unsre lieben Herrschaften von Rom ab. Die Kaiserin blieb noch einige Tage.

Große Bestellung für die Kaiserin von Rußland.

Wolkonsky forderte mich auf, für die Kaiserin eine Zeichnung „Jesus und Johannes als Kinder" zu entwerfen. Aus dieser Sache wurde aber leider nie etwas. Dagegen bestellte er für Ihre Majestät den „Frühling" in der Größe des „Sommers", wofür ich 1500 Scudi = etwa 6000 Mark, erhalten sollte. „Großer Gott, wir loben dich!" schrieb ich in mein Tagebuch ein.

Also zwei große Bestellungen!

Wolkonsky und Staatsrat v. Stöhr besuchten mich im Atelier und beglückwünschten mich zu meinem Erfolg.

Die Kaiserin machte noch bei mehreren Künstlern Bestellungen, auch bei den Russen. Bei Freund Dorner kaufte sie die Madonna zu 3000 Scudi; da gab es großen Jubel in seinem Hause.

Neues großes Atelier, bezogen 20. Mai 1857.

Die Frage eines besseren und größeren Ateliers mußte nun gelöst werden. Zur Ausführung meiner erhaltenen Bestellungen mußte ich mehrere größere Räume haben; solche fand ich in der Via degli Incurabili Nr. 9, heute Nr. 18. Das Atelier enthielt unten zu ebener Erde vier größere und kleinere Räume, im ersten Stocke deren drei; in dem einen der letzteren konnte ich später mein Schlafzimmer einrichten. Für alle diese Räume mußte ich monatlich zwölf Scudi bezahlen, was mir entsetzlich viel erschien; denn bis dahin hatte ich bloß drei Scudi bezahlt. Das Atelier hatte aber volles Nordlicht; ihm gegenüber lag der Garten des Klosters Jesu Maria, in dem ich die Patres täglich Boccia spielen sah.

Die Via degli Incurabili war damals, wie fast alle Straßen Roms sehr schmutzig und abends gar nicht beleuchtet.

Da die Häuser der ärmeren Leute gar keine gewissen Bequemlichkeiten hatten, so mußten die Straßen aushelfen. Da bot denn eine solche Seitenstraße morgens meist einen ganz unglaublichen Anblick. Dreißig Jahre lebte ich hier; viel habe ich da gearbeitet, und ehrlich habe ich es mit meiner Kunst gemeint.

Abschluß der Sturm- und Drangperiode.

Den Einzug in diese Werkstätte darf ich wohl als Abschluß meiner römischen Sturm- und Drangperiode bezeichnen. Hier beginnt meine neue Künstlerlaufbahn in sicherem Geleise, nicht ohne viel Glück und und Erfolg. „Ein Lump, der es besser macht, als er kann!“ meint ungefähr Goethe.

In sicherem Geleise.

Der „Sommer“ wurde gegossen, und alle meine Sachen ließ ich nach Via degli Incurabili schaffen; hier arbeitete ich, in der Via della Purificazione wohnte ich.

Um den „Sommer“, der hier in besserem Lichte stand, hatte ich großen Kummer. Er gefiel mir nicht mehr, ich bekam Katzenjammer. Aber dieses Gefühl habe ich eigentlich bei jeder vollendeten Arbeit. Ist sie fertig, so mag ich sie nicht mehr ansehen!

Der Kaiserin zu Ehren ließ der Papst die Kuppel der St. Peterskirche beleuchten, was für einen Nichtkatholiken wohl noch nie geschehen war.

Abreise der Kaiserin von Rußland (21. Mai 1857).

Am 21. Mai 1857 verließ die hohe Frau Rom; am Abend vorher war ich noch einmal bei Frau von Norbeck, die ich wie eine Mutter lieben gelernt hatte. Sie besah noch mein neues Atelier, um zu wissen, wo ich ferner hausen würde, und wo sie mich in Gedanken zu suchen hätte.

„Kommen Sie nach Petersburg! An Aufträgen wird es Ihnen dort nicht fehlen!“ sagte sie, die gute, liebe Norbeck.

Unter Thränen nahmen wir voneinander Abschied. Wir sollten einander nicht wiedersehen. Nur in der Ferne wirkte sie noch für „ihren Bildhauer“, wie sie mich gern nannte.

König Ludwig I. von Bayern angekommen in Rom (Mai 1857).

In jenen Tagen kam auch König Ludwig von Bayern an. Er besuchte mein Atelier, traf mich aber zu meinem Bedauern nicht. Ich wurde jedoch am 3. Juni von ihm zur Tafel geladen. Wie immer wohnte er in seiner ebenso poetischen als einfachen Villa Malta. In meinem Tagebuch heißt es:

Bei König Ludwig zu Gast.

„Bei König Ludwig zu Tisch geladen. Alle Tage bewirtet dieser seltene Monarch zwei Künstler. Heute traf mich und Professor Hauschild die Reihe. Ich saß zu seiner Linken, und ich muß gestehen, ich vergaß bald, daß ich einen König neben mir hatte; so heiter und natürlich war der kunstliebende Mann. Er fragte mich über manches, indem er sehr schnell die Speisen verzehrte und immer treffende Bemerkungen auf alles, was gesprochen wurde, in Bereitschaft hatte.“

„Ich war in Ihrem Atelier. Viele Köpfe habe ich dort gesehen; nur Ihren Kopf sah ich nicht,“ scherzte er. „Wann trifft man Sie denn? Ich komme wieder, und dann zeigen Sie mir alles.“

Bei der Tafel waren Marschall von Laroche, Graf Seinsheim, der Leibarzt — lauter alte Herren.

An dem alten, verwitterten Gesichte des Königs studierte ich viel. Seine Lebendigkeit in allen Bewegungen war staunenswert, sein blaues Auge schaute klug und klar in die Welt hinein, die er so gründlich kannte.

Lange blieb man in dem schönen Garten beisammen sitzen, bis der König durch Aufstehen das Zeichen zum Aufbruch gab. Es war für mich ein interessanter Abend gewesen!

Bei Fürst Wolkonsky.

Fürst Wolkonsky lud mich (Ende Mai) nach seiner Villa ein, die beim Lateran auf den alten Wällen der ersten Befestigung Roms liegt. Sie ist nicht groß, aber durch ihre herrliche Lage mit prachtvoller Aussicht auf die Albanerberge,

mit ihren so malerischen Ruinen der alten Wasserleitung, vor allem aber durch ihren in dieser Jahreszeit so wundervollen, üppigen Blumenflor eine der reizendsten Villenanlagen von Rom. Man muß an diesem einzig schönen, stillen, idyllischen Orte im Frühling die Nachtigallen schlagen gehört haben, um den Zauber eines Frühlingsabends in Italien zu kennen!

Fürst Wolkonsky war äußerst liebenswürdig und ebenso seine interessante Tochter, die mir ihre talentvollen Zeichnungen zeigte.

Mein erster Reichtum.

Wolkonsky zahlte mir für Rechnung der Kaiserin 500 Scudi aus. Nie in meinem Leben hatte ich vorher so viel Geld mein eigen nennen können. Mit beiden Händen hielt ich es in der Tasche fest und begab mich damit auf die Bank zu Herrn von Kolb. Auf dem Wege dahin glaubte ich, ein jeder Mensch, der mir begegnete, müsse mir ansehen, wie reich ich sei, und welchen Schatz ich bei mir trage.

Herr Kolb empfing mich wie gewöhnlich sehr liebenswürdig und übergab das Geld dem Kassierer.

„Eröffnen Sie Herrn Kopf ein Kontokorrent,“ sagte er zu jenem und fuhr zu mir gewendet fort: „Nun haben Sie hier ein Kapital, das Ihnen Zinsen trägt; Sie bekommen zwei Prozent.“

Ich und Zinsen! Ich ein Kapitalist!! Ich muß gestehen, ich war ganz verwirrt in dem Augenblick, da ich von Zinsen hörte, die ich bekommen sollte.

Wohlwollen des Konsuls Kolb.

Herr Kolb benutzte diese Gelegenheit auf seine Weise, wie er gern that, mir eine Predigt zu halten.

„Werden Sie nur nicht hochmütig, glauben Sie nur nicht, daß Sie schon ein Künstler sind! Sie sind noch gar nichts, müssen vielmehr noch alles lernen, und wer weiß, ob Sie überhaupt je etwas werden.“

Nachdem er mich so gehörig gedemütigt hatte, lud er mich doch gleich ein, am Abend mit ihm zu speisen. Bei ihm waren stets „Hausfreunde“ zu treffen, die sich aber mitunter

als Schmarotzer entpuppten. „Wenn sie nur harmlose und lustige Kerle sind,“ pflegte Kolb zu sagen, „so habe ich sie doch gern.“

Der jetzige Chef des Hauses Nast-Kolb-Schumacher, Herr von Nast, ein Neffe von Kolb, kam in dieser Zeit nach Rom. Er ist der Sohn eines Pfarrers, trat aber erfolgreich in die Laufbahn seines Onkels, der ihm oft ein recht strenger Lehrmeister war.

Aufgeregte Tage.

Tagebuch: „25. Mai 1857. Vor Porta St. Giovanni mit meinen Freunden einige Rubel verjubelt! Es kommt so selten eine solche Gunst des Schicksals, daß man es nicht unterlassen darf, derselben fröhlich entgegenzukommen!“

In diesen Tagen der Unruhe und Aufregung für mich unterließ ich es aber doch nicht, meine Gönner, besonders Cornelius, Overbeck, Wagner, Riedel, zu besuchen, die mir immer gleich wohlwollend geblieben waren. Nur Cornelius traf ich sehr unzufrieden mit mir.

Strafpredigt des Meisters Cornelius.

„Ich glaubte,“ sagte er mir, „es werde aus Ihnen ein ernster, strenger Künstler werden, der auf der Bahn der christlich-historischen Kunst, die er so glücklich betreten, verharrt, und nun sehe und höre ich, daß Sie, wie alle andern, dem Verdienste nachlaufen und ein höheres Streben ganz aufgegeben haben. Das thut mir leid; ich werde Sie nicht mehr besuchen!“

Ich war wie vom Donner gerührt durch diese Absage des geliebten Meisters. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß ich arm sei, daß ich leben und studieren müsse, daß ich dies aber nur könne, wenn ich etwas verdiene, daß es unter diesen Umständen mir unmöglich gewesen sei, solche schönen, großartigen Aufträge, wie ich sie zuletzt erhalten, von der Hand zu weisen, daß der Gegenstand derselben ja auch allegorischen Inhaltes sei, und daß ich ihn auch mit Ernst erfassen wolle.

Ob Cornelius wohl darüber nachdachte, wie ungerecht er mir gegenüber war, weiß ich nicht. Hatte er ja doch selber

mit seinen allegorischen Figuren das Schönste geschaffen, und haben doch die Alten und die besten Künstler, solange es Kunst giebt, ihre Ideen gerade in Allegorien ausgesprochen!

Er, der strenge alte Herr, hielt diesmal aber nicht Wort. Er kam doch wieder in mein Atelier und ich zu ihm und in sein Haus und sah und bewunderte dort seine Werke.

Winkelmann-Fest in der Villa Albani.

Am 27. Mai 1857 war Winkelmann-Fest in der Villa Albani. König Ludwig ließ dem berühmten Archäologen dort ein Denkmal setzen, das Professor Wolf in Gestalt einer Kolossalbüste in Marmor hergestellt hatte. Der deutsche Künstlerverein war geladen; auch ich hatte eine Einladung zu dem schönen Feste bekommen, das in der großartigen Villa bei wundervollem Wetter aufs heiterste gefeiert wurde. Der König, in weißen Beinkleidern und blauem Frack mit goldenen Knöpfen, war sehr aufgeräumt.

Professor Brun hielt die Festrede, die gewiß sehr schön gedacht war, aber so stotternd vorgetragen wurde, daß es allen angst und bang wurde, er könne stecken bleiben. Man atmete ordentlich auf, als Visconti, mit prachtvollem Organ, seine weithin schallende Stimme erhob, um in schöner italienischer Sprache Winkelmann und den Protektor der Künste, König Ludwig, zu feiern.

Der König pflanzte hinter das Denkmal einen Lorbeerbaum; dann ging es zu Tisch in das sogenannte „Kaffeehaus“, wo an einer einzigen langen Tafel 60 Personen, der König selbst in der Mitte, speisten.

Mit einem jeden sprach der König einige Worte, auch mit mir. Das schöne Fest schloß erst abends mit einem Feuerwerk.

So wußte König Ludwig, dieser einzig geniale Fürst, seine Tage in Rom zu verbringen!

In meinem neuen Atelier hatte ich die kleine Figur S. Agnes selbst in Marmor vollendet, auch eine Skizze für den „Frühling“ angefangen. Schwer wurde es mir, Marmor

für den „Sommer“ (II. Qualität) zu bekommen. Ich hatte darin noch keine Erfahrung. Unten an der Tiber, dem alten Emporium, war der Marmormarkt, noch genau an derselben Stelle, wo unter Kaiser Augustus der Marmor ausgeladen wurde, etwa San Michele gegenüber. Ich mußte für einen Block, für die lebensgroße Figur, 80 Scudi bezahlen. Wie freute ich mich, als er im Atelier lag und der Punktierer anfing zu arbeiten. Dieser bekam für die Figur 80 Scudi, also etwa 400 Franken = 320 Mark. Von diesem Tage an war mein Atelier nie ohne Gehilfen, deren Zahl sich einmal bis zu 16 Mann steigerte.

Der römische Marmormarkt.

Mit Baron von Au und einem württembergischen jungen Ehepaar Heyler, das mir besonders lieb geworden war, sah ich (Mitte Juni 1857) die letzten Bekannten von Rom scheiden.

Mein Freund Bentele und ich planten nun wieder einen Ausflug auf ein paar Tage, und zwar sollte es diesmal nach Porto d' Anzio zum Feste des heiligen Antonius gehen.

Ausflug nach Porto d'Anzio (13. Juni 1857).

Früh morgens fünf Uhr fuhr unser Wagen ab. Der Tag war herrlich, die Luft erquickend. Ich setzte mich oben auf die Kutsche und sang nach Herzenslust. Der Weg führte durch stellenweise abgeholzten Wald, — Räuber ließen sich keine blicken. Um ein Uhr mittags sahen wir die blaue See, bald darauf das kleine Anzio.

Musik und Trommelschlag drang uns entgegen — „evviva Sant' Antonio!“ Sie ließen ihren Heiligen hochleben.

Nachdem wir einen Rundgang gemacht und den Trubel durchzogen, gingen wir, ein Bad zu nehmen. Das Meer war herrlich frisch, wir die einzigen Badenden; denn vor Ende Juli badet der Römer nicht.

Schmerzlicher Verlust.

Recht übermütig waren wir in unsrer nassen Hülle. Da plötzlich bemerkte ich, daß ich den goldnen Ring, den mir meine liebe Mutter beim Abschied an den Finger gesteckt, im Bade verloren hatte. Er lag in der Meerestiefe begraben! — Traurig entstieg ich dem Wasser, und heute noch, wenn ich

nach Porto d' Anzio komme, gehe ich zu jener Stelle hin, den Ring meiner längst verstorbenen Mutter zu suchen. —

Wir gingen dann am Gestade des Meeres entlang bis Nettuno.

Damals war noch keine einzige jener Villen gebaut, die jetzt von Anzio weit bis Nettuno hin am Strande stehen und wahrlich keine Zierde der einst so wundervoll malerischen Landschaft sind.

Am andern Morgen, Sonntags, ging der Lärm des Festes erst recht los. Nachmittags wurden Enten ins Wasser geworfen und von den besten Schwimmern, die sich gegenseitig den Rang streitig machten, eingeholt. Auf glatten Masten, die ins Meer hinausgelegt wurden, liefen sie mit nackten Füßen, und so oft einer ins Wasser fiel, was meist geschah, erhob sich unendlicher Jubel im Volke. Noch allerlei andre Spiele dienten zur allgemeinen Belustigung, bis bei einbrechender Dunkelheit ein knatterndes Feuerwerk den Freudentag beschloß.

Maler Schweinfurt aus Karlsruhe, den ich einmal bei Erhardts getroffen hatte, ein durch Körperstärke hervorragender, gutmütiger Herr, der sehr glatte, saubere Landschaften malte, war auch bei dem Feste.

Die Ruinen des Palastes, in dem Nero geboren sein soll, gefielen mir sehr. Das ganze Gestade in seiner Einsamkeit und Verlassenheit machte einen schwermütigen Eindruck. Daß sie hier den Apollo gefunden, wußte ich damals, wie ich glaube, noch nicht. Die ewig Farbe und Stimmung wechselnde See lernte ich erst später lieben und schätzen.

Nachdem wir noch das schmutzige Nettuno besucht und die Villa Borghese gesehen, fuhren wir am 15. Juni wieder nach Rom zurück. Mein Nachbar im Wagen war ein Frate, der mit uns um die Wette lustige Lieder sang.

„21. Juni 1857. Der ‚Frühling‘ ist groß aufgebaut, wieder ohne Modell genommen zu haben, was ich jetzt nachholen will. Er ist bis unter die Hüfte nackt. Ich muß mich

zusammennehmen, einen schönen, jungen weiblichen Körper darzustellen, den ersten, den ich in Lebensgröße modelliere. Er streut Blumen, die er mit der linken Hand in einem Korbe hält. Die Bewegung graziös und wahr zu machen, fällt mir sehr schwer."

Es wurde nun sehr heiß in Rom. Der Sirokko griff mich sehr an, und oft war ich abends nach acht- bis zehnstündiger Arbeit sehr müde. Daher nahm ich mit Freuden die Einladung der liebenswürdigen Frau Erhardt, in deren Hause ich schon so viele angenehme Stunden im Freundeskreise hatte verleben dürfen, an, auf den Farnesinischen Gärten (jetzt Kaiserpaläste) ein Abendessen mitzumachen.

Ein Abendessen auf den Farnesinischen Gärten.

Dort wurde unter den immergrünen Eichen der Thee eingenommen. Es war ein köstlicher Abend. Es waren noch Herr und Frau Lindemann-Frommel, Fräulein v. Schulte, Maler Magnus mit reizender Tochter, Staatsrat v. B. und ein Herr Schulze zugegen. Die Familie Lindemann-Frommel, der ich bald näher treten sollte, interessierte mich besonders. Frau Lindemann, eine geborene v. Rognitz, war mit Erhardts verwandt. Sie machte den Eindruck einer zarten, gebildeten Frau und sah mit ihren Locken an der Seite aus wie die Bilder aus den dreißiger Jahren. Lindemann, von kleiner, untersetzter Gestalt, hatte etwas Zuvorkommendes und Liebenswürdiges in seinem Wesen. Den Künstler sah man ihm durchaus nicht an, obgleich er über die Schönheit der Gegend, über die mächtige Wirkung des Kolosseums und andres vordemonstrierte. Später fand ich, daß er die Natur in seinen Bildern viel zu sehr nach seinem Geschmack sich zurechtlegte und gar kein Kolorist war. Er war, glaube ich, ein Schüler von Maler Frommel in Karlsruhe, dessen Namen er dem seinen beifügte. Zuerst Lithograph, zeichnete er als solcher sehr schöne Blätter mit Ansichten vom Gardasee, dann auch getönte Landschaften aus allen Gegenden Italiens, die, lithographiert, sich rasch verbreiteten, bis ihnen die aufkommende

Photographie Abbruch that. Diese Blätter waren oft sehr schön, wenn auch manchmal, wie gesagt, zu sehr stilisiert. Die jetzige Auffassung der Landschaft — wie lag sie damals noch in weiter Ferne!

Unterdessen wurde es in Rom immer heißer. Es regnete aber auch oft, und der Sirokko war so unausstehlich, daß das Arbeiten nicht recht von statten gehen wollte. Ich war müde, Kolb fieberte und lud mich ein, mit ihm einige Tage aufs Land zu gehen. So fuhren wir denn nach Ariccia.

Sommerhitze und Sirokko in Rom. Nach Ariccia.

Im Café Mortorelli stiegen wir ab.

Kolb wollte in dieser Künstlerherberge auch gern als Künstler angesehen sein, aber man that ihm nicht den Gefallen. „Sie sind ein Signore," sagte ihm der Kellner. Wir Künstler waren keine Signori!

Das waren für mich erfrischende Tage. Overbeck, der dort wohnte, wurde besucht, auch Hoffmann. Man fuhr spazieren, ging auch etwas zu Fuß, was aber dem dicken Konsul weniger behagte. Dieser war, wie gesagt, nicht verheiratet, aber statt e i n e r Frau beherrschten ihn die Frauen vollkommen.

„Diese alten Weiber," sagte er mir damals, „bringt man nicht mehr von sich los. Einstens waren sie ja schön, aber jetzt sind sie das fürchterliche Gegenteil davon! Ich muß aber die Komödie bis an mein seliges Ende mit ihnen spielen. Das ist die Rache, das die Strafe für die Sünde, lieber Kopf. Merken Sie sich das!"

Am 11. Juli fuhren wir etwas erfrischt in die Stadt zurück.

Solche Ausflüge wiederholten wir während des langen heißen Sommers öfters.

In diesen Hundstagen las ich viel; halbe Nächte brachte ich mit meinen Büchern zu. Gühls „Künstlerbriefe" machten mir sehr viel Vergnügen, und ich schrieb manches daraus ab. Die „Ilias" lag stets auf meinem Nachttisch; ich griff oft danach. Heine mit seiner Bosheit und seinen herrlichen Liedern

Meine Fortbildung.

wuchs mir ans Herz. Ich machte mich mit den alten Klassikern bekannt, machte Entwürfe und Zeichnungen zu Aeschylus. Mein Tagebuch ist voll von Aussprüchen Shakespeares, Goethes, Schillers.

Versschmiede. Wenn ich in schöne Augen sah, war mir's manchmal, als sei ich verliebt. Das dauerte aber nie lange; ein neuer Eindruck verdrängte alsbald den früheren. Das Versschmieden, eine alte Liebhaberei von mir, betrieb ich eifrig. Ein Versuch möge andeuten, welche Stimmung mich dazumal beherrschte.

Die blühende Aloë.

Seht den weißen Blütenstengel,
Wie er treibt und aufwärts strebet,
Wie er seine Riesenkrone
Doch so stolz und kühn erhebet!

Weiß er nicht, daß, wenn er blühet,
Er dann reif ist auch zum Sterben,
Daß, wenn seine Krone blühet,
Er anheimfällt dem Verderben?

Gleicht er so den frommen Seelen,
Die den Weg der Dornen wählen?
Mit der Blüte kommt die Zeit
Auch für sie zur Ewigkeit.

Modellnot. Mein Tagebuch: „Raffael schrieb, als er seine ‚Galathea‘ malte, an den Besteller: Da schöne Weiber sehr selten oder wenigstens sehr schwer zu bekommen wären, so mache er sich im Kopfe ein Ideal zurecht, und nach diesem suche er seine Gestalten zu bilden. Also schon für Raffael wurde es schwer, schöne Weiber als Modelle zu bekommen. Wie schwer ist es erst für uns, da uns nicht der alles bezwingende Namen eines Raffael zu Gebote steht!“

Ich suchte Modell und bekam auch eine ziemlich schöne, junge Trasteveranerin, die aber faul und steif war und sich nur schlecht in die Bewegung meiner Figur finden konnte.

Die Natur stimmte hier mit meinem Machwerk gar nicht überein, und was ich am Morgen nach dem Modell gemacht, riß ich nachmittags, wenn jenes fort war, wieder ein. So kam ich mit meiner Arbeit gar nicht vorwärts.

„Laß dir doch die Arme und Hände des Modells formen," rieten mir meine Freunde, die Maler Platner und Wörnle, „und arbeite danach."

Das that ich. Es war für das arme Mädchen schwer, zwanzig Minuten in derselben Stellung zu verharren. Ihre Arme wurden tüchtig mit Fett eingeschmiert und in die richtige Lage gebracht. Der Gipsgießer überzog sie dann mit dem schweren Gips, wobei das Modell sich bewegte, so daß am Ende wohl ein Arm, aber kein richtig gezeichneter zum Vorschein kam.

Sollte aber auch ein solcher Naturabguß gelingen und der Arm, die Hand, ja, der Körper richtig wiedergegeben werden, — wie erbärmlich dünn, mager, elend sieht ein solches Ding aus, nach dem man arbeiten, an dem man seine Phantasie erwärmen und sich begeistern soll! Und ohne diese Begeisterung und Liebe zur Sache kann kein Kunstwerk zu stande kommen! Die Natur soll unsre Lehrmeisterin, wir aber sollen nie ihre Sklaven sein. Ich verstand noch nicht, die Natur zu gebrauchen, und plagte mich wacker an meiner Arbeit ab.

Päpstlicher Triumphzug.

In dieser heißen Jahreszeit machte der Papst der Romagna, besonders auch Bologna, einen Besuch, und bei seiner Rückkehr sollte ihm ein großartiger Empfang bereitet werden. Triumphbogen wurden bis nach Ponte Molle hinaus errichtet. Die Straße von dort nach der Stadt war mit ungeheuern Kosten als Via triumphalis aufs prächtigste geschmückt. Ganz Rom war auf den Beinen, niemand arbeitete. Die Römer ergriffen mit Freude die Gelegenheit, wieder einmal einen Festtag zu feiern und gründlich nichts zu thun.

Die mercanti di campagna errichteten vor dem Thore auf ihre Kosten — sie konnten es! — einen Cirkus, wirklich wundervoll!

Am 5. September, an einem regnerischen Tage, zog Pio Nono wieder in sein ihm zujubelndes Rom ein. Wir bekamen Eintrittskarten für den Zirkus und hatten die besten Plätze. Nach zwei Stunden Wartens, nachmittags vier Uhr, kam der Zug endlich an.

Das Getöse der einhersprengenden Nobelgarde, das Klirren der Säbel, der brausende Zuruf der Menge ging dem Erscheinen des Papstes und seines höchst malerisch glänzenden Gefolges voraus. Wieviel Galawagen mit roten Kardinälen, wieviel reiche Uniformen der fremden Gesandten da einherzogen, weiß ich nicht.

Der Jubel war unbeschreiblich! Lächelnd erteilte der Heilige Vater seinen Segen, zufrieden überblickte er die Menge.

Ein Gefühl, daß es doch etwas für sich habe, weltlicher und zugleich geistlicher Herr eines Landes oder, sage ich, weltlicher Herr eines Landes und zugleich geistlicher Herr der ganzen Christenheit zu sein, drängte sich mir bei diesem Feste auf.

Von Ponte Molle fuhren wir nach St. Peter, wo ein Tedeum zur glücklichen Wiederkehr des Papstes gesungen wurde.

Einweihung der Mariensäule auf Piazza di Spagna.

„Auf der Piazza di Spagna wurde am 8. September 1857 die Mariensäule zu Ehren der ‚unbefleckten Empfängnis Marias' eingeweiht. Die halbe Stadt stand in Feuer und Flammen, das heißt in festlicher Beleuchtung; auf Santa Maria immaculata bezügliche Transparente und Bilder trifft man überall. Kirchen und Paläste wetteifern in Pracht. Vom spanischen Palaste aus, um die Mittagsstunde, weihte der Heilige Vater die Säule ein. Sie steht da als trockenes, kunstloses Machwerk einer verknöcherten Zeit." So schrieb ich damals, und so schreibe ich noch heute, denn diese Skulptur kann einem nicht imponieren! Der Papst und seine Ratgeber waren eben allen Kunstverständnisses bar. Das bezeugen sämtliche Kunstwerke, die damals entstanden sind. Großartige Feste aber konnte die Geistlichkeit immer noch veranstalten. Darin hatte sie Geschmack und folgte der alten, noch immer lebendigen

Ueberlieferung. So war auch dieses Fest gelungen und großartig ausgefallen.

Schon viele Tage vor der Einweihung war die Säule emporgehoben worden. Die Aufrichtung ging ganz in der Weise wie ehedem bei den Obelisken vor sich und war für mich besonders interessant und lehrreich. Die alles bewältigende Erdwinde that ihre Schuldigkeit. Die Säule besteht aus Cibollinomarmor und stammt wahrscheinlich aus einem der Tempel aus der Zeit des Augustus.

Schmerzliche Kunde von zu Hause.

Die Briefe von zu Hause beunruhigten mich damals sehr. Eine meiner Schwestern — ich hatte deren vier —, Crescentia, ein liebes und gutes Geschöpf, wollte durchaus barmherzige Schwester werden. Sie hatte auch zu diesem Zwecke im Mutterhause zu München schon Schritte gethan und wurde zur Probe aufgenommen. Meine liebe, arme Mutter war darüber doch in großen Sorgen; ihre Briefe zeigten mir das sehr deutlich. Nach längerer Zeit mußte meine Schwester die Pflege eines Typhuskranken übernehmen, — sie bekam dieselbe Krankheit. In einem Briefe an die liebe Mutter gab sie ihrem Gottvertrauen und ihrer duldenden-Ergebenheit in den Willen Gottes rührenden Ausdruck. Nicht lange, und ein Brief von meinen betrübten Eltern und Geschwistern zeigte mir den Tod der guten Crescenz an. „Sie wird für Dich im Himmel beten," schrieb mir die Mutter. —

Dezember 1857. Bis dahin hatte ich mit meinen Kollegen aus dem Deutschen Künstlerverein immer in guter Freundschaft verkehrt, war aber noch nicht Mitglied des Vereins geworden, der damals sein Heim im Palaste Fontana Trevi hatte. Am 18. Dezember 1857 wurde ich dann in den Verein als Mitglied aufgenommen. —

„Es ist wirklich sehr kalt, aber doch sehr schön dabei. Im Studio wird geheizt, daß der Ofen ächzt, und doch habe ich immer kaltes Blut. Denn immer noch trinke ich keinen Wein und werde einstens mit Shakespeare sagen dürfen:

Denn nie in meiner Jugend mischt' ich mir
Heiß aufrührerisches Getränk ins Blut,
Noch ging ich je mit unverschämter Stirn
Den Mitteln nach zu Schwäch' und Unvermögen.
Darum ist mein Alter wie ein frischer Winter
Kühl und doch erquicklich."

Hat er wohl recht gehabt, der dreißigjährige Jüngling, solches zu schreiben?! —

Weihnachten und Sylvesterabend 1857 im Künstlerverein.

Weihnachten 1857 wurde im Verein bei schön aufgeputztem Baume gefeiert, ebenso Neujahr. Dabei wurde eine Komödie von Maler Ludwig, dem nachmaligen Erfinder der Petroleumfarben, aufgeführt, voll von Humor. Ludwig war ein vorzüglicher Leiter solcher Feste, immer voll Witz und guter Laune. Später zwang ihn seine Kränklichkeit, ein sehr zurückgezogenes Leben zu führen, das er zum Studium der Malmittel benutzte; auch durch eine Schrift über diesen Gegenstand machte er sich bekannt.

Das für mich so ereignisreiche Jahr 1857 war zu Ende.

1858. Herrlicher Winter in Rom.

Der Winter 1858 war in Rom besonders schön. Das Wetter war herrlich, beständiger Sonnenschein glänzte, Veilchen blühten in der Campagna, die von uns durchritten und durchwandert wurde. Auch mein „Frühling" im Atelier war fertig und gegossen. Es war jedesmal ein frohes Aufatmen und eine glückselige Empfindung, wenn eine größere Arbeit vollendet war, und während der Gipsgießer im Studio hantierte, zog ich mit den Freunden hinaus ins Freie, wo denn auch die Natur der empfänglichen Seele vollen Genuß gewährte.

Großfürstin Helene in Rom.

Die Großfürstin Helene, eine Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg, bekannt als geistreiche Frau, eine Beschützerin der Künste, war in Rom angekommen und im Hotel

de Russie an der Piazza del popolo abgestiegen. Diese hohe Frau war von der Kronprinzessin Olga auf mich aufmerksam gemacht worden.

„Die Frau Großfürstin Helene ließ sich heute bei mir anmelden. Aber wie regten mich die Vorbereitungen auf! Rauch, Kohlendampf, Frost, alles war gegen mich verschworen. Dazu kam noch leidiges Nasenbluten nebst einer Erkältung und die Sorge um einen Teppich, den ich für sie vor einem Stuhle ausbreiten lassen wollte."

„Die Frau Großfürstin war begleitet vom Herzog Nikolaus von Nassau und dem schönen Fräulein von Stahl. Das Lob, das mir die aufgeklärte Großfürstin zollte, machte mich stolz. Die Güte und Milde, die aus ihrem traulichen Gesichte spricht, machte mich fast ungeniert ihr gegenüber, und wiederum dachte ich: es ist doch nicht so übel, das Schwabenland, das solche herrliche Menschen hervorbringt!"

Wie ich schon erzählte, kamen die Russen damals sehr viel in mein Atelier, unter ihnen durch den lieben Dorner eingeführt der Livländer Baron von Schopingk mit seiner äußerst liebenswürdigen und gemütlichen Familie. Er wünschte eine Wiederholung meines „Frühlings" in dreiviertel der natürlichen Größe. Diese Bestellung, bei der wohl kein Hintermann half, und die wohl bloß der Sache selbst willen erfolgte, machte mir große Freude.

Zu derselben Zeit kam der Oberst von Maisrimmel, Bruder der Frau Doktor Erhardt, in Rom an. Er war ein feiner, zartfühlender Mensch. Als österreichischer Offizier hatte er Feldzüge mit Auszeichnung mitgemacht, hatte dann aber wegen schwacher Gesundheit den Dienst verlassen müssen. Fast täglich kam er in mein Atelier. Er liebte die Kunst, und stundenlang konnte ich mich mit ihm unterhalten. Bald hatte ich ihn sehr lieb gewonnen, und wir sahen uns in dem gastlichen Hause Erhardt, solange er in Rom war, sehr oft.

„Es kommt immer besser," heißt es im Tagebuch, „am Toller Karneval.

14. Februar beim Karneval. Voriges Jahr ein halber Narr, in diesem Jahre ein ganzer. Letzten Donnerstag bei Regen und Wind mit der Dame Oechsle und Kapitän Otto (von der Begleitung der Großfürstin) auf dem Korso gefahren, Confetti geworfen, Balkone bombardiert. Die Straßen voll Schmutz. Der Pöbel, bewaffnet mit vom Boden aufgelesenen beschmutzten Sträußen, warf unbarmherzig auf uns los, so daß mir Hören und Sehen verging. Fräulein Oechsle war aber doch entzückt. Auch die Großfürstin auf ihrem Balkone, ebenso die Königin Christine, die gerade hier war, wurde beworfen. Zuletzt war ich aber doch froh, diese Freude überstanden zu haben. Nach zwölf Uhr in der Nacht brachte ich meine Damen noch in das Festino; aber dieser heillose Maskenball konnte mir nicht gefallen. Alles war toll und voll, nirgends Witz, noch Vergnügen!"

Die Tage flossen schnell dahin; die Abende waren immer ausgefüllt mit Diners und Theegesellschaften. Für das Arbeiten aber war solch ein Leben nicht gut. Mit schwerem Kopfe stand ich des Morgens oft auf und nur, indem ich mir mit festem Willen sagte: Du mußt arbeiten und aushalten! kam ich mit dem Schaffen etwas vorwärts.

Mühsames Modellieren des „Herbstes".

Ich fing den „Herbst" an zu modellieren; dachte ich ja doch immer, daß noch alle vier Jahreszeiten einst auf die königliche Villa Berg bei Stuttgart kommen würden, und ich habe mich nicht darin getäuscht.

Eine Skizze, die ich entworfen, war ziemlich im Geiste der Antike ausgefallen. Das sah ich wohl und wollte es doch vermeiden. Ich besuchte darum die Galerien, studierte überall, wo ich etwas für meine Arbeit finden konnte, änderte und fing einen Entwurf nach dem andern an; aber immer und immer kam es darauf hinaus, daß mein „Herbst" irgend einer Muse des Vatikans glich. Die Art und Weise, wie ich mit meiner Phantasie einen Gegenstand auffaßte, wie ich ihn in meiner Seele empfand, konnte ich noch immer nicht zur

Darstellung bringen; nur zu gerne bediente ich mich dabei der antiken Formen.

Dieser „Herbst“ wurde zwar groß fertig modelliert, aber nie in Marmor ausgeführt.

Von Frankfurt kam Frau Grunelius mit drei Töchtern hier an, und ich lernte sie bald kennen. Sie war eine stattliche, schöne Erscheinung, die jedem Menschen, der ihr näher kam, bald die aufrichtigste Verehrung einflößte. Ihr Haus ward der Mittelpunkt der meisten Deutschen, die damals nach Rom kamen. Das Goethesche Wort: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frag bei edeln Frauen an!“ konnte man buchstäblich auf sie anwenden. Frau Grunelius liebte die Kunst und war den Künstlern eine thatkräftige Gönnerin, was sie bei ihren reichen Mitteln ausgiebig sein konnte. Musiker, Gelehrte und andre gingen bei ihr ein und aus. Wie viele schöne, lehrreiche Abende habe ich bei ihr verlebt! Am schönsten aber waren diese, wenn ich sie allein zu Hause traf, — ihr mütterliches Wohlwollen war mir dann Trost und Freude!

Frau v. Grunelius.

„20. März 1858. Die Frau Großfürstin brachte den Hofmaler Neff aus Petersburg mit nach Rom. Er war ihr Ratgeber in allem, was Kunst anbelangte, — ein schlauer Hofmann, gewiegt in allen Künsten der großen Welt. Ein Mann von großem künstlerischem Geschick, ohne viel Talent, verstand er es doch, phantasievolle Entwürfe für Saloneinrichtungen, Gärten, Brunnen und andre zu machen, ja auch Kirchen und Paläste mußten in Petersburg nach seinem Geschmacke gebaut und eingerichtet werden.

Hofmaler Neff von Petersburg.

„Neff kommt oft in mein Atelier; heute sagte er auch, daß die Großfürstin etwas bei mir bestellen wolle. Der Mann, der mich bald mit Mißtrauen erfüllt hat, ist doch die Persönlichkeit, die mir nützen könnte, und dessen freundliche Gesinnung ich nicht verscherzen darf!“

Neue Bestellungen.

Neff bestellte bei mir für sich drei Kopien: des Zeus

von Otricoli, des bogenspannenden Amor und der Venus im Bade. Gerne übernahm ich diese Arbeiten, — ich lernte dabei und verdiente etwas. Das Hämmern und Meißeln in der Werkstätte war lustig zu hören. Ich war auf einmal einer der meistbeschäftigten Bildhauer in Rom geworden!

In Gesellschaft bei Erhardts machte ich die Bekanntschaft des bayrischen Gesandten von Bergé. Mit diesem gescheiten, etwas sarkastischen Herrn verkehrte ich später sehr viel. Er war ein schlauer Kopf, der für mich aber nur das Beste wollte. Später veranlaßte er eine Sonderausstellung der Arbeiten deutscher Künstler im Palazzo Patrici in Via Margutta 53, die uns getrennt von den Italienern zeigte, aber gar keinen Erfolg hatte. Es war das erste Mal, daß ich ausstellte. —

Sonderausstellung der deutschen Künstler in Rom.

Eine Dame aus der Gesellschaft der Fremden, die in jenem Frühjahr sich in Rom aufhielten, übte — fürwahr ein beneidenswertes Glück für mich armen Künstler in der Not! — Barmherzigkeit und stand mir mehrere Male Modell zu meinem „Herbst". Sie hatte eine superbe Gestalt, voll und nicht stark, prächtige Haltung und ein einnehmendes, wenn auch nicht schönes Gesicht. Sie kam öfters, und ich modellierte meine Figur mit fieberhafter Aufregung ganz um. Wie anders als ein gewöhnliches Modell stand sie da, wie einheitlich in Bewegung und Form!

Ein Modell aus der „bessern Gesellschaft".

Wie oft wünschte ich mir nachher Modelle aus der bessern Gesellschaft zu bekommen, die, schön und zugleich intelligent, des Künstlers Ideen sich anzupassen verstehen. So müssen die großen Künstler in der Renaissancezeit gearbeitet haben, so stand gewiß den großen Griechen die herrlichste Natur zur Verfügung, und so konnten dann jene himmlischen Gebilde entstehen, die nie vergehen und ewig jung auf die Nachwelt einwirken werden!

Gesellschaftsabende bei der Großfürstin Helene.

Fast allabendlich gab die Großfürstin Helene Gesellschaft. Alles, was Rom von Gelehrten, Künstlern und sonst hervorragenden Menschen besaß, wurde von ihr eingeladen. Es

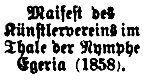
wurde da viel Musik gemacht. Frau v. Stahl war als Sängerin von der Großfürstin nach Rom mitgenommen worden. Die ganze Umgebung der letzteren bestand aus schönen oder interessanten Menschen. Sie selbst regte die Gespräche an, und dabei zeigte sich, welch hochgebildete Frau sie war. Mir bemerkte sie, daß ihre Tochter, die Großfürstin Katharina, komme, und gab ihrer Erwartung Ausdruck, daß ich derselben Rom zeigen werde.

Auch Gregorovius wurde viel in diesen Kreis gezogen, und er war besonders stolz darauf.

Gregorovius in Beziehung zur Kunst.

Zu mir in mein Atelier kam Gregorovius nur selten. Er besuchte überhaupt Künstlerwerkstätten ungern; er verstand von Kunst nicht viel und hatte auch keine Freude an ihr. Und doch schrieb er in seinem Werke „Rom im Mittelalter“ über Michelangelo so treffend und richtig, daß ich staunte, als ich es las. Es war mir aber ein Beweis, daß die Kunstgelehrten mit Hilfe schon richtig gestellter Urteile anderer über Werke und Geschichte der Kunst schreiben können, auch ohne von Kunst gerade viel zu verstehen. Freilich, wenn ein solcher Gelehrter vor ein Kunstwerk gestellt wird, von dem er noch nichts weiß, oder das soeben erst ausgegraben vor ihm steht, wird die Sache für ihn schon schwieriger.

Kunstgelehrte und Künstler sollten sich gegenseitig ergänzen. Was mich betrifft, so war ich immer bestrebt, von jenen zu lernen, und las fleißig, was die Litteratur über unsre Kunst brachte.



Der Künstlerverein, den ich nun oft besuchte, feierte sein Maifest in diesem Jahre (1858) im Thale der Nymphe Egeria. Der Mai war, wie immer in Rom, ein unzuverlässiger Geselle. Es regnete oft und war mitunter kalt; diesmal aber ging ein schöner, göttlicher Tag auf.

Schon in der Frühe zogen die üblichen Eselsreiter, Gendarmen zu Fuß und zu Pferd, Kanoniere mit Geschütz-, Proviant- und Lazaretwagen zum fröhlichen Tummelplatz im

Haine der Egeria vor der Porta S. Sebastiano. Die Gegend ist dort lieblich und großartig zugleich. Die Campagna mit den Wasserleitungen des Claudius lag im frischen Grün in ihrer malerischen Herrlichkeit vor uns; die Albanerberge, im weichen Frühlingsduft, schlossen das zauberhaft schöne Landschaftsbild ab. Das groteske, lustige Treiben bei dem Bacchustrubel, der jugendliche Uebermut der Künstler ließen in mir ein Bild alter Bacchusfeste entstehen — einzig schön und unvergeßlich!

Die Grotte war damals noch von Bäumen umgeben, Epheu hing über dem Gemäuer und hüllte sie in geheimnisvolles Dunkel. Dort erschien ein alter Bacchuspriester und hielt eine Ansprache an die Anwesenden. Er erzählte, wie heiter es in alter, heidnischer Zeit hier zuging, wie er die schöne Egeria mit dem zärtlich verliebten Numa Pompilius belauschte, wie man trank, liebte, lebte! Aber auch heute noch sei es schön im Thale der Hirten der göttlichen Nymphe, auch heute noch kämen Jünger des Apollo, Könige und Fürsten lauschten an der ewig sprudelnden Quelle dem Orakel, das da lautet: „Freue dich und sei glücklich!“ Das beweise die Anwesenheit der Großfürstin Helene, die weit, weit hergezogen sei, um diesem Feste beizuwohnen.

Die sogenannten olympischen Spiele gingen dann vor sich, die Eselwettrennen, Speerwerfen, Wettlauf, das Gericht über den Rezensenten, der mit Kanonen totgeschossen wurde. Dann kam das Essen im Haine selbst. Viel wurde gelacht, getrunken, gescherzt. Malerisch waren die Gruppen der Fröhlichen im Gebiete der göttlichen Nymphe. Die Frau Großfürstin unterhielt sich längere Zeit mit mir, was mich fast etwas stolz machte.

Abermals hoher Atelierbesuch.

Wir waren mitten im schönen Monat Mai, und ich arbeitete mit Lust und Freude in meinem Atelier, da ließ sich eines Tages die Großfürstin Helene wieder melden.

„Ich will sehen, was Sie machen, und wie weit Sie

mit Ihren Arbeiten fortgeschritten sind. Meine Damen erzählen mir immer so viel von Ihrem Schaffen, daß ich neugierig geworden bin und selber komme, um zu kontrollieren."

Dann sprach sie auch vom König von Württemberg, auch von Petersburg und von der Kunst daselbst.

„Wenn meine Tochter kommt, muß sie den „Herbst" bei Ihnen bestellen!"

Das waren wieder neue Hoffnungen, die aber meine Freude kaum mehr zu steigern vermochten.

Nach ein paar Tagen schickte mir die Frau Großfürstin eine Uhr mit Kette, die erste goldene Uhr, die ich besaß. Ein schönes Geschenk der Großfürstin Helene.

In ihrem Hotel sprach ich dann vor und drückte ihr meinen Dank aus und verabschiedete mich bei ihrem Gefolge; denn am 18. Mai reiste die Großfürstin nach Civitavecchia ab.

Kolb und ich fuhren zwei Miglien vor Porta Cavalleggieri hinaus, stellten uns an der Straße auf und warteten auf das Herankommen der Reisewagen. Bald erschienen sie, wir wurden bemerkt, und nun folgte unter Hurra und Zuruf ein Winken mit Taschentüchern, daß es eine Freude war! — Hurra! der abreisenden Großfürstin.

„24. Juni 1858. Da der „Herbst" schon lange fertig, mache ich Entwürfe für den „Winter". Es scheint aber ein harter Winter zu werden, obgleich die Junihitze große Schweißtropfen treibt. Meine Kammer im oberen Atelier ist nun vollständig eingerichtet, das heißt es steht ein Bett, ein Stuhl, eine Schieblade und etwas darin, das wie eine große Waschkanne aussieht; sonst nichts, als noch ein ein Quadratfuß großer sogenannter Teppich vor dem Bett, weil der Boden mit Ziegelsteinen gepflastert ist. Die liebe Sonne kommt nicht herein, dafür aber Mäuse und sonst einige Kleinigkeiten. Da soll ich nun unter meinen Figuren schlafen, wie ein Götzenpriester unter seinen Göttern — armer Junggeselle der du bist!" Entwürfe über den „Winter" im heißen Sommer.

Meine Wohnung in Via della purificazione habe ich dann verlassen, von meinem guten, braven Hausherrn, der

mir so viele Liebesdienste erwiesen, Abschied genommen und bin in meine neue Kammer im Atelier eingezogen, wo ich bis zu meiner Verheiratung im Jahre 1864, also sechs Jahre lang, gehaust habe.

Eine Freude, Bildhauer zu sein!

Wie eigentümlich war es mir, und wie großartig kam ich mir vor, als ich am ersten Morgen durch das glockenartige Erklingen der Marmorstatuen, an denen schon um sechs Uhr zu arbeiten begonnen wurde, geweckt wurde! So war es eine wahre Freude, Bildhauer zu sein! Ein recht zufriedenes Gefühl kam da über mich. —

Den Morgenkaffee nahm ich im Café Greco, wo die schon genannten Künstler gewöhnlich beisammen waren und gute und schlechte Witze gemacht wurden. Zu Mittag ging ich in die Trattoria Lepre, um zwei Uhr war ich wieder bei der Arbeit, die oft erst durch das Dunkelwerden unterbrochen wurde. An den Abenden war ich oft bei meinen lieben Freunden Erhardt. Auch Lindemann-Frommels, wo Gregorovius viel verkehrte, luden mich öfter zu sich ein. Im Deutschen Künstlerverein waren vorzügliche Künstler angekommen, von denen ich später noch erzählen werde.

Erste Patenschaft bei Gabriella Erhardt.

„17. Juli 1858. Das erste Mal Pate gestanden und zwar mit meinem Freunde, dem Obersten von Maisrimmel. Frau Doktor Erhardt hat ein Töchterchen bekommen (24. Juni 1858), das wir Gabriella nannten, ein dickes, gesundes Kind, über das wir den Segen des Himmels herabflehten. Die einfache protestantische Zeremonie hat mir sehr gefallen."

Gabriella Erhardt ist dann unter meinen Augen aufgewachsen und hat bald durch ihre Erscheinung, durch ihren Geist und ihr Gemüt nicht nur mein Herz, sondern auch das vieler andrer gewonnen. Bis heute hat sie stets innig teilgenommen an allem, was mich betraf, in Freud und in Leid. —

Sommerfrische in Ariccia.

Der August, der in Rom sehr heiß war, schien mir endlos zu sein, obschon ich manchen Ausflug nach Ariccia zu der

Familie Dorner unternahm, die sich für die Sommermonate dort eingemietet hatte. Es waren das immer schöne Tage! Man streifte im Albanergebirge herum, lag im Schatten immergrüner Eichen und genoß die köstliche Luft, die jeden Mittag vom Meer herüber wehte.

Auch Cornelius hatte sich in Ariccia niedergelassen. Oft ging er in aufrechter Haltung, gemessenen Schrittes, beide Hände auf dem Rücken, an dem fröhlichen, faulenzenden „Künstlerpack“ achtlos vorbei. Den lieben guten Dorner schätzte er nicht genug als Künstler, was mir oft recht wehe that!

Cornelius arbeitete immer fleißig, auch in Ariccia, und oft zeigte er uns seine Kompositionen. Auch zu Tisch wurden Dorner und ich von ihm geladen, bei welcher Gelegenheit er stets sehr liebenswürdig war.

Nach Rom zurückgekehrt, hörte ich sehr bald, daß der alte Wagner sehr krank sei. Wir alle fürchteten für sein Leben. Wagner war ein Charakter. Mit großer Energie verfolgte er sein Ziel. Es war wirklich zu bedauern, daß er nie mit edeln Frauen Umgang hatte, die gewiß mildernd auf ihn eingewirkt hätten. Er war ein Weiberfeind geworden. Einmal diktierte er mir bei einem Besuche in meinem Atelier folgende Verse in die Feder, von denen er sagte, sie seien ein mittelalterliches Gedicht:

Bildhauer Wagner † 11. August 1858.

„Wenn gleich wär' das Firmament
Lauter Papier und Pergament,
Wenn alle Flüsse samt dem Meer
Nichts als lauter Tinte wär',
Und alle Sterne allzumal,
Derer doch viel sind an der Zahl,
Ein jeder sich zum Schreiben richt't,
So könnten sie doch die Bosheit nicht
Beschreiben eines bösen Weibs. —
Der Teufel in der Höll' beschreib's!“

Den aufrichtigen lieben Meister, den wohlwollenden Freund

sollte ich nicht wieder sehen: am 11. August 1858 starb er nach schwerem Leiden an der Wassersucht, 81 Jahre alt.

Riedel erzählte uns, daß Wagner noch einige Augenblicke vor seinem Tode zu ihm gesagt habe:

„Sie, Riedel! Bis jetzt haben wir immer darüber gesprochen, ob es da drüben in der andern Welt ein Fortleben gäbe oder nicht. In wenigen Augenblicken werde ich es wissen!" Und auf seinen aufgeschwollenen Leib zeigend: „So was haben Sie doch noch nie gesehen!"

Bei St. Peter liegt der Künstler begraben, dessen Werke immer groß bleiben werden, mag der Geschmack sich ändern wie er wolle!

Jagdausflug nach dem Lago di Bracciano.

Der böse September kam heran, mit ihm Gewitterregen, dumpfe, dicke Luft, Sirokko! Der September ist in Rom der schlimmste Monat; mir brachte er immer Fieber und erschlaffendes Unwohlsein. Trotzdem entschloß ich mich, mit dem Bildhauer Mathiä einen Jagdausflug nach dem mir noch unbekannten berühmten Lago di Bracciano zu machen. Ich als Jäger in der römischen Campagna herumstreifend, — wie ergötzlich kam mir das vor! Wir mieteten einen zweiräderigen Wagen, und morgens in aller Frühe fuhren wir über Monte Mario in die noch taufrische herrliche Campagna hinein.

Nach einer mehrere Stunden langen Fahrt erreichten wir Bracciano. Mächtig ragt das alte großartige Feudalschloß mit seinen Türmen über die es umgebenden zinspflichtigen Unterthanenhäuser empor, — ein erhaltenes Stück Mittelalter, wie es in Italien kaum schöner zu finden ist.

Mathiä, der hier alle Leute kannte, zeigte mir das Innere des Schlosses, in dem noch einige alte Fresken erhalten sind, das aber im übrigen recht zerfallen aussah. Der Hof mit seiner Freitreppe und die großen kirchenartigen Säle wirkten aber doch gewaltig auf mich ein. Der Ueberblick von den Türmen über den unten gelegenen grünen See, über die Campagna bis zu den Albanerbergen ist überraschend schön.

Am andern Morgen ging es zu Fuß nach Pasano über Viccorello, wo wir das schon im Altertum hochberühmte Bad Vico Aureliano besuchten, das den Jesuiten gehört. In einem Brunnen darüber wurde der Becher gefunden, den ein aus Spanien zugereister Badegast in das Wasser geworfen hat. Auf dem Becher ist der ganze Reiseweg mit Zeit- und Wegangabe eingeritzt.

Immer jagend, das heißt das Gewehr umsonst in den Händen tragend, verirrten wir uns und kamen in undurchdringliches Gebüsch. Mein guter alter Mathiä verlor den Atem. Unter Angst und Schrecken erreichten wir endlich wieder offenes Feld. Ich dachte schon, es sei „Matthäi am letzten"!

Endlich ließen sich ein paar wilde Tauben blicken. Ich zielte — schoß los —; aber keine Taube fiel herunter. Mathiä versicherte mich, was ich nicht recht glauben wollte, daß ich gefehlt habe. Aber das Durchstreifen der hochgelegenen Wälder und Wiesen war an sich ein so herrlicher Genuß, daß mir die so wenig rühmliche Jagd die Freude an der Natur nicht verderben konnte. Auf ein paar kleine Vögelchen, die auf einem Baume saßen, zielte und schoß ich wieder mit wirklicher Angst, ich könnte sie töten. Und leider fielen sie auch getroffen zu meinen Füßen nieder. Das ist der einzige Mord, den ich in meinem Leben begangen habe.

Wir besuchten noch das Schloß Pasano, das dem Fürsten Odescalchi gehört und Fresken von Zuccari und Domenichino birgt; doch noch freudvoller als diese ist der ganz herrliche Park.

Von dem interessanten Pasano ging es durch prachtvolle Buchenwälder, wie man sie kaum schöner in Deutschland findet, nach Oriolo. Immer zu Fuß, die Flinte auf der Schulter, den Hund voran, erreichten wir bald wieder Bracciano, um dann gleich am andern Morgen nach Rom zurückzukehren.

So endete mein Jagdausflug in der Umgebung Roms, der für mich unvergeßlich schön und reizvoll war. Gezeichnet habe ich dabei nichts. —

Fremde Künstler in Rom. Wie die Künstler in alten Zeiten nach Rom zogen, um da zu sehen, zu studieren, oder auch um zu bummeln, ein Schlaraffenleben zu führen und gar zu verkommen, so ziehen sie auch heute noch von allen Ländern heran.

Tagebuch: 25. November 1858. „Vor allem muß ich hier des herrlichen Poeten, des eigenartigen Malers Arnold Böcklin gedenken, der auch noch nicht lange in Rom weilt und den ich dieser Tage kennen lernte. Wir Künstler sind von seinem Genie überzeugt, wenn das Volk und die Besteller auch nur spärlich von ihm Notiz nehmen wollen. Er malt mit blühender Phantasie seine Bilder fast ganz aus dem Kopf, nimmt zu seinen Figuren kein Modell, und wenn diese auch verzeichnet sind, so drücken sie doch immer das aus, was sie sollen. Böcklin hat sich so in die Antike hineingelebt, daß seine Werke aussehen, als wären sie in der Zeit der Faune und Silene entstanden. Heute traf ich Lenbach bei ihm, der ungekleidet an der Staffelei stand und auch einen Silen malte. Böcklin ist als Mensch die Einfachheit selber."

Arnold Böcklin.

Karl Piloty. „Karl Piloty, den ich vor noch nicht langer Zeit bei seinem ersten Aufenthalte hier kennen lernte, ist mit seinen Schülern Lenbach, Schütz und Ebert aus München hier angekommen. Er suchte mich alsbald in meinem Atelier auf und brachte genannte Künstler mit."

„Piloty, eine feurige, frische, lebendige Natur, wird der Kunst in München noch sehr zum besten gereichen. Ich bin stolz darauf, ihn meinen Freund nennen zu dürfen! Mit solchen Menschen lohnt sich der Verkehr! Denn was hilft all die Lobhudelei, was die Komplimente? Nichts, gar nichts! Am Abend ist das Herz so leer, wie es vorher war, wenn man den Tag über mit Menschen beisammen war, die einen Strom von Aeußerlichkeiten durch unsre Seele jagten!"

Franz Lenbach. Franz Lenbach, der mir auch bis heute noch ein lieber Freund geblieben ist, fiel mir bald durch sein originelles Wesen, sein oft überraschend richtiges Urteil über Kunst und Leute,

durch seinen Humor und durch seinen oft treffenden Witz als ein nicht gewöhnlicher Mensch auf. Er malte damals den Titusbogen auf dem Forum.

Schütz, ein fast unterlebensgroßer junger Künstler, der Maler von blühenden Apfelbäumen und Pfarrersfamilien, war höchst poetisch veranlagt, — derb und geradeaus aber unser Landsmann Ebert.

Es war Piloty gegeben, einem jeden Künstler zu helfen, sein Eigenes zu Tage zu fördern. So malte denn auch jeder von ihnen, wie ihm der Pinsel gewachsen war, und so wurde die Manier, dieser Giftschimmel der Kunstschulen, vermieden.

Mit dieser neuangekommenen kleinen Schar lustiger Leute durchzog ich die Campagna. Wir gingen in die Berge und abends besonders oft ins Theater. Im Teatro Argentina wurde damals Sappho von Pacini gegeben. Sanazari als Sappho begeisterte uns alle.

Baronin v. Späth mit ihrem Sohne, Landsleute aus dem engeren württembergischen Vaterlande kennen gelernt.

Unter den neu angekommenen Fremden war auch eine Dame mit ihrem zwanzigjährigen Sohne, die Frau Baronin v. Späth. Sie hatte ihre Güter und ihr Schloß nur eine Wegstunde von meinem Geburtsort Unlingen entfernt in Zwiefaltendorf. Sie war eine geistreiche, vornehme Frau, in deren Haus ich später sehr viel verkehrte und glückliche Stunden verlebte. Von Geburt eine Engländerin bewahrte sie immer das ruhige taktvolle Wesen, das die hochgestellten englischen Frauen meist so angenehm auszeichnet.

Auch die Gräfin Stadion, die ich schon früher kennen gelernt, und die viel in mein Atelier kam, erschien wieder in Rom. Ich erhielt den Auftrag, ihren schönen Arm abzugießen und in Marmor nachzubilden. Dieser Arm wurde viel bewundert. Seine liebenswürdige Besitzerin zeigte mir auch manchmal an ihrer hervorragend schönen Figur, wie ich meine Bildwerke zu machen habe.

Die Kunst bereitet ihren Jüngern ja viele Sorgen, be-

lohnt sie aber auch wieder durch vieles, was andren Sterblichen vorenthalten bleibt.

Im Atelier arbeitete ich am „Winter“ und an dem „Herbst“. Die vielen Einladungen zu Diners, Theater, Bällen und andre waren aber für das Fortschreiten der Arbeit nicht sehr geeignet.

Großfürstin Marie, Russen und kein Ende.

Wieder kam eine Großfürstin an, — Russen und kein Ende!

Großfürstin Marie mit Gemahl, Graf Stroganoff, besuchten Rom. Sie war die Tochter Kaiser Nikolaus I. und eine Schwester der Kronprinzessin Olga von Württemberg.

„Warten Sie nur, wenn meine Schwester kommt. Sie ist eine Kunstkennerin, eine Enthusiastin für alles Schöne, die wird Ihnen gefallen!“ hatte mir die Kronprinzessin Olga gesagt, und in Wirklichkeit war ich bald für die hochbegabte Frau begeistert.

In einem gewöhnlichen Einspänner kam sie mit ihrem Manne an einem Sonntag Morgen, noch recht früh, vor mein Atelier gefahren. Ich war noch mit meiner Toilette beschäftigt, als ich auf der Straße: „Kopf, Kopf! Sind Sie denn nicht zu Hause?“ rufen hörte.

Ich schaute zum Fenster hinaus und erkannte die Großfürstin. Etwas in Verlegenheit, aber nicht viel, zog ich mich vollends an, öffnete mein Atelier und fing an, mich zu entschuldigen.

„Ja, ja! So sind die Künstler! Abends spät zu Bett, schlafen sie in den Tag hinein, — das dürfen wir nicht thun!“ sagte sie scherzend.

Mein ganzes Atelier wurde nun durchstöbert und unbarmherzig Kritik geübt. Eine solche Dame war mir noch nicht vorgekommen! Alles, was sie sagte, hatte Hand und Fuß und flößte mir Respekt ein.

Die Großfürstin war nicht so schlank wie ihre Schwester Olga. Untersetzt gebaut, aber mit energischer Haltung stand

sie vor mir. Ihr Gesicht war aber schön, fast großartig. Eine schöne gerade Nase gab ihrem Antlitz etwas Antikes. Ihr Auge schaute fest und sicher.

Sie kam noch öfter in mein Studio, auch mit ihrer ausgezeichnet liebenswürdigen Hofdame Wozekoff, die ich in den Vatikan begleitete, und der ich die Museen zeigte.

Die Großfürstin hatte manches Lob für mich und stellte mir Bestellungen in Aussicht. War das nicht herrlich? Und doch schrieb ich in mein Tagebuch:

„Die Pifferari (Dudelsackpfeifer, die zu Weihnachten an den Straßenecken unter den dort angebrachten Madonnenbildern musizieren und von Vorübergehenden beschenkt werden) pfeifen mir wieder den Schmerz in der Seele wach! Gleich einem Stundenzeiger erscheinen sie auf dem Zifferblatt des römischen Lebens. Mit ihrem Erscheinen ist wieder ein Jahr dahin und oft mit ihm ein Stück unsrer Hoffnung, unsres Glückes zu Grabe getragen." Weltschmerz und Weihnachten 1858.

Frau Grunelius gab am Sylvesterabend ein Tanzfest. Gar viele und mancherlei Gesichter waren da: krause Pudelköpfe, Damen mit reichen Halsbändern, allerliebste schwarze Judenmädchen, Künstlersfrauen, Geldsäcke, Gesandten, Musikanten, Bildhauer und Bedienten. In das neue Jahr 1859 hineingetanzt.

Die schönste Dame, Fräulein v. Westphalen, durfte ich zu Tisch führen. Später stellte man lebende Bilder; meine vier Jahreszeiten wurden von den Töchtern von Mendelssohn-Bartholdy und von Fräulein Winkler, deren Eltern schon länger in Rom waren, lauter schöne, reizende Geschöpfe, dargestellt. Das war für mich natürlich eine große Ehre!

Das Tanzen war aber nie meine Sache. Ich kam immer aus dem Takte, und nur ungern folgte ich, wenn eine Dame mich dazu aufforderte. Besonders peinlich war es mir, wenn ich ihr gerne gefallen wollte; denn ich dachte mir, daß ich nach einem solchen Geholper ihre ganze Achtung verlieren werde.

Lustig tanzten wir aber dennoch in das Jahr 1859 hinein, das mir wieder sehr gnädig entgegenkam und dem ich abermals schöne Tage zu verdanken haben sollte.

1859. Ein neuer schöner Auftrag: Kolossalbrunnen für die Großfürstin Katharina.

Schon vor längerer Zeit war Hofmaler Neff aus Petersburg in Rom wieder angekommen. Er zeigte sich viel in meinem Atelier und sah nach, wie die bei mir bestellten Arbeiten vorwärts schritten. Auch bei Bildhauer Mathiä hatte er für den Konzertsaal der Großfürstin Katharina vier gewaltige Konsolen mit Figuren, bestimmt, die Büsten der vier größten Musiker zu tragen, bestellt. Er brachte auch eine von ihm selbst entworfene Zeichnung mit für einen überlebensgroßen Brunnentriton, der für die Villa Oranienbaum ausgeführt werden soll. Um mir zu zeigen, wie die Großfürstin den Brunnen sich ungefähr denke, übergab er mir die flüchtige Skizze. Neff gab mir nun den Auftrag, einen Entwurf zu modellieren. Was ich ihm lieferte, fand seinen Beifall und trug mir die Bestellung dieses Brunnens ein. Das war gewiß ein schöner Auftrag, der es mir ermöglichte, einen überlebensgroßen, gewaltigen menschlichen Körper zu studieren und zu modellieren.

Der Gegenstand des Brunnens: ein Triton, auf einem Felsen sitzend, hebt eine kolossal große Muschel aus dem Wasser empor, die von dem geschöpften Naß überläuft. Auf der Muschel befinden sich drei seiner Jungen in Gestalt von großen Putten, die in kleine Muscheln blasen, Wasser spritzen und so die Komposition reich und lebendig bewegt erscheinen lassen. Man sagte mir, daß ich die herrlichen römischen Brunnen von Bernini gut studiert habe, was ich nicht als Tadel aufnahm.

In meinem oberen Studio baute ich mit gewaltigen Thonmassen die ganze Gruppe auf, wobei ich Todesangst ausstand, ich werde eines schönen Tages mit der ganzen schweren Last durchbrechen und in die Tiefe fallen. Aber das geschah doch nicht, und der Boden trug sogar beim Formen das große Gewicht des Gipses noch mit.

Zur Ausführung des Triton fand ich ein famoses Modell, einen Wagenbauer, der sein Leben lang mit großen Hämmern hantiert hatte und gewaltige Muskeln besaß. Er hielt stundenlang in der gleichen Stellung aus, und es war eine wahre Freude, nach ihm zu modellieren. Klar und deutlich lagen alle seine Körperformen zu Tage, — man konnte seine Muskeln ordentlich ablesen. Die Folge war, daß ich diese Arbeit rasch und ohne Unterbrechung zu Ende brachte.

Ein schönes Modell zu einem Triton.

Nur die Kinder machten mir viel zu schaffen. Bei ihnen getraute ich mir nicht, der Natur zu folgen, und plagte mich deswegen sehr mit ihnen herum. Sie sind auch nicht weniger als gelungen und gehen nicht über die Putten des Fiamingo hinaus.

Daß Kinder schwer darzustellen sind und namentlich schwer zum Stilisieren sich eignen, zeigen schon die großen Meisterwerke der alten Griechen. Wie kümmerlich sieht zum Beispiel das arme Geschöpf, der Bacchusknabe, auf dem Arme des herrlichen Hermes von Praxiteles in Olympia aus! Die neuere Zeit hat darin wirklich Fortschritte gemacht, und auch darin geht Begas voran; denn er modelliert lebenswahre, schöne Kindergestalten.

Cornelius, der mich besuchte, fand den Triton zu gedrungen. Ich schnitt diesen entzwei und verlängerte den Körper, was in der That sehr zu seinem Vorteil ausfiel.

Die Frau Großfürstin Katharina mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, kam bald nach der Bestellung durch Neff in Rom an. Am 30. Januar ließ sie sich in meinem Studio anmelden; sie war eine zarte, feine Gestalt

Ankunft der Großfürstin Katharina mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz.

mit mildem und gutem, ausdrucksvollem Gesicht. Mit einigem Bangen zeigte ich die von ihr bestellten Arbeiten, vor allem den Brunnen, und war überglücklich, nur Gutes über ihn zu hören.

Der Herzog liebte alte Kunstwerke; auch die Großfürstin suchte nach Möbeln, Stoffen, Vasen und dergleichen, wobei ich helfen mußte. Ich begann mich dabei für solche Gegenstände selbst zu interessieren, von denen ich aber erst später ein besseres Verständnis mir erwarb.

Am 5. Februar vollendete ich den großen Brunnen für die Großfürstin Katharina und fing bald darauf an, die Büste des russischen Generals Kaulbars, sowie die von Dr. Taussig zu modellieren. Beide Herren hatten charaktervolle Köpfe, besonders der schlau aussehende Taussig mit seinen zugekniffenen Augen, ein damals in Rom vielbeschäftigter Arzt. Diese Büste brachte mir viel Lob ein.

Viele vornehme Russen kamen damals täglich in mein Atelier. Ich lernte dann auch Dr. Rüppell aus Frankfurt kennen, dessen lebendige Schilderungen aus dem Innern von Afrika mich sehr interessierten. Dieser Afrikareisende war mit Frau Mylius für einige Zeit nach Rom gekommen.

Unter Frauenschutz.

Frau Mylius nahm mich, wie so viele Damen der damaligen Zeit, in ihren Schutz und strengte sich an, mir Bestellungen zu verschaffen, was mich natürlich sehr dankbar ihr gegenüber stimmte.

Der Karneval wütete wieder. Das Tanzen, die Konzerte, die Gesellschaften nahmen kein Ende; auch im Deutschen Künstlerverein gab es frohe Feste.

Eine Dame, jung und schön, eine üppige, aber nicht feine Erscheinung, Fräulein Köbel, Tochter eines in Rom verschollenen deutschen Architekten und einer aus dem Volk genommenen Mutter, „Fräulein Sophie“, verdrehte manchem den Kopf, so auch dem damals angekommenen österreichischen Maler Romako. Dieser war ein Schüler des Aquarell-

malers Werner, der sich zu jener Zeit in Venedig aufzuhalten pflegte.

Romako besaß außerordentliches Talent, war voll Phantasie und von großem Können. Man bemerkte aber bald, daß es in seinem Kopfe oft noch recht ungeordnet zuging. Schon in seinen Anfängen war er so zu sagen der Zeit voraus. Wir verstanden ihn nicht recht, was ja dem Talente oft begegnet. Er malte in Aquarell und in Oel gleich meisterhaft, aber auf eine rücksichtslose Weise, so daß er mit seinen Porträts besonders die Damen in Verzweiflung brachte. Die Folge war, daß er von den Künstlern bewundert, vom großen Publikum aber abfällig kritisiert wurde und wenig Aufträge erhielt. (Ging es übrigens unserm großen Böcklin Jahre und jahrelang nicht ebenso?!)

Maler Romako und die schöne Sophie.

Dieser frische, stattlich aussehende Romako, der leider in seinem Wesen manchmal etwas von einem Cirkushelden an sich hatte, verliebte sich sterblich in die schöne Sophie. Es war der Anfang zu einem Trauerspiel der allerschrecklichsten Art.

Mein 32. Geburtstag brachte mir viele Bestellungen der Großfürstin Katharina. Kein Wunder, daß ich mit dem jungen Baron v. Späth eine fröhliche Wagenfahrt nach Monte Rotondo machte. Dieses, später durch Garibaldi so berühmt geworden, liegt sehr schön Tivoli gegenüber. Die Fahrt dahin, dem Tiber entlang, war voll herrlicher Bilder.

Viele Bestellungen zum 32. Geburtstage (1859).

In Monte Rotondo hatte sich ein deutscher Weinbauer niedergelassen, den wir besuchten. Er bereitete den Wein nach deutscher Art und hatte damit mehr Glück als mit der Kunst, die er im Stiche gelassen; wenigstens war sein Wein besser, als seine Bilder es gewesen waren. Könnten es ihm nur viele der Künstler nachahmen — es gäbe eine Kolonie, mit der man die ganze Campagna bevölkern könnte!

Ein schlechter Maler und guter Weinbauer in Monte Rotondo.

In jenen Tagen bestellte auch Frau Grunelius bei mir ihre Büste in Marmor. Das war die erste Frauenbüste, die

Die erste Frauenbüste modelliert mit Hindernissen.

ich modellierte. Frau Grunelius wohnte während dieses Winters im Palazzo Borghese, dem alten Palaste gegenüber.

Leider hatte ich die Büste etwas unter Lebensgröße angefangen, was mir die Arbeit sehr erschwerte. So wurden einzelne Teile lebensgroß, andre wieder nicht. Späterhin modellierte ich nur noch lebensgroße Porträtbüsten, und ich kam am besten dabei weg.

Die Griechen und mehr noch die Römer stellten ihre so lebenswahren Büsten fast immer nur lebensgroß dar.

Wurde ein Porträt einmal größer verlangt, so konnte es ja immer, wie heute noch, durch Punktieren vergrößert werden.

Frau Grunelius trug nach alter Mode viele Locken an den Schläfen, was für die Plastik höchst ungünstig war. Sie hatte frische rote Farbe, ein großes, breites Gesicht, weswegen ich sie auch kleiner als lebensgroß darstellte. Die Büste machte mir viel Kummer und Verdruß, hauptsächlich auch, weil mir alle dreinreden konnten und durften. Ich modellierte sie nämlich in ihrem Salon, was mir zu einer wahren Plage wurde. Zuletzt gefiel die Büste doch, und ich bekam 400 Scudi für sie. Die Hauptsache dabei war aber, daß ich mir bei dieser Arbeit die Freundschaft der lieben, edeln Dame befestigte, die mir treu blieb bis an ihr Lebensende.

Frau v. Späth, die große Freude an der Kunst und auch großes Verständnis namentlich für die Plastik hatte, zeigte ich oft die Galerien Roms. Villa Albani und Villa Borghese waren uns besonders lieb geworden. Ein großer Reiz dieser Besuche war, daß mit ihnen Ausflüge ins Freie verbunden waren.

Etwas über das Porträtieren.

Am 1. April fing ich auch deren Büste zu machen an. Nicht immer eignen sich sogenannte schöne Köpfe für die Kunstdarstellung; bei Frauen erscheinen sie modelliert oft fad und langweilig und sehen aus wie Porzellanpuppen, die keinen Menschen interessieren. Bei den schönen Männern ist es auch

nicht anders. Nicht selten steckt ja auch bei den bel'hommes nicht viel dahinter! Immer habe ich in meiner langen Praxis gefunden, daß das, wenn ich mich so ausdrücken darf, Vergeistigen einer Person im Bilde immer am schönsten wirkt und auch alle Leute befriedigt. In jedem Porträt wie in jedem wirklichen Kunstwerk steckt der Künstler als Individuum immer selber drin. Ein Nichttalent bringt freilich weder sich noch andre in sein Machwerk, weil er gar keine Empfindung zu geben hat. Es ist daher wohl zu beachten, welchem Meister man zum Porträt sitzt, und ob es vorteilhaft erscheint, mit dem Porträt auch den Künstler mit in den Kauf zu nehmen! Warum kann Lenbach, wie man behauptet, kein so gutes Frauenporträt malen, während ihm andrerseits die Männerbildnisse so wohl gelingen? — Sehen wir aber in Rembrand, Rubens, Velasquez nicht überall den Meister, in Vandyks herrlichen Frauenbildern nicht auch den feinsinnigen, fast sentimentalen Vandyk?

Man sagte mir, die Büste der geistvollen, feinen Baronin sei gelungen, trotz der wenig in die Augen fallenden Züge ihres kleinen Kopfes mit starkem Kolorit.

Ostern war gewöhnlich die Zeit, in der Rom am vollsten von Fremden war, deren Zahl oft auf 100000 stieg. Nach Ostern ging man nach Neapel oder sofort nach dem Norden zurück, und für uns Zurückgebliebene fing dann die beste Zeit für die Arbeit an: lange Tage, herrliches Licht, Ruhe im Atelier!

Dieser Tage reiste auch Großfürstin Marie ab, ohne etwas bestellt zu haben, sowie Grunelius, Winkler, Kaulbars und andre.

Von Frankreich herüber kamen schlimme Nachrichten. Napoleon unterminierte mal wieder die Welt! Politik trieben wir zwar nur im Café, aber das lustige Völkchen der Künstler haßte gründlich das Ungeheuer in Paris!

Vor Porta Portese wurde eine lebensgroße Venus in der Stellung und Art der Venus Medici in Florenz ziemlich

Venus von Porta Portese ausgegraben.

unbeschädigt gefunden. Alle Welt strömte vor das Thor, sie zu sehen. Die Großfürstin holte mich mit ihrem Wagen ab, und wir besahen das Kunstwerk, das wohl eine in Rom gefertigte Kopie ist. Die russische Regierung kaufte später die Statue für die Eremitage in Petersburg, mir aber trug der König von Württemberg durch Kolbs Vermittlung auf, sie für ihn zu kopieren; heute steht sie im Schloß Rosenstein zu Stuttgart.

Großfürstin Katharina mit Gemahl abgereist.

Am 18. April reiste auch die Großfürstin Katharina ab, mit welcher einfachen und doch so vornehmen Frau es mir vergönnt war, fast täglich zusammen zu sein. Ganz Rom sah ich mit ihr und zwar, da uns alle Thüren und Thore offen standen, recht gründlich wieder. Der Herzog, mit seiner Liebhaberei für alte Sachen, kaufte vieles, das dann nach Schloß Römplin in Mecklenburg-Strelitz gesandt wurde.

Rom war damals mit seinen Antiquitäten noch nicht so ausverkauft wie heute. Damaste, Apothekervasen, alte Truhen kaufte man noch sehr billig. Reste alter Marmorfiguren gab es freilich weniger; denn diese erschienen erst mit dem Umbau von Rom nach 1870.

Der Abschied von den hohen Herrschaften war für mich recht schmerzlich. Der Herzog überreichte mir zum Abschied noch eine schöne Busennadel.

Reise nach Deutschland (Sommer 1859).

Tagebuch: „Alarm über Alarm! Schämen muß man sich, ein Deutscher zu sein! Die Franzosen in Mailand, die Franzosen stark, wir schwach — sie alles, wir gar nichts! O armes Vaterland! Bin ganz hohl und leer zum Arbeiten, möchte so gern nach Deutschland abreisen! Der Brunnen ist fertig, aber meine Freude ist dahin! Sterbe ich geistig ab? Oder verstimmt mich der Krieg? O armes Vaterland! Möchte es dir nur gut gehen! Dann wäre alles gut.“

Besonders wir Schwaben sahen damals Oesterreich als den Hauptteil Deutschlands an und empfanden dessen Niederlagen als unsre eignen. Während des ganzen Krieges herrschte große Aufregung in unsrer deutschen Kolonie. Die Italiener sahen fast ausnahmslos in jedem Deutschen einen Oesterreicher, und höhnisch hielten sie uns die Zeitungen mit den Nachrichten von den Siegen der Franzosen vor die Nase. Nur wenige von ihnen wußten aber, wo Wien liegt. Oft mußte ich hören: „il vostro imperatore Francesco!“ Das Wort „Prussiano“ sollte ihnen erst später in das Gedächtnis eingeprägt werden.

Aufregung in der deutschen Kolonie in Rom über den Krieg gegen Oesterreich 1859.

Die Schweizergarde des Vatikans trug auch dazu bei, den Begriff der Italiener zu verwirren. Man fragte mich nicht selten: „Aber Sie sind doch Schweizer? Sie sprechen ja deutsch!“ Lange noch waren alle Portiers Roms Schweizer. Das Volk machte sich oft über ihr Schweizer italienisch lustig und trug recht gern ihr Bild und ihre Art auf alle Deutschen über.

„Die Reise nach Deutschland ist bestimmt!“ Sieben Jahre bin ich in Rom, sieben Jahre der Arbeit, der Sorge und des Glückes!

Bei meiner Abreise sagte ich meiner Mutter: „Nach sieben Jahren komme ich wieder als ein Künstler; aber wenn ich keiner geworden bin, siehst du mich nicht mehr.“

Ein gutes Geschick hat es gewollt, daß ich meine liebe, gute Mutter, den Vater und die Geschwister nach so viel Jahren froh wiedersehen durfte.

Herr Kolb, der in diesem Sommer Deutschland und besonders seine Heimat in Württemberg ebenfalls besuchen wollte, lud mich ein, die Reise mit ihm zu machen; Hin- und Herreise nehme er auf seine Rechnung, was ich dankbar annahm. Ich rüstete freudig zur Abfahrt. Vor allem brachte ich mein Atelier in Ordnung und sandte die fertigen Arbeiten ab, darunter auch den Brunnen, den Sommer und Frühling.

Mit Konsul Kolb von Rom abgereist 30. Juni 1859.

Am 30. Juni verließen wir Rom, wo es schon recht heiß geworden war. In Civitavecchia schifften wir uns auf dem Dampfer „Capri" nach Livorno und Genua ein. Das Schiff war voll von Italienern, die zu den Scharen Garibaldis eilten, blutjunge Leute mit ungegorenen, phantastischen Ideen, Jungen, die ebenso schnell davongelaufen, wie sie gekommen sind.

„Seien wir ganz still," meinte Kolb, „und lassen wir alles über uns ergehen. Es hat ja bald ein Ende."

Am 2. Juli kamen wir in Genua an. Die paradiesisch herrliche Lage dieser Stadt entzückte mich trotz den Leiden, die mir die hohe See zugefügt hatte. Wir stiegen im Hotel de la Ville ab, besahen am Morgen die Stadt, den Dom, die einzelnen Paläste mit der nur Genua eignen Architektur und den oft herrlichen Schätzen der Kunst.

Spuren des Kriegs.

Ueber Alessandria fuhren wir weiter. Ueberall trafen wir Spuren des Kriegs, überall schreiende und lärmende Soldaten. In Novara mußten wir drei Stunden warten; denn die Straße war durch Militärzüge gesperrt. Zwei französische Offiziere stiegen zu uns in den Wagen ein. Sie räsonnierten über die feigen Oesterreicher — ihr Benehmen war für uns eine Qual. „Armes Oesterreich, das hier Lorbeeren und Schmach zugleich erworben!"

Räsonnierende französische Offiziere.

Auf dem Schlachtfeld von Magenta.

Die Brücke bei Magenta war wiederhergestellt; auf dem Schlachtfelde aber sah man noch unbeerdigte Pferdekadaver und zerschossene Wagen, an den Häusern ausgerissene Fenster und überall die Spuren wilder Zerstörung des unheilvollen Krieges. Da wir anders nicht weiterkommen konnten, nahmen wir einen eignen Wagen bis nach Mailand.

In Magenta sahen wir einen Zug gefangener Oesterreicher, meist italienischer Nation. Diese rühmten sich sehr, daß sie sich freiwillig hätten fangen lassen. Mit den deutschen sprachen wir einige Worte, obschon das Deutschsprechen verpönt und sogar gefährlich war.

Am 3. Juli gelangten wir nach Mailand. Im Hotel Reichmann fand Kolb an der Familie des Wirtes alte Freunde.

Mailand im neuen Schmuck der italienischen und französischen Trikoloren.

Mailand stand in vollstem Fahnenschmucke — überall Trikoloren, italienische und französische Farben brüderlich nebeneinander. Jeder Facchino trug solche Abzeichen im Knopfloch, wenn er überhaupt ein solches aufzuweisen hatte. Wir sahen Turkos, Zuaven, alles malerisch durcheinander. Im Schweiße ihres Angesichts drückte die ganze Bevölkerung ihren Jubel bis zur Ermattung aus.

Trotz alledem zeigte mir Kolb den Dom und, wenn auch nur flüchtig, die Stadt. Namentlich das Innere des herrlichen Gotteshauses gefiel mir sehr. Leider mußte ich mich mit der Hoffnung trösten, Mailand einmal unter günstigeren Verhältnissen sehen zu können.

Garibaldinische Helden.

In Como, wohin wir mittags abgefahren waren, war alles garibaldianisch; hier war der Sammelpunkt der Rothemden, von hier aus zogen sie ins Etschthal, um alle Oesterreicher allein aufzuzehren. Wie kläglich dies aber ausfiel, hat ja die Zukunft gelehrt. Man muß mit diesem prahlenden Gesindel zusammengewesen sein, um es gründlich zu verachten.

„Sehen Sie diese jungen Helden!“ sagte Kolb zu mir. „In Italien ist ein Mann nicht viel älter als bei uns ein Junge mit 15 Jahren.“

Und er hatte nicht ganz unrecht. Unbedachtes, phantastisches Vorgehen, doch im Ernstfalle und bei Entbehrungen kein Aushalten!

Auf dieser Reise war mir alles neu; jede Landschaft, jeder Ort, jede Stadt brachte mir Ueberraschendes. Mit Freude genoß ich all die Wunder Italiens und bedauerte nur, das Land so im Fluge durchziehen zu müssen. Recht schmerzlich aber empfand ich die Niederlagen Oesterreichs, dessen Sache ich zur meinigen gemacht hatte.

Unsre Fahrt im Postwagen ging regelmäßig von statten. Durch die kleinen Fenster war mein Blick immer auf die vor-

beiziehende Landschaft gerichtet, bis Nackenweh mir gebot, auszuruhen.

Der See von Lugano gefiel mir besonders; seine langgestreckten, flußartigen Ufer boten mir immer neue, frische schöne Bilder. Die angenehm kühle Temperatur genoß auch Kolb nach Roms Hitze sehr dankbar.

Ueber den Gotthardt.

Am 4. Juli überstiegen wir den Gotthard. „Das erste Mal eine solch großartige Alpennatur gesehen!“ Viel ging ich neben dem Postwagen zu Fuß, ohne je müde zu werden. In meinem Tagebuch heißt es hier nur: „Alpenrosen, Vergißmeinnicht, Gletscher, Schnee, Milchtöpfe, Teufelsbrücken, Abgründe, Sturzbäche, Felsenwände — Gott, hätte ich Zeit, all diese Herrlichkeiten zu beschreiben!“

Ueber den Vierwaldstättersee mit seinen schönen, bilderreichen Ufern, seinem Rigi und Pilatus, seinen prachtvollen Gebirgszügen in der Ferne ging es nach Luzern.

„Hier möchte ich bleiben!“ sagte ich zu meinem väterlichen Freund, der lächelnd dem jungen Idealisten zunickte. Er selbst hatte mehr Sehnsucht, bald nach seinem Stuttgart zu kommen.

Heimweh nach Rom.

Obgleich Luzern mir so sehr gefiel, hatte ich doch eine Anwandlung von Heimweh nach dem verlassenen Rom und nach Italien. Unglücklich hätte mich der Gedanke gemacht, nicht mehr dorthin zurückkehren zu dürfen.

Wir nahmen unsre Billette bis nach Basel. Ein Franzose, der mit uns fuhr, schimpfte so sehr auf Deutschland, daß Kolb und ich die erste Klasse verließen und in die zweite umstiegen.

Von Basel fuhren wir bis nach Badenweiler. Die Aerzte hatten Kolb, der in letzter Zeit öfter unwohl gewesen war, eine Kur in diesem bekannten Bade zu gebrauchen geraten, was ihn hauptsächlich zu dieser Reise nach Deutschland veranlaßt hatte.

Konsul Kolb in Badenweiler zur Kur.

In diesem so überaus lieblich am Abhange des Schwarzwaldes gelegenen, schon den badefreudigen alten Römern be-

kannt gewesenen Badeorte hatte also Kolb sein vorläufiges Reiseziel erreicht. Ich blieb mit ihm nur noch einen Tag hier zusammen und fuhr dann am 7. Juli nach Baden-Baden, wohin mich Frau Grunelius noch in Rom so dringend wie herzlich eingeladen hatte.

Es war eine rechte Freude für mich, sie in ihrer schön gelegenen Villa auf dem Schloßberge wiederzusehen. Ihr Sohn und ihr Tochtermann, Herr Tachart, machten es sich liebenswürdig zur Aufgabe, mich umherzuführen; auf der Spielbank legten sie, um mir das schöne Spiel anschaulich zu machen, einen Napoleon auf das grüne Tuch, der auch richtig alsbald verschwand. In Baden-Baden.

Gern wäre ich in dem schönen Baden-Baden, das mir auf meiner Wanderschaft schon so gut gefallen hatte, länger geblieben, allein es zog mich fort nach Stuttgart.

Nachdem ich mich von Frau Grunelius verabschiedet, fuhr ich nach Karlsruhe, um die Mutter von Dr. Erhardt, sowie dessen Schwester und Schwager, Oberbürgermeister Lauter, zu besuchen. Herzlich wurde ich da aufgenommen, und ich mußte von mir und meinen Erlebnissen, seitdem wir uns in Rom verabschiedet hatten, vor allem natürlich von ihren Kindern erzählen. Es war mir in der Nähe dieser herzensguten Frau Erhardt immer besonders wohl. Ihr war eine aufrichtige Teilnahme am Geschicke andrer und eine Selbstlosigkeit eigen, soweit eine solche gehen kann und darf. Frau Lauter war die würdige Tochter ihrer Mutter; in Herrn Lauter aber lernte ich eine brave, intelligente Männernatur kennen, die ich später immer mehr und mehr schätzte. In Karlsruhe bei Frau Erhardt.

Am 8. Juli traf ich in Stuttgart ein. Meine Rundreise, die ich im Herbst 1852 vom Bodensee aus über Tirol nach Rom angetreten und jetzt über Genua, die Schweiz und Baden fortgesetzt hatte, war nun nach sieben Jahren beendet.

Ich war in Stuttgart, der Hauptstadt meines Landes, meines Königs, meines lieben Schwabenvolkes, bei meinen In Stuttgart bei den Freunden.

neuerworbenen Freunden und Gönnern angekommen, reich an Erfahrungen und nicht ohne glückliche Erfolge in meiner Kunst.

Ich besuchte alsbald meine Freunde, Stadtpfarrer Dannecker, Eser, Fräulein v. Massenbach und andre, und erfuhr, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen sei; denn die Kronprinzlichen Herrschaften wollten demnächst nach Ems reisen, wo die Kaiserin von Rußland weilte.

Audienz bei der Frau Kronprinzessin Olga und ihrem Gemahl.

Die Frau Kronprinzessin Olga empfing mich auf der schönen Villa Berg wahrhaft herzlich. Sie erkundigte sich über Rom und sprach begeistert über das in der ewigen Stadt Erlebte. Ich mußte ihr über meine Arbeiten berichten und über das, was ich noch zu machen gedenke. Später kam auch der Kronprinz, der mich ebenfalls freundlich begrüßte.

Die Kronprinzessin ging mit mir in den Garten und zeigte mir den Platz, wo meine vier Figuren aufgestellt werden sollten.

„Sie müssen nach Ems kommen und meine Mutter besuchen. Dort giebt es wahrscheinlich etwas für Sie zu thun. Also, Sie versprechen mir zu kommen,“ sagte sie in ihrer bezaubernden Art zu sprechen, wenn sie jemand gnädig gesinnt war. Viele Menschen behaupten, sie habe eine unnahbare Hoheit im Umgange mit Leuten gezeigt, die sie weniger interessierten, oder wo die Hofsitte eine Zurückhaltung verlangte.

Nach diesem Empfange besuchte ich Fräulein v. Massenbach, die Herren vom Gefolge dos Kronprinzen und später Fräulein Köstlin, meine unermüdliche Freundin, wo es galt, für mich und meine Interessen einzutreten.

Am 10. Juli reisten die Kronprinzlichen Herrschaften nach Ems ab.

Audienz bei König Wilhelm I. von Württemberg.

Einige Tage darauf wurde ich von König Wilhelm I. im Schlosse empfangen. Ich wußte, daß er einer der klügsten unter den damaligen Monarchen Deutschlands und zugleich ein großer Freund und Förderer der Kunst war, viel bestellte und kaufte.

Mit großem Respekt trat ich vor den hohen Herrn, wurde aber durch seine freundliche Art, mit der er mit mir sprach, von meiner Schüchternheit befreit. Die Photographien meiner Arbeiten nahm er gnädig entgegen und sagte mir manch freundliches Wort darüber. Besonders lobte er mein Relief „Abraham und Hagar", das ich für ihn gemacht hatte. Nun faßte ich Mut und dankte ihm vor allem für seine gnädige Unterstützung und für die Bestellungen, die er mir hatte zukommen lassen.

„Ja," sagte er, „werden Sie nur ein tüchtiger Künstler; einen solchen können wir brauchen. Halten Sie sich recht an die Natur; sie ist nicht so sündig, wie man sie machen will. Und nun erzählen Sie mir von Rom, vom Maler Riedel, den ich so hoch schätze, und der den Mut hat, die Natur zu geben, wie er sie sieht, natürlich ‚schön' sieht! Was macht unser guter Konsul Kolb, was der Heilige Vater?"

Ich erzählte, was der hohe Herr zu wissen wünschte, und schied glücklich über diesen so gnädigen Empfang.

„Wir werden uns wiedersehen," sagte mir der liebenswürdige Monarch, indem er mir die Hand drückte.

Tags darauf fuhr ich mit der Bahn nach Ulm, dann zu Wagen durch das ungemein malerische, durch seine schlichte Schönheit in Deutschland vielleicht einzig dastehende Blauthal hinauf nach Zwiefaltendorf, wo im idyllisch gelegenen Schlosse meine treue Freundin Baronin v. Späth wohnte und mich erwartete. Mein Besuch schien dieser bedeutenden Frau und ihrem Sohne Freude zu bereiten. Etwas Traulicheres und Freundlicheres als dieses kleine Landschlößchen, in blühendem Garten und von der Donau umzogen, giebt es nicht wieder. Bei Baronin v. Späth in Zwiefaltendorf.

Die Blumen kannte die Besitzerin alle, waren sie doch unter ihrer sorglichen Hand emporgewachsen. Die schattige Laube, in der wir alle Mahlzeiten einnahmen, war köstlich; durch alle Oeffnungen sahen die Sonnenstrahlen auf den Tisch nieder, an dem es so heiter und stillvergnügt zuging. Es Ein schwäbisches Idyll.

waren wonnevolle Tage, die ich in diesem Schlößchen verleben durfte.

Der Bach, der von der rauhen Alb hernieder in die Donau fließt, war voll von Forellen, und Rudolf und ich fingen ihrer mit leichter Mühe so viel, als wir wollten. In den Buchenwäldern, die das Schloß umgaben, ging ich mit „Rudel" auf die Jagd. Das Durchwandern dieser herrlichen Waldungen in dieser Jahreszeit gewährte mir großes Vergnügen.

Die Baronin war eine höchst gebildete Frau. Streng religiös, wie sie war, erzog sie auch ihre Kinder. Sie war sehr bald Witwe geworden; ihren Mann, der zugleich ihr Onkel gewesen war, hatte sie wenige Jahre nach ihrer Verheiratung durch den Tod verloren. Die Erziehung der Kinder lag ihr daher allein ob. Die Tochter zeigte bald einen für ein Mädchen außerordentlich festen Willen und wollte durchaus Klosterfrau werden. Als die Mutter endlich ihren Bitten nachgab, ging sie nach Straßburg und wurde dort barmherzige Schwester. Dort pflegte sie schon lange Kranke und Sieche, als ich ihre Mutter kennen lernte. Diese erhielt von ihrer Tochter nur selten Briefe, die dann alle so gehalten waren, als gäbe es für sie keine Mutter, keinen Bruder, keine Menschen außer Kranken, keine Freuden außer Religion und Gott.

Nach 7 Jahren wieder in der Heimat.

Zwiefaltendorf liegt nur zwei Wegstunden von meinem Heimatsorte Unlingen entfernt. Meine Eltern wohnten jetzt nahe bei diesem Dorfe in Betzenweiler. Rudolf führte mich mit seinem Wagen dahin.

Ich zeichnete in mein Tagebuch ein:

„Ach, wie lieb war mit mir meine gute Mutter! Wie lieb auch mein Vater, meine Geschwister! Ein einfaches Bauernhaus birgt sie dort alle. Sie sind gebeugt vom Alter. Das harte Leben, das sie führen mußten, hat sich bei meinen lieben Eltern auf ihren Gesichtern eingezeichnet. Das sah ich jetzt recht deutlich, und es füllte meine Seele mit Schmerz und Freude. Diese lebensmüden Züge wurden aber bald heiter, ihre Augen strahlten, nachdem sie von den Thränen getrocknet, mir liebevoll entgegen."

‚Diesen Lieben mußt du alles sein! Für sie mußt du sorgen!‘ Gleich einem Schwur durchzog mich dieser Gedanke, und Gott hat es so gewollt, daß ich meinen Schwur reichlich halten konnte.

Drei Tage blieb ich bei den Meinen. Nun wollten alle mit uns und mit mir verwandt sein; die Vettern, die Basen, sie nahmen kein Ende! Manche dieser Menschen, die gegen meine Eltern oft recht hartherzig gewesen waren, machten mir das ruhige Zusammensein mit den Meinigen recht schwer.

Meine Mutter wollte mich recht viel um sich haben, und so stellte sie mein Bett in die Nähe des ihren — „so höre ich dich in der Nacht atmen," sagte sie. Giebt es was Schöneres als Mutterliebe?

Von Rom erzählte ich viel, natürlich besonders vom Papst und von den Kirchen. Mein Vater wollte aber mehr wissen, und er war glücklich, wenn ich ihm vom meinen Beziehungen zu den großen Gönnern sprach. In meinen Streben, meinte er, habe er mich nie verstanden; er danke aber Gott, daß ich trotzdem und ohne ihn ein Künstler, vor allem ein guter Mensch geworden sei.

Meine jüngste Schwester Rosina, ein offener Kopf mit viel Verstand, hatte ein weiches, gutes Herz und gefiel mir sehr. Ich entschloß mich, sie in Stuttgart erziehen zu lassen, und nahm mir vor, bei meiner Rückkehr dorthin das Nötige mit meinen Freunden zu besprechem.

Der etwas klein ausgefallene Bruder, der sehr musikalisch war, wollte Schreiner werden. Auch ihn brachte ich später nach Stuttgart.

Meine Jugendgefährtin in der Arbeit, in Freud' und Leid, die tüchtige, kluge Antonie, nur ein Jahr jünger als ich, brauchten meine Eltern zu Hause. Sie hatte alle Mühen und Sorgen des kleinen Hausstandes auf sich genommen und trug sie bis an ihr Grab.

Noch eine andre Schwester blieb bei den Eltern, die ihr ganzes Leben kränklich war und fast gar nicht arbeiten konnte. Es war die wirklich schöne Genoveva. Daß sie schön war, sah ich erst jetzt nach meiner Rückkehr aus Italien, und ich hatte an dem frommen, duldenden Geschöpfe, das ich auch sogleich zeichnete, meine große Freude.

Die vierte Schwester, Crescenz, war längst als barmherzige Schwester in München gestorben.

Nur drei Tage blieb ich, wie gesagt, bei meinen lieben Eltern und Geschwistern. Der Abschied fiel mir gar schwer. Mein junger Freund Rudolf v. Späth holte mich dann ab. Wir fuhren über meinen Geburtsort Unlingen, wo wir ein paar Stunden verweilten. Auch da versammelten sich neugierige Basen und sogenannte Vettern, um mich zu sehen. Rudolf besah sich mit mir mein Geburtshaus, das noch so ziemlich dasselbe wie vor zweiunddreißig Jahren war.

Auch die schönen Tage in Zwiefaltendorf gingen rasch zu Ende, und schweren Herzens nahm ich Abschied von diesen lieben Menschen, die mir so sehr zugethan waren.

In Stuttgart mußte ich bei Stadtpfarrer Dannecker Quartier nehmen; der gute Herr ließ mich nicht mehr in meinen Gasthof zurück. Auch die Familie des Finanzrats Eser wollte mich als Gast in ihr Haus nehmen; seine Frau und Töchter lernte ich kennen und ihre freundliche Gesinnung für mich schätzen.

Die Reise nach Ems war beschlossen. So fuhr ich denn, mit einem Frack wohl ausgerüstet, am 26. Juli 1859 von Stuttgart direkt dahin ab. Reise nach Ems.

Der Rhein mit seinem grünblauen Wasser, die Gegend mit den herrlich bestellten Weinbergen und Feldern machten einen großen Eindruck auf mich.

„Es ist doch zivilisierter hier als in Italien, der Rhein doch schöner als der schmutzige Tiber!“

Im Hotel Darmstadt stieg ich ab. Am andern Morgen machte ich meine Besuche, zuerst bei Fräulein v. Massenbach, die mich äußerst freundlich empfing; dann bei Baron von Wimpfen, bei dem ich Frau von Rokkoff sah.

Ems gefiel mir nicht besonders. „Das feuchte, heiße Loch“ wollte mir nicht behagen. Die elegante Welt, die sich gegenseitig zur Schau stellte, kam mir langweilig vor. Ich bestieg Berge, durchwanderte Thäler, war aber froh, als ich am 31. Juli der Kaiserin von Rußland vorgestellt wurde.

Eine ganze halbe Stunde dauerte die Audienz, zu der auch Kronprinzessin Olga kam. Audienz bei der Kaiserin von Rußland.

Die Kaiserin saß wieder im großen Lehnstuhl. Ich nahte mich ehrerbietig, küßte die mir dargereichte Hand und legte schüchtern die in Bereitschaft gehaltenen Photographien meiner Arbeiten (Herbst und Winter) auf ihren Schoß.

Langsam nahm sie die Bilder auf und betrachtete sie längere Zeit. Ebenso langsam überreichte sie sie mir wieder, indem sie mir mit etwas rauher Stimme einige Worte des Lobes spendete.

Ihre Majestät fragte mich noch gnädig über meine Arbeiten, meine Thätigkeit im Atelier, über Rom und meine Reise.

Bei dieser Audienz war mir so feierlich zu Mute wie in einer Kapelle beim Gottesdienst.

Mit einem gnädigen Kopfnicken entließ mich die Kaiserin, die Audienz war zu Ende.

Frisch und munter und doch so königlich groß empfing mich nachher die Kronprinzessin Olga. Die Kaiserin, sagte sie mir, werde Bestellungen machen, meine Arbeiten gefielen ihr sehr.

„Besuchen Sie ja den Fürsten Yonsopoff; dem habe ich viel von Ihnen gesprochen. Er soll bei Ihnen bestellen.“ Davon bekam ich aber in der Folge nichts zu verspüren.

Abstecher nach Köln.

Freudigen, gehobenen Herzens verließ ich bald darauf Ems und machte einen Abstecher nach dem nahen Köln.

„Schön, sehr schön ist das Rheinthal, aber grau und ewig trübe der Himmel.“

Ich besah mir sogleich den Dom, der mir merkwürdigerweise gar nicht gefiel.

„Sandstein und Eisen, Spitzen und Zieraten, nirgends Ruhe, nirgends Plastik. O Sankt Peter, wie bist du doch so schön!“

Der großartige Bau war damals noch nicht fertig.

Nachdem ich das Interessanteste von Köln noch besehen, fuhr ich am 6. August über Mainz, wo der romanische Dom großen Eindruck auf mich machte, nach Frankfurt. Von da wollte ich sogleich weiter nach Stuttgart, wo ich am selben Tage anzukommen gedachte. Doch es sollte anders kommen!

Ein unangenehmes Abenteuer.

Von Mainz ab saß ich in einem Wagenabteil, der angefüllt war mit gleichgültigen Menschen. Auf einer Station vor Frankfurt stieg alles aus, nur ich allein blieb im Wagen. Ich bemerkte, daß einer der Fahrgäste einen Shawl hatte liegen lassen. Ich erfaßte diesen, hielt ihn zum Fenster hinaus und rief: „Hier hat einer diesen Shawl liegen lassen! Wem gehört er?“

Ein Mann trat hervor und sagte: „Mein!“ und nahm das Tuch an sich.

Ich schaute mir ihn nicht genau an; denn der Zug war bereits wieder in Bewegung.

In Frankfurt angekommen, wollte ich zum Wagenwechsel eilig den Bahnsteig überschreiten. Da traten mir zwei Polizisten in Zivil entgegen und fragten mich, wohin ich gehen wollte.

„Nach Stuttgart!“ sagte ich erstaunt und etwas ärgerlich.

„Das können Sie nicht, denn Sie müssen mit uns zur Polizei gehen.“

„Auf die Polizei?! Was fällt Ihnen denn ein?“ sagte ich empört. „Was hab' ich auf der Polizei zu thun? Ich muß heute noch nach Stuttgart und mache Sie für den mir zugefügten Schaden verantwortlich!“

„Das alles können Sie auf der Polizei vorbringen. Hier ist ein Wagen; bitte, steigen Sie ein.“

Was konnte ich machen? Voll Zorn über diese Beleidigung stieg ich ein; an jeder Seite saß mir einer der Geheimpolizisten.

Bald waren wir angekommen, und ich wurde vor einen jungen Menschen auf die Polizeikanzlei geführt, der nach einigem Warten, während dessen ich wie auf Nadeln saß und keinen Grund zu solcher Behandlung finden konnte, mich zu verhören begann.

„Woher kommen Sie?“

„Aus Ems.“

„Was hatten Sie in Ems zu thun?“

„Ich war bei der Kaiserin von Rußland.“

Ein Lächeln überzog das mit einem kleinen Schnurrbärtchen geschmückte Gesicht meines Inquisitors.

„Wie heißen Sie?“

„Kopf.“

„Haben Sie ein Geschäft?“

„Ich bin Bildhauer.“

„Wo leben Sie?“

„In Rom.“

„In Bonn?“

„Nein, in Rom.“

„So? — in Rom? Sie sind mit dem vorigen Zug von Mainz hier angekommen, haben auf der Station einem Mann ein Kleidungsstück, einen Shawl, aus dem Wagen gereicht und sind dadurch in den Verdacht gekommen, ein Helfershelfer eines Spitzbuben zu sein, den wir schon lange suchen.“

Jetzt war mir die Sache klar. Ich setzte auseinander, wie es gegangen war, und bat, mich so bald als möglich wieder loszulassen.

„Kennen Sie hier in Frankfurt jemand?“

„O ja, Frau Grunelius, Dr. Rüppell, Herrn Cornil —“

„Ist schon genug. Morgen vormittag um zehn Uhr Uhr kommen Sie wieder. Dann wird Ihnen ein Mann vorgestellt werden; vielleicht erkennen Sie ihn als den Mann, dem Sie den Shawl überreicht haben.“

Andern Tags war ich pünktlich zur Zeit auf der Polizei. Es wurde mir ein Arbeiter vorgestellt, den ich aber nicht als den Uebelthäter bezeichnen konnte.

So endete das für mich doch recht unangenehme Abenteuer in Frankfurt.

Den unfreiwilligen Aufenthalt benutzte ich dazu, meinen Freund Cornil und seine glückliche Gattin zu besuchen. Wir schwärmten natürlich zusammen über Rom und Italien. Auch Dr. Rüppell, dem mein Abenteuer großen Spaß machte, besuchte ich. Erst am späten Nachmittag fuhr ich, von meinen Freunden zur Bahn geleitet, nach Stuttgart ab.

Interessante Bekanntschaften in Stuttgart.

Mein guter Finanzrat Eser ließ mir keine Ruh', — ich mußte in seinem Hause absteigen, in dem seine ganze Familie wetteiferte, es mir recht behaglich zu machen, was ihnen auch vollkommen gelang.

Durch Eser lernte ich viele hervorragende Persönlichkeiten Stuttgarts kennen. Er führte mich überall ein, im Museum, auf der Silberburg, in der Akademie der Künste, bei den Ministern und bei den Kunstfreunden, deren es doch so manche in Stuttgart gab. Auch dem Dichter und Kritiker, dem Germanisten Menzel, stellte er mich vor, und ich verlebte mit diesem viele anregende Stunden. Das war ein ganzer Mann!

Den geistvollen Architekten Leins, den Erbauer der königlichen Villa auf Berg, des Königsbaues, und andere lernte ich kennen, schätzen und verehren.

Auch dem feinen Weltmann Egle, der nie zu viel sagte und immer lächelte, stellte mich Eser vor. Mit Egle arbeitete ich später im Schlosse zu Stuttgart zusammen. Als Architekt hatte er viel Geschmack und dazu die Geschicklichkeit, die alten Baumeister zu benutzen.

Unter den Künstlern Stuttgarts war damals der Maler Näher der bekannteste: ein kleiner, feiner Mann mit mageren, bestimmten Gesichtszügen. Sein bestes Bild ist in München am Isarthor in Fresko angebracht. Er arbeitete im Stile von Steinle und besaß ein sauberes, exaktes Talent.

Auch dem Bildhauer Wagner, der ziemlich prosaische Werke hervorbrachte, und der von unserm König Wilhelm sehr begünstigt wurde, und dem Bildhauer Hofer, der die zwei immerhin schönen und imposanten Pferdebändiger in Marmor in den Anlagen machte, konnte ich nähertreten.

Mit allen diesen und noch mehr andern hervorragenden Männern pflegte ich Umgang; mein Freund Eser hatte mich als Künstler in ihre Reihe eingeschoben.

„Das Ludwigsburger Schloß mit Eser besucht.“ Die leeren, ausgestorbenen Räume kamen mir merkwürdig vor. „Viel Lärm um nichts!“

In Stuttgart bewunderte ich die unbezahlbar schöne Büste Schillers vom genialen Dannecker, ein erhabenes, lebensvolles Werk. So etwas hat weder Canova noch Thorwaldsen gemacht! Auch die zwei Nymphen (über Lebensgröße) von ihm in den Anlagen sind schöne, harmonische Gestalten. Sein Christus gefiel mir weniger.

Die Akademie mit ihrer Bildergalerie besitzt einige schöne altdeutsche und auch recht gute moderne Bilder.

Damals gab es noch eine Galerie Abam, die ich mit Eser besuchte.

Eser selbst besaß einige altdeutsche Meister, die ich aber noch nicht recht zu schätzen wußte.

Auch dem Rosenstein mit seinen fast nur das Weibliche behandelnden Bildern, und der Alhambra, unter dem Rosenstein gelegen, dieser genialen, anmutigen, architektonischen Spielerei des Königs Wilhelm, statteten wir einen Besuch ab.

Gewaltigen Eindruck machte mir vor allem das königliche Schloß, das in seiner Einfachheit weit, weit über viele Königsschlösser hervorragt. Auch das alte Schloß ist interessant.

Als Bildhauer schätzte ich den vielfach nicht verstandenen Schiller von Thorwaldsen sehr. Das ist eine hochpoetische, schöne Arbeit.

Angenehmer Aufenthalt in der schwäbischen Haupt- und Residenzstadt.

Als echter Schwabe, — denn als solcher fühlte ich mich immer! — war ich nicht wenig stolz auf unsere Hauptstadt am Nesenbach. Ihre weitere Umgebung ist nicht weniger reizvoll als ihre Anlagen und Gärten. Aber auch die Menschen allda kamen mir so wohlwollend und gütig entgegen, daß ich nur voll Dankbarkeit an sie zurückdenken kann!

Kolb hatte (Anfang August) seine Badekur in Badenweiler vollendet und war heiter und wohlgemut in Stuttgart angekommen. Ich selbst fuhr nochmals ins württembergische

Oberland, um noch einmal meine Eltern zu sehen. Ich blieb bei Frau v. Späth in Zwiefaltendorf, wohin meine gute Mutter zu Fuß gewandert kam. Dort nahm ich von ihr herzlichen Abschied und auch ihren Segen mit. Die Späths begleiteten mich dann zurück nach Stuttgart, wo ich am 15. August wieder eintraf.

Abschied von der Mutter.

Hier suchten mich dann meine Geschwister auf, die ich in Stuttgart zu ihrem Besten, wie ich glauben durfte, untergebracht hatte. Wie viel Freude machte es mir, meine wie eine Rose aufblühende Schwester Rosina täglich sehen zu können. Sie war bei einer Frau Jungens, um häusliche Arbeit zu erlernen, und genoß auch guten Schulunterricht.

Kolb war sehr in Anspruch genommen. Aber endlich mahnte er zur Abreise.

„Jetzt ist es aber Zeit, lieber Kopf, daß wir gehen. Die Ehre, die man uns geben wollte, haben wir in reichem Maße genossen. Nun werden wir den Leuten lästig, fürchte ich, und langweilig. Darum fort!"

Der König bestellte bei mir noch eine Tänzerin. Sie steht heute im neuen Schlosse in Stuttgart.

Der Abschied von den lieben Stuttgarter Freunden ward mir nicht leicht. Am 7. September verließen wir Stuttgart, um nach Salnach am Fuße des Hohenstaufen zu fahren, wo Kolbs Schwester an den sehr wohlhabenden Fabrikbesitzer Bareis verheiratet war. Kolb wurde von diesen Verwandten überaus herzlich empfangen.

Schwerer Abschied von Stuttgart.

Ueberhaupt konnte einem das behagliche Leben in diesem mit allem wohlbestellten Hause recht gefallen. Auch die Gegend selbst, mit den saftigen, von Obstbäumen reich bestandenen Wiesen, mit von wohlgepflegten Reben bedeckten Anhöhen machte einen überaus wohlthuenden Eindruck. Vor mir erhob sich der Hohenstaufen, den ich nicht genug ansehen konnte; war er ja doch die Wiege unsrer schwäbischen deutschen Kaiser,

Behagliches Leben bei Konsul Kolbs Verwandten in Salnach.

deren Spuren man heute noch in Italien so viel trifft, und die jedem patriotischen Herzen heilig sind.

Mit Kolb besah ich in Salnach alle Fabriken und führte da wirklich ein sehr vergnügliches Leben.

Konsul Kolb nach Ulm.
In München.

Von Salnach ging es weiter, für Kolb nach Ulm, wo er einen Bruder hatte, für mich nach München, das ich im Jahre 1852 als armer Schlucker verlassen hatte. Ich besuchte Sickinger, der sich herzlich freute, mich wiederzusehen, und gerne vernahm, was ich ihm zu erzählen hatte. Es schien ihn zu freuen, daß ich mich seiner noch so dankbar erinnerte.

Von meinen Bekannten traf ich niemand; alle waren auf dem Lande. Ich besuchte die Erzgießerei von Müller und sah dort Schiller und Goethe von Rietschel, die mir ganz neu in der Auffassung erschienen, und die ich nicht verstand. Das König-Ludwigsdenkmal von Wittmann fand ich so ledern und langweilig wie den Eberhard im Bart in Stuttgart.

Nachdem ich in München alte liebe, wenn auch oft schmerzliche Erinnerungen aufgefrischt, reiste ich am 12. September nach Rorschach, wo ich die Baronin von Späth und ihren Sohn noch einmal traf. Die Baronin war recht unwohl gewesen, aber doch wieder die alte, liebe, gute Freundin.

Mit Kolb von Rorschach aus die Rückreise angetreten.

Am 14. September kam Kolb von Ulm, und sofort wurde die Rückreise nach Rom angetreten. An demselben Abend kamen wir noch nach Chur, blieben daselbst über Nacht und fuhren am andern Morgen auf der herrlichen Via mala über den Bernardino nach Magadino.

„Der Lago Maggiore wirklich prächtig mit seinen Inseln und herrlichen Ufern! Aber alles schon italianissimo!“

Am 16. September über Novara nach Genua.

Kolb eilte wie von Sehnsucht getrieben. Ich hatte kaum Zeit, mich vom Wagenfenster aus umzusehen. Alles interessant, aber doch zu fremd, um das Gefühl, da bleiben zu wollen, aufkommen zu lassen.

In Genua schifften wir uns sogleich ein. Es kam eine böse Nacht! Sturm und Regen schienen uns den Untergang bereiten zu wollen. Krank und elend blieb ich auf dem Rücken liegen bis nach Civitavecchia, wo wir am 18. September landeten und ohne Verzug mit der Eisenbahn nach Rom weiterfuhren.

Von Genua bis Civitavecchia seekrank. Eilig nach Rom.

So hatte die kaum dreimonatliche Reise nach Deutschland einen etwas überhasteten Abschluß gefunden. Wie so ganz anders und wie viel bequemer reist man doch heutzutage!

---

27. September 1859: „Nun bin ich wieder in Rom. Sollte meine letzte Reise wirklich einen Wendepunkt in meinem Leben bedeuten? Ich hoffe es, ich will es. — Ich fühle mich jetzt erst als rechter Mann. Mir ist, als sei jetzt eine Zeit angebrochen, die mir gegeben, was mein ist und was ich zu verwerten habe. Sie machen mir Komplimente, als sei ich etwas, was ich mir aber in meiner Kunst erst noch erringen muß und will. — Sie wollen mir wirklich eine Frau geben. Also auch da schon angekommen.“ —

Wieder in Rom (Ende September 1859).

In mein Atelier zurückgekehrt, wollten mir meine Arbeiten gar nicht mehr gefallen. Aber ich mußte sie dulden, all die weißen Gestalten um mich herum, obgleich ich ihnen gerne den Abschied gegeben hätte auf Nimmerwiedersehen!

Meine Arbeiter hatten viel für mich vorbereitet, und ich mußte nun selber die Sachen in Marmor vollenden. Während meiner Abwesenheit hatte ein Abbazzatore (einer, der die Sachen aus dem Gröbsten arbeitet) durch Unvorsichtigkeit einer Figur den Kopf abgeschlagen; diesen fand ich zu Füßen der Figur liegend. Der große Schaden, der mir daraus erwuchs, auch die Notwendigkeit, den ungeschickten Menschen entlassen

Ateliersorgen.

zu müssen, bereiteten mir genug Aerger. Der Mann geriet in echt italienische Wut, biß sich auf den Finger — ein Zeichen, daß er mir Rache schwor — und sagte mir, daß wir uns einmal bei Nacht in für mich unangenehmer Weise treffen würden.

Ein rachbegieriger Italiener.

Das waren kleine Schattenseiten des Handwerks. In der Folge ließ ich zu einigem Schutze einen Mann oben neben meinem Zimmer schlafen.

Neben meiner Arbeit in Marmor fing ich ein Relief Diana und Endymion an, aus dem aber nicht viel geworden ist.

Am 10. November feierten wir im Künstlerverein das hundertjährige Geburtsfest Schillers. Ich hatte das Fest angeregt, zog mich dann aber vom Komitee zurück. Gregorovius und Dr. Brun übernahmen die Leitung. Es gestaltete sich zu einer erhebenden Feier. Die Begeisterung für Schiller war damals wohl bei allen Deutschen, auch bei uns, auf höchster Höhe. Gregorovius sprach herrliche Worte, die begeistert von der überaus zahlreichen Festversammlung aufgenommen wurden. Es war ein Verbrüderungsfest schönster Art! Ein Toast des Malers Nadorp auf die deutschen Frauen, anknüpfend an die die Frauen verherrlichenden Worte Schillers, rief großen Jubel hervor.

Schillerfeier (10. November 1859) im Künstlerverein.

Ende des Monats November erhielt ich die erfreuliche Nachricht aus Stuttgart, daß auf der Villa Berg meine zwei ersten größeren Arbeiten, „Frühling“ und „Sommer“ aufgestellt wurden, daß die Kronprinzessin Olga sehr zufrieden mit ihnen sei und daher die noch fehlenden „Herbst“ und „Winter“, die ich schon modelliert hatte, in Marmor bestelle.

Frohe Nachricht aus Stuttgart.

Diese Nachricht verursachte mir begreiflicherweise nicht geringe Freude. Nicht minder freuten mich die Anerkennungen, die mir öffentlich zu teil wurden.

Nach Neujahr wurde das Fest Epiphania mit fürchterlichem Spektakel und einem Höllenlärm auf der Piazza Navona gefeiert. Abends wurde der schöne Platz feenhaft beleuchtet. Die heiligen drei Könige mit ihren Geschenken mußten herhalten, um eines der orginellsten Feste des katholischen Roms zu insceniren. All die Tausende der Besucher wurden zu Kindern und Narren. Ein jeder kauft sich eine Trompete, oder eine schrillende Pfeife, oder eine herz- und sinnverwirrende Trommel, oder nimmt einen Blechtopf zur Hand, auf den er mit Leibeskräften losschlägt. Man drängt und schiebt sich, Achsel an Achsel. Zum Ersticken ist es; man sieht aber nur lachende Gesichter mit schönen Zähnen und funkelnden Augen. So geht es stundenlang fort. 1860. Befanafest in Rom.

Früher gaben die Konsuln, die Kaiser dem Volke Feste, beschäftigten es, damit es sich selbst vergesse und nicht zu viel an sein Elend denke. Später that es die Kirche — diese Kirche, die das Bedürfnis des armen Menschenherzens so genau kennt und für dasselbe sorgt.

Mit meinen rippenfesten Freunden besuchte auch ich dieses einzige Schauspiel, von dem heute nur noch ein Schatten übrig geblieben ist.

12. Januar 1860: „Ein riesiger Block Marmor kam heute in mein Atelier. Es ist herrlich, solch einen gewaltigen Kerl vor sich zu haben. Der Brunnen soll aus ihm herauswachsen. Das Meißeln und Hämmern, der Lärm der Arbeit macht mir Freude. Heute habe ich auch die Büste von Maler Dorner angefangen und eine neue Skizze zum „Winter“ modelliert, die L. Passini, auf dessen stets aufrichtiges Urteil ich viel gebe, gut gefunden hat. Auch Maler Böheim war da und stimmte dem Lobe Passinis bei. Ich nahm ein vorzüglich geeignetes Modell, die sehr schöne Marietta, und modellierte den „Winter“ im Sturme dahinschreitend mit rück- Arbeitsfreude im Atelier. Neue Skizze zum „Winter“.

wärts fliegendem Gewande. Diese Figur modellierte ich halblebensgroß in einem Zuge, das Nackte und die Draperien zugleich bildend. Das Modell stand musterhaft."

Natürlich muß man fliegende Gewänder nach der Phantasie entwerfen; mir machte das keine Schwierigkeit. Die Bewegung des Gehens gegen den Wind schien mir gelungen; die Figur hält mit den über der Brust gekreuzten Armen das Gewand fest. In dem flatternden Kleide versteckte ich teilweise einen nackten Amor in Puttengestalt, der frierend das mit ausdrücken sollte, was ich mir dachte. Ich glaube, diese Figur ist die beste unter den vieren und ist später sehr oft in allen Größen auf Bestellung von mir gefertigt worden.

Ein vierblättriges Freundeskleeblatt.

Mein Freund L. Passini, Schüler von C. Werner, war mit Böheim und Henneberg zusammen mein fast täglicher Umgang. Diese Freundschaft verschönerte mein damaliges Leben.

Ernst und aufrichtig nahmen wir es mit unsrer Kunst, versäumten es aber nicht, jede Blume zu pflücken, die uns an unserm Künstlerwege erblühte und die ohne große Mühe zu erreichen war.

Auf Pferdesrücken.

Im Palazzo Poli bei Fontana Trevi war damals eine Reitschule eingerichtet. Dort trieb ich von sieben bis acht Uhr an jedem Morgen meine Reitkünste. Wie herrlich unterhielt mich dieser Unterricht, und wie freute ich mich, als der Lehrer mich zum ersten Male in die Campagna reiten ließ. Passini und besonders der reitlustige Henneberg waren alte Reiter, und bald konnte ich mit ihnen jene Campagnaritte machen, die mir unvergeßlich bleiben und heute noch, denke ich daran, meine Seele erwärmen.

Dieser drei mir aufrichtig zugethanen Freunde, von denen heute nur noch mein berühmter Passini lebt, die damals zum ersten Male nach Rom gekommen waren, muß ich doch noch besonders gedenken.

Ludwig Passini.

L. Passini, der Sohn eines Kupferstechers aus Graz,

ein echt steierisches Kind, dem seine österreichische Ausdrucksweise so gut steht, und der das Glück hat, daß ihn die meisten Menschen, mit denen er umgeht, gern haben, wurde bald der Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Freunden, die damals in Rom lebten. Bei Fräulein Possart, einer liebenswürdigen Berliner Dame, kamen wir oft zusammen. Die Tagesneuigkeiten und Künstlergeschichten bildeten den Gesprächsstoff jener gemütlichen Theeabende. Das große Talent von Passini, sein Sinn für Schönheit, die Gabe, seinen Kompositionen innere überzeugende Wahrheit zu geben, wurde von uns allen anerkannt und bewundert. Nie war er aber mit seinen Arbeiten zufrieden. „Lauter schlechtes Zeug!" pflegte er zu sagen. Das Kolorit namentlich war seine ewige Sorge. Er kannte die schwache Stelle seiner Begabung sehr gut und hatte oft darüber Katzenjammer. Seine Porträts waren immer sehr ähnlich, aber fast zu vornehm in der Auffassung. Der liebe gute Freund steckte eben immer selber in diesen Bildern.

Rudolf Henneberg, der Ritter ohne Falsch, der prächtige Kamerad, der hochbegabte, stets vorwärtsstrebende Künstler, der ebenfalls immer mit seinem Kolorit im Kampfe lag, der feingebildete, vornehme Mensch, wurde von uns allen ebenfalls verhätschelt. Nur ihm gegenüber fühlte ich etwas wie Eifersucht, wenn er auch andre seine Freunde nannte. Wir sahen uns täglich, bei Tisch in der Trattoria Lepre, im Atelier, bei den so wundervollen Campagnaritten. Er besuchte mich oft und sagte mir über meine Arbeiten immer die Wahrheit. Henneberg war aus Braunschweig, hatte die Rechte studiert und war dann erst zu seiner geliebten Kunst übergegangen. Seine tüchtige Schulbildung machte sich den Künstlern gegenüber oft unangenehm bemerkbar; denn viele von diesen haben doch gar zu wenig gelernt, und das ist nicht gut! Henneberg hatte einen großen Hang zur Romantik; im Mittelalter wäre er ein famoser Burgherr mit Rittern, Knappen

Rudolf Henneberg.

und Pferden geworden. Zu seinen Arbeiten nahm er, so viel er konnte, Modell. Den Frauen war er hold; aber sie mußten blond sein und schlank von Gestalt und mußten blaue Augen haben. „Nur eine solche, Kopf, werde ich heiraten!" Er kam mit seiner einzigen Schwester, die ihn vergötterte, nach Rom. Sie machten für uns ein vielbesuchtes Haus. Abends zeichnete Henneberg dann die komischen Ereignisse, die wir zu Pferde in der Campagna erlebt hatten, und nur allzuoft mußten meine kühnen Ritte und Abenteuer dabei herhalten. Er selbst war übrigens kein fester Reiter und machte öfters, ganz wie ich, Bekanntschaft mit der Erde. Das für uns unschätzbare Buch, das diese Zeichnungen enthielt, kam als Vermächtnis in die Hände von Passini, der es gewiß als teures Andenken aufbewahrt.

Karl Böheim.

K. Böheim war Oesterreicher wie Passini und dessen vertrautester Freund. Beide waren unzertrennlich. Er hatte zwar nur geringes Talent und brachte nur mit Mühe und Not seine Bilder zu stande; er besaß aber viel Einbildungskraft und fand damit manchen originellen Gegenstand für seine Entwürfe heraus, die uns oft erstaunen machten, und die so gar nicht im Verhältnisse zu seinem Können standen. Sein Urteil war oft treffend richtig, und wir profitierten alle davon, zumal er es immer wahr und offen ausdrückte.

Böheim war als Kind bei einem Brandunglücke als das einzige Wesen von einer ganzen, im Feuer umgekommenen Familie aus den Flammen gerettet und von der edeln Familie Frisack in Wien erzogen worden. Er war ein lieber und guter Mensch, ein treuer Freund und von uns allen verehrt.

Von allen dreien besitze ich in meiner Sammlung Bilder, namentlich von Henneberg ein herrliches Werk: Passini, Henneberg und mich im Poussinthale spazieren reitend, darstellend. Es ist aus dem Jahre 1863.

Den „Winter" modelliert.

In meinem oberen Atelier fing ich meinen halblebensgroß skizzierten „Winter", zwei Meter hoch zu modellieren an

und begann auch die Büste von Frau Wasilcikoff zu machen, die ich in Marmor auszuführen hatte.

Die Osterfeste kamen wieder und brachten neue Gäste, auch die Großfürstin Marie. Diese besuchte mich öfters, nahm Photographien von Arbeiten mit und sprach von Bestellungen, mit denen es aber diesmal nichts wurde. Ostern 1860. Großfürstin Marie wieder in Rom.

Daß es der schönen Tage nicht zu viele wurden, dafür war gesorgt:

„Schon seit einigen Tagen ist mein rechter Mittelfinger krank. Er thut mir schrecklich weh. Erhardt sagt, ich solle den Finger in kaltes Wasser stecken; aber es hilft nichts. Heute meint Erhardt, es sei ein Panaritium. Der Finger ist schrecklich geschwollen, Tag und Nacht pocht es in ihm, und ich kann nicht schlafen. Bin allein hier, brauche Pflege. — Mein Hausherr holte mich in seine Wohnung Via Babuino 60 ab." Schlimme Tage. Genesung.

Ich ward nun nach Via Babuino gebracht und hatte da gute Pflege. Der liebe Dr. Erhardt besuchte mich öfters am Tage und war rührend um mich besorgt. Nach ein paar Tagen brachte er den damals in Rom rühmlichst bekannten Chirurgen Felciani mit, der mir den Finger aufschnitt und Besserung prophezeite. Aber diese trat nicht ein. Schon am Morgen war die ganze Hand entsetzlich aufgeschwollen, so daß man die Finger nicht mehr unterscheiden konnte. Der Arm wurde blau bis oben. Ich litt fürchterliche Schmerzen. Noch einen Tag, und ich hätte die Pein kaum mehr ertragen.

Der Chirurg war ziemlich ratlos. Wo soll man schneiden?

Es kamen noch mehrere Aerzte, und ich glaube, man sprach vom Abnehmen der Hand. Da zeigte sich auf einmal oben auf ihr eine eiternde Stelle, und hier mußte das Messer angesetzt werden.

Freund Erhardt chloroformierte mich. Ich hörte noch die Worte: „Jetzt schläft er, fangen Sie nur an." Dann wurde es dunkel um mich her.

Als ich wieder erwachte, hatte ich einen samt der Hand eingewickelten Arm und war zum Sterben müde. Der liebe Erhardt stand an meinem Bett und tröstete mich. Er hatte eine Thräne im Auge.

Ich würde diese an sich wenig erquickliche Krankengeschichte nicht so ausführlich erzählt haben. Aber man bedenke, wie hier meine ganze Existenz auf dem Spiele stand! Die Furcht, meine rechte Hand oder gar den ganzen Arm zu verlieren, erschütterte mich tief, — zu den großen körperlichen Schmerzen gesellten sich nicht minder heftige seelische. Ein Bildhauer ohne rechte Hand, — das ist doch undenkbar! — Einen steifen Mittelfinger der rechten Hand habe ich aber doch davon getragen.

Genesung.

Nun wurde es aber wirklich besser. Meine Freunde durften mich besuchen. Unter ihnen war die kleine Jella Erhardt, mein Patenkind, das oft auf meinem Bette saß und den „Bott“ — so nannte sie mich — bedauerte und mit ihrem kindlichen Spiel erheiterte.

Bald konnte ich wieder mit der rechten Hand schreiben, und nahm auch eine Einladung Kolbs nach der Villa Corsini an, wo ich mehrere Tage blieb.

Der „Winter“ in sich versunken.

Als ich in mein Atelier zurückkehrte, fand ich meine große Thonfigur, den „Winter“, herabgesunken und eingetrocknet; ich hatte keinen Auftrag gegeben, sie zu netzen, und meine Leute waren nicht so klug gewesen, es von selbst zu thun. Ich war fast froh, sie los zu sein.

Herr Grüneisen aus Stuttgart in Rom.

Im Juli kam von Stuttgart der Sohn des dortigen Oberhofpredigers Grüneisen, der sehr warm an mich empfohlen war, und mit dem ich später viel zusammen kam. Er war Kaufmann und hatte mit Eisenbahnbauten in Rom zu thun. Er sprach viel, aber nicht dumm, und wußte viel, was er nicht für sich behalten konnte. Unermüdlich war er in seinen Geschäften und nicht tot zu machen, starb aber doch, nach Deutschland zurückgekehrt, frühzeitig. Grüneisen war ein guter, braver Mensch, der für seine Freunde eintrat.

Der schlimme Finger war die Ursache, daß in meinen Arbeiten im Atelier eine unfreiwillige Pause eingetreten war. Ich war sehr heruntergekommen und wollte mich durch eine Reise nach Neapel, das ich noch nicht kannte, erholen. Erholungsreise nach Neapel.

Dazu gab es eine gute Gelegenheit; der Maler Ernst Mayer aus Altona, dem ich befreundet war, und den ich sehr schätzte, hatte dieselbe Absicht wie ich. Wir nahmen uns nun vor, die Reise gemeinschaftlich und zwar recht romantisch — malerisch interessant zu machen. Wir mieteten uns einen gutbespannten, zweiräderigen Karren, der uns dem Meere entlang bis Neapel bringen sollte.

„Der alte Mayer" — unter diesem Namen kannte man ihn allgemein — war ein tüchtiger Künstler, ein Aquarellmaler von eigenartigem Talent. Seine Bauern, seine Fischer, seine ländlichen Scenen waren voll Charakter und Leben. Er litt sehr an der Gicht und konnte Stift und Pinsel nur mit der Faust halten, zeichnete aber korrekt und schnell. Der „alte Mayer".

Mayer war Jude, machte aber keinen Gebrauch davon. Er war nicht habgierig, sondern schenkte den Armen viel und gerne.

Er kannte sie alle, die Großen aus einer damals schon vergangenen Zeit: Canova, Thorwaldsen, Koch, Reinhard und andre, und erzählte mit liebenswürdigem Humor von ihnen.

Mit diesem vorzüglichen Menschen, der mich sehr gerne hatte und mich zum Zeichnen und Malen stets ermunterte, trat ich meine Napolireise am 20. Juli 1860 bei großer Hitze an.

Den ersten Tag ging es bis Velletri. Das holperige Fuhrwerk schüttelte uns fast die Seele aus dem Leibe, — die Maccaroni fanden dafür leeren Magen und schmeckten vorzüglich.

Dann ging's durch die pontinischen Sümpfe. Der alte Mayer jubelte vor Freude: das sei paradiesisch schön, — hier brauche man keine Engel, um im Himmel zu sein; Büffel thäten es auch!

Eine alte Bekanntschaft des „alten Mayer".

Dann kamen wir nach Terracina — eine neue Welt für mich, für Mayer eine alte; denn herzlich fiel ihm die Wirtin des großen Posthauses bei unsrer Ankunft als altem Bekannten um den Hals.

„Die hab' ich gemalt, lieber Kopf. Heut würd' ich's nicht mehr thun!"

Von Terracina auf ebener Landstraße dem Meere entlang, das mit seinen Buchten und schilfbewachsenen Flächen, aus denen malerische Baumgruppen emporsteigen, ungemein interessant war, kamen wir nach Fondi. Dort fand ich besonders beachtenswert die Haartracht der Frauen. Ganz wie die alten Etrusker trugen — und tragen heute noch — die oft schönen Weiber das Haar mit zwei Locken vor dem Ohre.

Weiter führte unsre Straße über die Berge nach dem schön gelegenen Itri. Es war Jahrmarkt dort und um so lebendiger.

„Auch die Madonna bekommt bei solchen Festen ihren Teil," sagte Mayer. „Die Leute sind fromm und beten für ihre dicken Schweine."

Nachtquartier in Molo di Gaëta. Der „alte Mayer" in Verzweiflung.

Am 22. Juli kamen wir nach Molo di Gaëta, wo wir übernachteten. Wo es aber eine Wanze gab, (und deren soll es im schönen Italien viele geben!) kam sie sicherlich an den alten Mayer. Er räsonnierte dann schrecklich, lief mit der brennenden Kerze und im Nachthemde im Zimmer herum, und ließ mich, der ich weniger litt, nicht schlafen.

„Die Wanzen fressen keine Schwaben," pflegte er dann zu sagen. (Ein Schwabe war ich, aber Schwaben heißen bekanntlich auch die lästigen schwarzen Küchenkäfer.)

Zusammenstoß mit der Polizei von Gaëta.

Nun bekamen wir es aber mit der Polizei zu thun. In Sizilien war ja Revolution und Garibaldi in Sicht.

In die Festung Gaëta ließen sie uns nicht hinein.

„Der ist bloß Bildhauer,“ rief Mayer wütend den Polizisten an, „und ich bin Maler!“

„Und ich bin die Polizei! Den Paß, oder Sie dürfen nicht weiter!“

„Die Kerle meinen es wirklich ernst,“ sagte Mayer und zog seinen römischen Paß hervor.

Ich wurde gar nicht beachtet.

„Nun sollen Sie mal ein Wunder sehen!“ sagte Mayer zu mir und griff mit seiner dicken Faust dahin, wo ehrliche Menschen die Börse zu haben pflegen. Der Neapolitaner wurde aufmerksam und viel ruhiger. Nachher konnten wir uns ungehindert bewegen, für Fräulein Possart in Rom schwarze Oliven kaufen, am Molo spazieren gehen und einen Wagen nach Neapel mieten, wo wir denn auch glücklich, aber von dem schrecklichen Staub weiß wie Müller, am 26. Juli ankamen und in der Mayer bekannten internationalen Künstlerherberge (Via S. Lucia 28) abstiegen. Heute noch ist dies ein von deutschen Künstlern und Gelehrten viel besuchtes Miethaus. Damals zahlte man täglich eine Lira — es war aber auch danach: schmutzig und unordentlich, und Wanzen fand der gute Mayer die Menge.

In der internationalen Künstlerherberge in Neapel

Wir trafen auch Landsleute, den Grafen Hahn, Detlefzen und Musäus, die sich uns auf unsern Ausflügen anschlossen.

Zusammentreffen mit Landsleuten.

Der Vesuv lag gerade meinem Fenster gegenüber, und von meinem Bett aus konnte ich seine leuchtende Glut beobachten.

Groß und verwirrend kam mir Neapel vor. Der Lärm auf den Straßen war für jemand, der aus dem ruhigen Priesterneste Rom kam, entsetzlich. Daß das neapolitanische Volk ein Gesindel und ein jeder Neapolitaner ein Lazzaroni sei, hatte man mir in Rom schon lange eingeprägt, und mit ziemlicher Verachtung behandelte ich, wie fast alle meine Landsleute, diese arme, leichtsinnige, lebenslustige Bevölkerung,

das heißt die unteren Klassen. Die höheren bekommt man ja kaum zu Gesicht; sie sind aber auch von demselben Fleisch und Blut.

Der Golf von Neapel, die Stadt, die, vom Posilippo aus gesehen, endlos daliegt, der rauchende Vesuv, das ganze, herrliche, nur mit Konstantinopel zu vergleichende Panorama entzückte mich und fesselte mir Auge und Sinn.

„Jubeln Sie doch nicht so," sagte Mayer, „Sie verschießen Ihr Pulver sonst zu bald!"

Ich will hier nicht die Kunstschätze, die Galerien, die Landschaft und die Inseln beschreiben, und werde bloß die Eindrücke, die ich als Künstler und Neuling empfangen, zu schildern versuchen.

„Die Herrlichkeit dieser Welt."

Die Aussicht von S. Martino und S. Elmo war bei klarem, schönem Tage herrlich, auch beim Besuche von Camaldoli hatten wir Glück; von der Ecke des schönen Gartens aus zeigte mir Mayer „die Herrlichkeit dieser Welt."

Am 1. August fuhren wir nach Pazzoli. „Der Tempel der Serapis, die Aussicht auf Kap Missini, der See Taverno, darüber das Amphitheater, die ganze mysteriöse Landschaft mit ihrer Vergangenheit wirkte fast traurig auf mich. Es war, — aber es ist nicht mehr! Diese Gefühle zogen melancholisch durch meine Seele."

Unser Kutscher hieb aber erbarmungslos auf seine Pferde ein, und wir hatten beste Aussicht, im Straßengraben unsre poetischen Gefühle los zu werden.

In Pompeji.

Am 3. August waren wir in Pompeji.

„Glauben Sie," sagte Mayer, „daß, wenn wir einmal verschüttet werden sollten, es auch der Mühe wert sein wird, uns auszugraben? Diese spießbürgerlichen kleinen Händler von Pompeji waren anders wie wir, bestrebt, ihr Leben angenehm zu machen und gut über das Uebel des Lebens hinwegzukommen. Oder, lieber Kopf, ist das Leben etwa kein Uebel?"

Das war die Einleitung zum Besuche von Pompeji. Müde verließen wir es; denn Mayer konnte kaum gehen. Er hinkte. „Die böse Gicht und die Jugend haben mich zu Schanden gemacht.“

Pompeji wollte mir tagelang nicht aus dem Kopf; so tief und nachhaltig hatte sich diese vergangene Welt in meiner Phantasie festgesetzt.

Und nun ging es am 8. August nach Castellamare. Im Hotel de l'Europe stiegen wir ab. Ich badete und ging mit Mayer dann zum Zeichnen.

Am 9. schon begaben wir uns nach Sorrento, wo wir uns im Logierhause Campagna niederließen. Das war der rechte Platz für Mayer! Sorrent liebte er. In Sorrento.

Wir begannen an der Marina sogleich unsre Zeichnungen und wurden bald von Dutzenden von Kindern umstellt. Mayer war seelengut mit denselben und machte in vortrefflichem Italienisch seine Witze, bis die Kinder allen Respekt vor uns verloren und wir uns flüchten mußten.

Alte Barken, Schiffe, Fischer, Netze, Segel, — das war ein Leben für Mayer. Die Meerbäder thaten mir gut, obgleich ich gewöhnlich halb erfroren und blau aus den Wellen stieg.

„Ein solch magerer Hering,“ konnte Mayer dann sagen, „wie Sie einer sind, hat nicht nötig, das Bißel Wärme, das er noch im Blute hat, zu verlieren.“

Das Leben im Hotel war äußerst billig und doch gut. Reisebekanntschaft. Wir machten da die Bekanntschaft von Herrn und Frau von Ribbentrop aus Hannover, mit denen wir später viel zusammen waren.

Sorrent mit seiner so schönen Umgebung, seinem S. Agata, seinem Capo di Monte, seinen Schluchten, seinem Gestade und seiner entzückenden Aussicht über das Meer nach Capri, Ischia, Neapel, wurde mir so lieb, daß ich es mit schwerem Herzen verließ.

Das unvergleichliche Capri.

Am 15. August fuhren wir in einem Boote mit Dr. Detlefzen nach Capri.

Wieder eine neue Welt für mich! — Beim Pagano, wo der alte Wirt, der Begründer des Hotels, noch lebte, stiegen wir ab.

„Das unvergleichliche Capri! — Ich sah viel; die Hitze hinderte mich aber, noch mehr zu sehen."

„Wie im Sturme gingen drei Tage vorüber. Dann verließen wir Capri und seine herzigen Bewohner und fuhren nach Amalfi, das durch seine wildromantische Lage jeden überrascht."

Das wildromantische Amalfi.

Im Cappuccino fanden wir Unterkunft.

Mayer war vor 30 Jahren zum erstenmal in Amalfi.

Ein alter Schatz vom „alten Mayer".

„Dort," erzählte er mir, „hatte ich einen Schatz, den ich künstlerisch liebte, der mir aber doch auch mehr als notwendig in das Herz eingedrungen war. Sie war schön, jung, feurig. Sie will ich aufsuchen, es zieht mich wirklich zu ihr hin!"

Die Nachforschungen ergaben, daß Teresina, eine Wäscherin, noch lebe, und gleich wurde beschlossen, sie aufzusuchen.

„Darf ich mit?" fragte ich.

„O ja! Wenn die Sache zu zärtlich werden sollte, können Sie sich ja zurückziehen."

Unten am Meere lagen mehrere barackenartige Wohnungen, aneinander geklebt. In eine derselben traten wir ein. Es war niemand da. Auf mein Rufen kam ein kleines Mädchen.

„Aje, aje!"

„Ist Teresina zu Hause?"

„Nein, sie ist unten am Brunnen."

„Hier hast du einen Carolino. Geh, ruf sie!"

Und das Mädchen war im Nu verschwunden.

Ich war begierig, was da kommen würde. Bald kam eine ziemlich starke Frau mit einer nassen, über den strammen

Leib gezogenen Schürze, mit ein paar nackten roten Armen, noch dunkelm, fest gewickeltem Haar und einem dicken, etwas sonnverbrannten Gesicht. Sie mochte ungefähr 50 Jahre alt sein. Sie schien nicht guter Laune zu sein, als sie die zwei Forestieri, die sie in der Arbeit störten, vor sich sah.

Eine Sekunde war alles still. Dann begann Mayer.

„Kennst du mich nicht mehr, Teresina?

„Nein."

„Den Mayer, der vor 30 Jahren hier war, deinen alten Freund?"

„Nein, ich kenne dich nicht."

„Was, Teresina," rief Mayer, „du kennst deinen Ernesto nicht mehr?!"

Das Wort Ernesto war die Erlösungsformel aus dem Banne.

„Ja! Du bist Ernesto! Dio mio! Dio mio!"

O! den Ernesto kannte sie noch, den Mayer nicht mehr! Ihr Gesicht wurde lebendig, es zog Falten, die Augen verschwanden fast ganz daraus.

Mayer reichte ihr die Hand, ich aber fand es angezeigt zu verschwinden.

Später kam Mayer noch einmal auf diese Frau zu sprechen; dann war auch das vorbei.

Amalfi wurde gründlich genossen, auch dem hochgelegenen interessanten Ravello ein Besuch abgestattet. Aber leider schon am 25. August verließen wir wieder das schöne Amalfi, um auf der Straße nach la Cava zu fahren.

Unwiderstehlich zog es mich nach Paestum, und trotz den Räubergeschichten und der Furcht vor den Garibaldianern brachte ich es so weit, daß wir uns entschlossen, „unser Leben zu riskieren".

Erst nach zwei Uhr fuhren wir von la Cava über Salerno ab, sahen unterwegs nur königliche Truppen und kamen in Paestum gerade an, als die tiefstehende Sonne die herr- In Paestum.

lichen Tempel, die ehrwürdigen Zeugen einer längst vergangenen großen Zeit mit ihrem Golde überzog. Das ist die Zeit, in der man Paestum sehen muß, wenn es Abend wird, wenn feierliche Stille über der Natur lagert, wenn die Sonne sich sterbend nochmals an diesen Riesenbauten bricht. Dann — dann ist die Seele vorbereitet, die ganze Macht dieses Bildes zu empfinden. Es ist eine Totenfeier, die sich alltäglich dort in den Sümpfen wiederholt!

Um elf Uhr in der Nacht kamen wir nach la Cava zurück; am 28. August waren wir wieder in Neapel.

Eine etwas ärgerliche Mondscheinpartie auf Vesuvio.

Tags darauf besuchten wir den Vesuvio bei Mondenschein. Mayer blieb zurück. Ribbentrops und Detlefzen waren mit von der Partie.

Zu Pferde ging es von Portici aus an der Lavamasse vorbei bis zum Eremiten. Ein Observatorium gab es damals noch nicht. Am Kegel angekommen, stiegen wir ab. Der Abend war schön, die Luft aber nicht klar.

Drei Neapolitaner boten sich an, nns auf den Kegel zu begleiten, uns die Hand zu reichen, zu schieben, zu helfen. Dabei zeigten sie auf Wasser- und Weinflaschen, auf Eier und Brot, was sie alles mitnehmen wollten, verlangten aber eine übermäßig hohe Summe für ihre leider so nötige Hilfe, die wir unklugerweise zurückwiesen. Namentlich Ribbentrop wurde sehr grob und schalt mit allen ihm zu Gebote stehenden Schimpfwörtern auf die Räuber, das italienische Gesindel, los.

In der Asche.

Gerade aufwärts begannen wir zu steigen, kamen aber bald so tief in die Asche, daß wir von drei Schritten vorwärts einen zurückrutschten. So kamen wir auf die halbe Höhe, die drei Neapolitaner hinter uns her. Als Ribbentrop sie wegjagen wollte, sagten sie, sie gingen zu ihrem Vergnügen auch auf den Vesuv.

Nun aber konnte die kleine dicke Frau Ribbentrop nicht mehr, sie mußte sich setzen.

„Georg! Ich kann nicht mehr! — Georg! Kehren wir um!" „Georg! Ich kann nicht mehr!"

„Mein Kind, das geht doch nicht. Ruhe aus, und dann wird es wieder gehen."

Man ging dann wieder vorwärts; aber bald sank die Aermste wieder in die Asche.

„Georg, ich muß sterben! Georg, ich kann nicht mehr! Georg, bring mich zurück!" „Georg! Ich muß sterben!"

„Wenn sie nur mal sterben wollte," raunte Detlefzen mir zu, „dann kämen wir doch weiter."

Es war uns unangenehm zu Mute, der ganze Ausflug verdorben. Endlich kam, was schon längst hätte kommen sollen: Ribbentrop rief die drei Italiener herbei und bat sie um Wasser und Wein. Als Georg dem Engel damit wieder auf die Beine geholfen, wurden jene auch noch zum Schieben und zum Ziehen angeworben. Auf dem richtigen Wege, der einige größere Lavastücke zeigte, auf die man den Fuß aufsetzen konnte, ging es nun rasch in die Höhe.

Oben angekommen, vergaß man bald die überstandene Qual. Am Krater.

Der Schlund rauchte, von Zeit zu Zeit donnerte es aus ihm hervor, Steine flogen in die Höhe und polterten wieder in den Krater zurück. Weiße Wasserdämpfe versteckten von Zeit zu Zeit den hochstehenden Mond, es schien, als ob er fliehe.

Zauberhaft aber lag die Landschaft zu unsern Füßen, — eine nie gesehene Pracht! Wie Geister erschienen wir uns selbst hier oben. — Mir war, als ob ich träumte! — Lange sprach niemand ein Wort.

Die Neapolitaner steckten Eier in die Ritzen der Lava, und sie waren bald gekocht, die Eier nämlich. Auch Wein, Brot und Wasser, zuerst so unmutig zurückgewiesen, wurde jetzt gerne angenommen und mit Behagen verzehrt. Die alten Kräfte kehrten zurück.

Gegen Mitternacht dachte man an den Aufbruch; ungern schickte ich mich dazu an. Geradeswegs hinunter in großen Sprüngen war ich in zehn Minuten am Fuße des Kegels angekommen, den zu besteigen wir volle drei Stunden gebraucht hatten.

Aufruhr in Neapel.

Gegen Morgen waren wir wieder in Neapel, im schreienden, lärmenden Neapel. Da war alles in größtem Aufruhr.

Geht er? Bleibt er? — Er geht (nämlich der König), Gott sei Dank! Dann wird Neapel nicht bombardiert. So hieß es am Morgen. Die anziehenden Scharen Garibaldis flößten großen Schrecken ein.

Auf Ischia sollte ich für meinen steif gebliebenen Finger die Bäder gebrauchen.

Mineralbäder auf Ischia.

Casamicciola, in der kleinen Sentinella, 30. August: „Heute Neapel verlassen, mit einem kleinen Dampfer unter herrlichen Genüssen, die die Aussicht bot, hierher gefahren. Heiß, sehr heiß! Bade die Hand in Mineralschlamm, habe Fieber und Langeweile. An der heißen Quelle bekam ich das Fieber. Dr. Verdi gab mir Chinin. Ribbentrops kamen an; die liebe gute Frau pflegt mich. In der großen Sentinella wimmelt's von Russen. Nach zehn Bädern bewegt sich mein Finger. Eine hübsche Elsässerin neben meinem Zimmer, — ich heiße aber Joseph!"

Wir wollten sehr bald von Neapel, wohin wir am 5. September zurückgefahren waren, abreisen. Aber das Dampfboot war von fliehenden Neapolitanern überfüllt. Der kleine Aufschub war für mich höchst interessant; denn ich sollte Garibaldi und seine Scharen in Neapel einziehen sehen.

Neapel vom König verlassen.

Der mehr als dumme, der blödsinnige König lief davon! Ich sah ihn noch mit der Königin am Ufer fischen. Er hatte Zeit und Muße zum Fischen, während Garibaldi schon in Salerno war!

Der König hatte Neapel wirklich verlassen. Ueberall standen Truppen und besprachen das Ereignis. Das Fort

S. Elmo würde, so hatte man gefürchtet, beim Einzug Garibaldis Feuer und Flammen auf die Stadt herunter speien. Nun aber der König Neapel verlassen, hoffte man, daß den Freischaren kein Widerstand entgegengesetzt werden würde.

Schon am Morgen in aller Frühe waren wir auf den Beinen. Mich überkam eine ziemlich große Aufregung, standen wir doch ersichtlich vor einem wichtigen geschichtlichen Ereignisse.

Zuerst gingen wir nach dem Schloß. Menschen standen auf dem großen Platze; die Gitter des Palastes waren geschlossen, Kanonen, zum Abschießen bereit, standen dahinter. Der ganze Hof und alle Räume waren voll von Soldaten, die ganz ruhig herumstanden. Man sah es diesen armen Burschen an, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten. Ich glaube, sie langweilten sich. Von Offizieren sah ich keinen einzigen; sie hatten sich kaufen lassen und hatten ihre Truppen verlassen. Der Verrat spielte eine große Rolle, und seine Schändlichkeit wurde als Patriotismus verherrlicht. Tapfere Soldaten.

Eine unsagbar drückende Schwüle lag über der Stadt; niemand schien den Spektakel anfangen zu wollen. Es kam auch zu plötzlich; gestern war noch der König da, heute soll Garibaldi erscheinen! Auf welche Seite soll man sich schlagen? Wenn der König wiederkäme, was dann?

„Wir sind in Villa Reale. Er kommt! Er kommt! Garibaldi kommt! Alles rennt durcheinander, auch wir eilen dem Schlosse zu und finden noch auf dem Balkon des Café de l'Europe im ersten Stock einen herrlichen Platz. Von hier aus übersehen wir den Toledo, die Chiaja, das Schloß, das Theater."

„Jetzt erscheinen rote Hemden, rote Mützen, Wagen mit Fahnen, die Nationalgarde tritt unter Gewehr."

„Er ist schon in S. Cinaro!" murmelt man.

„Endlich eröffnet den Tanz ein Wagen voll schlechter Weiber von der Porta Capuana. Ein Frate sitzt hoch oben und schwingt die Trikolore. Die Weiber schreien und heulen:

evviva Garibaldi! Die Haare fliegen, der Dolch blitzt. Bald folgen andre zu Fuß und zu Wagen. Halbangezogene Junge und Alte, zerlumpt, bewaffnet mit Spieß und Steinen, rennen wild durcheinander, das Gebrüll ‚evviva Garibaldi!‘ übertönt jede Stimme.“

„Es folgt Wagen auf Wagen, Haufen auf Haufen der aufgeregten Menge. Wieder Wagen voll Pfaffen. Wie toll schreien sie mit gelöster Halsbinde, mit Fahnen in den Händen. Weiber, Kinder, aber auch Soldaten jagen wie betrunken an uns vorbei. Auf dem großen Platze vor dem Schlosse machen sie Halt.“

„Er kommt! Ja, er ist es!“ ging es durch die Reihen.

„Und er kam.“

Ich habe Vorstehendes, unter dem frischen Eindrucke Niedergeschriebenes meinem Tagebuche entnommen.

Unter unglaublichem Schreien und Lärmen kommt ein Wagen voll Männer angefahren. Einer sitzt neben dem Kutscher auf dem Bock, sechs im Wagen eng zusammengedrängt, unter diesen Garibaldi. Schritt für Schritt und nur langsam kommt der Wagen vorwärts.

Garibaldi mit rotem Hemd, schwarzem Hut, weißen Hosen, machte auf mich weder einen guten noch einen schlechten Eindruck; denn der ganze Einzug hatte mich durch seine unsägliche Gemeinheit verstimmt und das richtige Urteil über Garibaldi getrübt.

Ein Kanonenschuß, zu richtiger Zeit, durch die Gitter des Schloßhofes würde Wunder gewirkt haben. Aber dort schauten die Soldaten wie gefangene Schafe dem Einzuge zu.

Das souveräne Volk von Neapel.

Viele Tausende von Menschen, bunt durcheinander gewürfelt, hatten den Platz gefüllt. Garibaldi verließ den Wagen, ging in das nächste Haus und hielt vom Balkon desselben eine kurze Rede über Tyrannen und Majestät des Volkes an das versammelte Volk, — und an was für ein Volk!

Von unsrem Balkon oben gesehen war es nicht gerade schön, in die aufgerissenen Mäuler, in die fanatisierten Gesichter zu sehen. Die Hände drunten blieben beständig in der Luft, und das Gebrüll hörte erst auf, als Garibaldi sich anschickte, den Toledo hinauf als Triumphator, wieder zwischen fünf Mann eingeklemmt, zu fahren. Garibaldi Triumphator.

Nun kam aber die Angst! Nachmittags hieß es nämlich, die Garibaldianer seien bei Capua geschlagen worden, und die Königlichen würden abends noch in die Stadt einrücken. Das Blut trat erst nach vier Uhr wieder in die blassen Gesichter zurück, als diese Nachricht widerrufen wurde.

Gegen Abend war ich keck genug, allein die Straßen der Stadt zu durchstreifen. Ich wollte sehen und hören.

Plötzlich wurde ich von einem Haufen mit Säbeln bewaffneter Kerle umringt, die mich aufforderten, evviva Garibaldi! zu rufen, wozu ich aber nicht die geringste Lust hatte. Nun hieben sie mit ihren Säbeln vor meinen Füßen so heftig auf den Steinen herum, daß es Funken gab. Ich sah wohl ein, daß ich hier der Klügere sein mußte, und rief evviva Garibaldi! Gleich wurde ich losgelassen und konnte meines Weges gehen. Garibaldianer wider Willen.

Nun kam die Nacht, eine Nacht, die für Salvator Rosa Stoff für tausend Bilder geliefert hätte. Eine Nacht, grauenhaft schön und wild! Eine grauenhaft schöne Nacht.

Namentlich in S. Lucia ging es toll zu. Alte ausgetrocknete Schiffe wurden überall auf die Straße gezogen und angezündet. Die Flammen schlugen hoch in die Luft und beleuchteten die Menschen, die Häuser, die ganze Umgebung oft zauberhaft phantastisch und schön. Die Menge sprang tanzend und singend um die oft mächtigen Gluthaufen herum. Leichtfüßige Marinari übersprangen sie, was ein Bild von großer Wirkung gab. Durch die Straßen rasselte das Tamburin, Volkshaufen zogen ihm nach. Man umarmte sich, man küßte sich, man hielt Reden, man tanzte und lärmte;

aber eines muß ich doch sagen: der Wein hatte nicht die erste Rolle in dieser tragikomischen Revolution.

„8. September 1860. Heute abend reise ich ab. Zum Frühstück hören wir noch immer den tosenden Festlärm von der Straße heraufschallen; aber nur wenige von diesen Neapolitanern wissen, um was es sich eigentlich handelt."

„Es ist das Grottenfest. Garibaldi hält Musterung über die Nationalgarde. Der Regen strömt vom Himmel, aber alles läuft dahin. Ich sah den untersetzten, gutmütig aussehenden Nationalhelden ganz in der Nähe. Er hat einen Philosophenkopf, wie man ihn im Museum sehen kann, eine gute, starke Nase, hohe Stirn, kluge, gutmütig dreinschauende blaue Augen. Er könnte ein deutscher, blonder, dickköpfiger Professor sein. Er hält sich gar nicht militärisch, bummelt vielmehr unter seinen sogenannten Offizieren herum, und doch hat der Mann eine starke Willenskraft, Mut und Energie. Aber ein großer Geist scheint er mir doch nicht zu sein."

Der Nationalheld, wie er aussah.

„Abends sieben Uhr. Ich eile auf das Dampfschiff ‚Tabor'. Es regnet entsetzlich, während ich mich einschiffe. Pudelnaß suche ich nach meinem Koffer, den ich nicht finden kann. Das Schiff ist zum Ersticken voll — scheußlich! Ribbentrops bleiben zurück, auch Mayer, der meint: ‚Diese verrückten Menschen hier gefallen mir! Will noch länger in dieser Hölle bleiben. Hier passiert doch einmal was!' Die Stadt ist taghell beleuchtet. — Um achteinhalb Uhr fahren wir endlich ab unter Donner und Blitz. Man ergiebt sich, schläft nicht, hört aber, wie die fliehenden Neapolitaner schimpfen, sieht eine schöne Sizilianerin und kommt recht elend am 9. September in Civitavecchia an. Eine heillose Paßschererei — ein recht trauriger Eindruck beim Betreten des päpstlichen Landes. Abends zehn Uhr in Rom!"

„1. Oktober 1860. Wie wohl ist mir, daß ich wieder arbeiten kann! Im Atelier alles in Ordnung gefunden. Arbeite wieder in Marmor, modelliere, skizziere neue Entwürfe. — Am 14. Oktober nach Ariccia zu Erhardts, Dorners, Cornelius. Cornelius' zweite Frau noch nicht lange tot; ebenso seine Tochter. Es heißt, der Hochbetagte heirate wieder und zwar die Kammerjungfer seiner Tochter! Man wundert sich, — ein interessanter Fall! Alter schützt vor Thorheit nicht, man wird niemals recht weise; und ist man erst an Jahren reich, macht man noch die dümmsten Streich' nach altbekannter Weise!"

Wiederaufnahme der Arbeit.

Cornelius' Alter schützt vor Thorheit nicht.

„Warum hat der Oktober nicht 100 Tage?! Er ist so schön!"

„Mit Grüneisen nach Tor' dei schiavi geritten. Die braungebrannte Campagna war prachtvoll."

„28. November 1860. Diesen Morgen hörte ich Erhardt meine steile, für Hühner passende Treppe herauf eilen. Freudig kam er zu mir herein: Kopf! Heute nacht haben wir einen Sohn bekommen! — Herzlich beglückwünschte ich den lieben Freund."

„Frau Ribbentrop, die in Nummer 55 Piazza di Spagna wohnt, giebt mir französischen Unterricht. Suche meine Sprachkenntnisse zu verbessern; leider wird es mir aber so schwer! — Von Stuttgart kommt mir die Nachricht zu, daß die Kaiserin von Rußland am 21. Oktober gestorben ist. Eine Gönnerin weniger! — Mayer wieder da. Bei Kolb heute zum Abendessen mit ihm. Kolb sagte zu ihm: ‚Lieber Mayer, Sie nehmen es mir nicht übel: der Koch hat heute ohne mein Wissen Schweinefleisch mit Kraut gemacht.' Darauf Mayer: ‚Schadet nichts, lieber Freund. Ich übe mich gerne hie und da im Christentum.' Er erzählte dann Kolb von unsrer Reise und von Garibaldi, für den Kolb heimlich schwärmte. Dann kam er auf seine Mutter zu sprechen, die er erst kennen gelernt habe, als er 20 Jahre alt gewesen sei. Ein Freund

Ein vernünftiger Mann.

in Hamburg habe ihm eines Tages gesagt: ‚Kommen Sie heute auf den Ball zu uns, da werden Sie Ihre Mutter kennen lernen.‘ Diese hatte ihren Mann, Mayers Vater, verlassen, als Mayer noch ein kleines Kind war, und hatte einen andern geheiratet. ‚Voll Neugierde,‘ erzählte Mayer, ‚erschien ich im festlich beleuchteten Saale, durchwanderte die Gemächer und wartete immer, ob die Macht des Blutes mich nicht zu meiner Mutter führe. Aber ich sah die Damen all und fühlte durchaus gar nichts. Nun stellte mich mein Freund meiner Mutter vor, die gerade eine Tasse Thee in der Hand hatte und diese nicht einmal fallen ließ, sondern sehr scharmant mir guten Abend sagte.‘“

„Der gescheite, interessante, oft satirische Künstler, bei dem ich manches lernte, und der mir ein guter, wohlwollender Freund war, besuchte mich noch kürzlich, und heute schon muß ich in mein Tagebuch schreiben: 1. Februar 1861. Heute früh starb Ernst Mayer. Gestern hat ihn im Café Greco der Schlag getroffen. Nur noch wenige aus der alten Schule sind uns geblieben.“

Auf dem Judenkirchhofe haben wir ihn dann begraben. Künstler aller Richtungen gaben ihm das letzte Geleite.

1861. Mit Sang und Klang in das neue Jahr.

Mit Sang und Klang sind wir in das neue Jahr übergegangen, und heute ist schon wieder der 15. Februar! Die Zeit hat bereits Ernstes und Heiteres gebracht. Ich arbeite mit Freuden weiter, immer hoffend, die folgende Arbeit werde besser gelingen. So fing ich auch meine lebensgroße Figur, eine Nymphe, die auf einem Steine sitzt und sich vor einer Eidechse fürchtet, die an ihm emporklettert, zu modellieren an. Diese Arbeit soll mir Gelegenheit bieten, das Nackte tüchtig

durchzuführen, und das Neckische, Liebenswürdige eines schönen Mädchenkopfes zu zeigen."

„Bis jetzt habe ich noch keine Kinderbüste modelliert. Daß das auch schwerer ist, als ich mir vorstellte, sollte ich dieser Tage erfahren, als ich die lebensgroße Büste der zweijährigen Jella Erhardt anfing. Das liebe, dicke, pausbackige Kind sitzt mir recht leidlich. Ich setze auf meine Nase einen kleinen Vogel aus Thon; dann schaut sie mir minutenlang ins Gesicht. Die Büste soll sehr ähnlich sein; wenigstens macht sie den guten Eltern viel Freude. Sie wird gleich in Marmor angefangen werden."

„Der Karneval ist sehr flau. Die Italianissimi — und deren giebt es viele — machen ihren Karneval vor Porta Pia, was als antiklerikale Demonstration gedeutet wird. Gaëta ist gefallen. Es geht in Rom wegen der Politik etwas ungemütlich zu." Ungemütlicher Karneval.

„Bei Frau Lindemann-Frommel, die immer leidend ist und im Bette empfängt, habe ich den Maler Galait kennen gelernt, einen kleinen, gut gepflegten Herrn, der aussieht, wie ein Gelehrter. Er hat feine, vornehme Manieren und ist eine ganz andre Art von Künstler als wir sind, was mir gerade nicht mißfällt; denn das ‚Knotentum' macht noch lange nicht den Mann."

„Galait war mit Lindemann bei mir. Er interessierte sich für meine Arbeiten. Als ich ihn bat (was ich bei Künstlern, vor denen ich Respekt habe, immer thue), mir seine Meinung offen zu sagen und mir zu korrigieren, ging er sehr liebenswürdig darauf ein. — Er malt im Vatikan Pius IX., der mir aber gar nicht gefällt. Ich finde ihn ledern und langweilig gemacht."

Nun etwas über meine Atelierverhältnisse. Atelierverhältnisse.

Meinen Abbozzatore (Arbeiter, der aus dem Groben haut) Fontane, ein verkommenes Subjekt, mußte ich entlassen, da

er mir an der Statue „Herbst“ einen Arm abgeschlagen hatte. Für ihn trat nun Aristide Segante ein, der heute noch nach 35 Jahren als Oberleiter im Punktieren in meinem Atelier thätig ist. Einen fleißigeren und tüchtigeren Arbeiter giebt es wohl kaum mehr. Jeden Tag, sei es Sommer oder Winter, Werktag oder Sonntag, ist er im Atelier an der Arbeit. Er ist der tüchtigste Punktierer in Rom und bekommt die Arbeiten von mir im Accord, wobei er sich täglich zehn bis fünfzehn Lire, oft auch mehr, verdient; denn Kopien, die er macht, bekommt er immer ganz für sich bezahlt. In jüngeren Jahren war er voll Humor und Lebenslust, liberal und ganz das Gegenteil von meinem ersten Bildhauer Antonio Mazzoli, der mir 25 Jahre lang als geschickter Künstler diente, leider aber vor ein paar Jahren gestorben ist.

Mazzoli war ein „Schwarzer“. Im Vatikan als Sohn eines dortigen Beamten geboren, war er ganz Papale, aber, wie Segante, mit dem er sich sehr gut vertrug, ein braver, fleißiger Mensch, der meine leider zur Heftigkeit veranlagte Natur mit Geduld ertrug. Er bekam täglich zehn Lire, verdiente sich aber manches nebenbei, da er nur acht Stunden Arbeitszeit und demnach im Sommer viel freie Zeit für sich hatte.

Diese zwei Männer waren der Stamm meiner Arbeiter. Die andern schlossen sich ihnen an oder waren ihnen beigegeben und wechselten öfter. Für die vielen Leute hielt ich einen Studiodiener, der bei Fremdenbesuch dienstbereit war, die Bohrmaschine zog, reinigte und so weiter. Auch diese hielten bei mir oft zehn bis zwölf Jahre aus, wie der bekannte Domenico, seines Zeichens Schneider, fromm, dumm und fleißig.

Meine Kammerjungfer war 78 Jahre alt. Sie kam morgens, machte das Bett, hielt Zimmer und Wäsche in Ordnung. Ich stand mit ihr auf keinem zärtlichen Fuß — sie hörte dazu auch zu schlecht.

Jeden Samstag war Zahltag. Segante führte die Bücher.

Ihm gab ich einen Check, mit dem er bei Kolb, später Nast-Kolb-Schumacher das Geld holte. Ich hatte nie Geld in der Tasche; oft mußte ich solches bei meinen Arbeitern entlehnen. Daher kam es wohl auch, daß ich nie ausgeraubt oder bestohlen wurde, obgleich ich in der abgelegenen finstern Via degli insurabili wohnte und zu jeder Zeit in der Nacht nach Hause kam.

Nur ein Ereignis machte mir einmal etwas gruseln. Etwas Gruseliges.

Eines Abends kam ich nach Mitternacht nach Hause, zog meinen großen Schlüssel aus der Tasche, öffnete und trat in das stockfinstere Atelier ein. Ich zündete die bereitstehende Kerze an und besah, was ich fast jede Nacht that, noch einige Figuren bei Licht. Dann verließ ich die weißen geisterhaften Gestalten und ging die Hühnertreppe hinauf in mein Schlafgemach.

Schon beim Eintreten bemerkte ich etwas Schwarzes, Sonderbares auf meinem Bette stehen.

Ich trete hinzu, und erschrocken sehe ich einen Dolch, mitten durch die Decke bis tief in die Matratze gestoßen.

Ich zog die Mordwaffe heraus und sah, daß sie das Mazzinizeichen, einen Totenkopf, trug.

Es war mir klar, was das bedeuten sollte. Offenbar eine Drohung: „Du bist nicht sicher in deinem Bett! In der Nacht schleichen wir uns ein, in der Nacht können wir dich ermorden!"

Ungern legte ich mich zur Ruhe. Die unheimliche Geschichte ließ mich lange nicht schlafen. Zuvor hatte ich das ganze Atelier untersucht, ob nicht ein grausiger Gast sich versteckt habe. Aber nichts war in Unordnung, alles wie sonst, auch die Schlösser.

Am Morgen ging ich zur Polizei, brachte den Dolch und gab die Geschichte zu Protokoll. Meine Leute wurden verhört, aber nichts, gar nichts kam heraus. Ich hatte bloß Scherereien, und damit konnte ich weiter schlafen unter meinen Statuen

und bei meinen Arbeitern, von denen gewiß einer der Schuldige war.

Reizende Norwegerinnen.

„Professor Munk aus Christiania ist in Rom, um Studien in der vatikanischen Bibliothek zu machen. Er brachte seine ganze Familie mit, dabei vier reizende Mädchen, wirklich mit Blumen vergleichbar, so duftig, so rosig, so lilienartig sehen sie aus. Habe sie bei Lindemanns kennen gelernt. Lindemann macht den Gärtner. Er übergießt die Blumen mit Liebenswürdigkeit. Wir Jüngeren, besonders Grüneisen und Passini sind eifersüchtig. Frau Lindemann hat mehr Besuch als je — ja, ja! Die Julie, die Lilie!"

„Mit diesen reizenden Geschöpfen wurden Ausflüge gemacht. Man zog abends vor die Stadt nach Tre madonne, Mezzo miglio vor Porta Pia; man tanzte, man sang, man ging abends Arm in Arm nach Haus. Die Alten sind verliebter als wir — der Maler Müller, ein Schweizer, ist ganz toll!"

Von Deutschland kam die Kunde, daß auf den König von Preußen ein Mordanfall ausgeführt worden sei, was uns sehr in Alarm versetzte. Ich ahnte noch nicht, daß dies edle Leben auch für mich kleinen Bildhauer noch große Bedeutung erhalten sollte.

Weitere Ausbildung.

Die vielen Feste und Zerstreuungen konnten mich nicht hindern, an meiner weitern Ausbildung zu arbeiten. Der Roman „Soll und Haben" von Freytag, Burmeister Schöpfungsgeschichte, die griechische Geschichte von Curtius und andere beschäftigten mich in meiner freien Zeit. Kolb schenkte mir sämtliche Werke Schillers, die von Goethe kaufte ich mir selber.

Damit das Bittere wieder in jenen schönen Tagen nicht ganz fehle, erhielt ich die Nachricht, daß mein Bruder Andreas am 30. August gestorben sei; eine Herzkrankheit hatte ihn dahingerafft.

In dieser Zeit modellierte ich einen kleinen reizenden Knaben, Augusto, einen Enkel von Riedel, der mir dafür ein Bild, den effektvollen Kopf einer Odaliske malte. Riedel brachte seinen Liebling immer selber zu mir und wohnte auch den Sitzungen bei.

Dieses Riedelsche Bild war das erste meiner Bildersammlung, die ich bis heute sehr zu vermehren das Glück hatte, und zu der sich auch später viele alte Meister gesellten. In meinem oberen Atelier wurde Riedels Bild, auf das ich nicht wenig stolz war, aufgehängt.

Maler Riedel.

Riedel zeigte mir gerne seine Arbeiten. Gewöhnlich hielt er seine Hand dicht vor das Bild, und wenn diese sich dann grau gegen das Bild abhob, hatte er eine unbändige Freude und fand das Bild tief im Ton und sehr schön. Nie habe ich einen Künstler gesehen, der bei seinem Schaffen gleich glücklich war. Er ließ aber auch andre gelten.

Eines Tages kam Riedel außer sich ins Café Greco. Eine vornehme Dame saß ihm zu ihrem Porträt und hatte einen kostbaren Perlenschmuck mit ins Atelier gebracht, der über Nacht in demselben liegen geblieben war. Am andern Morgen war er verschwunden — Spitzbuben hatten ihn geholt. Daß Modelle die Diebe waren, stand ziemlich fest; aber die wohllöbliche päpstliche Polizei brachte, wie gewöhnlich, den Schuldigen nie zu Tage.

Riedel hatte immer Bestellungen und verdiente viel. Die Familie, in der er lebte, zehrte aber alles auf. Tief mußte er in seinen alten Tagen büßen, daß er ein zu großes Herz besessen hatte.

Neues Leben im Künstlerverein.

Auch das Leben im deutschen Künstlerverein blühte, nach Sturm und Zank, wieder auf. Ludwig Passini wurde Hausmeister, Doktor Erhardt Schriftführer, Böheim half Passini aus; mich wollten sie auch in den Vorstand wählen; Passini fand aber mein Rednertalent „unter dem Hund“. Heitere und frohe Tage zogen wieder in Fontana Trevi ein.

1862. Die Witwe des Papierfabrikanten Schäufele aus Heilbronn kam mit ihrer geistvollen Tochter Irene, einem sechzehnjährigen originellen Mädchen, nach Rom. In dem Hause dieser Schwaben verkehrte ich später als täglicher Gast.

Am 10. März 1862, meinem Geburtstag, schrieb ich in mein Tagebuch:

Geburtstagsbetrachtungen.

„Sonderbar! ich möchte viel schreiben und weiß doch so wenig! Bin so glücklich und doch so unbefriedigt, so einseitig und doch so zerstreut, so begeistert und doch so wenig arbeitslustig, so gläubig und doch voller Zweifel an meinem Können und an mir!“

Die Verse, die ich dazu geschrieben, lassen mich glauben, daß ich verliebt war.

Abendgesellschaften in der Villa Medici.

Auf der französischen Akademie in der Villa Medici wurde jeden Sonntag musiziert. Der damalige Direktor Maler Hebert und seine liebenswürdige Frau, eine Deutsche aus Dresden, luden auch mich zu diesen oft genußreichen Abendgesellschaften ein. Gewöhnlich kamen auch einige Schüler der Akademie, die nicht selten sehr musikalisch waren. Auch Liszt verkehrte da und wurde immer sehr gefeiert.

Unter den Akademieschülern waren oft tüchtige Künstler, die später berühmt wurden. Manchen von ihnen besuchte ich in seinem Atelier, und dieses Zusammentreffen mit jungen Kräften andrer Nationen hatte großen Einfluß auf meine eigne künstlerische Entwicklung. Ich lernte da die Franzosen und ihr befruchtendes Streben kennen und bekam eine hohe Meinung von ihrer Phantasie und von ihren für mich oft unverständlich stark bewegten Figuren. Der Ernst, mit dem sie die Kunst betrieben, imponierte mir sehr, und es wollte mir scheinen, daß wir ihnen gegenüber Bummler wären. Monate und Monate, ohne zu ermüden, arbeiteten sie mit Modell an ihren oft großartigen Bildern und Statuen und erreichten dann das, wovor wir oft auf halbem Wege stehen blieben.

Hebert, der kleine hinkende „Maler der Malaria", wie er nach seinem im Luxembourg-Palais zu Paris aufgestellten sehr schönen Bilde genannt wurde, war eine prächtige männliche Künstlernatur. Jahrelang war er auf Villa Medici, und auch nach dem Krieg von 1870 ist er immer der Gleiche uns Deutschen gegenüber geblieben.

Einmal war auch Fräulein Köbel, die „schöne Sophie" und ihr erklärter Freund Romako auf der französischen Akademie. Sie war sehr musikalisch und von Hebert deswegen sehr bewundert, und sang italienische Lieder sehr schön und temperamentvoll.

Am 3. April 1860 hatte ich endlich meine Figur „Nymphe" vollendet. Redlich habe ich dabei studiert und viele Modelle benutzt. Es dürfte wohl die erste meiner Arbeiten sein, die weniger konventionell und mehr aus dem vollen Leben geschöpft ist. Henneberg, der mich alle Tage besuchte, hatte viel Lob für das „Mädchen", wie er sich ausdrückte.

Die Figur „Nymphe" glücklich fertig modelliert.

Der Gipsgießer kam, wir aber benutzten die Zeit, in der in meinem Atelier alles drunter und drüber war, um ins Freie zu reiten. Im Hofe meines Ateliers hatte ein Pferdevermieter Cairoli seinen Stall. Er hielt oft recht gute Pferde, oft waren es aber auch bösartige Mähren, deren Bestreben es war, uns auf die Erde zu bringen, was ihnen nicht selten gelang. Die Freude des Reitens war nicht so sehr teuer; für 8 bis 10 Lire konnte man einen halben Tag lang reiten.

Diesmal ging es die Via Flaminia entlang nach Tor de' sciavi in das Poussinthal, das durch seine Schönheit berühmt war, und das mir später so verhängnisvoll werden sollte.

Hoch zu Roß durch die Campagna.

Der Tag war herrlich, die Campagna dort zauberhaft. Hoch zu Roß über Stock und Stein, manchmal auch über die vier Fuß hohen Gehege ging es weg in nie versiegbarer Lust. Ueber Monte Mario kamen wir zurück.

Nur zu Pferd, nur hoch auf dem Gaul die Campagna durchreitend, kann man die ganze Schönheit dieser einzig herr-

lichen Landschaft kennen lernen. Die Fremden, die nach Rom kommen, haben davon keine Ahnung!

„Pfingsten 1862. Es donnert und regnet. Ich modelliere an einem Amor. Ich schlafe zu lange, gehe zu spät ins Bett. Gestern Heiligsprechung im Sankt Peter. Ueberall Geistliche — die Welt recht schwarz und dunkel! Armer Sankt Peter! wie haben sie dich zu Grunde gerichtet!"

Die Hochzeit des Romako.

Am 11. Juni 1862: Hochzeit von Romako und Fräulein Sophie Köbel.

Liszt, der Gefeierte, selbst ein Verehrer der schönen Sophie, war Brautführer. Wir Künstler und Freunde des Hauses, 16 an der Zahl, waren geladen. In San Carlo al Corso war die feierliche Einsegnung dieser später so unglücklichen Ehe. Liszt hatte alle seine Orden angelegt und entwickelte seine ganze unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. Er bezauberte alle Herzen, besonders die der Damen; er war ohne Nebenbuhler im Reiche der Schönen. Aber auch uns Männer hatte er alle für sich; seine universelle Bildung, sein Genie als Künstler imponierte einem jeden. In Kunstgespräche, ließ er sich aber nie ein; denn er wußte wohl, daß er von Kunst nichts verstand.

Die Braut bot einen großartigen Anblick. Eine mächtige Figur, mit starken Zügen, sah sie in ihrem Schleier wie eine Juno aus. Im Umgang war sie freundlich und zuvorkommend, nie fein, aber immer interessant.

Nach der kirchlichen Feier wurde dem glücklichen Paare gratuliert. Romako strahlte vor Glück. Dann ging es nach Hause, wo die Mutter von Frau Romako einen Tisch mit allen Herrlichkeiten, besonders reichlich mit Champagner bestellt, bereit gehalten hatte. Liszt setzte sich ans Klavier, nicht ahnend, zu welchem Totentanz er aufspielte. Und nun Muse, beschreibe den Jubel der tanzenden Welt, den der göttliche

Spieler hervorrief! Vor allen zeigte sich das frisch zusammengefügte Paar in unsagbarer Wonne und Seligkeit.

Das war eine merkwürdige Hochzeit! Noch lange bildete sie das Gespräch in der römischen Kolonie.

Romako hatte gar kein Vermögen. „Sobald ich diese zwei Bilder verkauft habe, heirate ich," sagte er einmal zu mir.

Fräulein Köbel war eine verwöhnte junge Dame. Der Leichtsinn des Künstlers war wohl die Hauptursache des späteren Unglücks.

Die Hitze war zu Ende Juni 1862 groß geworden. Das Arbeiten bei der schwülen Sirokkoluft fiel einem recht schwer. Es half nichts, daß wir täglich weite Ritte in die Campagna machten, so zuletzt noch — ich auf meinem neuerworbenen Schimmel — nach Prima Porta, wo die Villa der Kaiserin Livia stand. Ich hatte Sehnsucht, aus Rom hinauszukommen. Fort aus Rom nach Florenz.

Henneberg war nach Florenz abgereist; Böheim ging nach Heiden in der Schweiz, wohin ihn seines Lungenleidens wegen der Arzt schickte. Ich begleitete ihn fürs erste.

Am 27. Juni fuhren wir nach Civitavecchia, von da nach Livorno. Die See war still und ruhig. das Schiff aber überfüllt mit Geistlichen, die von der Kanonisation der neuen Heiligen aus Rom kamen. Es war des Guten zu viel! Auch Prinz Borghese mit seiner stillen reizenden Tochter, Fürst Corsini und viele Notabili der römischen Gesellschaft waren mit auf dem Schiff.

Von Livorno aus fuhr ich nach Pisa, besichtigte den Dom, den Camposanto, das Baptisterium. Die italienische Gotik, die Architektur des 13.—14. Jahrhunderts von Italien, war mir neu und sehr interessant. Nachmittags fuhr ich nach Florenz, wo ich bei Henneberg im Borgo S. Apostoli Nr. 1176 Wohnung fand.

In dieser Pension, die sehr billig und leidlich reinlich war, traf ich auch Professor Wilhelm Henzen und dessen Frau. Letztere malte im Palazzo Pitti nach Tizian, Henzen studierte in den Archiven der Stadt.

Eine Bekanntschaft fürs Leben.

Henzen, der erste Sekretär des neu gegründeten archäologischen Instituts in Rom, ein schon lange bekannter vorzüglicher Philologe, war schon jahrelang in Rom, ohne daß ich ihm näher zu treten Gelegenheit gehabt hatte. Henneberg, der mit seiner Schwester zusammen in Florenz war, machte mich mit Henzen bekannt. Wie es oft so geht, daß man mit Menschen lange Zeit zusammen ist, ohne daß man sich gegenseitig nähert, und daß dieselben später unsre besten Freunde werden, so erging es mir auch mit Professor Henzen.

Er war ein charaktervoller, zielbewußter, edler Mensch. Ein Feind aller Aeußerlichkeiten, haßte er das Strebertum und machte nie Komplimente, was er freilich in späteren Jahren zu büßen bekommen sollte. Mißgunst und Heuchelei wagten es, einen solchen Mann zu kränken.

Nach dem Tode seiner Frau nahm Henzen meine Schwester Rosina an Tochterstatt an, wodurch meine Familie in ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis mit ihm trat.

Schöne Tage in Florenz.

Die Tage in Florenz gestalteten sich so zu Festtagen für mich. Die Abende bei Tisch waren besonders gemütlich und lehrreich; denn Henzen und Dr. Jordan, ein Schüler und sogenannter Ragazzo von Henzen, der nachmalige langjährige Direktor der Nationalgalerie in Berlin, besprachen oft den historischen Teil unsrer Ausflüge, das Kunstgeschichtliche der Bilder und Kunstschätze in den Galerien und Kirchen des unvergleichlichen Florenz.

Henneberg mit seiner Vorliebe für die Quatrocentisten, die er fleißig in den Uffizien zeichnete, machte mich auf diese feinen Naturalisten aufmerksam, und unter ihm ging mir das bessere Verständnis für sie auf.

Ein Graf York, der mit am Tische saß, Frau Henzen

und die immer bewundernde Fräulein Henneberg bildeten mit mir das dankbare Publikum der Gesellschaft.

Was hatte ich in diesem Florenz, das ich zum ersten Male besuchen konnte, nicht alles zu sehen! Was gab es da für mich nicht alles zu studieren! Florenz, die Stadt des Rinascimento, das bürgerliche mittelalterliche Florenz, wie ist es doch so gemütlich und wohnlich in seinen Straßen, so poetisch und interessant mit seinen Kirchen, Museen und Häusern! Selbst die Umgebung ist bescheiden, nicht aufdringlich. Man liebt es.

Die Hitze war in Florenz weniger empfindlich als in Rom; oben auf Fiesole wehte frische, schöne Luft.

„Alle Tage in Galerien! Alle Tage bewundere ich Michelangelo, den ich aber immer noch nicht recht verstehe, und den mir mehr nahestehenden Donatello, den feinen großen Meister Luca della Robbia, den großen Verocchio. Mein Gott! was ist hier nicht alles zu lernen! Besonders überraschten mich die Porträts dieser einfachen, Seelen beschreibenden Künstler. Ihre Reliefe und Büsten sind einfach himmlisch!"

Ich glaube, in jedem jungen strebenden Künstler taucht einmal der Wunsch auf, etwas recht Großes, als Bildhauer womöglich etwas Kolossales zu machen, um seine Kraft dabei zu messen, vielleicht auch, um das Publikum auf sich aufmerksam zu machen. In neuerer Zeit greifen die Maler oft zum absonderlichen, schauderhaften, recht blutigen Vorwurf. Das sind dann aber oft die Kleinen, die armen Talente, und ihre Werke, schaudererregend und häßlich, sieht man wohl an, aber nicht zum Nutzen des betreffenden Künstlers. Ein großes Vorhaben.

In Florenz entstand auch in mir der Gedanke, einen gefesselten Prometheus mit dem Adler zu modellieren, — ein wohl schon oft behandelter Gegenstand, den ich aber doch bald nach meiner Rückkehr nach Rom ins Leben übersetzte.

Am 12. August verließ ich mit Bergau Florenz. Wir fuhren nach Siena. Auch die andre Gesellschaft zerstreute



sich; Henneberg, Graf York, Dr. Jordan gingen nach Neapel, Henzen nach Rom.

„Diesen Morgen Florenz verlassen; 46 Lire bezahlt für 17 Tage; mit Bergau aus Danzig zum Thor hinaus. Wie viel hätte ich hier noch zu sehen! Aber ich komme wieder! Dieser Gedanke macht mir das Scheiden weniger schwer."

„Siena, 13. August im Aquila Nera. Den Dom besehen. Er ist ein malerisches Durcheinander von großem Reiz. In der Akademie viele vorzügliche Werke sienesischer Schule, die so ganz eigenartig und anders ist als die florentinische. Wie herrlich Duccio, Giovanni da Siena, Pinturicchio! Die Kanzel vom famosen Niccolo da Pisano! — Bei Betrachtung dieser frommen Bilder schleicht sich bei mir immer eine geheime Rührung ein. Die Betrachtung des Lebens der heiligen Katharina ist für mich ein Genuß; sie ist auch ein gar zu schönes Bild der Vergeistigung des Menschen."

Am 16. August fuhren wir auch zum turmreichen, auf einer Anhöhe malerisch gelegenen S. Giminiano. Das reine, unverfälschte Mittelalter überraschte uns dort. Jeder Palast hat seinen hohen viereckigen Turm und bildet eine Festung für sich. Dazu kommen dann die zahlreichen Türme der eng umschnürenden Stadtmauer. Die schmalen Gassen passen zu all dem dunkeln, finstern Ueberbleibsel längst vergangener Zeit. Die Kirchen bewahren auch hier herrliche Kunstschätze.

„Es war mir sehr wohl unter dem naiven Volke. Die Leute sind neugierig, gut und harmlos. Schön fand ich den Menschenschlag gerade nicht; doch sah ich hübsche Männer und recht niedliche Mädchen. Ich zeichnete die Tochter des Kaffeewirtes und unterhielt mich mit italienischen Soldaten, die aus Neapel entlaufen waren."

Am 18. August waren wir wieder in Siena, wo ich den vielbeschäftigten Bildhauer Sanrocchi besuchte. Er war kein großer Held, ein Marmorfabrikant, wie es deren in Italien so viele giebt.

Von Siena am 19. August nach Livorno, der langweiligen Stadt, die nur im Sommer, während der Badezeit, Leben hat. Abends gingen wir auf das Schiff „Il Vaticano“.

„Das Meer war herrlich, der Himmel prachtvoll mit seinen zahllosen Sternen; zwei Mädchen aus Messina trafen wir auf dem Verdeck, zwei kindlich schöne junge Geschöpfe. Mit ihnen gingen wir bis lange nach Mitternacht spazieren. Ihre Augen leuchteten wie die Sterne. Aber es kam der Morgen, und ich mußte fort — fort wie immer vom Schönen, um in Rom zu braten. Wäre es das Fegfeuer für alle meine Sünden!“

In Rom vertrieb die Hitze auch meine Freunde. So reiste die Familie Erhardt nach der Schweiz. Bei großer Hitze dringende Arbeiten in Rom.

Der König von Württemberg bestellte die Nymphe in Marmor, die Prinzessin Marianne der Niederlande die Büste des Frühlings. Die vier Jahreszeiten wurden öfters als Büsten verlangt und in Marmor ausgeführt.

Diese Arbeiten machten meine Anwesenheit in Rom doppelt notwendig, und Kolb meinte: „Es sterben nicht alle, die in Rom bleiben, und namentlich schadet es den jungen Künstlern gar nichts, wenn sie auch etwas schwitzen lernen.“

Am 4. September 1862 kam der böse Geist in mein Atelier, ein Satan in Menschengestalt, einer der verruchtesten, schlechtesten Menschen, dessen Namen ich heute noch nur mit Abscheu ausspreche und niederschreibe: H. Schäffer, Bildhauer, sogenannter Kunstschüler aus Stuttgart, mit der Theater-Garderobiere Frau Heideloff. Er brachte mir Grüße. Nur ein paar Tage blieb er in Rom, um im Jahre 1867 wieder als böser Geist zu erscheinen. Dieser verworfene Mensch inscenierte für mich ein Trauerspiel, das fünf lange Jahre mein Leben vergiften sollte! — Doch zu was anderm. — Ein böser Geist erscheint.

Die Ausflüge nach Tivoli waren besonders schön. Im



Schwefelbad Acque Albule wurde gebadet. Dann die Umgebung von Tivoli zu Pferd und zu Fuß durchstreift.

In jener Zeit lernte ich die Familie Santa-Croce kennen und war mit den aufblühenden beiden schönen Prinzessinnen bald sehr bekannt. Später besuchten sie öfters mein Atelier. Eine derselben ist heute die Comtessa Santa-Fiore, immer noch eine der verehrtesten Damen Roms! —

So konnte man den Sommer schon ertragen, wenn der September auch oft sehr drückend, ja erdrückend für uns war.

Maler Corrodi.

In Albano wohnte für den Sommer der Schweizer Maler Salomon Corrodi mit seiner energischen, gescheiten Frau und den hoffnungsvollen, talentierten zwei Söhnen Hermann und Arnold, die beide Maler werden sollten, vorderhand aber noch fleißig auf der Schulbank saßen und lernten.

Corrodi, eine gerade, aufrichtige, treue, gute Natur, ein schönes Talent, war Aquarellmaler, die römische Campagna das Feld, auf dem er sich besonders hervorthat.

Das Haus Corrodi war namentlich für die Schweizer ein gastliches Haus; jeden Donnerstag versammelten sie sich dort, und dann wurde nur in schweizerischer Mundart gesprochen.

Recht oft wurde ich zu den Festen bei Corrodi eingeladen. Unser lieber Rauch mit Seitz und den zwei Söhnen des Hauses machten dann die Lustigmacher, wobei es immer heiter und oft recht witzig zuging.

In Albano war ich bei Corrodis zu Tisch und verbrachte da einen erfrischenden Abend. Am Morgen darauf besuchte ich in Genzano die Familie Munk, wo ich speiste. Munks hatten ein Klavier; die vier Mädchen sangen im Quartett „wie die Engel des Himmels“. Abends ein Spaziergang in die Villa Cesarina beschloß den heitern Tag.

Prometheus zu modellieren begonnen.

„6. September 1862. Es regnet in Strömen schon acht Tage lang. Das heißt man Abkühlung! Gestern meinen Prometheus überlebensgroß in Thon zu modellieren ange-

fangen. Er hängt schon an seinem Felsen. Will diesen Winter recht fleißig sein, weniger Zeit in Gesellschaften verlieren, die einem das bißchen Verstand, das man besitzt, rauben können."

„10. September 1862. Heute kam König Ludwig wieder nach Rom. Schon am Morgen erwarteten wir ihn auf Villa Malta; er kam erst gegen drei Uhr nachmittags. Es ist nun fünf Jahre, seit ich ihn zuletzt gesehen. Er ist jetzt 77 Jahre alt, und doch schien er mir ganz derselbe wie früher zu sein, immer noch voll Humor und Lebenslust. Wir Künstler wurden ihm vorgestellt, bei welcher Gelegenheit er nach alter Art seine Witze machte. ‚Man lebt nur in Rom!' sagte er, und er kann recht haben!"

König Ludwig I. von Bayern wieder in Rom.

„Alle Tage Modell am Prometheus, ebenso am Amor. Mein Fett schmilzt bereits wieder, und ich begreife, daß ich nie dick werde!"

„Bin Besitzer von Kunstwerken! Heute (16. September) das erste große Bild von Vertunni, einem Neapolitaner, gekauft. Sage: ein Bild gekauft! Eine Landschaft zu 100 Scudi gleich 500 Lire. Ist es Unsinn oder Kunstliebe? Der treffliche Maler gab es mir billig, und ich freue mich an dem Besitze, trotzdem ich ein armer Künstler bin."

Anlage einer Bildergalerie.

„18. September 1862. Heute war König Ludwig ganz allein in meinem Atelier. Er nahm mich unterm Arm und führte mich vor alle meine Arbeiten, um sie mit mir zu kritisieren. So sagte er: ‚Glauben Sie, daß der Künstler, der das gemacht hat, Talent besitzt?' — ‚Wie gefällt Ihnen der „Sommer" hier? Ist nicht die rechte Hand zu klein? Wie gefällt Ihnen der Kopf?' — ‚Und dieser Amor, sind Sie zufrieden mit ihm? (‚Was hat mir,' fügte er lächelnd bei, ‚der Amor in meinem Leben nicht schon zu schaffen gemacht!') Er hat zu lange Beine, nicht wahr?" — ‚Die heilige Agnes da ist gut, recht gut.' So führte er mich von Arbeit zu Arbeit und traf mit seinem Urteil oft den Nagel auf den

König Ludwig im Atelier.

Kopf. ‚Die Bildhauer in Rom, das habe ich schon oft gesagt, sind besser als die Maler!‘ meinte er.“

Bei König Ludwig zu Gast.

Am 21. September war ich mit Mathiä bei ihm zu Tisch geladen. Er war sehr gut aufgelegt und gesprächig.

„Warum trinken Sie Ihren Kaffee nicht aus, Kopf?“ sagte er zu mir, als er vom Tische aufgestanden war.

„Majestät ließen mir keine Zeit dazu.“

Er lachte.

Der König ging regelmäßig um neun Uhr abends schon zu Bett, um vier Uhr in der Frühe stand er auf. Er hatte ein gescheites Gesicht mit beobachtendem Ausdruck, mit nicht großer Stirn, langer, schöner Nase und durchdringend blickenden Augen. —

Mit Henneberg nahm ich im Oktober die Campagnaritte wieder auf. Bei einem solchen tranken wir in der Cervara-Höhle Bruderschaft zu Pferd.

Ich modellierte (Anfang Oktober 1862) Hennebergs Porträtrelief, das erste von den Hunderten, die nachfolgten.

„29. Dezember 1862. Vorgestern ließ mich Baron von Berger zu sich rufen, der von seinem Kollegen in Stuttgart im Auftrage der Kronprinzessin Olga ersucht worden war, über das Urteil des Königs Ludwig über mich und meine Arbeiten Auskunft zu erteilen. Es bekundete jedenfalls ein wohlwollendes Interesse für mich.“

1863. Neujahrsbetrachtung.

„1863. Weihnachten vorbei. Alles wie gewöhnlich, nur mit andern Gestalten und Figuren. Das Neujahr habe ich schlafend angefangen und werde, wenn es gut geht, wohl wieder aus demselben hinauskommen so klug und gescheit, wie ich jetzt bin. Es ist eine schlimme Sache mit dem Verbessern, und wie wenig gelingt es. Zeit und Umstände

bestimmen uns, wir werden nicht mehr als das, was wir bei der Geburt schon sind, — die Anlagen reifen bloß."

„Henneberg malt für mich ein großes Bild: Passini, Henneberg und ich zu Pferd. Ich gebe ihm dafür die kleine Figur des ‚Winters' in Marmor. Wie freue ich mich auf dieses Kunstwerk! Im Hofe meines Ateliers sitze ich ihm auf meinem Schimmel Modell. Nie ist er zufrieden; — wenn er mir das Bild nur nicht noch verdirbt!"

„Gestern sagte Henneberg, daß ihm die Drehorgelmusik die liebste sei. Das merkte ich mir und mietete drei Orgelkasten auf zwei Stunden. Die zogen heute vor sein Atelier (Via Tolentino 20) mit der Weisung, dort ununterbrochen, ein jeder in andrer Weise, fortzuorgeln. Wir andern schauten aus der Ferne zu und beobachteten die Wirkung. Nach 15 Minuten öffnete sich das Fenster, man hörte schelten und schreien. Die Musikanten ließen sich dadurch aber nicht stören. Endlich flogen Vasen und ergossen sich Wasserkrüge auf die Köpfe der Orgelleute. Unser Zweck, eigentlich ein etwas kindlicher, war erreicht." Ein kindliches Vergnügen.

„30. Februar 1863. Heute mit Anselm Feuerbach nach Acqua Traversa geritten. Feuerbach ist ein schlechter Reiter, aber ein interessanter Mensch. Seine Freude an der Natur erquickte mich. Er ist ein sonderbarer Heiliger, — Freundschaft mit ihm ist nicht möglich!" Anselm Feuerbach.

Oft schloß er sich geheimnisvoll in sein Atelier ein und zeigte überhaupt nur ungern, was er machte. Er war sehr musikalisch, und wir hörten ihn oft mit Begas musizieren.

Am Abend im Café konnte er mit einem sehr gesprächig, sehr liebenswürdig sein, einen auf den nächsten Morgen zu sich ins Atelier einladen. Kam man aber an die Thür, so machte er nicht auf. Nach erfolgtem Anklopfen fing er darin an zu singen, damit man höre, daß er zu Hause sei. Traf man ihn auf der Straße, so schaute er an den Häusern hinauf, um einen nicht zu sehen. Auf diese Art war ein kollegiales

Leben mit ihm ganz ausgeschlossen, und man ließ den närrischen Menschen laufen.

Feuerbach hatte ein Modell, das auch ich öfters benutzte, die Frau eines Schuhmachers, Nana, groß, ernst, mit interessantem Gesicht, herrlichen schwarzen Haaren, von Gestalt mager, aber nicht ohne eine gewisse Grandezza. Feuerbach brachte sie jahrelang auf seinen Bildern an.

Anselm Feuerbach besaß ein schönes Talent, eine hohe Ansicht über die Kunst war ihm eigen, doch steckte er sich oft zu hohe Ziele, und wenn er diese nicht erreichte, war er unglücklich, unzufrieden mit sich und andern. Er war klein von Gestalt, hatte aber einen schönen, ausdrucksvollen Kopf. Von ihm besitze ich eine meisterhafte Skizze des Gastmahls des Plato.

Familie des Malers Lehmann.

Die Frau des Malers Lehmann zog damals fast alle Künstler in ihr Haus. Jung, geistreich, etwas kokett, außergewöhnlich musikalisch, geschickt im Zeichnen und Malen, liebenswürdig und schön, war sie der gefeierte Liebling von Liszt, Passini, Scambati, Begas, Henneberg und vielen andern. Auch ich verbrachte bei Lehmanns reizende Abende. Ich modellierte ihr Töchterchen Lisa und lernte in ihrem Hause die Familie Brinckmann mit zwei Töchtern kennen, von denen die ältere bald meine Frau werden sollte.

Lehmann, damals ein noch nicht alter tüchtiger Künstler mit ganz weißem Kopf- und Barthaar, stammt aus Hamburg, wo seine ganze Familie ansässig und sehr geschätzt ist. Jetzt lebt er in London als glücklicher Vater einer zahlreichen Familie mit vielen Enkeln.

Schwere Träume, o glückliches Erwachen.

„10. März 1863. Zur Feier meines 36. Geburtstages habe ich heute nacht geträumt, daß ich noch Zieglerjunge in Hedelberg sei. Voll Angst und Schrecken erwachte ich in meinem Bett. Gottlob! es war nicht so. So oft ich schwere Träume habe, bin ich in der Ziegelei meines Vaters und strebe, aus ihr fortzukommen, aber immer ohne Erfolg. Mit

tiefem Seufzen erwache ich dann und danke Gott, daß es nur ein Traum war. Heute, an meinem 36. Geburtstag, drückte mich wieder dieser Alp, und es folgte wieder ein glückliches Erwachen."

Ostern 1863. Die Frau Baronin von Stiglitz aus Petersburg mit ihrem Dr. Seidlitz, der zwei Töchter mitbrachte, kam in jener Zeit oft in mein Atelier. Ich modellierte für sie das Relief der jetzigen Frau Vespasioni und die Büste des klugen Dr. Seidlitz, der einen prachtvollen, markierten Kopf hatte, auch die Büste ihrer schönen Pflegetochter, Frau Pobofzoff, sowie ihr eignes Relief.

Die Statue des Kaisers Augustus aufgefunden.

„Die ganze archäologische Welt ist auf den Beinen: bei Prima Porta in der Villa Livia wurde die überlebensgroße Statue des Kaisers Augustus gefunden. Mit Passini dahin geritten. Sie liegt noch an ihrem Fundort auf dem Boden und scheint eine schöne, herrliche Arbeit der augustinischen Zeit zu sein. Namentlich der Kopf und der Panzer gefällt mir sehr."

Ein Schriftsteller Reisewitz ist hier. Er schrieb über meine Nymphe in der Allgemeinen Zeitung fast zu lobend, aber auch dieses läßt man gerne über sich ergehen!

Auch Prinz Carolath in Begleitung des Lieutenants Müller besuchte mich öfters in meinem Atelier. Mit ihm und Passini, Henneberg, Conze und Schweinfurth machte ich einen sehr lustigen Ausflug zu Pferd nach Ostia ans Meer. Der Ritt war fast zu weit; trotzdem wurde auf dem ganzen Wege gesungen und gelacht.

Ein Ritt nach Ostia.

Modellplage am Prometheus.

Diese Erfrischung war für mich sehr notwendig; denn die Figur, an der ich arbeitete, der Prometheus, plagte mich sehr. Es wollte mit ihr gar nicht vorwärts gehen! Mit jedem neuen Modell änderte ich wieder die ganze Arbeit. Es war aber auch für die Modelle schwer, in hängender Stellung angebunden lange auszuhalten. Ich zahlte den armen Kerlen das Doppelte, zehn statt fünf Lire täglich, und doch wollten sie nicht kommen.

Fleißig studierte ich Anatomie und besonders das Skelett des Menschen für diese Arbeit. Das Modell Carlo, das erste, das ich 1852 kennen lernte und gebrauchte, hielt in der Stellung noch am längsten aus.

Der alte Carlo — er ist ebenso alt wie ich! — steht heute noch Modell. Wenn er mich sieht, ruft er mir, wie damals, sein: „Come sta, Signore Giuseppe?“ entgegen und hält dabei natürlich die Hand offen.

Baronin Stiglitz lud mich und auch Erhardts, bei denen die Großmutter wieder angekommen war, aufs Land nach Albano ein (24. Mai). Meine Jella war auch dabei. Auch diese schönen sorglosen Tage erfrischten wieder Körper und Seele.

„26. Mai 1862. Als wir diesen Morgen von Albano nach Rom zurückkamen, sagte mir Grüneisen, daß Professor Munk an einem Herzschlag gestorben sei. Die arme Familie, die arme, mir so liebe Julie! Zugleich meldete er, daß er sich mit Fräulein Kramer aus Köln verlobt habe, auch daß Henneberg nach Paris abgereist sei. Werde ich dort den lieben Freund bald sehen? Denn ich plane, über Paris nach Deutschland zu gehen.“

Reisepläne.

Ein Zauberfest auf Monte Cavo.

Auf dem Monte Cavo, wo einmal ein Jupitertempel stand, gab die Baronin Stiglitz ein Zauberfest, wozu auch ich mit Erhardts geladen wurde. Oben angekommen, erwartete uns eine reich besetzte Tafel. Es wurde auf echt russische Art geschmaust. Das Wetter herrlich, kein starker Wind, himmlische Aussicht auf das Meer und die Campagna. Nach dem Essen Gesang, Theatervorstellung und andrer Zauber. Graf Cavriani war wieder die Seele des Ganzen. Die Herren von der österreichischen Botschaft, Graf Wolkenstein, Baron Hübner junior, bewährten den Ruf österreichischer Gemütlichkeit. Wir waren nicht weniger als 70 Personen mit Bedienung, Fuhrleuten, Trägern, Eseltreibern und so weiter. Wenn der alte Jupiter aus seinem heiteren Himmel

herunterschaute, glaubte er gewiß, den Ueberrest seiner Bacchantinnen, Silene und Faune wiederzusehen.

„Es ist ausgemacht: ich gehe nach Paris. Ich nahm Abschied von Kolb, ordnete alles im Atelier, packte meinen Koffer und fuhr am 21. Juni ab.“

Am 21. Juni 1863 mit dem Kupferstecher Thevenin, den ich schon früher bei Kolb kennen gelernt hatte, nach Paris abgereist. In Civitavecchia trafen wir Fürst Tschernitscheff, der auch auf unserm schlechten Schiff „Il Vaticano“ nach Marseille fuhr. Die Seekrankheit setzte mir bei ganz ruhigem Meere wieder sehr zu. Am 23. Juni in Marseille, nachmittags zwei Uhr, angelangt, fuhren wir abends zehn Uhr mit der Eisenbahn III. Klasse — Thevenin war ein gar sparsamer Herr — nach Paris ab. Reise nach Paris und Stuttgart.

Wir fuhren die ganze Nacht und den folgenden Tag. Das beständige Aus- und Einsteigen der Fahrgäste störte in der Nacht sehr; ich kam nicht zum Schlafen. Neben mir Gendarmen, vor mir zwei hübsche Bauernmädchen. Das Kurschneiden der ersteren oft recht sonderbar!

„24. Juni 1863. Bin also in Paris! Wohne in einem kleinen Loch, Rue des Londres 36. Spreche ein verzweifeltes Französisch.“ In Paris.

Der erste Eindruck von Paris, nach dem stillen Rom, hatte für mich etwas Beängstigendes. Thevenin überließ mich meinem Schicksal, nachdem er mir die Wohnung mieten geholfen. Dieser Franzose war kein feiner Mann!

Ueber Paris will ich wieder mein Tagebuch sprechen lassen:

„25. Juni. Habe Maler Güterbook und den lieben Henneberg getroffen. Henneberg hat ein freundliches Atelier. Er zeichnet an einem Entwurf, der in Italien ausgeführt Alte Freunde.

werden wird. ‚Da bist du ja, Köpfle, und was sagst du zu Paris? Doch ein andres Ding als das pfäffische Rom, nicht wahr?‘ — Später auf der Kunstausstellung auf den Champs Elysées. Welche Unmasse von Bildern! Die Plastik unten im Garten macht sich famos. Es sind viele höchst interessante, immer mit Liebe durchgeführte Werke darunter. Und das Publikum! Hier interessiert sich jeder für die Kunst.

Lob der Franzosen. Die Franzosen sind doch die ersten, was Geschmack und künstlerische Anlagen anbelangt. Wir Deutschen sind ihnen gegenüber oft barock und hart in der Form. Die Italiener aber sind nicht kindlich, sondern kindisch.“

„War schon fünfmal auf der Ausstellung. Welch herrliche Schätze in den Tuilerien! Eine Welt für sich! Was für Perlen in der Skulptur! Die Griechen im Original gesehen. Welch unauslöschlicher Eindruck!“

„Paris hat großartig schöne Bauten. Das Stadthaus ist herrlich. In Versailles sah ich das prachtvolle Schloß. Welche Eleganz, welcher Geschmack! Ich begreife, daß dieser Bau Muster für die ganze Welt geworden ist.“

„Sah Saint Cloud, wo die Wasser sprangen und halb Paris zugegen war. Aber ist das nicht eine kindliche Spielerei?“

„Fahre auf dem Omnibus hoch oben. Uebersehe da das Leben in den Straßen am besten. Spreche französisch zum Davonlaufen. Besuche abends die Bälle (Mabille), bewundre die unglaublich reichen Läden mit ihrer blendenden Pracht. Verfehle den Weg in den Straßen und bummle ins Blaue hinein. Esse im Restaurant wohlfeil zu Mittag für 1 Franken 60 Centimes.“

„Auf Père Lachaise. Die Toten ruhen hier unter Rosen. Da ist gut tot sein. Später in Notre-Dame, feierlich, großartig, mit Weihrauch erfüllter Raum. Warum muß der liebe Gott so mysteriös eingeräuchert werden? Es ist ein mächtig wirkender Bau.“

„Im Musée des Thermes und im Hôtel de Cluny.

Wie reizend ist das mit Blumen und Gärten umgebene herrliche und doch gemütlich poetische Museum! Wie wunderbar und reichhaltig die Sammlung!"

„Abermals im Luxembourg-Palais mit Henneberg und Güterbook. Schöne Sammlung moderner Kunst. Alles wirkliche Kunst. ‚Wie zusammengewürfelt und unharmonisch, einer Versorgungsanstalt gleich, ist unsre Nationalgalerie dagegen!' sagte einmal Professor Knaus zu mir."

„Mit Henneberg in der Ecole des Beaux-Arts. Auch da viel Schönes und Interessantes. Abends in der Oper. Henne, den lieben Henne, kenne ich nicht mehr. Er ist träge, unschlüssig, gleichgültig, mager, denn er ist verliebt! Wir besuchten den Jardin d'Acclimatation, das Aquarium."

„Man sieht wenig Soldaten und keine Offiziere; sie tragen alle Zivil. Napoleon weiß die Ketten, mit denen er bindet, zu verbergen. Sah bei den Invaliden die Fahnen, die sie uns genommen. Wird man sie nicht einmal wieder holen? — Kaufe Kleider, Hemden, hier möchte man alles kaufen!"

„Besuchte Winterhalter. Er ist doch ein Künstler von Geschmack, verbessert und verschönert aber die Gesichter bei seinen Porträts zu sehr. Er macht Mode. Aeußerst liebenswürdig war er mit seinem Landsmann, wie er mich nannte."

„Mit Henneberg auf dem Ball Asnières. Ein wahres Höllenleben! Lauter ‚Ladenschwengel', darunter leider viele Deutsche, und schlechte Weiber, denen man in Paris kaum entgehen kann!"

„Im Louvre sah ich viel Prometheuse vom vorigen Jahrhundert, voll Leben und Kraft, und der meine in Rom schwitzt. Er hat recht, denn er kennt seine eigne Schwachheit."

„Ging gestern noch einmal nach der Akademie der schönen Künste, um die dort aufgestellten Giebelfelder des Parthenon zu sehen — doch das Herrlichste der Welt!"

„Ging, nachdem ich von Henneberg Abschied genommen und Paris Addio gesagt, auf die Bahn, im Zweifel, ob ich eine Fahrkarte nach London oder Stuttgart nehmen sollte. Lange war ich unentschlossen, bis mich mein guter Geist auch diesmal wieder auf den rechten Weg lenkte. Ich fuhr nach Stuttgart und kam dort am 9. Juli an; stieg im Hotel Marquardt ab. Stille Ruhe nach dem Lärm von Paris!"

In Stuttgart.

„14. Juli 1863. Bin bereits mit dem Besuchemachen fertig. Heute kommen die Leute bei Hof an die Reihe."

Audienz beim König.

„16. Juli. War gestern beim König. Er lobte meine Nymphe und sagte, daß sie ihm Freude mache. Leider hört er so schlecht, daß er mich kaum verstand.

„‚Die Herren Geistlichen wollen mir nicht erlauben,' sagte er scherzend, ‚daß ich nackte Figuren bestelle.' Schade für mich!

Audienz bei dem Kronprinzen und der Kronprinzessin.

„Am 17. Juli wurde ich von der Frau Kronprinzessin Olga empfangen. Abends fünf Uhr wurde ich auf die Villa berufen und wurde sogleich beim Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin vorgelassen. Sie führten mich in den Garten vor meine ‚Vier Jahreszeiten', denen sie großes Lob spendeten. Dann nahmen sie mich mit in einen Pavillon, wo der Thee serviert wurde.

Neue Aufträge.

„‚Kopf,' sagte die hohe Frau, ‚der Kronprinz und ich gehen bald nach Genf. Dort modellieren Sie unsre Büsten. Dort haben wir Zeit, Ihnen zu sitzen, so oft Sie wollen!'

„Entzückt über diesen Auftrag sagte ich natürlich sofort zu.

„‚Der Hofmarschall wird Ihnen das Nötige mitteilen, sprechen Sie mit ihm. Ich freue mich, in Genf mit Ihnen über Rom und die Kunst plaudern zu können. Also auf frohes Wiedersehen in der Schweiz.'

„Den Hofmarschall besuchte ich sogleich und wurde auch entsprechend unterrichtet."

Treue Freunde in Stuttgart.

„Minister von Golter, ein mir sehr wohlgesinnter Herr, hatte für mich große Dinge in petto. — Meines guten Eser,

der mich mit heimatlichen Dampfnudeln fütterte, und vor allen des jungen Ehepaares Griesinger muß ich hier auch noch erwähnen. Griesinger war mit seiner jungen, lebenslustigen Frau auf der Hochzeitsreise längere Zeit in Rom gewesen, wo ich beide kennen gelernt hatte. Schöne Ausflüge in das Albanergebirge, öfterer Besuch in meinem Atelier brachten uns bald näher. Eine Gleichartigkeit der Lebensanschauung, eine merkwürdige Uebereinstimmung unsrer Gefühle in fast allen Dingen war die Grundlage inniger Freundschaft, die sich in Freud' und Leid bewährte und uns heute noch verbunden hält. Griesinger war damals Legationssekretär, heute ist er wirklicher Geheimerat und Kabinettchef Seiner Majestät des Königs. Diese lieben guten Freunde vermehrten die Feste, die ich damals durchzumachen hatte. — Meine gute Schwester Rosina sah ich alle Tage. Sie hatte viel gelernt und liebte ihren Bruder über alles."

„Der König bestellte mich wieder, schon morgens acht Uhr, nach seiner Villa Rosenstein. Abermalige Audienz beim König.

„Er war äußerst gnädig.

„‚Ich wünsche eine Figur von Marmor, etwa in dieser Größe.' Dabei zeigte er auf eine Figur, die auf dem Ofen stand. ‚Machen Sie, was Sie wollen, nur heiter muß es sein.'"

Später in Rom modellierte ich für ihn nach Grimms Volksmärchen das Mädchen mit der Schlange, dessen Ankunft er aber nicht mehr erleben sollte.

Der König zeigte mir dann seine in der Villa aufgestellten Kunstschätze, sprach viel und entließ mich äußerst gnädig. Er war wirklich ein großer Herr, König vom Kopf bis zu den Füßen. Wie gerne hätte ich seine Büste modelliert!

Für das Uhlanddenkmal in Tübingen war eine Wettbewerbung ausgeschrieben, an der auch ich aufgefordert wurde, mich zu beteiligen. Architekt Egle, Graf Taubenheim und andre ermunterten mich dazu. Eser veranlaßte einen Ausflug nach Tübingen, um den Standort in Augenschein zu Wettbewerb für das Uhlanddenkmal in Tübingen.

nehmen. Es war eine herrliche Sommerfahrt, die mir mein Vaterland von der schönsten Seite zeigte.

Dannecker kam aus Rottenburg, als er hörte, daß ich nach Tübingen komme. Wir besuchten den nachmaligen Bischof Hefele. Dieser Prälat, den ich später modellierte, gefiel mir besonders.

Das Haus von Uhland wurde besucht, wobei wir auch mit seiner Witwe sprachen. Nachdem wir den Platz für das Denkmal besichtigt, begleitete ich den Domkapitular Dannecker nach Rottenburg, während Eser nach Stuttgart zurückkehrte.

Einen liebenswürdigeren Wirt als meinen Dannecker konnte man nicht finden. Er zeigte mir in Rottenburg, was zu zeigen war, und ließ mich ungern, wie er sagte, wieder ziehen.

Bei den Eltern in Betzenweiler.

Am 30. Juli 1863 fuhr ich von Stuttgart wieder ab. Ich nahm den Weg über Betzenweiler zu meinen Eltern. Meine Schwester Rosina nahm ich von Stuttgart mit, und so hatten meine Eltern die Freude, uns beide wieder zu sehen. Die Freude war auch wirklich groß, dauerte aber nicht lange; denn nach ein paar Tagen, nachdem ich auch das Oekonomische für sie geordnet und das Grab meines Bruders besucht hatte, mußte ich Abschied nehmen.

Die Eisenbahn brachte mich bald über Friedrichshafen nach Zürich, wo ich die Villa Wesendonk und den Aesthetiker Vischer besuchte. Der See reizte mich zu einem kleinen Ausflug mit dem Dampfschiff. Das schöne Zürich ist vom See aus wirklich reizend.

Tags darauf fuhr ich nach Genf. In der Nacht von meinem Fenster aus überraschte mich das erhabene Bild des Montblanc.

Beim württembergischen Kronprinzenpaar in Genf.

„8. August 1863 gehe ich nach der Villa Boccage, die nahe bei Genf liegt. Vom kronprinzlichen Paar werde ich gnädig empfangen und zu Tisch gezogen.“

„Sonntag, 16. August 1863. Das ist eine schöne Welt! Dort der See, das Gebirge, der Montblanc, hier der üppige herrliche Garten, die entzückende Villa. Mit der Kronprinzessin Olga Frühstück im Garten, dann noch eine kleine Sitzung im Billardzimmer bei gutem Licht. In Frankfurt ist Fürstentag. Der König beauftragte den Kronprinzen, ihn dort zu vertreten, und er reist dahin. Die Büste ist in dieser Woche recht vorangeschritten. Wie klassisch schön ist dieser Kopf! Die ganze Form desselben, wie edel! Die Augen werden mir aber Schwierigkeiten machen. Was diese sagen, ist schwer wieder zu geben." Die Büste der Kronprinzessin begonnen.

„Die Kronprinzessin spricht gerne, scherzt und lacht viel."

„Ich hätte einmal König Max von Bayern heiraten sollen," vertraute sie mir an. Dann erzählte sie von ihrem Vater, den sie sehr liebte. Es kamen ihr Thränen in die Augen, als sie seiner gedachte. Fast jeden Tag sprach sie von ihm.

„‚Ein Diplomat', plauderte sie, ‚sagte mir, daß er mich schon einmal zu sehen die Ehre hatte und zwar bei meiner Taufe, und ich sei damals schon sehr schön gewesen. Der gute Mann brachte mich in große Verlegenheit; denn die Taufe ist bei den Russen anders als bei den Deutschen.'"

„Der Fürstentag gab ihr Gelegenheit, sich auch über Politik auszusprechen. Sie ist deutsch durch und durch, und liebt ihr Schwabenland über alles. ‚Das wissen leider nicht alle Leute!' setzte sie hinzu."

„‚Laßt uns wieder Menschen sein', sagte sie einmal, nachdem im großen Salon vornehmer Empfang stattgefunden hatte."

Ja, Mensch war sie im schönsten Sinne des Wortes!

„Gestern las mir die Kronprinzessin aus einem Frankfurter Blatte, sichtlich erfreut, einen Artikel vor, in dem viel Lobendes über unsern Kronprinzen gesagt war."

„‚Modellieren Sie, bis der Prinz kommt, meine Büste,

wie ich im Alter von 15 Jahren war. Können Sie das?‘“

„Ich sagte ja und ging gleich ans Werk, das auch ein schöner anmutiger Mädchenkopf wurde, den die Leute, die die Kronprinzessin früher kannten, sehr ähnlich fanden.“

Genf besuchte ich öfters und war auch bei den Künstlern Maler Diday und Charles Humbert, bei denen ich recht brave Landschaftsbilder fand.

Die Büste war fertig und stand in Gips in meinem Atelier. Die genannten beiden Herren machten mir Besuch, um mein Werk, das ich etwas zu klassisch fand, zu sehen. Bei Maler Humbert verbrachte ich einen angenehmen Abend. Seine schöne Tochter trug viel dazu bei. Diese Leute führten, wie es schien, ein gemütliches, sorgloses Künstlerleben.

Ausflug nach Vevey, Montreux und Lausanne.

Kronprinzessin Olga fuhr nach Lausanne, um die Großfürstin Marie zu besuchen. Ich benutzte diese Zeit zu einem Ausfluge nach Hauteville bei Vevey, wo Graf Zeppelin, unser Hofmarschall, ein großartiges Gut besaß. Ich wurde von seiner Schwester und der 81 jährigen Mutter herzlich empfangen. Vom Schloß aus bot sich eine wundervolle Aussicht über den See nach dem Gebirge mit dem Montblanc.

In der Frühe des 1. September ging ich nach Montreux und Schloß Chillon. Es war ein herrlicher Morgen. Abends war ich wieder zu Tisch in Hauteville. Die junge Gräfin Klara nahm mich besonders unter ihren Schutz.

Andern Tags verließ ich die lieben Menschen und ging nach Mortigny, zu Fuß nach der Gorge du Trient, S. Maurice. Auch Lausanne besuchte ich auf diesem für mich so genußreichen Ausfluge. Eine Welt, ganz neu für mich! Ich kam in Villa Boccage zu gleicher Zeit mit dem Kronprinzen an.

Die Büste des Kronprinzen modelliert.

„Am 11. September, dem Geburtstage der Kronprinzessin, begann ich die Büste des Kronprinzen zu modellieren. Die Großfürstin Marie war gekommen und begrüßte mich in liebenswürdiger gewohnter Weise. Große Marschallstafel.

Merkwürdig! Ich fand mich wohler bei den Herrschaften selber, als in dieser vornehmen Gesellschaft, wo ich doch immer nur der Künstler bin."

„Meine Wohnung steht mitten im Park unter schattigen Bäumen. So möchte ich immer wohnen! Die herzensgute Julie, wie auch Fräulein Rokkoff, die in gebrochenem Deutsch mit mir kauderwelscht, verwöhnen mich. Hier ist alles danach, um mir die Tage vom schönen Boccage unvergeßlich zu machen!"

„Die Büste des Kronprinzen wurde bald vollendet, und der hohe Herr war damit zufrieden. Er erzählte mir viel aus seiner unglücklichen Jugend und von der Härte seines Vaters, die seinem Geist zu frühen Ernst aufgedrückt und ihn den Menschen gegenüber schüchtern gemacht habe. Diesen Ernst, den ich ja nicht mit modellieren solle, wolle er überwinden, wenn einmal bessere Zeiten für ihn kommen würden."

„Also morgen gehe ich weiter. Gerade eben habe ich meinen Entschluß der Kronprinzessin bekannt gegeben. Sie sagte mir noch wohlwollende Worte zum Abschied. In Rom soll ich die Büste der Großfürstin Marie modellieren."

„15. September. Seit gestern bin ich auf der Villa Wesendonk in Zürich, auf einem reizenden Flecke Erde. Wesendonk leider unwohl. Frau Wesendonk graziös und geistreich wie immer. Ich soll recht lange bleiben; will sehen, ob es mir gelingt. Herr und Frau Wesendonk suchen der Kunst näher zu treten; schon viel für solch reiche Leute!" Auf der Villa Wesendonk bei Zürich.

„Semper, der große Architekt, empfing mich in sehr guter Laune. Seine Tochter, die jetzige Frau Hofrat Sikel, (die heute zu unsern lieben Freunden gehört), erwies mir freundlich die Ehre des Hauses."

„Das Töchterchen Myrrha Wesendonk ist ein liebes, feines, sanftes und gescheites Mädchen; oft ist sie dabei, wenn Frau Wesendonk zu Wagen mir die Umgebung von Zürich zeigt. Der Aesthetiker Vischer, den ich besuchte, sagte

mit Recht, daß diese Leute zu leben und ihr Geld gut zu gebrauchen verstehen."

„Auch Doktor Wille, der unten am See eine Villa hat, besuchte ich und lernte seine bedeutende Frau uud seine zwei hoffnungsvollen Söhne kennen."

Am 26. September verließ ich Zürich. Es war am frühen Morgen um vier Uhr. Wunderbar schön im Morgenduft der See und das Gebirge. Wie viel Herrliches verschläft man und bekommt man sein Leben lang nie zu Gesicht!

Interessante Reisebekanntschaft.

In Ragaz stieg ein dicker alter Herr, nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, mit weißem Bart, etwas zusammengezogenem Mund, aber großen, hellblickenden Augen, mit einer Frau, einer jungen schlanken Blondine, mit wohlklingendem Organ, in meinen Wagenabteil ein. Diese zwei Reisenden interessierten mich sehr bald aufs höchste, und bald wußte ich, daß es der bekannte Zahnarzt Wahlländer aus Berlin mit seiner schönen Frau war.

Die Reise nach Chur war in dieser interessanten Gesellschaft nur zu bald zu Ende. Herr und Frau Wahlländer blieben dort über Nacht. Ich aber fuhr im Postwagen über die Berge. Am andern Morgen war ich in Chiavenna, am folgenden Tage am Comersee, abends in Mailand. Dort traf ich die mir so lieben Henzen aus Rom. Durch sie fühlte ich mich schon wieder halb in der ewigen Stadt.

Nur zu eilig suchte ich alles Sehenswerte in Mailand auf und fuhr am 29. September nach Bologna, wo ich andern Tags Henzens wieder traf, mit denen ich dann am 30. September nach Florenz weiterfuhr.

Florenz, das liebe Florenz sah ich wieder! In der Galerie Pitti traf ich meine Reisegefährten Wahlländer wieder.

Es hielt mich nicht lange in Florenz. Am 3. Oktober schon fuhr ich mit meinen neuen Bekannten mit der Bahn nach Livorno. Sie blieben dort wieder; ich aber schiffte mich auf dem Dampfer Campidoglio nach Civitavecchia ein.

Ein Zufall wollte es, daß ich auf dem Schiffe Fräulein Possart und die Familie Lehmann traf. Die leidige Seekrankheit erlaubte mir nicht, diese guten alten Freunde zu begrüßen. Am späten Nachmittag war ich wieder in Rom.

An meinem Atelier, das zugleich meine Wohnung war, angekommen, fand ich niemand zu Hause, und da ich keinen Schlüssel hatte und mich nicht zuvor angemeldet hatte, konnte ich nicht hinein. Das war ein trauriger Empfang oder vielmehr gar keiner, doppelt empfindlich, nachdem ich bisher so verwöhnt war, und mir überall Thür und Thor offengestanden waren, nachdem ich herrlich gewohnt und noch herrlicher gelebt hatte. Wie schnell gewöhnt man sich doch an das Bessere, und wie schwer fällt dann das plötzliche Entsagen! Verdrießliche Stimmung bei der Heimkehr in Rom.

Endlich kam ich in das Atelier. Aber wie schmutzig, einsam, schauerlich kalt kam es mir da vor! Ich konnte mich nicht zurechtfinden.

Und diese Figuren, diese Gestalten aus Marmor und Thon, wie so gar nicht waren sie jetzt mehr nach meinem Sinn! Viel hatte ich in den letzten Monaten gesehen und beobachtet. In der Erinnerung waren auch meine Werke immer besser und vollkommener geworden, und nun diese Enttäuschung!

Lange hielt diese Stimmung an, namentlich als ich tags darauf erfuhr, daß sie meinen Diener totgestochen hatten. Totstechen und Rom fiel damals in einen Begriff zusammen.

Der Mut kam aber bald wieder, und mit neuer Kraft fing ich wieder am Prometheus zu modellieren an. Die große Masse des weichen Thons war voll Schimmel und nur schwer daran zu arbeiten. Die Drähte, die den Thon fest hielten, waren verrostet, und ich hatte Angst, er falle mir einmal herunter. Und so kam es auch. Neue Arbeitslust.

Am 10. Oktober saßen wir, Henneberg, Passini, Güter-

book, Böheim, Otto Brand und der unglückliche Schlösser wie gewöhnlich im Ristorante Lepre beisammen, als mein neuer Diener, blaß von Schrecken, erschien und meldete:

Der Prometheus liegt auf dem Rücken.

„Signore, der Prometheus liegt auf dem Rücken; ich glaube, er ist heruntergefallen!“

Ein unbarmherziges Gelächter erscholl. Die lieben Freunde konnten sich vor Lachen nicht halten.

Wir liefen alle in mein Atelier und standen da vor dem armen, nackten Mann, der mit verzwickten und verdrehten Gliedmaßen am Boden lag: ein komischer, allerdings zum Lachen reizender Anblick. Ich — ich lachte mit, gab aber meinen Leuten den Befehl, den Koloß gleich wieder aufzubauen und in seine frühere Stellung zu bringen. Hätte ich ihn nur liegen lassen; — denn er machte mir noch manche Sorge!

Unterdessen war auch Herr und Frau Wahlländer angekommen. Ich verhalf ihnen zu einer sehr netten Wohnung in Capo le case. Bald entdeckte ich, daß Frau Wahlländer eine tüchtige Reiterin war und war daher viel mit ihr hoch zu Roß in der Campagna. Ich modellirte auch ihre Büste, die mir das Lob meines Kollegen Reinhold Begas eintrug, den ich vor allen als großen Künstler schätzen lernte.

Reinhold Begas.

Begas hatte eine Gruppe — ein liegender Pan tröstet die Psyche, die neben ihm auf einem Steine sitzt — modelliert. Dieses Werk sah ich als ein Ereignis in der Kunst an; denn nur selten entsteht ein Kunstwerk von gleich vollendeter Schönheit, wie dieses Begassche eines ist.

Begas kam viel mit uns zusammen. Er musizierte oft in unserm Künstlerverein, wo es damals harmonisch und zufrieden herging.

Am 8. November sind Herr und Frau Wahlländer von Rom abgereist. Es giebt im Leben Dinge, die man nicht vergißt, auch wenn Jahre darüber vergehen. An die schöne Zeit, in der Frau Wahlländer mit ihrem interessanten, poetischen Wesen und mit ihrem weichen Gemüt in Rom war, werde ich immer denken.

„Fremde sind noch wenige da; man genießt daher mehr seine hiesigen Freunde, die man im Strudel der Gesellschaft im Winter oft recht wenig für sich hat. Das übermäßige Gesellschaftsleben zerstreut zu sehr! Man wird flach, und welch unnötiger Zeitverlust!“

Bei Doktor Erhardt, dessen ganze Familie ich wohl und gesund wieder getroffen, lernte ich den preußischen Gesandten, Herrn von Willisen, kennen. Er hatte eine scharmante Tochter, die, ohne schön zu sein, mit ihrer vornehmen Gestalt sehr interessierte. Später modellierte ich ihr Profil. Doktor Erhardt hielt ihr private, anatomische Vorlesungen; sie erfaßte alles mit viel Verstand und schwärmte für Kunst.

„Willisen gab im Palazzo Caffarelli eine große Abendgesellschaft, bei der Kardinal Antonelli, Frau v. Flaschmann, Herr und Frau von der Tann und viele Vornehme aus der Gesellschaft zugegen waren. Mich interessierte aber am meisten die Tochter des Hauses. Auf solche Art benutzt, lobe ich mir den Palazzo Caffarelli.“

Bei den lieben Dorners fand ich ebenfalls alles wohl; Dorner malt an meinem lebensgroßen Porträt.

Frau Baronin v. Stiglitz war wieder in Rom. Sie bestellte bei mir eine kleine Seidlitz-Büste.

„Lenbach mit Maler v. Hagen waren in meinem Atelier, ebenso die kleine, niedliche Fräulein Herzen, Tochter des russischen Freiheitsmannes. Mit Herzens Kindern ist Fräulein v. Meisenbug in Rom, die berühmte Verfasserin der ‚Memoiren einer Idealistin‘. (Sie wurde später meine beste Freundin, die ich sehr hoch schätze. Ich modellierte ihr Porträtrelief in ihrem 80. Jahre.)“

Hier muß ich in meinen Erinnerungen etwas zurückgreifen.

Am 15. November wurde ich zu Lehmanns zum Thee geladen. „Sie werden eine Familie Brinckmann aus Hom- Ein aufregender Abend.

burg kennen lernen," sagte mir Lehmann, der mich in meinem Atelier besuchte, „sie haben zwei hübsche Töchter."

Nach neun Uhr erschien ich auch bei Lehmann und ward durch die beiden Fräulein Brinckmann wirklich überrascht. Sie waren groß und schlank und kamen gerade aus der Pension, aus Vevey, wie sie mir erzählten.

Ich unterhielt mich länger mit der älteren, Anna, die mir fast nur von der Pension und vom Reiten erzählte. Die Mutter, eine ernste, noch hübsche Frau, machte auf mich einen guten Eindruck. Ich wußte nicht, daß ich meine zukünftige Schwiegermutter vor mir hatte!

Der Abend ward für mich recht aufregend. Die Mädchen kamen mir anders vor, als die vielen, denen ich schon oft genug den Hof gemacht hatte.

1864. Heitere Neujahrsfeier im Künstlerverein.

Das Neujahr 1864 wurde im Künstlerverein sehr heiter gefeiert. Es waren famose Menschen, wahre Künstler in den Verein eingetreten, dessen Gedeihen nur davon abhängt, daß gute Elemente überwiegen. Zu solchen gehörten damals die Architekten Brüder Heyl aus Berlin, Architekt Kühlmann, Architekt Jütner mit seinem unverwüstlichen Humor, Graf Zeppelin aus Stuttgart, der Freund der Freunde Grüneisen, Knaus und viele andre.

Am 18. Januar war im Verein ein Konzert, wozu ich die Damen Brinckmann einlud. Sie waren in meinem Studio, ich bei ihnen zu Hause, wo ich ihre Großmutter Popert, eine energische, merkwürdige Frau, kennen lernte. Das Konzert soll sehr schön gewesen sein; ich war aber etwas zu zerstreut, als daß ich ein Urteil darüber hätte haben können. —

Ein übereifriger Diener.

Im Atelier hatte ich einen französischen Soldaten als zeitweiligen Diener angestellt; die Franzosen durften mit Er-

laubnis ihrer Vorgesetzten solche Dienste in Privathäusern annehmen. Er war ein fleißiger, guter Kerl, der mir sein schmackhaftes Kommißbrot, das ich so gerne aß, verkaufte. Eines Tages ließ ich ihn meine Gipsabgüsse und andre Arbeiten reinigen. Das besorgte er aber so gründlich, daß ich am Morgen die Nasen und die Haare an den Büsten vermißte.

Am 4. Februar war im Verein Ball. Ich führte meine Damen Brinckmann ein. Ich tanzte und zwar, wie ich glaube, so schlecht wie nie zuvor. Mein Schicksal besiegelt.

„Ich habe zum Kotillon noch nicht engagiert," sagte ich zu meiner schönen Tänzerin mit den großen blauen Augen, „mit wem soll ich denn wohl tanzen?"

„Mit mir!" sagte sie. Damit war mein Schicksal besiegelt.

Da ich hörte, die Damen Brinckmann ritten in die Campagna, suchte ich mich ihnen anzuschließen. Die Russen Justinoff brachten die Partie zustande. Herzen und andre Damen ritten mit. Es galt, dem Poussinthal einen Besuch abzustatten.

Es war ein schöner Februartag, der 21. Ein Ritt fürs Leben.

Die Pferde waren gut, auch Fräulein Anna Brinckmann saß fest im Sattel. Als wir im Poussinthale ankamen und die Pferde grüne Matten unter ihren Hufen spürten, griffen sie von selber aus und waren, wie immer, kaum zu halten.

Die ganze Gesellschaft war bald aus unsern Augen verschwunden, — Fräulein Anna blieb bei mir zurück!

Das sah ich für ein glückliches Omen an und faßte Mut, um ihr das zu sagen, wodurch gewöhnlich ein Paar wird.

Nun jagten wir in Sturmeseile den andern nach und holten sie bald ein. Es kam ein köstlicher Abend; aber niemand wußte, warum ich so fest zu Pferde saß und den Kopf so hoch hielt.

Ich hatte mich, hoch zu Roß, verlobt, — in der römischen Campagna, unter blauem herrlichem Himmel! Hoch zu Roß in der römischen Campagna verlobt!

„Ein Mägdlein und ein Knabe ritt
Durchs Poussinthal hinunter,
Sie ritten langsam Schritt für Schritt,
Die Sonne ging bald unter.

Sie ritten still auf grüner Matt'
Von niemand unterbrochen, —
Ich glaub', der böse Knabe hat
Von Lieb' zu ihr gesprochen!" (Tagebuch.)

Herr v. Kolb lud mich mit meiner Braut auf seine Villa vor Porta Pancrazio in der Nähe der Villa Doria Pamphili ein.

Der gute Kolb war anfangs sehr böse, daß ich mich verlobt hatte.

Strafpredigt eines Junggesellen.

„Ein ordentlicher Künstler," sagte er, „heiratet nicht. Welchen Unsinn haben Sie gemacht! Es ging Ihnen zu gut. Sie wollen in die Misère wie so viele andre Künstler, die nicht ohne Frau sein können! Per dio! Das habe ich nicht von Ihnen erwartet! Und wenn Sie doch heiraten wollen, warum nicht eine Reiche? Ja! so sind die modernen Künstler! Thorwaldsen hat nie geheiratet, — die Kunst sollte Ihre Frau sein!"

So sprach dieser eingefleischte Junggeselle, für den es auch recht gut gewesen wäre, eine Frau zu nehmen, anstatt sich durch Dutzende von Weibern tyrannisieren zu lassen.

Im Brautstande.

Er war aber doch sehr nett gegen uns. Unter den Geladenen waren viele meiner Freunde: der offene biedere General Zeppi, General Kanzler, ein Badener, der Oberbefehlshaber der päpstlichen Armee, mit seiner schönen imposanten Frau, einer geborenen Vanutelli, Schwester des bekannten Malers; auch Oberst Blumenstiel, ein Elsässer, war zugegen, eine persona grata im Vatikan, der die Acqua Marcia nach Rom leitete, heute ein großer Herr unter den Schwarzen. Als er noch französischer Lieutenant war, kam er oft in mein Atelier.

Er trat später in die päpstliche Armee und machte so sein Glück.

Auch der russische Maler Brand mit seiner netten Frau war geladen.

Wir blieben den ganzen Tag auf der Villa und kehrten erst abends in die Stadt zurück.

Meine 17jährige Braut hatte mir schon erzählt, ihre 15jährige Schwester Martha, eine schlanke bildschöne Gestalt, studiere und lerne mit unermüdlichem Fleiße. Sie hatte in der That für alles Talent. Bald war sie in den Museen bekannt wie zu Hause, wußte die Geschichte jeder Statue auswendig und kannte den Meister eines jeden Bildes. Auf Reisen machte sie den Kurier; sie wußte von jedem Zuge, wann er abging und ankam. Sie hatte fleißige, geschickte Hände, schneiderte und machte ihre Kleider selber. Italienisch sprach sie vortrefflich. Diese heitere liebenswürdige Martha war mir bald ans Herz gewachsen, und ich war mit ihr zusammen, so oft ich konnte. Sie wurde die Frau des Herrn Graff, des Direktors der Gewerbeschule in Dresden, starb aber leider bald und hinterließ ihrem Manne einen Sohn und eine Tochter.

Im Atelier wurde fleißig gearbeitet. Mit dem Prometheus war ich leider noch lange nicht fertig. Passini skizzierte mir denselben in Aquarell, das einzige Ueberbleibsel des unglücklichen Schmerzenskindes. Auch schöne Ritte mit dem neu angekommenen Buhl und den Damen Herzen zusammen mit Passini und Henneberg wurden unternommen, immer im Beisein der Fräulein Brinckmann.

Das Relief meiner Braut und ihrer Schwester modellierte ich ebenfalls und erwarb mir dadurch das Lob der alten Großmutter Popert, die recht für Kunst schwärmen konnte. „Ich habe einen Bruder in London, der ein großer Kunstmäcen ist, — der muß bei Ihnen bestellen.“ Leider starb der gute Mann bald darauf, für mich recht ungeschickt.

Meine Freunde, besonders die Familien Erhardt und Dorner, beglückwünschten mich von Herzen, selbst das Café Greco nahm teil an meinem Glück. Auch von Stuttgart ließ man mir die Freude an meinem neuen Stand ausdrücken.

Die Brautfahrt. Am 22. Mai 1864 verließ die Familie Brinckmann-Popert Rom, um nach Paris zu fahren und dort für die Hochzeit, die auf den 1. September festgesetzt war, alles Nötige zu besorgen. Ich begleitete sie bis Civitavecchia, wo ich sie auf das altbekannte Schiff Il Vaticano brachte.

In Rom war es mir nun recht einsam, und ich war froh, als der festgesetzte 8. August da war, und ich nach Deutschland abreisen konnte.

Lasse ich nun mein Tagebuch sprechen:

Am 8. August abgereist, zu Schiff nach Genua. Wir waren wenige Passagiere, in der Kabine mir gegenüber eine junge Französin. Es war Vollmond, eine Zeit, in der ich oft nachtwandelnd vom Bette aufstand und meine Wanderungen machte. — Auch in dieser Nacht erwachte ich und fand mich im Nachthemd auf dem Radkasten stehend. — Halb aufgewacht, begriff ich meine Lage und eilte hinunter in meine Kabine. Dort warf ich mich auf mein Bett, das ich sonderbar hart fand, ich griff um mich und hatte bald ein paar tüchtige Zöpfe in der Hand! — Nun war mir meine Lage klar, — ich war in die Kabine und in das Bett einer Dame geraten. Schnell zog ich mich zurück. Meine von mir gestörte Nachbarin hörte ich noch unverständliche Rufe ausstoßen, dann war alles still. — Am andern Morgen begrüßte ich meine Dame, als ob nichts geschehen wäre; sie ging aber von da an sehr vorsichtig mit mir um. —

Von Genua nach Arona über den Lago Maggiore und

Magadino. In der Nacht den St. Gotthard hinauf, bei Tag hinunter nach Luzern. Ueberall Schnee, Regen, Sturm, doch schnell stürmte ich vorwärts. Am 14. August über Basel nach Baden, wo ich einen Tag rastete und Frau Cornelius, Graf und Gräfin Zeppelin (deren Büsten und Relief ich in Rom modellierte und in Marmor machte), Maler Schweinfurth und die Familie Kramer aus Köln besuchte; von Baden nach Frankfurt, wo ich einen langweiligen Sonntag verlebte.

Hier sprach ich auch bei Rothschild vor, der für eine Nische in seinem Palaste eine Figur wünschte und sich deshalb an Konsul Kolb gewandt hatte, der ihm den Vorschlag machte, mir den Auftrag zu übergeben. Es sollte ein Gegenstück zu einer Figur von Tenerani sein. Ich hatte eine Zeichnung gefertigt, die ich ihm mit einem Schreiben von Kolb überbrachte. Ein Kunsthandel mit Baron von Rothschild in Frankfurt.

Rothschild empfing mich in seinem Arbeitszimmer, aufrecht stehend und kaum den Kopf auf den Brief und die Zeichnung neigend. Dann sagte er:

„Die Zeichnung gefällt mir nicht übel. Sie wissen, es soll das Gegenstück zu einer Figur von Meister Tenerani werden. Was würde es kosten, in Marmor schön ausgeführt, aber ohne Flecken, merken Sie sich das, ohne Flecken!"

„8000 Franken."

„O! So viel habe ich Tenerani nicht bezahlt!"

„Verzeihen Sie, Herr Baron, Sie irren sich gewiß, Sie zahlten Tenerani wohl das Doppelte."

„Die Figur, wie Sie wissen, kommt in eine Nische, rückwärts braucht sie also nicht ganz vollendet zu sein. Was würde sie dann kosten?"

„Nun ja! Wenn der Herr Baron eine halbfertig gemachte Figur wünschen, so kann ich sie auch zu 6000 Franken liefern."

„Nun gut, so bleiben wir bei 6000 Franken. Aber nicht wahr, es ist doch auch in Ihrem Interesse, wenn Sie die Figur etwas mehr rückwärts ausführen. Sie könnte doch auch einmal frei gestellt werden."

„Gewiß. Aber dann kostet sie wieder 8000 Franken."

„Darüber werd' ich mich besinnen und Herrn v. Kolb Nachricht geben."

Es kam aber nie eine Nachricht!

Am 16. August war ich in Braunschweig, der Heimat meines lieben Henneberg. Ich traf aber nur seine Schwester, die in einer prächtigen Villa mit parkartigem Garten wohnte. Auch die Familie Langerfeld, Bekannte von Rom her, sah ich.

In Hamburg, der Heimat der Brinckmann, langte ich tags darauf an. Hier hatte ich mit dem Vermögensverwalter der Großmutter Popert, mit dem Gauner Boje, der bald darauf durch Betrug meine Schwiegermutter um die Hälfte ihres Vermögens brachte und sich im Kerker erhängte, geschäftliche Sachen abzumachen und kaum Zeit und Lust, mir das stolze Hamburg anzusehen.

Ich reiste schon am 19. August nach Berlin, besuchte daselbst Kyllmann, Heyl, Heiden, Jüttner, Mendelssohn und Wahlländer, war in Charlottenburg und Potsdam, kurz überall, und sah alles.

Am 24. August kam ich abends in Leipzig an. Man holte mich ab und brachte mich zu meiner Braut.

Es kamen nun schöne, aufregende Tage. Von London und Berlin trafen Verwandte und Freunde ein.

Ich besuchte Maler Werner, Mendelssohn, Maler Grosse, Dürr, kurz eine Menge Menschen.

Und als der Großvater die Großmutter nahm.

Am 1. September 1864, genau wie wir festgestellt hatten, war unsre Vermählung und Einsegnung in der katholischen Kirche. Schöne Brautjungfern, rosenstreuende Kinder, entzückender Gesang fehlten nicht. Die heilige Handlung war sehr feierlich und ging uns beiden recht zu Herzen.

Nach der Hochzeit war in Nr. 15 der Promenadenstraße ein Festmahl, auf das ein fröhlicher Tanz folgte. Brautjungfern waren die in Schönheit strahlende Martha, dann Georgy Thöl, zwei Einhorn, zwei Kraft, Bayer und Doris und Lydia Schrötter aus London.

Glücklicher Ehemann auf der Hochzeitsreise.

Als glücklicher Ehemann verließ ich mit meiner Frau nach sechs Uhr abends die Gesellschaft, und an demselben Abend fuhren wir noch nach Dresden.

Das war die Hochzeitsreise. Ich hatte keine Ateliersorgen, war kein Bildhauer, war all die Sorgen los, lebte nur und war froh und glücklich! Ob meine junge Frau auch so empfand? Ich glaube es.

In Dresden, das ich unter so glücklichen Umständen zum ersten Male sah, besuchten wir fleißig die herrlichen Galerien, den Zwinger, das blaue Kabinett. Aber auch die moderne Kunst wurde nicht vernachlässigt, die sich in dem Atelier Ritschel, in den Gebäuden von Semper, in dem großen Garten und auf der Terrasse zeigte.

Dann reisten wir über Bodenbach nach Prag. Diese malerisch gelegene, an Italien gemahnende Stadt erfreute uns beide. Am 7. September ging es nach Nürnberg, wo Bildhauer Kamm aus Bamberg, mein braver Freund und Zimmergenosse in Rom, lebte. Ihm hatte ich unsre Ankunft gemeldet, und er begrüßte uns schon an der Bahn und geleitete uns durch ganz Nürnberg, dessen Kunstschätze wir wohl alle zu sehen bekamen. Und dann fuhren wir am 9. September nach Stuttgart weiter.

In Stuttgart.

Unser alter König war gestorben, König Karl und Königin Olga hatten den Thron bestiegen. Was durfte ich nicht alles von diesen hohen Gönnern erwarten?!

Kaum hatte ich mich mit meiner Frau in Stuttgart zurecht gefunden und sie stolz den Freunden vorgestellt, als ich (am 12. September) zu den allerhöchsten Herrschaften nach Friedrichshafen berufen wurde. Das erste Mal, daß ich von meiner jungen Frau auf drei Tage getrennt leben mußte.

Audienz in Friedrichshafen beim neuen Königspaare.

Gleich nach meiner Ankunft wurde ich vom König und der Königin empfangen.

„Ich freue mich, Sie wieder zu sehen," sagte der König; „nun bleiben Sie recht lange bei uns."

Noch am selben Abend sprach man von großen Aufträgen, die ich erhalten sollte.

Das Schloß war voll von Gästen. Der Kaiser von Rußland war da mit seiner ganzen Familie, auch die Großfürstin Marie und der Herzog von Mecklenburg.

Nach drei Tagen kam meine Frau von Stuttgart, und erst jetzt war es mir wieder wohl. Meine Frau, die nie eine Freundin vom Hofleben war und schon damals zeigte, daß sie am liebsten mit mir allein (was ich ihr gar nicht übelnahm) und ohne solch glänzendes Geräusch leben möchte, war zufrieden, daß wir viele Stunden im seefrischen Friedrichshafen allein sein konnten.

Was uns alles in Stuttgart erwarten würde, ahnte auch sie nicht.

Mit kaiserlichem Hofzuge von Friedrichshafen nach Stuttgart.

Der Kaiser von Rußland reiste am 19. September nach Stuttgart zurück, und durch den Direktor Dilenius wurden wir eingeladen, in dem kaiserlichen Zuge mitzufahren, wodurch wir in unglaublich kurzer Zeit nach Stuttgart kamen, aber auch die Gefahren eines solchen rasenden Zuges kennen lernten.

Mitten in der Nacht hielt der Zug an. Was ist los? Man hörte nur leises Sprechen. Man sah ängstliche Gesichter.

Auch wir stiegen aus, um zu sehen, was passiert sei. Dilenius erklärte, daß die Achse eines Wagens sich glühend gelaufen habe. Glührot erschien die Eisenmasse. Man brachte Wasser. Zischend verdampfte es sogleich auf der Achse. Aber was war zu thun?

Der Wagen des Kaisers war dunkel. Wenn er nur nicht erwachte!

Man sprach zum Ersterben leise. Es vergingen peinliche Minuten. Aber im kaiserlichen Wagen blieb alles dunkel

und still. — Endlich stieg man wieder ein und fuhr langsam weiter. Der arme Dilenius — ich bedauerte ihn! Einen Kaiser zu führen, hat doch seine Schwierigkeiten!

Württemberg-Stuttgart hat auch sein Volksfest im Herbste. König Wilhelm hat es gegründet, vielleicht in Nachahmung des Oktoberfestes in München, das wiederum von Rom aus inspiriert worden war. Ueberall Rom und Italien! Auf dem Volksfeste in Cannstatt.

Meine Freunde Griesinger brachten uns auf den Festplatz. Meine junge Frau hatte dabei Gelegenheit, das Volk der Schwaben, diesen derben, gesunden Menschenschlag mit seinen oft recht malerischen Trachten, kennen zu lernen. Sie mußte sich ja jetzt als Schwäbin fühlen, was ihr gewiß nicht schwer wurde; denn überall wurde ihr die denkbar größte Aufmerksamkeit und Huldigung entgegengebracht.

Das Polytechnikum, von Egle erbaut, wurde bezogen. Zur Feier dieses Ereignisses wurde ein großer Ball gegeben, auf dem der ganze Hof und alle geistigen Größen erscheinen sollten. Minister v. Golter ließ auch uns eine Einladung zugehen mit der Mitteilung des Wunsches der Königin, daß meine Frau ihr vorgestellt werde. Dieser Ball im neuen Königsbau war großartig veranstaltet. Wir bekamen Platz ganz in der Nähe der Majestäten, denen Anna durch den Minister vorgestellt wurde. Der König und die Königin sprachen mit ihrer bekannten bezaubernden Liebenswürdigkeit lange mit meiner Frau und hießen sie in Stuttgart willkommen. Großer Ball im neuen Königsbau. Meine junge Frau den Majestäten vorgestellt.

„Wer ist denn diese schlanke, höchst eigentümlich schöne junge Dame mit ihrem kurz geschnittenen lockigen Haar, mit der die Königin spricht?“ hörte ich einen Professor neben mir jemand fragen.

Der erste, der nun mit meiner Frau tanzte, war der Minister Golter. Ihm folgten viele an jenem Abend, der mich wohl glücklich, aber auch fast eifersüchtig machte.

Die Königin eröffnete mir an demselben Abend, daß sie Ein königlicher Auftrag.

zwei große Kamine für den Weißen Saal von mir machen lassen wolle, und daß ich darüber mit dem Baumeister Egle Rücksprache nehmen und eine Zeichnung für diese große Arbeit — „die Ihnen gewiß Freude machen wird“ — ihr recht bald bringen sollte.

Der Ball war zu Ende und wir beide wieder in unserm Zimmer im Hotel.

Es war schon früh gegen Morgen. Mein Kopf war so voll von den erhaltenen Eindrücken! Mir war, als ob etwas Wichtiges für mein Leben sich zugetragen habe. Und es war ja auch so.

Die großen Kamine im Schlosse zu Stuttgart entworfen.

Im rechten Flügel des Königlichen Schlosses zu ebener Erde wurde mir ein großer Saal als Atelier eingeräumt. Dort zeichnete ich an den Entwürfen für die beiden Kamine; doch sah ich bald ein, daß ich mit Hofbaumeister Egle in Zwiespalt geraten werde.

Der Saal, in dessen beiden Ecken, den Fenstern gegenüber, die Kamine aufgestellt werden sollten, war mit Stuckarchitektur in modern französischem Stile schon fertig, und diesem Stile sollte ich nun die Architektur meiner Kamine anpassen, was für mich sehr hemmend war.

Die Grabdenkmäler der Medici schwebten mir bei meinem Entwurfe vielleicht anfangs zu lebendig vor, und diese malerische Auffassung paßte gar nicht in den Stil.

Als Gegenstand wählte ich die vier Elemente, die beim Feuer eines Kamines alle in Mitleidenschaft gezogen werden: Prometheus als Feuergeber, Gäa als Erde, Zephyr als Wind, die schaumgeborene Venus als Wasser. Große Putten mit den Attributen für diese Figuren in Händen sollten in Karyatidenweise an den Seiten der Kaminöffnung sich erheben.

Zwischen den liegenden Figuren brachte ich je eine Uhr mit Reliefbildern, die Flüchtigkeit der Zeit darstellend, an. In der Mitte des Kamins machte ich eine ovale Nische mit den lebensgroßen Büsten des Königs und der Königin.

Diese ganze monumentale Arbeit mit zwölf lebensgroßen Figuren, die Putten eingerechnet, war nach meinem Entwurfe über 6 Meter hoch.

Nachdem ich die Zeichnung der Königin öfters gezeigt, und nachdem sie sie gut befunden hatte, gab sie Egle den Auftrag, die Architektur meines Entwurfes im Stile des Saales zu korrigieren, und hier begann der Konflikt mit Egle, der wohl wußte, daß die Königin meiner Arbeit wohlwollte, und deshalb nur langsam, aber deutlich gegen mich vorging.

Mit der kunstverständigen Königin war es leicht, sich zu verständigen. Ich fand aber schließlich den Plan von Egle, der meiner Idee genügend Rechnung trug, doch annehmbar, und die Bestellung wurde gemacht. Herr v. Adelung legte mir den Vertrag vor. Am 10. Oktober 1864 habe ich denselben unterschrieben. Die Königin wollte, daß ich gut honoriert werde, wofür ich der gnädigen Beschützerin sehr dankbar war.

Seine Majestät der König hatte, als ich seine Büste in Genf modellierte, den Bart anders getragen; jetzt trug er einen Vollbart, was meiner Arbeit, mit der ich überhaupt nie sehr zufrieden war, und die ich leer fand, noch mehr zum Schaden gereichte.

Eine Großfürstin als Schülerin im Modellieren.

Die jugendliche, geistig sehr aufgeweckte Großfürstin Vera kam, so oft sie konnte, in mein Atelier im Schloß und sah zu, wenn ich zeichnete oder modellierte. Eines Tages bat sie mich in ihrer lebendigen, frischen Weise, ich möchte sie im Modellieren unterrichten. Nachdem sie die Einwilligung der Majestäten erhalten, kam sie alle Tage. Ich gab ihr eine Hand zum Kopieren, die sie, ohne je Thon in den Händen gehabt zu haben, mit Verständnis recht gut vollendete.

Während ich im Schloß arbeitete, waren für uns fast alle Tage Festtage. Oft zehn Tage vorher waren wir mit Einladungen festgelegt, — es war schwer durchzukommen. Der vergeßliche Künstler machte dabei aber schreckliche Geschichten!

Der zerstreute Künstler.

Der Oberhofprediger Grüneisen, dessen Sohn ich schon öfters nannte, wollte für uns ein Fest geben.

„Sagen Sie nur, wann Sie Zeit haben, und wann ich für Sie einladen kann!“

Nachdem der Tag bestimmt war, schien die Sache in Richtigkeit zu sein. Ich vergaß aber die Einladung gänzlich und sagte auch meiner Frau kein Wort darüber.

Wer beschreibt nun meine Verlegenheit, meinen Schrecken, als abends nach neun Uhr (auf acht Uhr war geladen!) mächtig an unsre Thür gepocht wurde! Wir hatten uns müde schon sehr zeitig niedergelegt. Ich springe auf und frage, was man wolle.

„Der Herr Oberhofprediger und seine Gäste erwarten Sie und Ihre Frau schon lange zum Diner!“

Unglaublich! Fürchterlich!!

Aber was war zu thun?

„Bitte, sagen Sie, ich sei nicht ganz wohl und habe ganz vergessen, mich entschuldigen zu lassen.“

„So was kann auch nur dir passieren,“ sagte meine gute Frau, die schon angefangen hatte, mich richtig zu beurteilen.

Ein Hofball auf Villa Berg.

In der Villa auf Berg wurde zu Ehren des Kaisers und der kaiserlichen Familie von Rußland ein großer Ball gegeben. Ich wurde eingeladen, aber meine Frau mußte schon am Anfang ihrer Ehe erfahren, daß man wohl die Künstler zu Hoffesten und zu Diners und dergleichen einladet, aber niemals oder selten deren Frauen. „Hoffähig“ ist ein Prädikat von ganz besonderer menschlicher Weihe! Aber auch nicht eine Minute machte das meiner vernünftigen Frau Sorge. Sie sah es recht prosaisch, aber sehr richtig als ein Geschäft an.

Der Ball war glänzend, die Villa feenhaft beleuchtet. Die gütige Königin winkte mich zu sich.

„Kommen Sie! Ich will Sie meinem Bruder, dem Kaiser, vorstellen.“

Der Kaiser, eine große, männliche Gestalt, mit gutmütigem, freundlichem Gesichtsausdruck, sprach einige Worte mit mir und stellte mich auch seinem Sohne, dem Thronfolger, vor, einem jungen, festen, pausbackigen Herrn, der flott tanzte. Auch seinen Bruder lernte ich bei dieser Gelegenheit kennen.

Dem Kaiser Alexander II. von Rußland vorgestellt.

Wie ein Traum, wie eine Vision lebt heute noch dieser Ball in meinem Gedächtnis fort, wie etwas, das ich gelesen habe, wie eine Geschichte; ebenso der ganze Aufenthalt von damals in Stuttgart. Sind doch nur wenige noch am Leben, von denen ich hier erzähle, und diese Wenigen durch ihr Alter andre geworden.

Bei einem heiteren, ja ausgelassen fröhlichen Festmahl, das mein lieber Griesinger und seine Gattin uns zu Ehren gaben — es war am 4. Oktober, an welchem Tage meine Frau 18 Jahre alt wurde —, nahm Griesinger Anlaß, eine humorvolle Rede auf sie zu halten, was mit großem Jubel aufgenommen wurde.

Es würde zu weit führen, wollte ich meiner lieben Schwester und Esers, die ich oft und viel sah, oder der Familie Fritz Schultz, des Künstlerfreundes und Besitzers einiger meiner unsterblichen Werke, noch ausführlicher erwähnen. Die Künstler Gegenbauer, Hüffer, Näher, Wagner, den lieben Bentele — alle sah ich in jenen schönen Tagen wieder.

Minister v. Golter, in dessen Haus wir wie gute Freunde aufgenommen wurden, bestellte bei mir auf Staatskosten eine lebensgroße Marmorfigur Bazeba im Bade. Sie steht heute in der Sammlung der Königlichen Kunstschule in Stuttgart. Auch machte er mir den Vorschlag, mich als Professor der Kunstschule anstellen zu lassen, mit der Begünstigung, nur im Sommersemester mein Amt verwalten zu müssen. Er habe zu diesem Vorschlag schon die Einwilligung des Königs.

Bestellung einer lebensgroßen Marmorfigur Bazeba auf württembergische Staatskosten.

Es war wohl schwer, diesen Antrag abzulehnen, aber

eine solche Zwitterstellung hätte mir nur Unangenehmes bringen können.

Und nun, Mitte Oktober, dachten wir an die Rückreise nach Rom. Ich wollte aber vorher nach Betzenweiler zu meinen Eltern meine junge Frau bringen und dann über die Schweiz und den Simplon nach Italien und nach Rom reisen. Staatsrat v. Adelung, eine wichtige Persönlichkeit für mich, der Vermögensverwalter der Königin und persona grata bei Ihrer Majestät, bat mich, seinen 80jährigen Schwiegervater, den General v. Schubert, mit uns reisen zu lassen. Ich machte ein saures Gesicht, — einen alten Russen mit auf der Hochzeitsreise! Doch ich sagte zu. In Zürich sollten wir uns treffen.

Von den Majestäten gnädig verabschiedet.

Der 17. Oktober wurde zur Abreise bestimmt. Die Majestäten luden mich noch einmal zu Tisch und sagten mir ein von Herzen kommendes Lebewohl.

„Sie werden noch viel für uns zu thun haben," sagte die gütige Königin. „Schicken Sie fleißig Photographien von unsern Kaminen und werden Sie ein großer Künstler!"

Auch von Großfürstin Marie verabschiedete ich mich, ebenso von meiner Schülerin, der jungen Großfürstin Vera.

„Es war schwer, heute überall herumzufahren und Abschied zu nehmen. Hoffentlich habe ich niemand vergessen!"

Von Stuttgart ab (17. Oktober 1864).

„Am 17. Oktober von Stuttgart ab. Meine liebe, aufblühende Schwester, Griesinger und viele andre an der Bahn."

Der Zug brachte uns bald über Ulm nach Biberach, von dort der Postwagen nach Betzenweiler.

Unterwegs erzählte ich meiner Frau von meinen Jugenderlebnissen, wie ich in Biberach einmal den Steinhauer machte, und andres. Es war mir jetzt doch anders zu Mute wie damals, als ich in Biberach mit meinem guten Vater zusammentraf und nach Hause fuhr.

Betzenweiler ist ein ziemlich großes Dorf mit einigen wohlhabenden Bauern, die ihre Häuser zerstreut voneinander liegen haben. Ein jeder Bauer hat einen Ziehbrunnen und einen Dunghaufen vor seinem Hause. Bauer und Dunghaufen stehen in geradem steigendem Verhältnis zu einander; denn je größer und fester der letztere, desto reicher und angesehener der Bauer! — Die Leute sind ausnahmslos Landwirte und bebauen die Aecker mit Pferden; nur die Aermeren spannen Ochsen oder Kühe vor den Pflug. Eine schwäbische Dorfidylle.

Die Nächstenliebe ist bei diesen Leuten eine Nützlichkeitsfrage, Religion eine Gewohnheit. In der Kirche schlafen sie, aber nachmittags im Wirtshause wird sogar Politik getrieben. Man liest viel in den Zeitungen, man ist gescheit, wenn man dem Pfarrer widerspricht, und mit jedem weiteren Glas Bier wird die Regierung schlechter gemacht. Das ist am Sonntag.

Am Montag geht man wieder ruhig hinter seinem Pflug und trocknet sich den Schweiß von der Stirn ab.

Der Oberste in der Verwaltung ist der Schultheiß. Er hat einen Polizeidiener, der den Hut nicht aufsetzen darf, wenn er neben dem Schultheiß steht. Der Schultheiß ist der Gescheiteste im Dorfe; dann kommt gleich der Gemeinderat; sie alle schreiben ihre Namen oft recht unleserlich unter die Dokumente.

Um heiraten zu können, mußten ich und meine Frau irgendwo in Württemberg das Bürgerrecht erwerben.

Ich wandte mich an den Ort, wo meine Eltern wohnten. Was war aber der Bescheid des Betzenweiler Gemeinderats? Sie weigerten sich, mich als Bürger aufzunehmen: das Armenleuthaus, sagten sie, sei schon überfüllt mit solch heimatlosen Menschen! — Unlingen, mein Geburtsort, machte mich darauf zu seinem Ehrenbürger.

In dieses Betzenweiler kam ich mit meiner Frau am 18. Oktober 1864. Meine Eltern erwarteten uns vor ihrem Hause. Zum letzten Male bei den Eltern mit meiner jungen Frau.

Ich stellte meine Frau vor, die sich zu meiner Freude sogleich in die neue Situation fand und bald der Liebling meiner Mutter wurde.

„Sie gefällt mir so sehr! Sie hat so ein liebes, gutes Gesicht! Wenn sie nur katholisch wär'! Aber das wird auch so recht sein. Der liebe Gott hat alles gut gemacht."

Im katholischen Pfarrhause herrlich untergebracht.

Meine Schwestern Antonie und Genoveva waren zu jener Zeit zu Hause. Nun besuchten wir den Dekan Pfarrer Voigt, eine charmante, herzensgute Persönlichkeit mit frischen, gesunden Ansichten über das Leben und mit jenem heiteren Charakter, den ich so oft unter der katholischen Geistlichkeit traf. Er lud uns ein, im Pfarrhause bei ihm zu wohnen, was ich mit Dank annahm, obgleich meine Mutter fast eifersüchtig auf den Pfarrherrn wurde. Wir hatten ein mit frischen Blumen geschmücktes großes Zimmer zu unsrer Verfügung und teilten so unsern Aufenthalt zwischen dem Pfarrhaus und meinen Eltern. Meine Frau war mit dieser Anordnung sehr zufrieden. Sie war viel bei meinen Eltern, und ich war glücklich, daß sie dieselben kennen lernte.

Die Betzenweilerer strengen sich an, um ihr Unrecht wieder gut zu machen.

Es waren doch gute Menschen. Das Dorf und die Umgegend wollten uns besonders ehren. Im Wirtshaus kam der Gesangverein zusammen. Ein ganzer Sonntagnachmittag wurde mit Liedern und mit Reden zu unsrer Ehre ausgefüllt. Die guten Leute meinten es wirklich sehr wohl mit uns.

Mein Vater war überglücklich, daß man seinen Sohn so hoch ehrte. Die Mutter hätte mich freilich lieber für sich allein behalten.

Der Pfarrer Voigt, glaube ich, war als treibende Kraft hinter diesen Kundgebungen versteckt.

Die paar schönen Tage, die ich nie vergessen habe und nie vergessen werde, gingen allzu rasch vorbei, — das Abschiednehmen war zu nahe beim Wiedersehen.

Welch große Rolle spielt im Leben doch das Abschiednehmen! Ich liebe es nicht; es ist mir bei Menschen, die

ich gerne habe, immer peinlich zu Mute, wenn ich von ihnen gehe.

Am 19. September reisten wir wieder ab. Ich sollte meine fromme, liebe Mutter nicht wiedersehen! Schon am 19. November darauf ist sie sanft entschlafen. Abschied fürs Leben.

In Zürich folgten wir der Einladung Wesendonks und wohnten auf seiner herrschaftlich eingerichteten Villa, die damals schon mit Kunstschätzen angefüllt war. Im Paradiese auf Villa Wesendonk bei Zürich.

Frau Wesendonk verstand es, ihre Gäste mit Geschmack zu bewirten. Alles war groß angelegt, nichts Kleinliches kam da zum Vorschein. Angenehm und ruhig ging es in diesem Hause zu. Sie war die Seele des Ganzen. Wagen, Pferde zum Reiten, Zeitungen, Bücher, Bäder, ausgezeichneter Tisch mit vorzüglichen Weinen, Musik, interessante Menschen, die von üllerall herkamen und gern blieben, machten dem Gaste diese Villa zum Paradiese.

Daß ich von Stuttgart und vom Hofe viel erzählte, belustigte den damals noch republikanischen Wesendonk sehr; er hieß mich im Scherze einen „Fürstenknecht".

Frau Wesendonk war eine der ersten Damen, die Richard Wagner wohlwollte. Sie that es mit großer Begeisterung. Ihr Dichtungen zeugen davon. Ihre Tochter Myrrha und die zwei prächtigen Knaben vervollständigten das Glück der Mutter.

In den paar Tagen auf der Villa Wesendonk modellierte ich die Reliefs der beiden Besitzer und besuchte Vischer, den Aesthetiker, den derben, aufrichtigen Schwaben. Auch bei Semper war ich wieder. Sie alle mitsamt den Professoren des Polytechnikums sah man oft auf Villa Wesendonk.

Am 23. September kam unser russischer General Schubert an, ein großer, alter Herr mit schneeweißem Kopf- und Bart-

haar, mit kleiner, nichtssagender Nase, kleinen blauen Augen und mit freiem, zwangslosem Auftreten.

Am gleichen Tage verließen wir die gastliche Villa Wesendonk und fuhren mit dem General dem Simplon zu.

Ein alter russischer General, Excellenz, als Begleiter auf der Hochzeitsreise.

Im Postwagen bekamen wir die Abteilung hinter dem Kutscher, die gerade nur drei Personen fassen konnte. Der Herr General war wohl ein galanter Herr, allein seiner Bequemlichkeit, seinem eignen lieben Ich hätte er auch die Seele seiner Mutter geopfert. Er scherzte, im Gefühle der Größe eines russischen Generals, mit meiner Frau, die, durch uns zwei in eine Ecke gedrückt, sich nicht recht behaglich fand, besonders nachdem der Herr General seine Zigarre, ohne um Erlaubnis zu fragen, hervorzog und unbarmherzig darauf losdampfte. In dem Kasten entstand denn auch bald ein erstickender Qualm, den wir ertragen mußten, bis wir in Italien wieder die Bahn erreichten.

Wieder ging es über Arona nach Mailand, über Bologna nach Florenz. Hier mußten wir uns länger aufhalten.

Zum ersten Male mußte ich hier erfahren, daß Frauen auch Zähne haben, für uns Männer oft recht teure Zähne. Anna hatte schon von Mailand an heftige Zahnschmerzen, die sich in Florenz bis zur Unerträglichkeit steigerten. Ein Zahnarzt daselbst erklärte, daß zwei Zähne ausgezogen werden müßten, was denn auch geschah.

Excellenz, der Herr General, läßt uns endlich allein.

Unser unruhiger General wollte in Florenz nicht auf uns warten und fuhr bald über Livorno nach Rom ab. Wir waren wieder allein, wie herrlich! Wir atmeten beide auf. Die Hochzeitsreise hatte ja bald ein Ende, und bald sollten wir wieder in unserm lieben Rom sein. Und dann waren wir alte, gesetzte Eheleute! Vederemo!

Man reiste damals, um von Florenz nach Rom zu kommen, am bequemsten über Livorno, von dort zur See nach Civitavecchia und von dort mit der Eisenbahn nach Rom. Ich hatte den Weg ja schon öfters gemacht.

Auch diesmal reisten wir so und schifften uns in Livorno bald ein.

Die See war ganz ruhig. Mir aber wurde schon übel, nachdem ich das Schiff kaum bestiegen hatte. Schon der fatale Schiffsgeruch nach Teer und Oel allein machte mich jedesmal bald krank. Das besserte sich im Alter, wenn man es für eine Besserung halten darf, daß der Körper auf die Einflüsse von außen nicht mehr so energisch zu reagieren im stande ist.

In Civitavecchia angekommen, fuhren wir alsbald mit der Bahn nach Rom, wo meine Arbeiter, Segante an der Spitze, uns am Bahnhofe empfingen und zu unserm Heim, Via Vittoria 81 im zweiten Stocke, geleiteten. Dort hatte ich mein Nest gebaut, dort fingen wir am 30. Oktober 1864 unser eigentliches häusliches Eheleben an! Freundlicher Empfang im Rom.

In Stuttgart hatte ich mich verpflichtet, die Kamine in der Frist von zwei Jahren fertigzustellen. Ich ging daher nach meiner Rückkehr nach Rom sogleich an die Arbeit. Herbst 1864. Emsiges Schaffen.

Zuerst modellierte ich die Figur des Prometheus. Ein vorzügliches Modell erleichterte mir die Arbeit, so daß ich bald an die Figur der dem Prometheus gegenüberliegenden Gäa, der Mutter Erde, gehen konnte.

Mit der Figur der Gäa wollte ich die allnährende Mutter Erde darstellen, wie sie den Menschen an ihrer Brust hält und ihn mit Nahrung versorgt, unbekümmert um sein geistiges Wohl, das er von dem gegenüberliegenden Prometheus, dem Spender des Feuers erbittet, der seinerseits dem erdgeborenen Menschensohne (in übertragenem Sinne) die Fackel des geistigen Lichtes der Erkenntnis herüberreicht.

Diese beiden Figuren der Gäa und des Prometheus sind vielleicht die gelungeneren an den figurenreichen zwei Kaminen.

Die übrigen zwei Monate des Jahres 1864 gingen so in emsiger Arbeit rasch vorbei. Im Atelier hämmerte und meißelte man darauf los, daß es eine wahre Freude war. In dieser Zeit vollendete ich überdies mehrere Porträts, darunter auch die Büste meiner jungen Frau.

1865. König Ludwig I. von Bayern als Kunstkritiker.

Das neue Jahr brachte wieder alte und neue Gäste, darunter König Ludwig, der mich wiederholt im Atelier besuchte.

Einmal — ich modellierte gerade an der Gäa — erschien er unangemeldet und traf mich mit meinem Modell an der Arbeit.

„Lassen Sie das Mädchen nur liegen! Schadet nichts — arbeiten Sie ruhig weiter, ich sehe zu.“

So geschah es auch.

Der König sprach über Natur und Kunst, indem er beide verglich und Betrachtungen anstellte über das, was man nach der Natur machen und nicht machen dürfe.

„Es sind doch zwei ganz getrennte Dinge, die Natur und die Kunst,“ meinte er. „Glauben Sie, die Alten hätten schönere Modelle gehabt als die modernen Künstler? Ganz gewiß nicht. Dieses Modell hier sieht wenigstens aus, als hätte sie Raffael zu seinen Bildern Modell gestanden —“

Ich mußte dem kunstverständigen Könige recht geben; denn das Modell war eine üppige Gestalt mit festen, präzis gezeichneten Formen, wie sie Raffael in seiner Farnesina zeigt.

„So dick und stark ist sie!“ fuhr der König, in Betrachtung versunken, fort. „Gefällt mir eigentlich auch. In München haben sie nur häßliche Modelle. — Ist das Mädchen brav?“

Als ich ihm erwiderte, daß ich das ganz gewiß glaube, sagte er: Ein braves Modell.

„Heute habe ich kein Geld bei mir, um ihr etwas zu schenken. Aber wenn ich wiederkomme, soll sie etwas haben!“

Nach ein paar Tagen erschien die alte Majestät denn auch wieder.

„Habe Geld mitgebracht, weil sie brav ist!“ rief er in seiner lauten Weise und klopfte mit der Hand auf seine Tasche, worin man Geld klappern hörte. „Sie sind mit Ihrer Arbeit weit vorangeschritten. Machen Sie die Draperien ganz ohne Natur?“

„Majestät! Solche feinen Stoffe, die den Körper mehr zeigen als verhüllen sollen, muß man immer ohne Modell machen. Die Römer legten — und zum Teil thun das auch die Neueren — über Puppen nasse Draperien, nach denen sie dann arbeiteten. Das ist Unnatur und berührt stets unangenehm.“

„Ich glaube, Sie haben recht. Die Griechen, die verstanden das besser. Die Viktoriareliefs, die Sandalenbinderin gefallen mir am besten. Das habe ich oft zu Schwanthaler gesagt. Was halten Sie eigentlich von Schwanthaler?“

Als ich darauf nichts antwortete, meinte er:

„Er ist ein Genie, ein Genie! Aber ich merke wohl, Sie sind auch einer von denen, die ihn nicht mögen!“

Dann erzählte er mir viel von seinen Bauten und von seinen nicht zur Ausführung gekommenen Plänen.

„Ich habe nichts mehr zu sagen, habe kein Geld. Die Künstler sind auch zu teuer!“

Der König kaufte zwar hie und da ein Bild, ließ aber den Kauf gewöhnlich durch dritte abschließen. Man durfte

nicht wissen, daß er der Käufer sei. „Von mir verlangen sie zu viel,“ pflegte er zu sagen.

Als er sich verabschiedete, reichte er dem Modell Luigia drei Silberscudi.

„Bleibe brav!“ setzte er hinzu.

Nach einigen Monaten wurde die brave Luigia Mutter eines gesunden Knaben.

Bei mir war es ein Abschiednehmen für immer; denn ich sollte den edeln, hochbegabten, echt deutschen Fürsten nicht wiedersehen.

Eine mißglückte Ueberraschung.

„19. Januar 1865. Unsre Wohnung ist nun bald eingerichtet; es fängt an, sehr nett darin zu werden. Doch heute den ersten ehelichen Zwist darin gehabt! Das in Stuttgart bestellte Klavier ist immer noch nicht angekommen. Anna erwartet es mit Ungeduld jeden Tag. — Gestern sah ich in Via Sistina bei einem Antiquar ein packend schönes Bild ausgestellt. Es stand auf der Straße im hellen Sonnenlicht. Das ist ein Rosa di Tivoli der Aeltere, sagte ich mir. Ich fragte nach dem Preise. 1000 Lire. Nach langem Handeln bekam ich es für 500 Lire. Glücklich über den Erwerb, ließ ich das Bild in seine alte Kiste packen und zu mir nach Hause bringen. — Zu Anna sagte ich: ‚Heute wirst du eine große Ueberraschung haben — eine Kiste kommt an, was die wohl enthalten wird?‘ ‚O, das kann ich mir denken: das Klavier aus Stuttgart.‘ Es läutet. Man bringt eine große Kiste. Freudig ergreife ich Hammer und Zange und öffne. Aber diese Ueberraschung! ‚Schon wieder solch ein altes Bild — das können wir noch brauchen!‘ und weg war meine Frau.“

Ich aber stand recht enttäuscht neben meinem Rosa di Tivoli, einem Meisterwerk: sechs lebensgroße Schafe mit dem Hirten und seinem Hunde auf kleinem Raume vorzüglich gruppiert, in Farbe gewiß eines der besten des Meisters; heute noch hängt es in meinem Atelier, wohin ich jenesmal

mit ihm abzog, fast böse auf meine Frau, der das Klavier lieber gewesen wäre.

Etwas über Kunstsammelsinn.

Schon früh entwickelte sich bei mir die Freude an Bildern; plastische alte Sachen lernte ich sehr viel später kennen. Der Wunsch, ein Kunstwerk mein eigen zu nennen, erwachte in mir zugleich mit der Begeisterung für dasselbe. Die höchste Anerkennung meinerseits, wenn ich vor einem Kunstwerke stehe, ist immer mein Wunsch: Das möchtest du haben! Selten habe ich mich darin getäuscht.

Mit dem Worte: Das möchtest du haben! ist der Grund zum Sammeln gelegt. Man soll nicht nach Menge und nach Zahlen, sondern nach dem Werte, nach dem Eindruck, den ein Kunstwerk auf einen ausübt, sammeln. Nicht selten kommt es vor, daß die Freude an einem Gegenstande nachläßt, oder es bietet sich Gelegenheit, ihn durch etwas Besseres zu ersetzen. Dann wird ein Mann von Geschmack nicht anstehen, Gegenstände aus der Sammlung abzugeben. Wer das nicht kann, verdirbt sich die Freude an der Sache; denn nicht die Zahl, sondern die Güte giebt einer Sammlung den Wert. Wie sehr leiden unsre Staatsgalerien, unsre öffentlichen Sammlungen darunter, daß einmal Gekauftes auf ewig an der Wand kleben bleibt, sei es auch noch so schlecht. Wie erfrischend andrerseits würde manche Galerie auf uns einwirken, wenn eine gute Anzahl von Bildern in ihr unsichtbar gemacht würde!

Die Gesellschaft „Società degli amatori dell' arte“ in Rom giebt für ihre Mitglieder jedes Jahr in Form einer Lotterie Geldgewinste ab; der Gewinner aber ist verpflichtet, für die erhaltene Summe aus der alljährlich im Vereine veranstalteten Kunstausstellung ein Bild zu kaufen, zu dem im Kataloge angegebenen Preise. Kürzlich hatte ich das Glück, eine hübsche Summe zu gewinnen. Aber wie schwer fiel mir die Wahl unter den tausend Gegenständen. Fast hätte ich darauf verzichtet; denn — vor keinem der Bilder empfand

ich das: „Das möchtest du haben!" keines hätte ich aus freier Wahl gekauft. Das Urteil ist gewiß zu hart, denn es waren talentvolle Künstler vertreten; aber mein Gefühl war eben doch so. Zwei kleine Landschaften von einem Mailänder Künstler, die ich wählte, habe ich später verschenkt.

Kunst ist Gefühlssache.

Kunst ist reine Gefühlssache, und über Kunst sollte man deshalb eigentlich nicht streiten; denn Worte thun es hier nicht! So viele der alten Schriftsteller unterrichten uns über die Kunst der alten Griechen, und dennoch würden wir keine Ahnung von derselben haben, würden nicht die Kunstwerke selber vor uns liegen und einem jeden, der empfinden kann, sagen, was sie sind.

Das Bild von Rosa di Tivoli brachte mich auf diese Bemerkungen und gab mir Gelegenheit, von der sehr bescheidenen Kunstsammlung zu sprechen, die ich heute besitze. Diese ist ein rechtes Durcheinander; denn alles ist mir eben recht, wenn es nur wirkliche Kunst ist.

Die Empfindung für das Charaktervolle und Schöne geht wie ein lichter Faden durch alle Kunst, durch alle Zeiten und Stilrichtungen; sie ist ein angeborener Schatz für alle Menschen. Man kann neben ein griechisches Werk einen Fiesole aufhängen, ja, sogar aus der vielgeschmähten Zopfzeit findet man Kunstwerke, die neben den genannten Freude machen, von der heutigen Kunst nicht zu reden. Diese hat auch Meisterwerke hervorgebracht, die den besten aller Zeiten anzureihen sind; freilich sind hier der Großen nur wenige, und sie hat die Zukunft, die unerbittliche Zeit erst noch vor den Kleinen hervorzuheben.

Meine Kunstsammlung.

Meine wenigen Bilder unsrer Deutschen, Italiener, Spanier und Franzosen machen mir viel Freude, ebensoviel und fast noch mehr die wenigen, aber zum Teil hervorragenden Bilder alter Meister. Meine Sammlung ägyptischer Kunst, die ich auf zweimaliger, mehrmonatlicher Reise in Aegypten angelegt, enthält manches Gute, ebenso die Sachen, die ich aus Griechen-

land und aus Konstantinopel mitgebracht habe. Die griechischen und römischen Kunstwerke, in Rom gefunden, sind zum Teil sehr interessant. Von Bildhauerarbeiten der Renaissance, denen ich besonders nahe stehe, besitze ich schöne Werke: ein Pollajuolo-della Robbia und andre sind täglich meine Freude.

Alexander Günther aus Frankfurt, ein Kunstverständiger

Den Anstoß zum Sammeln gab mir mein nun schon langjähriger Freund Alexander Günther aus Frankfurt, den ich in Rom kennen gelernt habe.

Günther ist ein anregender, befruchtender Mensch, der seine oft scharfe Kritik nicht hinter Schloß und Riegel hält. Er hat viel Geschmack und Sinn für Schönheit; sein Urteil, auch über moderne Kunst, ist fast immer zutreffend. Wenige kenne ich aber, die die alte Kunst und ihre Meister so richtig zu beurteilen verstehen wie er.

Dieser zum Kritiker geborene Günther, der viele Jahre, wie er sagte, umsonst hinter dem Pulte eines großen Bankgeschäftes gesessen hatte, kam mir gerade recht. Mit ihm durchstöberte ich die Läden der römischen Antiquare, mit ihm lernte ich sehr bald richtig sehen. Er erweckte den bis dahin in mir noch schlummernden Funken der Begeisterung für die alte Kunst und für das Kunsthandwerk. Er selbst hat eine Sammlung von Kunstwerken verschiedenster Art zusammengebracht, und so begegneten wir uns auf gemeinschaftlichem Boden, und einer lernte in der Folge vom andern.

Gastfreundlich im jungen Heim.

Das Klavier, ein Pianino von Schiedmayer aus Stuttgart, kam endlich an. Zu dieser Begebenheit lud ich meine Freunde ein: Henneberg, Passini, Böheim, Romako, Böcklin, Dr. Kunde, einen geistreichen Arzt, das Ehepaar Lehmann, Herzen und Tante Oppenheim mit ihrer so sehr begabten Tochter Mimi, mit der ich so manchen Ritt in die Campagna machte, und die wahrlich zu früh aus dieser Welt scheiden mußte.

Ich war nicht wenig stolz, eine so schöne Frau zu haben, und es freute mich von Herzen, Freunde bei mir bewirten



zu können, was in der Folge recht oft geschah. Wie gern hätte ich aber gesehen, daß meine Frau zur Unterhaltung unsrer Gäste das Klavier benutzte; aber dazu war sie kaum zu bewegen. Um so fleißiger zeigte ich meine Kunstschätze.

Ein Bild Böcklins. Böcklin, von dem ich schon lange mir ein Bild gewünscht, malte mein Porträt. Er hatte in Via Babuino eine kleine Wohnung und ein sehr bescheidenes Atelier. Er war damals noch im vollen Laborieren mit seinen Wachsfarben. Mein Porträt wurde in Tempera angelegt und dann mit Wachs überzogen — ich glaube, so verstand er die Stelle im Livius über die Malerei der Alten. Das Kolorit hat sich auch im Laufe der Zeit herrlich erhalten, die Farbe fängt aber an abzublättern, und ich muß das durch den Gegendruck eines Glases zu verhindern suchen.

Böcklins Kunst. Der eigenartige Künstler, so ganz anders wie andre, so ganz ein Wesen für sich, suchte in allem der Sache auf den Grund zu kommen. So konstruierte er seine Wolken, seine Lüfte, selbst die Gesichter seiner Gestalten auf Grund einer Naturnotwendigkeit, was mich oft in Erstaunen setzte. Darin liegt das Geheimnis, warum Böcklin, auch ohne die Natur zu Rat zu ziehen, Landschaften erfinden kann, die der Natur doch im höchsten Grade entsprechen.

„Warum ein nackter Mensch im klaren Wasser nur mit zerstreuten Gliedmassen erscheint, hat mir Böcklin heute sehr geistreich auseinandergesetzt. Wo hat er dies alles gelernt? Auch das Netz des zerrissenen Schaumes auf den Wellen zeichnete er mir vor. Nun beschäftigt er sich in Gedanken viel mit einer Flugmaschine und sprach so begeistert darüber, daß man ihm fast glauben muß. Doch fürchte ich, daß er damit viel Zeit verliert und doch nicht zum Ziele kommen wird.“

Böcklins Frau. Zu gleicher Zeit, als Böcklin mein Profil malte, malte er auch das seiner Frau; er ist noch heute im Besitze desselben. Böcklin lernte seine Frau in Rom kennen; ihre Schönheit —

sie sah aus, als wäre sie aus einem pompejanischen Bilde entsprungen — hatte ihn vollständig bezaubert. Vom Tage seiner Verheiratung an finden wir das interessante Gesicht dieser schönen Frau bei fast allen Frauengestalten Böcklins wieder.

Zwischen unsern Frauen entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, was für unsern Verkehr nur vorteilhaft sein konnte.

Mein Freund, der herzensgute Arnold Böcklin, der in seiner kleinen Wohnung selbst kaum Platz für sich und seine große Familie hatte, lud (es war Ende Februar 1865) ein neu angekommenes junges Ehepaar, Maler P. mit seiner schlanken, zart aussehenden, hübschen Frau, ein, bei ihm zu wohnen, um ihnen den kostspieligen Aufenthalt in Rom zu ermöglichen. Böcklin brachte uns die angenehmen Leute, mit denen wir bald näher bekannt wurden. P. besuchte mich oft im Atelier, und da er sehr viel Spürsinn beim Auffinden von alten Kunstwerken zeigte, waren wir bald befreundet. Böcklin als Mensch.

P. hatte in Via dei Greci ein Atelier, in dem er später auch mit seiner Frau wohnte. Diese zwei Menschen, die sich eigentlich sehr liebten, plagten sich oft in einer ganz unverständlichen Art. Der arme, aufgeregte P. mußte jemand zum Quälen haben, und da sich sonst niemand dazu hergab, mußte seine Frau herhalten. Er schlief nie anders als mit dem geladenen Revolver an seiner Seite — für eine junge Frau keine angenehme Nachbarschaft. Ein aufgeregter Künstler.

Frau P. bekam einen Sohn. Wo sollte der bleiben? Natürlich bei unsern gutherzigen, edeln Freunden Böcklin. Eine Frau mit neugeborenem Kinde! Das störte aber unsern Böcklin kaum, obgleich das Leben auch für sie damals oft eine recht harte Sache war.

Die junge Frau P. wurde dann durch den Tod von ihren Leiden erlöst. Den Sohn, ein schönes, kräftiges Kind, brachte der Vater nach dem in der Campagna Romana bei Colonna gelegenen Zagorola zu einer Bäuerin, der er zur Nährung

übergeben wurde. Auch andre Künstler schickten damals ihre Kinder zu Ammen auf das Land.

Nach einem Jahre kam P. von Deutschland zurück, um sich nach seinem Sohne umzusehen. Böcklin fuhr mit ihm nach Zagorola. Wie verblüfft standen die beiden, als sie den Jungen auf dem Tische sitzend, ein Stück Schinken im Munde und ein Glas Wein neben sich, wiederfanden. Das war die Mutterbrust, an der die Bauern von Zagorola groß und stark wurden! P. bezahlte die guten Leute, die bis dahin nie mehr etwas vom Vater gehört noch Geld von ihm erhalten hatten, und nahm seinen Sprößling mit sich, was unter Weinen und Wehklagen sich vollzog. P. wurde später noch ein bekannter Mann, sein Sohn ein sehr braver Mensch.

„Der Karneval tobt unter unsern Fenstern, von wo aus, da wir am Korso wohnen, unsre Freunde sich den Spektakel ansehen. Das Wetter ist gut, der Karneval aber herzlich schlecht. Die Liberalen halten sich mit Absicht von demselben fern. Wir haben nur Staub und Schmutz davon in den Zimmern.“

Am 10. Mai 1865 kam meine Schwiegermutter von Leipzig bei uns an. Wenn die Schwiegermütter in Bewegung sind, hat es für junge Eheleute wohl etwas zu bedeuten! So war es auch bei uns.

Frau Brinckmann, eine vortreffliche Frau, die schon mit 22 Jahren Witwe geworden war, hatte sich ein großes Verdienst durch die vorzügliche Erziehung ihrer zwei Töchter erworben. Sie war von Herzen bei uns willkommen.

Der Sommer kam, die Hitze kam, aber der „Sohn“ kam immer noch nicht.

Im Atelier arbeitete ich ununterbrochen an den Kaminen. Die zwei Statuen „Feuer“ und „Erde“ waren schon in Marmor angefangen; an den Gruppen der Kinder arbeitete ich fleißig: Frauen mit ihren Kindern zum Modell füllten mein Atelier; aber sie machten mir nicht so viel Freude wie

die größeren Figuren. Auch die zwei Zifferblätter mit je sechs fliegenden nackten Gestalten hatte ich komponiert und in Thon vollendet. Die Büsten des Königs und der Königin hatte ich für die Kamine verändert und, ich glaube, auch verbessert.

Neben diesen vielen Arbeiten modellierte ich noch eine lebensgroße Sklavin. Die kauernd in sich zusammengepreßte Figur (der Schmerz zieht sich zusammen, die Wollust breitet sich aus!) hält die Hand glatt vor dem Gesicht — die Außenwelt besteht für sie nicht! Sie weiß nicht, daß man sie beobachtet, sie lebt nur nach innen, in sich hinein. So dachte ich mir den Gegenstand.

Sonntag, den 9. Juli 1865, schenkte mir meine Frau ein Töchterchen! Ein glückliches Familienereignis.

„Noch gestern, als ich mit Anna wie gewöhnlich auf dem Pincio nach der großen Hitze des Tages Luft zu schöpfen mich erging und den schönen Vollmond sah, dachte ich, ob vielleicht nicht morgen die glückliche Konstellation mir ein Sonntagskind bringe. So war es auch! Die Zeichen des Himmels sind für das Kind günstig.“

„16. Juli 1865. Diesen Abend wurde unser kleiner Schreier in der Kirche S. Giacomo al Corso getauft, wobei sie den Namen ‚Olga‘ als Erinnerung an Kronprinzessin Olga bekam. Fräulein Possart und Arnold Böcklin waren stellvertretende Paten.

Die Taufe wurde so ziemlich handwerksmäßig abgemacht. Gottesdienst in italienischen Kirchen. Auch hier zeigte es sich wieder, wie viel ernster und würdiger bei uns in Deutschland alle religiösen Handlungen vollzogen werden. Das Hinundherlaufen, das Schreien der großen und kleinen Kinder, das Erscheinen von Hunden, das Zutragen und Klappern von Stühlen hat mich während der heiligen

Messe immer gestört, und unsre Landsleute klagen allgemein darüber. Auch sind die römischen und wohl auch alle italienischen Kirchen nicht immer sauber gehalten.

Daß es bei den großen Kirchenfesten oft lärmend zugeht, daran sind freilich die Fremden am meisten schuld: sie stoßen und drängen, indem sie vorwärtszukommen suchen, laufen hin und her, als ob sie auf der Straße wären, und gehen während der heiligen Wandlung oft quer durch die Kirche und am Priester vorbei. Takt ist auch hierin das, was man einem jeden der Forestieri wünschen möchte!

Freilich wirken die Predigten, besonders in der Fastenzeit, fast komisch auf unsereinen. Wie auf dem Theater gestikuliert da der Franziskaner, rennt auf der geräumigen Kanzel hin und her, ergreift das Kruzifix und fuchtelt damit in der Luft herum, schwitzt und trocknet sich ab. Da nun der Fremde meist von all dem, was der oft würdige Geistliche und nicht selten tüchtige Kanzelredner sagt, nichts versteht, so kommt ihm die Sache noch komischer vor.

Auch die oft lustigen Weisen der Orgel sind für uns ernstere Deutsche nicht gemacht, religiöse Stimmung hervorzurufen. Damit will ich nicht sagen, daß es in den Kirchen von Rom keine andächtigen Menschen gäbe; man sieht deren in jeder Kirche; freilich sind es meist Frauen, die mit gutem Beispiele vorangehen.

Wer zum Beispiel abends nach Ave Maria die Kirche von St. Agostino besucht, wird nicht ohne Rührung, nicht ohne selbst innerlich tief bewegt zu sein, die Gläubigen in malerischen Gruppen auf ihren Knieen, still in sich versunken, vor dem herrlichen Marmorbilde der gekrönten, in Diamanten strahlenden Madonna sehen. Die feierliche Stille in dem durch Hunderte von Wachskerzen erhellten, von der buntgemischten Menge erfüllten Raume, die Betenden, von der zarten Jungfrau bis zum hilfsbedürftigen Greise, die ihren Kummer, ihre Not und Sorge und auch ihre Hoffnung der

Muttergottes zu Füßen legen, hat etwas Erhebendes und zugleich etwas Schönes und höchst Poetisches in sich.

Diese Madonna, ein Meisterwerk des berühmten Bildhauers Sanserino aus der Zeit des Cinquecento, ist das einzige wirklich gute Kunstwerk einer wunderthätigen Muttergottes, das ich kenne. Die meisten dieser Bildwerke haben keinen Kunstwert.

Die Hitze war zu Ende Juli unerträglich geworden, das Arbeiten wurde mir schwer, das Schlafen unmöglich. Dazu kam noch, was mein Tagebuch erzählt: „Nur eine Nacht habe ich es neben dem Schlafzimmer meiner Frau ausgehalten. Das Schreien der Kleinen bringt mich zur Verzweiflung. Ich verhänge die Thüren mit Decken — es hilft nichts! Die Kleine soll nach der Methode von Dr. Besserer aufgezogen werden. Armes Ding!"

„5. August 1865. Mit Weib und Kind, mit Schwiegermutter und der alten Rosa sind wir heute nach Rocca di Papa im Albanergebirge gezogen. Hier ist es kühler. Wir wohnen bei Gemeinderat Fondi. Rocca di Papa, ein schmutziges, aber malerisches, staffelförmig an den Berg geklebtes Nest, hat eine herrliche Lage: die ganze Campagna über Rom hinaus bis ans Meer, das als Silberstreifen in der Ferne in der Sonne erglänzt, liegt unter ihm ausgebreitet. Die Beleuchtungen am Abend, von hier gesehen, sind wundervoll! Der einzige etwas ebene Spazierweg von hier nach der Madonna del Tuffo, einer kleinen Wallfahrtskapelle im Schatten immergrüner Eichen, wird uns nie langweilig. Das Campo di Annibali, der Monte Cavo, sogar das ferne Nemi wird manchmal zu Esel und zu Fuß besucht." Sommerfrische in Rocca di Papa.

Für meine Kamine hatte ich noch, wie schon erzählt, den Zephyr und die schaumgeborene Venus zu modellieren. Beide Figuren entwarf ich in Rocca di Papa mehrmals, ohne davon befriedigt zu sein. Ich kannte die schönen Fresken von Pompeji sehr gut, wußte auch, daß dort der Windgott Zephyr und die

Aphrodite auch liegend, wie ich sie brauchte, vorkommt. Ich entschloß mich daher zu einer Reise nach Neapel und Pompeji, um an jenen Werken zu studieren.

Kunstreise nach Neapel.

„Am 19. September 1865 in der Frühe auf einem Esel noch Albano geritten, von dort mit der Bahn nach Neapel. Diese Linie befuhr ich zum ersten Male. S. Germano mit dem Kloster Monte Cassino entzückte, Capua, schon seiner Geschichte wegen, interessierte mich sehr."

„In Neapel traf ich im Hotel de Russie Herrn und Frau Dr. Erhardt. Ich selber wohnte in S. Lucia Nr. 28 wie im Jahre 1860. Am nämlichen Abend noch nach Pompeji. Traf dort in einer Kneipe, ‚bei Raffaello', den Archäologen Bendorf und Dr. Schöne (beide heute Museumsdirektoren, jener in Wien, dieser in Berlin). Ihnen schloß ich mich an. Den ganzen Tag waren wir in der alten Stadt. Ich zeichnete viel, fühlte mich als alter Bürger und wäre nicht überrascht gewesen, wenn eine Pompejanerin erstanden und mir vertraulich entgegengekommen wäre. Wir waren in Pompeji wie zu Hause! Ich war sehr glücklich."

Am 25. September kehrte ich nach Rocca di Papa zurück. An der päpstlichen Grenze wurden wir (der Choleragefahr wegen) so tüchtig eingeräuchert, daß die Hühner, die ein Bauer mit sich hatte, tot liegen blieben.

Wieder in Albano angekommen, machte ich bei Nacht und Regen einen halsbrecherischen Gang um den Albanersee herum, um die Meinen am selben Tage noch wiederzusehen. Meine Frau war über meine frühe Rückkehr überrascht. Die Kleine war wohl und munter, wurde aber aus dem Schlafe gerüttelt, was mir den Titel „Barbar" einbrachte.

Der Sommer war wieder vorbei. Es regnete, war schon oft recht kalt, und man dachte an die Rückkehr nach der Stadt. Nast, der Neffe von Kolb, besuchte uns; er schlief auf dem Eßtisch. Der kleine, dicke Nast war ein lieber, leicht zu befriedigender Gast.

Noch mehrere Künstler aus Rom waren in Rocca di Papa: Overbeck und die Familie Hoffmann, Bildhauer Mayer, der Maler Flöz, ein Tiroler, der in der Weise Overbecks recht saubere Madonnenbilder malte, den man aber trotzdem, seines ehrlichen, frommen Charakters halber, allgemein verehrte. Ferner mein Freund, der „rote Brand“, Ottone geheißen; so oft man ihn sah, hatte man die Empfindung, er sei mit seinen blonden Haaren noch mehr verblaßt und verbleicht. Er malte viele seiner köstlichen Bilder in Rocca di Papa.

Bildhauer Achtermann verweilte auch in jedem Sommer in dem Bergneste, wo er sich eine Grabkapelle erbaute, trotzdem er eine große Angst vor dem Sterben hatte. Nun hat er es auch schon lange überstanden!

Ende September 1865 nach Rom zurückgekehrt, fand ich im Atelier viele der Figuren in Marmor fertig. Am Zephyr modellierte ich fleißig, aber mit dem Gefühle, ihn gegenüber den andern Figuren zu groß gemacht zu haben.

Aus Leipzig kam Herr Felix, ein Kaufmann, an. Er bestellte bei mir zwei halblebensgroße Figuren: „Goldschmieds Töchterlein“ nach Uhland und die „Königstochter“ aus dem „Taucher“ nach Schiller.

Von Stuttgart aus war ein Amerikaner, Herr A. Laubat, Sekretär bei der amerikanischen Gesandtschaft, an mich empfohlen. Er sei enorm reich, liebe Orden und sei vom König dekoriert, aber gewiß ein nützliches Individuum für Künstler, so schrieb man mir. Ein amerikanischer Kunstmäcen.

Dieser Herr Laubat, der das Deutsche mit französischem Accent sprach, war wirklich sehr liebenswürdig und bestellte zwei Kopien der Büsten des Königs und der Königin von Württemberg in Marmor, eine Büste meines Frühlings, seine eigne Büste und sein Relief. Solche Bestellungen konnten einem wohl Freude machen.

Herr Laubat war von untersetzter Gestalt und hatte ein rundes, immer zum Lachen bereites Gesicht, das ein Schnurr-

bart zierte, mit gekniffenen Augen und etwas gefährlich zurückweichender Stirn. Für eine Büste war dieser Kopf nicht gewachsen; sie wurde daher auch kein Meisterwerk meiner Hand.

Der Republikaner Laubat ist heute Seine Durchlaucht Fürst Laubat. Der Heilige Vater, dessen Kolossalstatue Laubat durch den Bildhauer Lucchetti in Rom für den Geburtsort des Papstes, Carpinetto, fertigen ließ, machte ihn zum Grafen, und durch Schenkungen von Hunderttausenden wurden ihm die höchsten Orden von Spanien, Oesterreich, vom Papste und von fast aller Herren Länder zu teil. Wie ich glaube, erhob ihn der Papst auch noch zum Fürsten, nachdem er wiederholt reiche Schenkungen gemacht und Monumente für die Kirche hatte ausführen lassen. Er ist für die Bildhauer der rechte Mann gewesen, dieser Republikaner!

1866. Das „Märchen“ (die Figur mit der Schlange) war im Salon in Paris ausgestellt. Das Lob, das von dorther kam, machte mir besonders Freude.

Nach und nach wurde mein Name auch in Amerika bekannt. Ein Herr Ellwanger aus New York bestellte bei mir die Figur des „Frühlings“ und „Herbstes“ nebst der Büste von ihm und seiner Frau.

Mein lieber Freund, der Kunstschriftsteller Schnaase, war im Frühjahr 1866 wieder in Rom. Ich modellierte damals sein Relief.

Die „Venus“ war fertig modelliert und in Marmor angefangen. Bis Oktober konnte ich hoffen, die Kamine vollendet und somit meine große Aufgabe gelöst zu haben.

„Giebt es Krieg? Kommt die Cholera wieder? Wo werden wir diesen Sommer hingehen?“ So lauten die Fragen in der Mitte des Monates Mai 1866.

Wir zogen dann wieder nach Rocca di Papa, und zwar diesmal in das Haus des Metzgers Pallozi an der nach Madonna del Tuffo führenden Straße. Fleisch gab es da in großer Auswahl, aber alles andre ließ sehr zu wünschen übrig.

Wieder in Rocca di Papa.

„Olga hat sich hier prächtig gemacht. Ihre Kuh Memma nährt sie ausgezeichnet."

Die herrliche Luft verleitete uns zu Ausflügen — es waren für mich schöne Tage des Ausruhens.

Auch Overbeck mit Familie Hoffmann waren wieder Sommergäste in Rocca di Papa. Hoffmann kaufte hier einen Block Häuser, die er wie ein altes Kloster ausbauen ließ. Es liegt hoch oben am Anfang des Dorfes mit herrlicher Aussicht; darin hat Overbeck ein stilles, geräumiges Atelier. Auch der Bildhauer Hoffmann hat sich hier seine Werkstatt eingerichtet, in der er Overbecksche Kompositionen ins Plastische übersetzt, die dann unglaublich langweilig erscheinen. Ich wunderte mich oft, daß Overbeck so etwas ansehen konnte. Seine Güte wurde hier zur reinen Schwachheit. Frau Hoffmann war die Seele des Ganzen; eine Frau mit großer Redegabe, die für andre Leute oft recht unbequem war, wurde sie für den zartbesaiteten Overbeck zum wahren Gottessegen: sie sprach, dachte und handelte für ihn. Ihre Tochter Assunta, eine aufgeweckte, lustige Frau, war an einen Bayern, der als Arzt in der päpstlichen Armee diente, verheiratet. Ihr Sohn Carluccio sollte Maler werden.

Recht oft waren meine Frau und ich im Hause Overbeck-Hoffmann, und viele schöne Stunden haben wir dem Umgange mit diesem wahrhaft frommen, feinen und hochgebildeten Künstler zu verdanken. Jeden Morgen machte er der Madonna del Tuffo einen Besuch, und ich sehe noch die hohe, etwas gebeugte Gestalt, mit einem Shawl auf der Achsel, an unserm Hause, freundlich grüßend, vorbeigehen.

Wie ich schon erzählte, bestellte bei mir Herr Felix

„Goldschmieds Töchterlein“, „Königstochter“.

aus Leipzig zwei kleine Figuren: „Goldschmieds Töchterlein“ nach Uhland und die „Königstochter“ aus dem „Taucher“ nach Schiller.

Ich hatte Thon und Modellierhölzer aus Rom mitgebracht und mietete ein kleines Zimmer in einem Bauernhause. Alsobald fing ich an, „Goldschmieds Töchterlein“ zu modellieren. Meine Frau war für ein Modell wie geschaffen; schlank und ernst, schlicht und schön, paßte sie vortrefflich. Das Werk gelang mir denn auch recht gut.

Meine Frau war aber keine gute Sitzerin, kein gutes Modell. „Ist es noch nicht fertig? Kann ich noch nicht gehen?“ mußte ich alle Augenblicke hören. Und doch wollte es, sollte das Porträt ähnlich, Kopf und Nacken gut ausgeführt sein, seine Zeit haben. Das Beste an dieser Arbeit ist wohl das, daß sie eine ganz ähnliche Porträtstatuette meiner Frau geworden ist.

Zu gleicher Zeit fing ich die „Königstochter“ an. Ich habe sie sitzend dargestellt, wie sie traurig in die Wellen schaut, aus denen der Jüngling nicht wieder erscheinen will. Hätte ich sie stehend, die Hände ringend, mehr dramatisch dargestellt, hätte ich besser gethan. So schuf ich eine sentimentale, langweilige Gestalt, die auch nicht so sehr gefallen hat, wie des „Goldschmieds Töchterlein“. Auch hiezu stand mir meine Frau Modell; ich suchte den Charakter zu ändern, was mir nicht gelungen ist.

Kunstausstellung in Rocca di Papa.

„Heute, 26. August, Kunstausstellung in Rocca di Papa! Overbeck, Flög, Hoffmann besuchten mich in meiner Kammer (Atelier), um meine zwei nun fertigen Figuren zu sehen. Overbeck lobte sehr die Auffassung des ‚Goldschmieds Töchterlein‘: ‚Uhland würde sich freuen, könnte er seine herrliche Dichtung so schön in Thon dargestellt sehen!‘ Auch die ‚Königstochter‘ gefiel ihm. ‚Sie sind mit ihr ganz in die Romantik hineingeraten.‘ Für mich ein zweifelhaftes Lob. ‚Die Draperien sind gut, die Köpfe, besonders des „Goldschmieds Töchter-

lein“ überraschend wahr und lebendig.‘ Auch Flög stimmte Overbeck bei, und der Bildhauer Hoffmann, der mir sehr gut gesinnt war, meinte, es sei schwer, in Rocca di Papa so ohne alle Hilfsmittel den Bildhauer zu machen. Das war die Kunstausstellung in Rocca di Papa, wie sie Overbeck scherzend nannte.“

In jenen Tagen, in denen wir auf dem Lande der Ruhe pflegten und der Gesundheit lebten, tobte in Deutschland-Oesterreich der Krieg, der mein ganzes Denken und Fühlen in Anspruch nahm.

„Der schauerliche Krieg zwischen Preußen und Oesterreich-Süddeutschland läßt mir kaum eine ruhige Nacht. Jetzt, nachdem die Oesterreicher bei Königgrätz so schmählich geschlagen, nachdem die hochmütigen Preußen vor Wien stehen, nachdem 50 000 Preußen die schläfrigen, elend geführten Bundestruppen fast vernichtet, schicke auch ich mich in das Unvermeidliche und schlafe wieder wie vorher. Nur eins freut mich, daß die Intelligenz über das Vorurteil, der Fortschritt über die noch immer pfäffischen Anschauungen in Oesterreich und Süddeutschland gesiegt hat. Wollte Gott, es ginge nun bei uns besser! Wollte Gott, der Brudermord zöge keine Strafe nach sich, Preußen würde deutsch und wir mit ihm!“ Denk' ich an Deutschland in der Nacht, Bin ich um meinen Schlaf gebracht —

Die arme Frau Böcklin mit ihrem einjährigen kranken Knaben kam zu uns heraus, um Rettung für denselben in der guten Luft zu finden. Böcklins wohnen uns gegenüber; die zwei Frauen sind den ganzen Tag bei einander. Könnten wir nur helfen. — Am 10. September. Anna, Böcklin und ich zu Esel nach Rocca priore, nach Monte Cavo, dem höchsten Berge im Albanergebirge. Wir verirrten uns — es war aber doch schön, von dort oben in die weite Welt hineinzuschauen! Die Sabiner- und Volskergebirge lagen bei prachtvoller Beleuchtung herrlich vor uns. Böcklin, in seiner stillen Art, war besonders vergnügt. — Das Kind wurde immer kränker. Die arme Frau Böcklin entschloß sich, das sterbende Söhnchen Böcklins Trauer.

zurück nach Rom zu bringen, da ein Todesfall hier in Rocca ihr besonders schauerlich vorkam. Sie trug es, in einen Schleier eingewickelt, nach Frascati an die Bahn. Wir gingen mit ihr. In Rom angekommen, starb das Kind.

Abschied von Rocca di Papa.

„1. Oktober 1866. Nachdem uns ein fürchterlicher Gewitterregen fast weggeschwemmt, nachdem wir von den Freunden Abschied genommen, wurden die Koffer und Kasten auf einen Karren gepackt, der brutale Fleischer, unser Hausherr, bezahlt, und wir fuhren nach dreimonatlichem Aufenthalt, der uns sehr erfrischte, in das alte heilige Rom zurück. Olgakind sang und lachte immerfort. Das liebe Ding nimmt einen ganz in Anspruch."

In Rom fand ich von Stuttgart die Nachricht vor, daß man die Kamine wünsche, und daß ich dieselben so bald als möglich absenden solle. Es war noch viel für mich in Marmor daran zu vollenden. Die Köpfe der großen Figuren überarbeitete ich nochmals, auch das Nackte ging ich durch und vollendete, so viel ich konnte, an demselben. Mit nicht gewöhnlicher Anstrengung brachte ich bis Ende Oktober alles fertig, und die Kamine gingen, in 20 Kisten verpackt, über Genua nach Stuttgart.

Die Tragödie Romako.

„Unter den neu angefangenen Arbeiten war auch die Büste der unglückseligen schönen Frau Romako. Romako malte mir dafür meine Frau, was ein interessantes, aber kein ähnliches Porträt wurde."

„Frau Romako ist großartig! Eine Juno! Sie hält viel auf Schmuck. Sie erzählte mir, wie ihr der Monsignore (Liszt) einen herrlichen Schmuck geschenkt, und wie gut er mit ihr sei. — Gestern waren wir bei Romakos zum Thee. Champagner gab's in Menge; alles gut und fein im Ueberfluß. Die Hausfrau in strahlendem Gewande war die Schönste von allen. Auch Monsignore Liszt war da. Romako überstürzte sich in seiner holpernden Gemütlichkeit."

Romako, dieser bedeutende Künstler und gute Mensch, bekam in seiner Ehe einen Sohn und vier Töchter. Er verstand es aber nicht, Kinder zu erziehen, noch weniger, seiner schönen Frau zu imponieren. Ein unseliges Geschick führte hier zwei Menschen zusammen, die nicht zusammenpaßten. Armut schlich sich in die Familie ein, eins gab dem andern die Schuld. Die Frau lebte mit einem andern in der Ferne, die Töchter kamen auf Abwege, zwei derselben töteten sich mit Kohlendunst. Er, der arme Romako, in Not und Elend geraten, nahm sich später das Leben durch Gift.

Ludwig Passini versuchte, seine ihm leider so früh durch den Tod entrissene Frau, deren Andenken ihm so heilig war, zu modellieren. Endlich, nachdem ich auch etwas mitgeholfen, kam doch ein recht annehmbares Bildwerk zu stande. Schon früher hatte ich im Auftrage von Herrn Warschauer die Frau Passini, seine Tochter, und auch Frau Warschauer im Relief modelliert. In ihrem Hause in Berlin habe ich sehr viel Freundlichkeit erfahren.

Zu Weihnachten 1866 kam Gervinus aus Heidelberg mit seiner Frau nach Rom. Sie verkehrten viel in unserm Hause, besuchten mich auch oft in meinem Atelier. Mit Freude bemerkte ich, daß Frau Gervinus sich sehr an meine Frau anschloß. Wir machten manchen schönen Ausflug zusammen. Gervinus.

„Gervinus ist ein stiller, überlegender Mann, der indes mit seiner Politik etwas aus dem Geleise gekommen ist. Er ist ein edler, das Beste wollender Gelehrter.“

Auch die Familie Preyer aus Wiesbaden besuchte in diesem Winter Rom. Frau Preyer modelliert, zeichnet, malt und läßt es sich nicht verdrießen, wenn ihr Mann auch recht ironische Bemerkungen darüber macht. Im Hause Preyers ging es heiter und geistreich zu — wir Künstler waren dort gern gesehene Gäste.

„Der deutsche Gesandte, Graf Arnim, macht sich den Deutschen in Rom nun auch etwas bemerkbar: schon zweimal Im Palazzo Caffarelli.

lud er uns zusammen zu Thee und — Warmbier, das letzte Mal zu Königs Geburtstag. Im großen Saale des Palazzo Caffarelli waren Reihen von Stühlen gestellt. Da nahmen die braven Deutschen in frommer Art ihre Plätze ein. Dann erschien ein Gaukler, der Uhren verschwinden ließ und Hunderte von Ellen Papierstreifen aus seinem Munde zog. Das war so schön für die biedern Deutschen! Ob würdig, um den Geburtstag eines großen Königs zu feiern? mußte Graf Arnim als großer Diplomat wohl am besten wissen. Man erzählt, daß er mit den italienischen Principessen sehr scharmant sei und bei ihrem Empfange die braune Sammetjacke, die ihn in Wirklichkeit sehr gut kleidet, mit dem Fracke vertausche."

Auch Graf Wilhelm von Württemberg kam mit seiner ganzen Familie nach Rom. Die Gräfin ist eine Prinzessin von Monaco und sie sowohl wie der Graf äußerst liebenswürdig. Ihnen gehört das schöne Schloß Lichtenstein, wohin ich sehr freundlich eingeladen wurde. Von zweien der kleinen Grafen machte ich Büsten, die aber in Gips geblieben und niemals in Marmor ausgeführt worden sind. Die ältere Tochter, die viel in mein Atelier kam, heiratete später den Principe Altieri zu Rom und italianisierte sich ganz und gar. Die schöne zarte Hofdame von Biegeleben gefällt mir besonders. Ich modellierte ihr Relief.

Eine „Rebekka" entstand in jener Zeit, auch Büsten und Reliefs für Amerikaner, deren besonders viele in mein Atelier kamen.

Die Gesellschaften nahmen wieder sehr überhand; fast alle Tage waren wir eingeladen oder hatten selber Gäste bei uns. Bei Doktor Erhardts, wohl das gastlichste Haus in Rom, wo fast alle Fremden und interessanten Menschen zusammentrafen, und wo ein jeder sich wohl fühlte, war eine kleine Unterbrechung eingetreten: am 15. Dezember kam ein zweites Mädchen, Alexandra, an!

„24. April 1867. Abends acht Uhr mit Frau und Kind nach Stuttgart ab. An der Bahn Kleyns, Passini und Böheim, um uns Addio zu sagen. Des andern Tages kamen wir erst vormittags zehn Uhr in Florenz und erst um zehn Uhr abends in Mailand an. — Am 26. April über den Comersee, über Chiavenna und in der Nacht über den Splügen. Der Morgen graute, als wir, in Decken und Mäntel gehüllt, im Schlitten durch Schnee und Regen über den Splügen fuhren. Das Kind wickelte meine Frau wie ein Paket ein; ich hatte Angst, es könnte ersticken. Es hat aber, wie wir auch, diese gräßliche, für Menschen, die gerade aus Rom kamen, nicht ungefährliche Schlittenfahrt gut überstanden. Ohne Rücksicht auf den Weg fuhr der Postillon geradeaus über den gefrorenen Schnee — rasend schnell ging es dahin, Regen und Schnee schlugen uns ins Gesicht — wir konnten kaum die Augen öffnen!" 1867. Reise nach Stuttgart.

Abends sieben Uhr waren wir in Rorschach am Bodensee, am folgenden Tage in Stuttgart. Meine Schwester war mit unsern Freunden und empfing uns an der Bahn.

Am 5. Mai kam meine Schwägerin Martha und holte meine Frau und unser Kind nach Leipzig, wo meine Schwiegermutter wohnte.

Alle die 20 Kisten mit den zwei Kaminen waren längst angekommen und harrten meiner, um an Ort und Stelle in dem ganz vollendeten Saale aufgestellt zu werden.

Von den Majestäten wurde ich gnädigst empfangen. Der gütigen Königin mußte ich eingehend über das Entstehen meines Werkes berichten. Auch der König interessierte sich sehr für meine Arbeit.

Am 12. Mai ließ ich die Kisten öffnen, die Brücken, auf denen die bis zu 100 Zentner schweren Architekturstücke zu ziehen waren, schlagen. Die Kamine im Kgl. Schlosse in Stuttgart aufgestellt.

Am 18. Mai standen die Kamine fertig im Saale!

Die Professoren der Kunstschule und der Polytechnischen

Schule wurden vom Hofe zur Besichtigung eingeladen; auch meine Freunde durfte ich später der Reihe nach einführen.

Es freute mich besonders, daß Professor Neher mit der Arbeit sehr zufrieden war. Auch Professor W. Lübke, der am Polytechnikum lehrte, und den ich schon in Zürich kennen gelernt hatte, erschien und sagte mir sehr viel Schmeichelhaftes.

Kunstkritiker Lübke.

Lübke hat als Kunsthistoriker vielleicht des Guten zu viel gethan. Aber das muß zugegeben werden: er hat die Kunstgeschichte dem Volke näher gebracht und dadurch der Kunst außerordentlich Vorschub geleistet. An den kleinen Flüchtigkeiten in seinen Werken können wohl die Kunstgelehrten Anstoß nehmen; der Masse schaden sie gar nichts.

Im Umgange war Lübke witzig und geistreich, Frauen gegenüber von köstlichem Humor und launigen Einfällen. Königin Olga hielt große Stücke auf ihn. Mir war er ein guter Bekannter, und viele angenehme Stunden hatte ich ihm und seiner Frau zu verdanken.

Lübke ließ es sich nicht nehmen, in mehreren Zeitungen und illustrierten Blättern über meine Kamine zu schreiben. Später modellierte ich sein Relief, auch eine kleine Statue meines „Winters“ hat er von mir erworben.

Der Eindruck nun, den die figurenreichen Kamine auf mich selbst machten, war dieser: Man sieht es den Figuren an, daß sie auf die Architektur hinauf modelliert worden sind. Ich hätte ein Gerüst von Holz machen lassen sollen, genau so wie die Kamine in Marmor ausgeführt werden sollten. Darauf die Gestalten modelliert, hätte ich ihre Größe und ihre Bewegungen viel besser in Einklang zum Ganzen bringen können. Namentlich beim Kamin mit der Venus und dem Zephyr fühlt man den betreffenden Mangel sehr deutlich. Der Zephyr ist etwas zu groß ausgefallen. Leider mangelte es mir an Zeit, dies alles zu überlegen. Ich arbeitete nur nach einer Zeichnung, ohne Hilfsmodelle zu machen.

Nachdem die Herren Professoren sich entfernt hatten,

kam die Königin und sagte zu mir: „Wir zwei können uns gratulieren zu unsrer Arbeit!"

Dieser Gruß beglückte mich sehr.

Während meines Aufenthaltes in Stuttgart verkehrte ich viel mit meinem lieben Freunde Griesinger, modellierte seine Frau als kleine Büste, auch das Relief vom alten Eser.

Minister v. Golter blieb mir ein wohlwollender Herr. Einen Minister zum Gönner zu haben, war auch damals im lieben Stuttgart eine Sache, nicht zu verachten!

Die Königin empfing mich noch am 23. Juni in einer längeren Abschiedsaudienz.

„Ich habe schon oft gedacht," sagte sie zu mir, „ob es nicht gut wäre, Sie alle Jahre einige Monate hier zu haben, bin aber ganz davon abgekommen. In Stuttgart ist es allein der Hof, der für die Kunst etwas thut oder etwas thun soll. Die Stuttgarter selbst thun nichts für die Kunst. Hier würden Sie versauern!"

Beim Verabschieden sagte die edle Frau:

„Bald werden wir Sie im schönen Italien wieder aufsuchen. Ich freue mich jetzt schon auf diese Reise!"

Meine junge Schwester (sie ist 19 Jahre jünger als ich) hatte ich bei dem Banquier Friedrich Schulz, einem trefflichen Herrn, dessen Frau ihr eine wahre Freundin wurde und ihr mit Rat und That beistand, oft getroffen.

Schulz hat stets das lobenswerte Bestreben gezeigt, die Kunst in Stuttgart empor zu heben. Mit großen Opfern hat er manchem armen Maler vorwärts geholfen und etwas abgekauft.

Am 25. Juni 1867 früh morgens mit meiner Schwester Rosina nach Betzenweiler gefahren. Schmerzlich vermißte ich die liebe Mutter und den guten Bruder, deren Gräber wir sogleich besuchten. Dekan Vogt war der alte geblieben! Auch mein Vater hatte sich in den zweieinhalb Jahren wenig verändert. Wir fanden noch Zeit, nach Zwiefaltendorf zur

Baronin von Späth und ihrem Sohn Rudolf zu fahren. Sie erwiderten den Besuch bei uns tags darauf in Betzenweiler.

In Zürich. Am 28. Juni trennten wir uns wieder; Rosina fuhr zurück nach Stuttgart, ich reiste nach Zürich, wo ich Frau und Kind wieder traf. Wir siedelten alsbald nach dem reizenden Bocken über Horgen am Züridhersee über. Ich hatte den Meinen viel zu erzählen.

So schön es auf dem Bocken war, für längeren Aufenthalt fällt man dort der Langeweile anheim. Ich fing deshalb die Skizze für das Uhlanddenkmal zu modellieren an; Martha und meine Frau mußten Modell stehen.

Die Kolossalbüste Uhlands stellte ich auf einen Sockel, der von den Figuren des Volksliedes, der Geschichte und der Poesie umgeben war, die Poesie sitzend in der Mitte mit der Leier in der Linken, in welche sie zum Gesange eingriff.

Besonders schwer war es, den Sockel in das richtige Größenverhältnis zu den überlebensgroßen Figuren zu bringen. Semper, der mich von Zürich aus besuchte, konnte mir auch keinen guten Rat geben: „Machen Sie es nach Ihrem Geschmacke, das ist das beste!" Auch Böcklin, der auf Bocken zu Besuch gekommen war, sagte mir das Gleiche, war aber mit dem Ganzen sehr zufrieden.

Meine Frau war etwas leidend und ging Mitte August mit ihrer Schwester nach St. Moritz.

In Zürich war großes Sängerfest. Genuß hatte ich wenig von den Konzerten, da ich leider recht unmusikalisch bin. Die andern schwärmten.

Bei Wesendonk waren wieder interessante Menschen zu treffen, darunter der famose Sänger Stockhausen, der oft mit seinen Liedern entzückte, und der Kunsthistoriker Direktor von Wagen, ein alter, bescheidener und sehr liebenswürdiger Herr.

Der Aquarellmaler Müller aus Rom, ein geborener Züricher, brachte durch sein in Rom an der Cholera erkranktes

Kind, mit dem er nach Zürich geflüchtet war, die schreckliche Seuche nach Zürich. Die Cholera forderte hier bald täglich 10—20 Opfer. Wir Römer hörten mit besonderem Respekt von diesem Ereignis.

Der Königin von Württemberg hatte ich versprochen, meinen Entwurf zum Uhlanddenkmal ihr in ihrer Sommerresidenz zu Friedrichshafen am Bodensee zu zeigen.

Ich packte die kleine, einen Meter hohe Skizze in einen Kasten und fuhr damit nach Schloß Friedrichshafen. Mißerfolg mit dem Uhlanddenkmal.

Am 10. September kam ich dort an. Es war am Tage vor der Königin Geburtstag. Viele Gratulanten waren aus Stuttgart eingetroffen. Man hielt gerade Gottesdienst ab, und während sie in der Kirche nebenan orgelten und sangen, stellte ich im Billardzimmer meinen Uhland auf.

Nach dem Gottesdienste kam halb Rußland, meine Arbeit zu beschauen. Meine Lage hatte etwas Peinliches, und gerne wäre ich davongegangen.

Großfürstin Marie sagte im Vorbeigehen zu mir: „O ja, das Rom ist so schön, das Rom möchte ich gern wiedersehn.“ Ueber meinen Uhland sagte sie nichts. Ich deutete es nicht günstig.

Bald darauf ließ mich die Königin in den Saal rufen.

„Soll ich aufrichtig sein, lieber Kopf?“ sagte sie, indem sie mich fragend ansah.

„O ja, Majestät! Es wäre mir sehr lieb.“

„Nun ja, es gefällt mir gar nicht.“

Sie versuchte mir zu erklären, warum. Ich hörte aber kaum, was sie sagte, und wünschte mich davon. Erst als Großfürstin Marie naiv fragte: „Wer ist eigentlich Uhland?“ löste sich die peinliche Situation, und ich konnte wieder freier atmen.

Am Nachmittag sandte mir der König durch Egloffstein den Friedrichsorden, den die Königin mir zur Feier ihres Geburtstages überreichen ließ. An demselben Tage fuhr ich

mit den Ministern, die zur Gratulation gekommen waren, nach Stuttgart zurück, wo ich die große Freude hatte, Vater Kolb im Hotel Marquardt begrüßen zu können.

Nach einer Zeichnung vom Architekten Dollinger, eines lieben Bekannten von Rom her, veränderte ich den Sockel und verbesserte noch manches am Uhland. Lübke, Golter, Hofprediger Grüneisen, Eser fanden die Skizze gut, und ich entschloß mich, sie nach Tübingen zu bringen, woselbst Doktor Leibnitz sie in liebenswürdiger Weise bis zur Konkurrenzeröffnung in Verwahr nahm. Später bekam ich den Preis von 2000 Gulden für meine Skizze; zur Ausführung wollten sie aber „einen ganzen Mann“, nicht nur einen „Kopf“ haben, wie sich die Witwe Uhlands ausdrückte. Meine Skizze steht heute in der Sammlung der Kunstschule zu Stuttgart.

Die Cholera zwang die Meinen, nach Stachelberg zu fliehen. Meine Frau kam aber nach Stuttgart, wo wir, freundlicher Einladung folgend, bei Banquier Schulz Wohnung nahmen.

Meine Frau und ich entschlossen uns, meine Schwester Rosina nach Rom mit uns zu nehmen — sie wurde in der Folge eine große Romschwärmerin.

Rückreise nach Rom.

Am 9. September wurde die dritte Reise nach Rom von Stuttgart aus angetreten.

Bei Schnee und Eis, bei einem schauderhaft häßlichen Wetter besuchte ich in München Piloty, Zumbusch, das Nationalmuseum. Abends waren wir bei Piloty zu Tisch; es waren gemütliche Stunden, in denen mir das Herz aufging.

Am 11. September kamen wir bei Schneefall nach Innsbruck, wo wir in der „Sonne“ blieben. Welche Ironie!

„Auf dem Brenner lag zwei Fuß hoher Schnee, an den Felswänden hingen schenkeldicke Eiszapfen herunter — ich wünschte, es gäbe keine Bahnstationen, und der Zug eilte davon, immer weiter, bis die Sonne schiene!“

In Verona schien sie wirklich wieder. Wir stiegen da-

selbst in einem eiskalten, turmartigen Hotel ab und sahen uns Sonntag 13. September Verona an. Meine Schwester, die sich zum erstenmal in Italien befand, war Aug' und Ohr. Mit Genugthuung bemerkte ich, daß sie an allem Interesse zeigte. Ihre Fragen waren oft so verständig, daß ich eine wahre Freude an ihr hatte. Dumme und gescheite Leute erkennt man am leichtesten und sichersten an ihren Fragen.

Die Eisenbahn führte damals noch über Padua nach Bologna, von hier nach Florenz. An der päpstlichen Grenze, wo niemand ohne Paß eingelassen wurde, hatten wir langweilige Prüfung unsrer Ausweispapiere durchzumachen.

Es war acht Uhr abends. Wir saßen in unserm Wagen zweiter Klasse, und ich fühlte mich, da ich dem Schaffner etwas in die Hand gedrückt, ruhig im alleinigen Besitze unsers Abteils. Meine Frau mit dem Kinde hatte sich in einer Ecke zurecht gelegt, und auch ich wollte es mir gerade bequem machen, da wälzte sich eine dunkle Masse von Menschen heran; Hunderte an der Zahl stürmten sie daher, rissen alle Wagenthüren auf und füllten auch unsern schon zur Nachtruhe hergerichteten Raum an bis zur Decke. Sie standen und saßen dicht gedrängt aufeinander und auf uns.

Lästige Reisegesellschaft.

Ich rief nach Hilfe. Vergebens. Kein Schaffner, kein Beamter war da, meine Frau und Schwester in voller Verzweiflung, das arme Kind weinend. Alle Bitten um Schonung umsonst.

Immer wieder neue Banden, Kerle mit blassen, fahlen Gesichern zogen am Zuge auf und ab und durchmusterten die Wagen, ob noch Platz für sie zu finden sei. Endlich ging der Zug ab.

Die unheimliche Bande fing an zu rauchen, zu lachen, zu lärmen. Was sind das für Menschen? Wo gehen sie hin? Was soll geschehen? Daß etwas Besonderes los sei, sahen wir wohl — aber was?

Die wüsten Kerle sahen aus, als ob sie gerade vom

Amboß oder aus der Kohlengrube entlaufen wären. In ihren schmutzigen Arbeitskitteln, denen ein abscheulicher Duft entströmte, waren sie nichts weniger als schön.

Einer von ihnen, der etwas besser gekleidet war, öffnete seine Jacke, und man sah darunter die Uniform eines piemontesischen Unteroffiziers. Nun fingen wir an zu begreifen: wir hatten Banden Garibaldis vor uns. Die piemontesische Regierung drückte nicht nur beide Augen zu, sondern gab sogar Unteroffiziere zur besseren Führung der Leute ab.

Auf meine Frage, wo es losgehen sollte, sagte mir der Mann, Garibaldi stehe mit großer Macht an der römischen Grenze; sie selbst seien lauter Freiwillige und eilten, Garibaldis Reihen zu vermehren.

„Wir wollen die Pfaffen umbringen, die Spitzbuben, die schlechten Menschen!“ riefen die einen dazwischen, die andern: „Wir sind Römer, Verbannte, wir gehen nach Rom, die Preti zu züchtigen!“

Bis nach Terni hatten wir diese Gäste bei uns. Dort stiegen sie aus.

„Auf Wiedersehen in Rom!“ schrieen sie.

Ja! Nach Mentana, wo Garibaldi bald darauf vom römischen General Kanzler mit Hilfe der Franzosen geschlagen wurde, sahen wir sie in Rom wieder, aber — als Gefangene.

Gewitterschwüle vor dem Sturme in Italien.

Es war eine unheimliche Zeit, schwere, schwüle Tage, die über Rom lagerten. Allenthalben Versuche von Aufständen, von Revolution. Ein furchterregendes Gerücht löste das andre ab. Die Polizei verbannte ganze Haufen von jungen Leuten aus der Stadt und dem römischen Gebiete. Aber das half wohl wenig. Die piemontesische Regierung sei mit Garibaldi einverstanden, hieß es.

Die päpstliche Regierung suchte nach Hilfe. Aber woher sollte diese kommen? Das eigne Volk verdammte sie — nur die Franzosen können helfen, ja! die Franzosen!

Einige verwundete Zuaven am Bahnhof ließen mich erkennen, daß etwas Unheimliches im Anzuge war.

Am 15. September in der Frühe kamen wir wieder in Rom an.

„Im Atelier fand ich alles gut. Doch will ich im Sommer nicht mehr arbeiten lassen. Die Leute haben Tagelohn, und keiner hat sich krank gearbeitet. Sie haben sich recht erholt."

„Arbeite in Marmor und werde noch lange nicht zum Modellieren kommen! Der Monat Oktober war gräßlich, die Revolution vor den Thoren, Barrikaden in der Stadt, falsche Nachrichten überall. Feiges Volk! Die Schlacht vom 3. November bei Mentana erlöste uns endlich von Sorge und Angst. Die Franzosen sind gekommen und gehen bereits wieder fort. Was wird aus dem famosen Patrimonium Petri noch werden? Fremde kommen keine!"

Die Fremden kamen aber doch, für mich sogar recht liebe Menschen. Zuerst Herr und Frau Heye aus Bremen, von Fräulein Melly an mich empfohlen. Sie kauften mir meine lebensgroße Sklavin in Marmor ab; dabei hatte Herr Heye eine sonderbare Idee: ich sollte die Züge seiner Frau auf die Sklavin übertragen! Auch die Büste der scharmanten kleinen lebendigen Frau Heye modellierte ich. Es war eine vergnügte Zeit! Vergnügte Zeit.

Herr und Frau Böklin, mit zahlreicher Familie, aus Petersburg, kamen an. Sie sahen die Büste der Frau Wahlländer aus Berlin und bestellten daraufhin die Büsten ihrer zwei jungen Töchter.

Die große Familie Baron v. Pfeffel aus München, mit Empfehlung von Piloty, suchten mich auf. Fräulein Marie hatte ein Profil, als ob es von Raffael gezeichnet sei. Sie gab meiner Begeisterung nach, und ich modellierte dasselbe.

Der Amerikaner Mr. King aus New York bestellte die Büste seiner zwanzig Monate alten Tochter, Fürst Menschikoff die Jugendbüste der Königin Olga.

1868. Der edle Fürst von Fürstenberg.

In goldenen Lettern möchte ich die Ankunft in Rom des Fürsten Egon von Fürstenberg eintragen, eines Mannes von außerordentlicher Herzensgüte und wahrhaft fürstlichen Edelsinns, eines Grandseigneur im schönsten Sinn des Wortes.

Er kam im Januar mit seinen zwei Kindern, der älteren Prinzessin Amalie und des Erbprinzen Karl Egon, und wohnte im Hotel de Rome.

Den Leibarzt des Fürsten, Dr. Rehmann, lernte ich im Hause Erhardt kennen. Es war ein gelehrter Herr, der die Naturaliensammlung im fürstlichen Schlosse in Donaueschingen unter sich hatte, ein tüchtiger Arzt und ein großer Naturfreund.

Der Fürst kam, von Dr. Rehmann begleitet, in mein Atelier, wo ich gerade die Büste meiner Nymphe in herrlichem parischem Marmor fertig hatte. Diese gefiel dem Fürsten so gut, daß er sie sogleich erwarb.

Die Art und Weise, wie der Fürst mit einem jeden Menschen zu sprechen und umzugehen pflegte, hatte etwas Bezauberndes an sich. Der lebhafte Erbprinz und die zarte Prinzessin interessierten sich sehr für ein größeres Bildhaueratelier, wovon sie vorher nur in Büchern etwas gelesen hatten.

Der Fürst nahm mich andern Tages mit in den Palazzo Massimi, um den berühmten Diskuswerfer zu sehen. Ich hatte Freude, zu bemerken, wie viel Sinn er für Plastik zeigte. Schon damals lud mich der edle Fürst ein, ihn auf seinem Schloß in Donaueschingen zu besuchen.

„Kommen Sie einmal auch nach Heiligenberg, wohnen Sie bei uns! Auch wir haben schöne Gegenden — es wird Ihnen dort gefallen.“

Ich ahnte damals nicht, daß ich dieses herrliche Schloß noch mit meinen Arbeiten anfüllen, daß ich dort wahrhaft schöne Tage verleben sollte!

Vom 6. April 1868 berichtet mein Tagebuch: „Schon vor mehreren Monaten ist der Bildhauer Heinrich Schäffer aus Trier hier angekommen, um mich, wie er Bildhauer Mayer erzählte, zu ruinieren, da ich die Königin von Württemberg ihm abwendig gemacht und die Ursache sei, daß die von den Herrschaften bei ihm bestellten Büsten nicht angenommen und meine, anstatt der seinen, zur Ausführung gekommen seien. Dieser Mensch erzählt in allen Cafés und Trattorien herum, ich hätte falsche Eide gegen ihn geschworen, Dokumente gefälscht und dergleichen. Anfangs lachte ich natürlich. Ich glaubte, der Mensch sei verrückt. Nun hat er sich aber einen Anhang erworben, und meine Freunde fordern mich auf, ihm entgegenzutreten, was mir jedoch unter meiner Würde erscheint. Aber ich habe alle Tage Aerger und Aufregung bei dieser schmutzigen Geschichte auszustehen." Kommendes Unheil.

Diese Sache sollte noch viel schlimmer kommen, und ich werde noch von der bodenlosen Verworfenheit dieses Menschen und leider auch von recht merkwürdigen Eigenschaften einiger meiner Kollegen zu erzählen haben.

„Im Künstlerverein haben wir eine würdige Totenfeier begangen: König Ludwig I. von Bayern ist in Nizza gestorben — eine alte Zeit ist mit seinem Tode abgeschlossen. Die Künstler haben alle Ursache, das Hinscheiden dieses einzigartigen Fürsten und Menschen zu betrauern. Er wird in der Erinnerung fortleben, wenn man andre Fürsten seiner Zeit schon lange vergessen hat!"

Das Frühjahr 1868 zeichnete sich für mich auch dadurch aus, daß es mir wieder viele liebe Bekannte und Freunde Alte Bekannte und Freunde in Rom.

brachte: die Familie Dr. Hertel aus Leipzig, bei der sich die Künstler gern und oft zusammenfanden; Dr. Schöne, der sich mit einer Tochter von Hertel verlobte; Dr. Wille, der stets heitere, angenehme Unterhalter vom Zürichsee; die Brüder Fiedler aus Leipzig — Konrad Fiedler ein kunstsinniger junger Mann, dessen Porträtrelief ich mit großem Interesse modellierte, kam fast täglich in mein Atelier; der Direktor der französischen Akademie in der Villa Medici, Hebert; der am Hofe in Stuttgart in Ungnade gefallene Hackländer, der interessante, geistreiche Hackländer! Ich sah ihn oft und bedauerte nur, daß er so kurze Zeit in Rom verweilte; dann und vor allen der feine, liebenswürdige, anregende Kirchenrat Haase mit seiner Frau aus Jena.

Kirchenrat Haase.

Haase wurde ein Freund unsers Hauses; er verehrte besonders meine Frau, und wenn er bei seinen vielen Italienreisen in Rom weilte, war er alle paar Tage unser Gast, um bei einer Tasse Thee ein Stündchen zu verplaudern. Er war ein menschlicher Mensch, eine poetische Natur, wovon seine Schriften Zeugnis ablegen. Ich bin stolz darauf, daß ich die drei größten Kirchenlichter der damaligen Zeit: Haase, Hefele und Döllinger meine Freunde nennen durfte. Alle drei haben ihren Namen in mein Fremdenbuch im Atelier Kopf in Baden-Baden (nebeneinander) eingetragen.

Der protestantische Kirchenrat Haase war voll Begeisterung für die Kunst und kein Bilderstürmer. Er freute sich, daß man in der katholischen Kirche die Meisterwerke der Kunst als Schmuck des Gotteshauses anbrachte. „Wen solcher Schmuck im Beten stört, dessen Gebet ist überhaupt nicht viel wert,“ sagte er einmal zu mir. Ein Mann mit solch ausgeprägtem Schönheitssinn konnte überhaupt nur tolerant sein. Ist das Gute und Schöne nicht derselbe Begriff, ist das Laster nicht häßlich?

Zu Ende Juni 1868 trat ich wieder einmal eine Reise nach Deutschland und zwar nach Leipzig zu meinen Schwiegereltern an. In der kurzen Zeit, die ich dort blieb, besuchte ich den damals schon berühmt gewordenen Georg Ebers, der auf einem Gut bei Fidler wohnte. Die Liebenswürdigkeit, mit der Herr und Frau Ebers mich aufnahmen, machte einen freudigen Eindruck auf mich; mir war's, als ob ich Freunde gefunden hätte, und wahrhaftig, es war auch so! Denn schon dreißig Jahre lang verehre und liebe ich die Familie Ebers.

Wieder nach Deutschland.

Georg Ebers.

London kannte ich noch nicht, wußte aber, daß das Bedeutendste, was die Kunst je hervorgebracht, dort zu finden sei. Ich hatte daher großes Verlangen, einmal dahin zu kommen.

So ließ ich denn meine Familie, mein Weib und die sich reizend entwickelnde Olga in guten Händen und machte mich auf nach London.

In Bremen machte ich Halt und besuchte Herrn Heye, den Besitzer meiner Sklavin mit dem Antlitze seiner Frau.

In London hatte meine Frau einen Onkel, einen sehr reichen Kaufmann, Herrn Schröter. Ihm hatte meine ebenso kluge als schöne Schwägerin Martha telegraphisch Tag und Stunde meiner Ankunft in Charing-Croß-Station in London mitgeteilt, auch mir selbst ein Papier mitgegeben, auf dem alles geschrieben stand, was ich zu sagen und zu machen hätte, um ohne Schwierigkeit zu Onkel Schröter zu gelangen.

Reise mit Hindernissen nach London.

Freudigen Mutes verließ ich die guten Heyes in Bremen und reiste über Essen, Köln, Brüssel nach Calais und fuhr von da nachmittags drei Uhr bei ruhiger See über den Kanal nach Dover.

In Dover angekommen, las ich einem Bahnbeamten von meinem Zettel ab: Charing-Cross-Station! — O yes! — Um sechs Uhr abends war ich auf diesem Bahnhof in London glücklich angekommen.

Ich war ganz Auge und Ohr — gewaltig war der Eindruck, den das großartige Leben und Treiben auf mich machte. Nur halb war ich meiner selbst bewußt.

Also hier wirst du abgeholt. Ein Sohn von Schröters, meinte Martha, wird dich hier erwarten.

Die Menschen all stiegen aus dem Zug — Berge von Gepäck lagen auf dem Bahnsteig. Ein jeder nahm seine Sachen und zog ab. Am Ende blieb nur noch mein Koffer übrig, und ohne Sorge schaute ich mich in der Halle um, jeden Augenblick erwartend, daß der junge Schröter hervor- und auf mich zukäme.

Aber — es kam niemand. Keine Seele bekümmerte sich um mich. Ich wartete und wartete — endlich stieg der schreckliche Gedanke in mir auf: du wirst nicht abgeholt! Du mußt sehen, wie du nach diesem Eltham, wo Schröter eine Meile von London entfernt wohnt, hinkommst.

Einem von den Männern, die unaufhörlich an mir auf und ab rannten, zeigte ich mein Papier. Er schaute mich aber kaum an und lief weiter. Ein zweiter und dritter thaten das Gleiche.

Keine Silbe verstand ich englisch, alle diese Bediensteten der Bahn kein Wort einer andern Sprache, als ihrer eignen schönen. Nur ich und mein Koffer verstanden einander — erbärmlich und hilflos wie ich lag er neben mir am Boden.

Endlich ging ich zur Kasse und nannte den Namen des Ortes, wohin ich wollte, auf deutsch, französisch und italienisch — niemand verstand mich.

In voller Verzweiflung zeigte ich mein Papier, sagte zehnmal „Eltham"; aber sie schüttelten den Kopf und ließen mich stehen.

Was thun?! Ich fragte nochmals einen Packträger, dem ein Licht aufzugehen schien. Er winkte mir, nahm meinen Koffer auf die Achsel, rief einen Kutscher herbei, sagte ihm einen Namen, hieß mich einsitzen, und fort ging es nach der Waterloo-Station.

Dort nahm der Cabman meinen Koffer, winkte mir an den Schalter und sagte zum Loch hinein ein Wort, das wie Eltham klang. Glücklich hielt ich dem Rosselenker meinen Geldbeutel hin — er nahm daraus, was er wollte, und ging weiter. Ebenso machte ich es mit dem Kassierer, glaubte aber zu bemerken, daß die Fahrt außerordentlich teuer sei.

Ich saß im Wagen, und der Zug ging sogleich mit großer Schnelligkeit ab.

Ich betrachtete nun meine Fahrkarte näher und fand, daß Feltham oder so etwas, nur nicht Eltham, darauf stand. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ich fehl fahre. Zu allem Unglück war es ein Schnellzug, und mit für mich unheimlicher Schnelligkeit fuhr ich wieder aus London heraus, das ich vor einer Stunde erreicht hatte.

Sieben Engländer befanden sich in demselben Abteil. Es war Sonntag, und ein jeder hatte ein großes Zeitungsblatt vor der Nase, und keiner von allen sieben kannte eine andre Sprache, als die schöne englische. Keiner hörte mich, keiner kümmerte sich um mich und meine schüchternen Fragen.

Mir riß die Geduld; meine Karte, die ich aufgeschlagen, riß ich entzwei und warf sie zum Fenster hinaus, und erst jetzt wurden sie auf mich aufmerksam.

Ich zeigte meine Fahrkarte und meinen Zettel mit dem Namen Eltham.

„Oh no!" sagte einer der sieben Engländer „Eltham da, Feltham da!" und zeigte in zwei entgegengesetzte Richtungen. Ich war nun vollends überzeugt, daß ich auf falschem Wege war.

Nachdem der Zug mehr als eine Stunde dahin gerast war, stand er still. Von London war weit und breit nichts mehr zu sehen! Ich war in — Richmond!

Ich sprang heraus und riß meinen Koffer vom Gepäckwagen, aller Gegenwehr des Schaffners zum Trotz. Endlich fuhr der Zug wieder weiter, ich war wieder allein. Wieder

standen wir traurig und verlassen nebeneinander — mein schwarzer Koffer und ich.

Ein gut gekleideter Herr, dem man ansah, daß er kein Engländer war, kam daher. Ihm näherte ich mich und erzählte ihm in halsbrecherischem Französisch mein Mißgeschick. Er war wirklich ein Franzose. Ausnehmend liebenswürdig nahm er sich meiner an, rief einen Packträger, übergab diesem meinen Koffer und sagte zu mir:

„So, jetzt kommen Sie mit.“ Er führte mich zur Kasse des Bahnhofes, wo er den Kassierer bat, mir zur richtigen Zeit für den nach Waterloo-Station zurückfahrenden Zug eine Fahrkarte zu verabreichen. Dann empfahl er sich und nahm von dem unbeholfenen Deutschen gewiß einen merkwürdigen Eindruck mit.

Der fünfte der nacheinander ankommenden Züge sollte der meinige sein. Ich löste rechtzeitig meine Karte und setzte mich in den wirklich richtigen Zug. Dieser ging vorwärts, und ich dankte Gott, wieder nach London zu kommen.

In meinem Abteil saßen Schützenbrüder, die offenbar von ihren Uebungen kamen, alle recht angeheitert. Einer ließ sein Gewehr fallen. Dieses traf so ungeschickt auf meine Fußzehen, daß ich unwillkürlich laut aufschrie. ‚Auch das noch,‘ dachte ich; ‚an diesem Unglückstag kommt alles zusammen!‘

Es wurde Abend und empfindlich kalt. Ich erinnerte mich meines Ueberziehers, und wie ich denselben anzog, fühlte ich in der Tasche — den roten Bädeker. Warum hatte ich in Charing-Croß nicht gleich an ihn gedacht, an den guten, lieben Bädeker!

Nun wurde ich wieder ein selbstbestimmender Mann. Ich suchte den besten Gasthof für mich in London aus und rief, in Waterloo-Station angekommen, einen Cabman mit dem Worte „Kaiserhotel“ an, was ich ihm im Bädeker auch noch gedruckt zeigte. Sofort wurde ich glücklich dorthin gebracht.

Es war neun Uhr abends, als ich im bequemen, guten

deutschen Kaiserhotel ankam. Seit Dover hatte ich nichts gegessen, nichts getrunken, nichts zu mir genommen als eine Masse von Aufregung. Man kann sich vorstellen, in welcher Verfassung ich dort anlangte.

Ich war also buchstäblich in London verloren gegangen. Und zwar nur, weil ich mich nur auf andre Leute verlassen hatte.

Meine Frau hatte noch einen andern Onkel in London: das war der prächtige, gute Onkel Thöl, ein Lübecker. Er hatte eine große Familie, vier Töchter und einen Sohn, lauter vorzügliche Menschen. Georgy, die zweitjüngste, war eine treue Freundin von mir.

Sofort vom Kaiserhotel aus schrieb ich an Onkel Thöl, und schon am nächsten Morgen erschien er mit Georgy, mich zu sich abzuholen. In seinem Hause war ich herrlich aufgehoben. Was man mir an den Augen absehen konnte, wurde gethan, alle wetteiferten, mir das Leben in London behaglich zu machen. Glückliche Ankunft in London.

Auch die Tante Schröter kam am andern Tage, mich in ihr Haus zu holen; ich aber zog vor, bei Onkel Thöl zu bleiben, und versprach nur, auf einem auf den 25. Juli anberaumten Gartenfest zu erscheinen.

Durch Maler Lehmann hatte ich schon in Rom die Familie Benson kennen gelernt. Benzau, ein großer Industrieller, war ein Schwager von Lehmann. Er lud mich zu sich auf seine prachtvolle Villa, Kensington Palace Carden Nr. 10, ein, und hier bekam ich einen Begriff von dem luxuriösen Leben eines reichen Engländers.

Den Vorschlag, die Büste des sechsjährigen Söhnleins Bensons zu modellieren, nahm ich gerne an. Ich wohnte im Hause und ging sogleich ans Werk, das nach kurzer Zeit zur Zufriedenheit der Eltern vollendet wurde. Benson machte noch einige Bestellungen, was natürlich sehr dazu beitrug, mich während meines Aufenthalts in London heiter zu stimmen.

Der junge Benson schrieb später eine Broschüre über die Kunst, in wenigen Jahren viele Millionen zu verschwenden. Er selbst hat das fertig gebracht.

Onkel Schröter wohnte in Mottingham bei Eltham. Am 25. Juli fand das große Gartenfest statt, wobei alle Gutsnachbarn und Geschäftsfreunde erschienen. Das Gut Mottingham war eine große Musterfarm: die Stallungen voll mit herrlichem Vieh, Pferden, Schafen, alles mit großem Luxus eingerichtet und betrieben.

„Der Onkel, eine lange, magere, hustende Gestalt, war sehr freundlich, die Söhne und Töchter — zwölf an der Zahl — ebenfalls. Die Tante, Schwester meiner Schwiegermutter, eine bequeme, dicke Dame, hieß mich freundlich willkommen. Aber riesig kalt ließ mich die ganze Gesellschaft. Wie ist es bei den bescheidenen Thöls so herzerwärmend, so ganz anders!

„In Mottingham wohnte meine Frau als etwa elfjähriges Mädchen lange Zeit. Nach ihren Schilderungen war es mir, als ob ich die Gegend schon einmal gesehen! Wie schön wäre es gewesen, hätte sie mir heute dies alles zeigen können!"

Bei diesem Gartenfeste, das übrigens recht ruhig verlief, und bei dem erstaunlich viel gegessen wurde, lernte ich unsre Verwandte, Helene Oppenheim, kennen, die sich später in Rom niedergelassen hat, wo wir Freud' und Leid schon jahrelang in treuer Freundschaft teilen.

Nach neun Uhr zog man sich vom Feste zurück. Mit Thöls fuhr ich nach Brixon zurück, wo der gute Onkel in einem schmalen Hause mit zwei Stockwerken, rückwärts mit kleinem Garten, wohnte. Bei Thöls war alles musikalisch; es ging dort, wenn auch in in gemessener Form, oft recht heiter zu.

Englischer Sonntag.

An einem Sonntage stand ich am Fenster und betrachtete mir die Leute, die mit dem Gebetbuch unter dem Arm zur Kirche gingen. Onkel Thöl aber zog mich vom Fenster weg:

es sei nicht anständig, am Sonntag aus dem Fenster zu sehen, es solle den Anschein haben, als sei alles außer Hause und in der Kirche, auch könnte die Neugierde die frommen Kirchgänger stören.

An demselben Sonntage öffnete sich, während wir zu Tisch saßen, die Thür, und die Köchin flog platt mit allem Essen zum Zimmer herein — da lag sie mitten unter den zertrümmerten Schüsseln!

„Sie ist betrunken,“ sagte gleichmütig der Onkel; „wenn wir sie fortschicken, treibt's die Folgende noch ärger.“

Jeden Morgen hielt ein Omnibus vor dem Hause. Wir bestiegen denselben und fuhren in die City, wo der Onkel in einem kleinen und sehr bescheidenen Bureau ein Speditionsgeschäft betrieb, das gerade so viel abwarf, daß er mit seiner zahlreichen Familie davon leben konnte. Aber welcher Segen lag auf dieser bescheidenen Familie! Die Töchter beglücken heute noch als sorgende und liebende Mütter ihre wohlhabenden Männer und verbreiten Frieden und Segen um sich. Tante Agnes ist die personifizierte Herzensgüte; ihr könnte man sein ganzes Ich anvertrauen, und es wäre gut aufgehoben.

Die moderne Kunstausstellung besuchte ich mit Georgy, fand aber darin nicht viel, was mich hätte begeistern können. Anders war es im British Museum, in der Nationalgalerie, im Kensington Palace. Manche dieser Kunstinstitute besuchte ich mehrere Male.

„Von den englischen Künstlern und ihrer Kunst hatte ich bis dahin keinen sehr hohen Begriff. Man zuckte in Rom die Achsel, wenn man davon sprach. Und doch, was waren das für Meister in einer Zeit, in der wir unvermögend und verschrobenen Kopfes ihnen gegenüberstanden! Wie war ich begeistert von den Werken eines Reinholds, Turner, Douglas Wilke, Constable, selbst Landser! Was hatten wir in der Zeit, als diese wirkten, aufzuweisen? Aermlich waren wir — ein lächerlich zerrissenes Volk! Im British Museum waren

Englische Künstler.

wir stunden- und tagelang. In den Parthenonfriesen, den Figuren der Giebelfelder, wurde mir dort die ganze Herrlichkeit der griechischen Kunst offenbar. Ja, es war eine wahre Offenbarung! Ich schaute hinein in das Leben und Wirken jener gottbegnadeten Menschen und lernte ihre Visionen und Bildwerke verstehen."

Tante Agnes verschaffte mir von dem berühmten Architekten Waterhouse eine Empfehlung nach Manchester an den Kaufmann Steinthal.

In Manchester. „Am 10. August, an einem trüben und trübseligen englischen Sonntag, fuhr ich nach Manchester. Beim Aussteigen im dortigen Bahnhofe sah ich, wie Leute betrunken mit Kind und Kegel aus den Wagen fielen. Ich fuhr sogleich zu Steinthal, wo ich vortrefflich aufgenommen wurde. Manchester ist ein Rauchfang; wahrhaftig, London ist ein Paradies dagegen. Steinthal zeigte mir alles Sehenswerte, auch Fabriken, führte mich in seinen Klub ein, aber, was noch besser, zu den weltbekannten Kunsthändlern Agnew and sons. Von dieser Firma erhielt ich, nach Photographien, die Bestellung meiner Reliefe ‚Abraham verstößt die Sarah' und ‚Salomons Urteil', sowie der halblebensgroßen Statue ‚Prometheus'; von letzterer besitze ich nur noch eine Skizze. Einen solchen Ausflug lasse ich mir gefallen, und ich schlucke dafür gerne Kohlenstaub und Ruß."

Das prächtige Justizgebäude von Architekt Waterhouse überraschte mich sehr.

In London besuchte ich nochmals die Galerien und den Glaspalast, modellierte das Relief von Onkel Thöl, wohnte einen Tag bei Schröter und besuchte Thöls Tochter, Therese Gillman.

Ueber Paris nach Basel. Am 18. August 1868 nahm ich schweren Abschied von der lieben Familie Thöl und fuhr über Folkeston nach Paris. Ein Franzose, der mit mir reiste, brachte mich dort in das billige, aber schmutzige Hôtel International. „Einen ganzen Tag brachte ich

im Louvre zu. Paris gefällt mir mehr: hier ist doch auch Gemütlichkeit, und ich bin der Sprache halber doch nicht so ganz verloren. Abends zehn Uhr fuhr ich am 21. August weiter, und zwar nach Basel und blieb dort über Nacht; besuchte Böcklin und traf auch den Maler Schick, der in Rom ein zuckersüßes Bild von meiner Frau und Olga gemalt hat. Böcklin macht hier auch den Bildhauer: aus Sandstein hat er für ein Haus mehrere Köpfe gemeißelt. (Es sind dies die Fensterschlußsteine an der Kunsthalle mit Karikaturen von Köpfen seiner Baseler „Freunde".) Er erzählte mir von dem Kunstsinne der Baseler: ‚Hier halten sie mich für einen Narren; es ist mir schon begegnet, daß man, wenn man mir auf der Straße entgegenkam auf, die andre Seite hinüberging; man hat Angst vor mir!' Ich sprach Böcklin zu, mit mir nach Sankt Moritz zu gehen. ‚Das kann ich nicht, ich muß Geld verdienen.' Auch die gute Frau Dorner aus Rom besuchte ich. Nachdem der brave Freund in Rom gestorben, zog seine Familie unter dem Schutze des Professors von der Goltz hierher. Mein Erscheinen machte große Freude."

Böcklin und die kunstsinnigen Baseler.

Von Basel fuhr ich nach Chur, wo ich durch einen Brief von meiner Frau erfuhr, daß sie schon seit acht Tagen in Mühlen seien. Dort traf ich mit den lieben Meinen wieder zusammen. Mit mir fuhren von Chur aus die Grafen Cairoly und Kalnocky und ein Herr Thöl aus Bremen; in Sankt Moritz sollten wir uns wieder treffen.

„In Sankt Moritz wohnten wir wieder im Kurhaus, die Hälfte der Familie in Pontresina. Es war lustige Gesellschaft vorhanden. Die Gletscher wurden besucht und Berge bestiegen. Hier trafen wir auch Principe Borghese. Mit den Ungarn entspann sich ein angenehmer Verkehr, Cairoly und Kalnocky sind scharmante, galante Herren."

Lustige Gesellschaft in St. Moritz.

„Alle zwei bis drei Tage ging's durch herrlichen, tannenduftenden Wald, am See vorbei, nach Pontresina, um Olga

und die Unsern zu sehen. Das waren genußreiche Tage in unbeschreiblich guter Luft."

„Es wurde allmählich kalt, und das Kurhaus fing an, leer zu werden. Nur Graf Kalnocky und die Gräfin Zichy hielten noch mit uns aus. Kammerherr Stablewsky aus Preußen bestellte bei mir die Büste seines Sohnes. Auch diese Bestellung zu den andern! So ist die Welt räsonnabel!"

Am 18. September verließen wir Sankt Moritz und fuhren durch das herrliche Bergel nach Chiavenna, von da nach Lugano, wo wir Baron Richthofen und Frau trafen und acht Tage blieben. Am 27. September waren wir wieder in Mailand; einen viertägigen Aufenthalt daselbst benutzte ich mit meiner Schwägerin zum Besuche der Galerien und des Domes.

Gefahrvolle Heimreise.

Die Unsrigen fuhren von Mailand nach Venedig, wir aber nach Bologna. Dort war alles von Hochwasser überschwemmt. Mittels Wagen mußten wir den Apennin überschreiten. Auf der angstvollen Fahrt trafen wir weggerissene Brücken, und kaum entrannen wir dem Einsturze einer Straße. Unsre Kleine warf ich in arg bedrängter Lage aus dem Wagen einem Bauern in den Arm — ich war gefaßt darauf, mit meiner Frau im Wasser unterzugehen. Die Angst um das Kind trieb mich zu dem gefährlichen Wurfe, der mir aber den Vorwurf meiner Frau eintrug: „Was hätte das Kind ohne uns in der Welt gemacht?"

Am 2. Oktober 1868 hielten wir wieder unsern Einzug in Rom. Am Bahnhofe erwarteten uns meine Schwester und Bildhauer König, der schon längere Zeit bei mir arbeitete. Er war als Schreiner nach Rom gekommen und hatte sich in meinem Atelier zu einem recht guten Bildhauer herangebildet. Er war aus Tettnang in Württemberg.

Meine Schwester Rosina, die leider bald darauf an einem typhösen Fieber erkrankte, hatte im Hause alles hübsch in

Ordnung gehalten. Rom aber mit seinem Schmutz wollte mir lange nicht mehr recht gefallen.

Im Atelier traf ich ziemlich alles in Ordnung. An den Arbeiten, die während meiner Abwesenheit in Marmor vollendet worden waren, legte ich die letzte Hand an. Nur eine Bathseba für den württembergischen Staat gefiel mir nicht mehr recht; ich änderte viel daran.

Kolb, der liebe, treue Vater Kolb war im Sommer 1868 in Albano gewesen, von wo er recht elend zurückkam. Er nahm so viel Chinin, daß er zuletzt nicht mehr hörte.

„Kopf, mit mir ist es aus!“ sagte er zu mir. „Leben Sie wohl!“

Dabei schaute er mir so lieb in meine Augen hinein, daß mir Thränen in dieselben stiegen.

Im November 1868 war Kolb sterbend. Ich stand an seinem Bette mit seinem Neffen Nast. Konsul Kolb in Rom †.

„Schrecklich atmete er schon seit zwei Tagen. Er war bewußtlos. Auf einmal stand die Maschine still wie eine Uhr, die nicht mehr geht. Merkwürdig war mir diese plötzliche Ruhe — dieses Ableben, dieses Aufhören, Vorbeisein! Diesen Augenblick werde ich nie vergessen. Dieser liebe Tote hat dir viel Gutes gethan, gesegnet sei sein Andenken!“

Ich verließ das mir zur Heimat gewordene Haus und kam nie wieder in dasselbe zurück.

In jenen Tagen kam der Maler Makart aus Wien mit seiner Frau, von Piloty mir empfohlen, zu uns. Ich besuchte ihn bald, und er zeigte mir sein Neuestes: Die sieben Todsünden. Maler Makart.

Von Makart hatte ich ja schon viel erzählen gehört, aber wie so ganz anders hatte ich mir ihn vorgestellt. Dieser kleine, stille, schwarze Mann mit seinen dunkeln, stechenden Augen, bei denen man kaum ein Weiß bemerkte, mit seiner ruhigen,

einsilbigen Rede, war ein ganz andrer, als ich ihn mir gedacht. Er war „ein stilles Wasser“. Dieser Kolorist im großen Stil, dieser Künstler von Gottes Gnaden, mit seiner üppigen, oft überschwenglichen Phantasie, war mir ein wahres Rätsel. Seine Frau, ein Stück seiner Malerei, voll kindlicher Schalkhaftigkeit, war nicht minder interessant. Auf einem Balle im Künstlerverein erschien sie einmal als Bacchantin in ziemlich echtem Kostüm, was mich nicht störte, aber andre.

Der Prozeß Kopf-Schäffer. Revolution im Künstlerverein.

Nach meiner Rückkehr nach Rom (Anfang Oktober 1868) hörte ich im Künstlerverein, daß H. Schäffer, dessen ich schon erwähnte, in den Verein aufgenommen worden war. Er hatte, von Professor E. Wolf in den Verein eingeführt, die Abwesenheit der meisten Künstler zu benutzen gewußt, um seinem sonst gewiß aussichtslosen Nachsuchen um Aufnahme einen für ihn günstigen Erfolg zu verschaffen. Es blieb mir nichts andres übrig, als aus dem Verein auszutreten, was ich auch that. Maler Böheim, mein Freund, schloß sich mir an.

Der Vorgang brachte im Vereine eine förmliche Revolution hervor.

Schäffer hatte — war das möglich?! — unter den deutschen Künstlern Roms Freunde gefunden; es waren dies vor allen: Bildhauer Professor E. Wolf, Bildhauer Imhof, Maler Goltsch, Maler Schubart, Dr. Graf, Maler Hauschild und Bildhauer Voß.

Diese Herren waren aber nicht so sehr Schäffers Freunde, als daß sie es mir übelnahmen, daß ich mit Aufträgen überhäuft war, und daß es mir gut ging, was bei ihnen — wahrlich nicht durch meine Schuld! — nicht immer der Fall war.

Ich werde nun diese unerhörten Machenschaften, von denen ich selbst so hart betroffen worden bin, und die seinerzeit weitere Kreise erregt haben, darlegen, — Machenschaften, wie sie nur im Kirchenstaate möglich waren, und die ihr verdientes Ende erst mit dem Ende der päpstlichen Herrschaft fanden. Machenschaften.

Heinrich Schäffer, geboren im Jahre 1837, verließ seine Vaterstadt Trier sehr jung und kam nach Stuttgart, wo er im Schlosse durch eine geschickt ausgeführte Tapezierarbeit (er klebte ein Bild von Maler Gegenbauer an die Decke eines Saales) die Aufmerksamkeit des Königs erregte. Durch Vermittlung von Gegenbauer erhielt er die Mittel, die Kunstschule besuchen zu können, wo er sich zum Bildhauer ausbilden wollte, obgleich er kein Talent für diese Kunst zeigte. Heinrich Schäffer aus Trier.

Im Jahre 1862 kam er in Begleitung von Fräulein oder Frau Heidelof mit einem Empfehlungsbrief zu mir in mein Atelier in Rom. Er wurde von mir freundlich aufgenommen, obgleich mir seine Schimpfereien über die Akademie und die Professoren in Stuttgart nicht gefielen. Er blieb nur kurze Zeit in Rom, wurde aber, auf Empfehlung des Konsuls von Kolb hin, mit der Heidelof, die er für seine Tante ausgab, vom Papste empfangen, dem er sich als Künstler vorstellte.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, versuchte er die Büste der Kronprinzessin Olga zu modellieren, die ihm auch auf sein dringendes Bitten einige Sitzungen gewährte.

Im Jahre 1863 erhielt ich, wie ich schon erzählte, den Auftrag, die Büsten des Kronprinzlich württembergischen Paares zu modellieren. Von der Schäfferschen Büste war mir gegenüber nie die Rede gewesen, — ich glaube aber, man fand sie durchaus unbrauchbar.

Nachdem ich die Büsten der hohen Herrschaften vollendet hatte und Kronprinz Karl auf den Thron gekommen war, brachte der „Staatsanzeiger" eine Verordnung, in der auf

den ausdrücklichen Wunsch des Königs hin die Anschaffung der von mir gefertigten Büsten für öffentliche Gebäude empfohlen wurde. Dies brachte Schäffer vollends in Wut, und er sah in mir seinen Todfeind, an dem er sich rächen müsse.

Ein Todfeind.

Seinem Hasse konnte sich Schäffer damals noch nicht widmen, da er, der Brandstiftung dringend verdächtigt, der Fälschung einer angeblich von Professor Heidelof herrührenden Eingabe geständig und angeklagt, einen Studenten der Medizin aus Rache fälschlich des Diebstahls bezichtigt zu haben, landesflüchtig werden mußte. Er ging nach Amerika.

Drüben in Amerika erschienen, kurz nach seiner Ankunft, in Baltimoreschen Blättern Schmähartikel gegen die Königin Olga, gegen die ganze königliche Familie von Württemberg, auch gegen meine Person.

Diese Zeitungsartikel niedrigster Art, die zwar nicht von ihm unterzeichnet waren, brachte er später nach Rom mit und las sie im Kaffeehause seinen neuen Freunden vor.

Von Amerika kehrte Schäffer im Jahre 1866 nach seiner Vaterstadt Trier zurück, wo es ihm, wie später in Rom, gelang, sich Gönner zu verschaffen: von der Archäologischen Gesellschaft wurde er beauftragt, bei Nennig Ausgrabungen zu leiten. Hier nun wurden im Sommer 1866 jene bekannten falschen Nenniger Inschriften von ihm „gefunden". Bald darauf wurde Schäffer in eine Untersuchung wegen Sittlichkeitsverbrechens verwickelt. Weil aber die That auf luxemburgischem Gebiete, wo sie nicht strafbar war, verübt worden, wurde die weitere Verfolgung von den preußischen Behörden aufgegeben.

Indessen häuften sich gegen Schäffer eine ganze Reihe andrer Beschuldigungen auf, und da er durch jene Untersuchung wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit schon sehr kompromittiert war, so konnte seines Bleibens in Trier nicht länger sein. Er verließ Trier und war dreist genug, nach Stuttgart zurückzukehren, wo seine Schandthaten aber nicht

vergessen waren; einer ihm drohenden Ausweisung entzog er sich durch schleunige Abreise.

Und so tauchte Schäffer im Herbste 1867 in Rom wieder auf.

Schäffer beginnt sein unheimliches Treiben in Rom.

Als Schäffer in Civitavecchia ans Land gestiegen war, hatte er den Bildhauer Mayer aus Rom getroffen und denselben gefragt, ob Kopf in Rom sei; denn er sei gekommen, denselben zu ruinieren! (Diese Aussage bekräftigte Mayer später durch seinen Eid.)

Sein unheimliches Treiben begann Schäffer in Rom damit, daß er den Bildhauer König, einen Schüler von mir, aufsuchte und aufforderte, ihm dazu behilflich zu sein, mich zu vernichten. Er wolle sich in mein Atelier einschleichen und mich nachts überfallen. (Zeuge König.)

König erzählte mir dies später wieder, was mich begreiflicherweise in nicht geringe Aufregung versetzte.

Nun las Schäffer oben bezeichnete Zeitungsartikel aus Amerika im Kaffeehause seinen Freunden vor und erzählte diesen, daß Kopf an allen gegen ihn, Schäffer, gerichteten Verfolgungen schuld sei und in Stuttgart Leute zu falschem Eid gegen ihn verleitet habe.

Mein guter Freund Böheim mußte solchen empörenden Lügen in der Trattoria Carlin zuhören und kam noch am selben Abend zu uns, mir diese Infamien Schäffers mitzuteilen.

Ich hatte schon lange von diesem schändlichen Treiben Schäffers gehört, es aber unter meiner Würde gehalten, solchen Lügen entgegenzutreten. Böheim forderte mich aber auf, im Interesse meiner Freunde nicht länger zu schweigen. Hätte ich geschwiegen — es wäre vielleicht besser gewesen!

Ich ließ mir vom Untersuchungsrichter Hermann in Stuttgart die Bescheinigung kommen, daß ich jenen Prozessen ganz ferne gestanden und in keiner Weise auf Zeugen eingewirkt habe, daß mein Name überhaupt gar nicht genannt worden sei.

Dieses Zeugnis wies ich meinen Freunden vor und suchte sie über jenen ungeheuerlichen Menschen aufzuklären, indem ich ihnen Briefe aus Stuttgart zeigte, die das Vorleben Schäffers klar darstellten.

Im Sommer 1868, während ich mit meiner Familie in Deutschland war, wurde Schäffer von den päpstlichen Behörden verhaftet unter dem Verdachte, Soldaten zur Desertion verleitet zu haben. Er wande sich um Schutz an die preußische Gesandtschaft, die denn auch seine Freilassung bewirkte.

Damals scheint er seinen Plan gegen mich geschmiedet zu haben; er machte mit den Männern von der päpstlichen Polizei Bekanntschaft, suchte die Militärverhältnisse kennen zu lernen. Er begann, seine eignen schlimmen Erfahrungen gegen mich zu gebrauchen.

Wie ich schon erzählte, hatte sich Schäffer durch E. Wolf, seine Hauptstütze, in den Künstlerverein einschmuggeln lassen. Die Mehrzahl der Vereinsmitglieder aber beschloß, die Aufnahme Schäffers einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Otto Danner, ein Mann von großer Gerechtigkeitsliebe, war damals Präsident. Man fand, daß die Aufnahme Schäffers den Statuten zuwider erfolgt sei, und machte dieselbe in der Generalversammlung vom 16. Dezember 1868 rückgängig. Schäffer, dem das Lokal verboten wurde, hatte vergeblich den Beschluß dadurch zu hintertreiben versucht, daß er angab, er besitze die Mittel, Kopf auf die Galeere zu bringen, was bei der Abstimmung natürlich nicht im geringsten beachtet wurde.

Gleich nach der Ausstoßung Schäffers aus dem Vereine wurde gegen letzteren (!) beim Kriminalgericht eine Denunziation eingereicht, unterzeichnet von Emil Wolf, Max Hauschild, Graf, Schubart, Goltsch und Lemke, in welcher diese Herren, die jetzt alle tot sind, und von denen nur Schubart nach dem Prozesse mich ernstlich um Verzeihung bat für das mir zugefügte Uebel, die Ausstoßung Schäffers als meine Intrigue darzustellen versuchten.

Schäffer, dem nun die Gelegenheit genommen war, im Künstlervereine und den mit ihm zusammenhängenden Kreisen mir zu schaden, griff zu stärkeren Mitteln.

Er bat und erhielt eine Unterredung mit dem preußischen Gesandten, den er bat, ihm eine Empfehlung an das päpstliche Kriminalgericht zu geben: Kopf verfolge ihn und reize Soldaten zur Desertion. Als Beweis wies er einen Brief eines Soldaten Mohl vor.

Herr von Arnim schlug Schäffers Bitte ab mit dem Bemerken, daß in dem Briefe des Soldaten gerade jene Punkte, die Kopf kompromittieren könnten — Punkte, die er näher bezeichnete — fehlten.

Schäffer wandte sich sogleich an eine andre Seite. Er erschien mit dem Schriftführer des Vereins, Goltsch, seinem Freunde, in der Kaserne des deutschen Carabinieriregiments und gab dort dem Adjutanten Ebert an, Monsignore Franchi, Präsident des Kriminalgerichtes, schicke ihn, Schäffer, mit dem Auftrage zu ihm, den Kopf sofort verhaften zu lassen.

Goltsch bestätigte alles. Schäffer wurde auch hier abgewiesen.

Nunmehr wandte sich der abscheuliche Mensch an das Kriminalgericht selbst und legte demselben einen Brief Mohls vor, in dem alle jene Punkte, auf die Herr von Arnim ihn aufmerksam gemacht hatte, enthalten waren; (dieser zweite Brief wurde von dem Gesandten einige Tage später bei der Durchsicht der Akten gesehen.)

Und nun geschah das Ungeheuerliche!

Das päpstliche Gericht verfügte meine Verhaftung, und zwar für den 19. Dezember 1868.

Aber Schäffer konnte so lange nicht warten: um Abend des 18. Dezember erschien er bei dem Unterbeamten, der den Haftbefehl hatte, und gab an, Kopf wolle sich noch diesen Abend durch die Flucht der Verhaftung entziehen.

Während dies mit den Schergen der päpstlichen Polizei

verhandelt wurde, saß ich mit meiner Frau, nichts Böses ahnend, bei Konsul Nast bei einer Tasse Thee. Nast erzählte, Schäffer verbreite in der Stadt das Gerücht, daß ich in den nächsten Tagen verhaftet und auf die Galeere gebracht werden würde. Wir lachten über solch albernes Gerede; ganz beruhigt war meine Frau, die es für absolut unmöglich hielt, daß ein Mensch, auf dem nicht einmal der Schein einer strafbaren Handlung liege, der Freiheit beraubt werden könnte.

In jener schweren Zeit fühlte ich mich geradezu entwürdigt dadurch, daß ich mich gegen solche ungeheuerliche Anschuldigungen verteidigen und beteuern mußte, daß ich nie auch nur einen Heller einem Soldaten gegeben, nie einen solchen zur Flucht aus päpstlichem Dienste auch nur mit einem einzigen Worte aufgefordert habe. Was gingen mich, der ich so viel beschäftigt war, die päpstlichen Soldaten an, die, wie General Zappi selbst mir oft sagte, aus lauter ausgelesenem Gesindel bestanden!

Schäffer griff zu diesem Mittel, weil er unter jenen verkommenen Leuten Helfershelfer fand, denen es um Geld nicht darauf ankam, einen Meineid zu schwören, und dann, weil auf einer solchen Verleitung zur Desertion eine 20jährige Galeerenstrafe stand. Er wollte mich ganz und gar unglücklich machen, und, bei Gott! so unglaublich es klingt, es wäre ihm gelungen, wie mein Verteidiger, O. Dionyse, selbst ein Klerikaler, aber ein ehrlicher Mann, meiner Frau versicherte, wenn im Jahre 1870 die Italiener nicht nach Rom gekommen wären und der päpstlichen Mißwirtschaft ein Ende gemacht hätten.

Doch erzähle ich weiter.

Es mochte etwas nach zehn Uhr abends sein — wir saßen noch bei Nast zusammen —, als heftig an der Thürglocke gezogen wurde.

„Wer läutet so impertinent?“ sagte Nast, und ich selbst schaute zum Fenster hinaus und sah unten vor dem Thore fünf Männer stehen.

„Um Gottes willen!“ rief meine Frau, die blaß vor Schrecken aufgesprungen war, „sie kommen, dich zu verhaften!“

Die Thür wird geöffnet. Es treten fünf Kerle, unheimliche, schmutzige Gestalten in bürgerlicher Kleidung, ein.

„Sind Sie Herr Kopf?“ spricht mich einer von ihnen an.

„Ja. Was wollen Sie von mir?“

„Sie sind verhaftet.“

„Haben Sie einen Haftbefehl?“ Verhaftet!

„Den brauchen wir nicht — auf Monte Citorio wird man Ihnen sagen, warum Sie verhaftet worden sind.“

Nast und ich protestierten — natürlich umsonst.

Ich zog mich zum Ausgehen an und nahm meinen Hut: „Liebe Frau, addio, morgen komme ich wieder nach Hause, tröste dich!“

Unten auf der Straße angekommen, sehe ich Schäffer auf der Seite stehen, ein höllisches Lächeln auf seinem wüsten Gesichte. Er hatte die Schergen selber geführt!

Ich wurde in das Kriminalgefängnis auf Monte Citorio, das heutige Parlamentsgebäude, geführt. Vor dem Gebäude angekommen, klopften meine Führer. Ein schwerer Riegel wurde innen zurückgeschoben — das große, starke Thor des zu ebener Erde gelegenen Gefängnisses öffnete sich und fiel hinter uns wieder zu.

Ich befand mich im Gefängnis! Eine Nacht im Gefängnis.

Ich stand in einem viereckigen Raume, dessen Seiten je etwa 9 Meter lang waren, dessen Höhe aber wohl 20 Meter maß. Fünfzehn gefangene Menschen lagen auf Brettern am Boden umher und starrten mich an.

Der Gefängniswärter zeigte mir eine leere Stelle mit dem Bedeuten, mich daselbst niederzulassen, und verschwand darauf mit seiner Laterne.

In dem Raume herrschte Dämmerlicht, an das meine Augen sich erst gewöhnen mußten. Hoch oben an einer Wand bemerkte ich ein Bild, unter demselben brannte ein Oel-

lämpchen, dessen mysteriöses Licht den unheimlichen großen Raum nur matt durchdrang, so daß ich die im Kreise herumliegenden Menschen nur allmählich erkennen konnte

In dem Bilde glaubte ich einen blassen, schönen Frauenkopf mit niedergeschlagenen Augen, in diesen Thränen zu bemerken. Dieses rührend schmerzliche Gesicht mußte ich immer ansehen. Es schaute so tieftraurig auf mich hernieder und auf die unglücklichen Menschen, die da im Kreise um mich her sich befanden.

Diese Madonna schaute gewiß schon Jahre und Jahre auf das Elend herunter, das sich hier immer neu ergänzte, — auf die Menschen, die sich selber so viel Böses anthun, und für die es kein Mittel giebt, sie aus ihrem Unglück zu erlösen, es sei denn, daß der Tod ihre armen Seelen zur Ruhe bringt.

Mir war zu Mute, als sollte ich mit dem Bilde hoch über uns weinen; aber es kam mir keine Thräne ins Auge. In meine Empfindung mischte sich Zorn und Empörung über das mir zugefügte Unrecht, über die mir angethane Schmach!

Wie versteinert stand ich da vor den mir zugewiesenen Brettern, die mit einem Strohsacke belegt waren, enge zwischen zwei halbausgekleideten Menschen.

Es schlug die Mitternachtsstunde auf dem Turme von Monte Citorio — ich stand noch immer und dachte nach, was mit mir geschehen sei, dachte nach, wie nahe das Böse, oder die Anlagen dazu, so oft neben dem Guten auch bei den braven und rechtschaffenen Menschen liegt. Alle die Freunde von Schäffer, mit denen ich so oft verkehrt, — wie waren sie gut und nett gegen mich gewesen. Es brauchte aber bloß eines schamlosen Menschen, der ihren Neid und ihre Mißgunst praktisch ins Werk setzte, ohne daß sie selbst kompromittiert wurden, und — das Böse stand da in seiner ganzen häßlichen Nacktheit!

Der Glaube an die Menschheit, den ich in so hohem

Grade besessen, bekam durch diese unglückselige Erfahrung einen starken Stoß. ‚Diese Menschen,‘ sagte ich mir, ‚sind ja alle Christen, einige sogar sehr fromm; aber ich sehe, wie selbst die Diener der Kirche das Laster beschützen, wie die Heuchelei regiert. Es ist traurig, so von dem Glauben an die Menschheit lassen zu müssen!‘

Auf den Kirchen schlug es zwei Uhr — drei Uhr — ich stand immer noch.

In meiner Seele war aber etwas Friede eingetreten — Friede, den nur der unschuldig Verfolgte begreifen und, sage ich, genießen kann.

Bei meinem Eintritt war eine gewisse Bewegung unter die unglücklichen Bewohner des ekelhaften Raumes gekommen. In der Mitte des letzteren stand, wie ein Ziehbrunnen, ein aus Marmor ausgeführter Stein, der zum Gebrauche für alle immer offenstand. Der Boden war mit rohen Pflastersteinen belegt, auf dem verfaultes Stroh zerstreut herumlag. Die Wände hatten ein schmutziges feuchtes Grau angenommen. Das Licht kam am Tage hoch, unerreichbar hoch an der Decke zu zwei schießschartenartigen Löchern herein.

Als nach meinem Erscheinen etwas Ruhe eingetreten war, hörte ich einen der Gefangenen sagen: „Ihr werdet sehen, der kommt gleich wieder hinaus!“ und einen andern: „Das ist ein Signore, der hat Politik gemacht!“ und einen dritten: „Das ist ein Forestiere, dem hilft man gewiß!“ — „Das ist ein Russe,“ meinten sie alle, „der ist so mager und hat solch hohle Augen wie alle Russen!“

Nach Stunden fragte mich einer, warum ich mich nicht niederlege. Da ich keine Antwort gab, meinte ein andrer: „Der versteht kein Italienisch,“ und fing an, mich mit einigen Brocken Französisch anzureden. Ich dankte ihm in italienischer Sprache.

Gegen Morgen wurden sie ganz gesprächig.

Einer dieser Unglücklichen erzählte, daß er schon 13 Mo-

nate hier liege und noch nie verhört worden sei. „O Herr! Ich habe viele Feinde, und die lassen es mich hier büßen!"

Ein andrer sagte mir, er sei ohne Verhör schon sieben Monate gefangen; niemand dürfe ihn sehen, nicht einmal sein Weib und sein Kind.

Und dann erzählte ein jeder seine Geschichte. Ein jeder war natürlich unschuldig und das Opfer der Rache eines Prete. Nur einer gab zu, daß er einen ermordet habe, aber — der habe eben selber die Schuld getragen!

Die meisten dieser Menschen sahen schrecklich verkommen aus, mit blassen, verzehrten Gesichtern, mit vernachlässigtem Kopf- und Barthaar, zugekniffenem Munde, stierem Blicke. Bei einigen konnten große, breite Hände an nervig starken Armen wohl Angst einflößen. Doch sie begegneten mir mit einem gewissen Respekt, als einem Kuriosum, das durch irgend einen Zufall unter sie geraten war.

Gewiß war die Mehrzahl dieser Menschen verbrecherisches, verwerfliches Gesindel. Aber — hatte ich in dieser Nacht nicht auch die traurige Erfahrung gemacht, daß es Menschen giebt, die mit kalter Ueberlegung darauf ausgehen, Mitmenschen unglücklich zu machen, und die nicht in diese Gefängnisräume kommen?!

Gegen fünf Uhr in der Früh vermochte ich mich nicht mehr aufrecht zu halten. Ich sank förmlich in mich zusammen. Mit Widerwillen nur setzte ich mich auf meinen Strohsack, verfiel in einen dumpfen Schlaf und träumte einen schrecklichen Traum, als etwa um sechs Uhr an dem Thor ein Lärm entstand. Einige päpstliche Schergen kamen herein und traten mit den Fragen, wer ich sei, wie ich heiße, wie lange ich schon hier sei, an mich heran.

Dieses Examen kam mir verwunderlich vor. Erst nach meiner Freilassung erfuhr ich, daß beim frühesten Morgengrauen sechs päpstliche Geheimpolizisten in unsrer Wohnung erschienen seien und unter Vorweis ihres Haftbefehls nach

mir verlangt hätten. Der Versicherung meiner Frau, daß man mich am Abend vorher schon geholt, schenkten sie keinen Glauben und ließen sich alle Zimmer und Räume öffnen. Sie untersuchten alle Schränke, alle Winkel, wo sie mich versteckt glaubten, und erst nach langem, für meine arme Frau so qualvollem Durchsuchen zogen sie ab und kamen dann zu mir ins Gefängnis, um sich zu vergewissern, daß ich wirklich schon verhaftet sei.

Schäffer hatte es eben zu stande gebracht, mit Beamten, die er sich gefügig gemacht, meine Verhaftung auf eigne Faust durchzuführen!

Schon nach sieben Uhr erschien Konsul Rast und brachte mir die tröstliche Nachricht, daß er bei Herrn v. Arnim und dem General Zappi alles zu meiner Befreiung ins Werk gesetzt hätte, und daß ich um neun Uhr der Freiheit wiedergegeben werde. Eine zweite Botschaft desselben Inhalts kam von General Zappi. Dieser ehrliche, prächtige Soldat drohte dem Untersuchungsrichter, mich mit Waffengewalt aus dem Gefängnis zu holen, wenn man mich nicht binnen drei Stunden freigäbe. Und zuletzt ließ sich auch Herr v. Arnim mit derselben Zusicherung vernehmen.

Gottlob! — Ich atmete wieder auf und ertrug mit mehr Gelassenheit für die kurze Spanne Zeit noch die erniedrigende Behandlung.

Die Gefängnisthür wurde geöffnet: ein jeder bekam ein Laibchen sehr rauh aussehenden Brotes, so auch ich meinen Teil von der wohlmeinenden Regierung. Schade, daß ich dies Brot mir nicht aufbewahrt habe! Ich schenkte es einem der Gefangenen.

Außen am Kerker, in einem schmalen, von hohen Mauern umgebenen Hofraume durften die armen Menschen eine halbe Stunde lang auf und ab gehen. An einer Wand befand sich ein Wasserbecken, in welches durch eine Röhre Wasser floß, das die Verbrecher mit blechernen Bechern schöpften. Einige

fuhren auch mit der Hand in das Becken und wuschen ihr schmutziges Gesicht.

Es schlug acht Uhr — endlich neun Uhr, die Zeit, zu der die Kriminalbeamten ihre Thätigkeit begannen.

Das Thor öffnete sich. Man führte mich in den ersten Stock und ließ mich in ein kleines Gemach eintreten, das mit tiefausgetretenen Ziegelsteinen bepflastert und mit einem rohgezimmerten Tische und zwei Strohstühlen möbliert war — eine ärmliche Gerichtsstube.

Das erste Verhör.

Hinter dem Tische saß ein junger Mann von etwa 30 Jahren. Wäre ich demselben auf der Straße begegnet — ich hätte ihn für einen besseren Arbeiter gehalten. Zu seiner Seite war ein Uebersetzer, der deutsch sprechen konnte.

Das Verhör begann mit seinen üblichen Formen und dauerte nicht lange. Der gute Mann meinte, es müsse sich zwischen uns, Schäffer und mir, doch wohl ein Vergleich herstellen lassen, was ich natürlich entrüstet zurückwies, zugleich erklärend, daß ich gegen Schäffer nun eine Klage anstrengen werde.

Das erste Verhör war dann vorüber — ich wurde freigegeben.

Freigelassen.

Unten vor dem Thore erwarteten mich meine treuen Freunde Passini, Böheim, Henzen, Dr. Erhardt und Nast. Im Triumphe brachten sie mich in einem Wagen nach Hause zu meiner in Thränen gebadeten armen Frau.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von meiner Verhaftung durch die Stadt verbreitet und überall Abscheu gegen den Uebelthäter hervorgerufen.

Allgemeine Teilnahme.

Ueber 150 Personen bezeugten uns durch ihren Besuch ihre achtungsvolle Teilnahme, darunter der liebe und gute Overbeck, der wiederholt zu uns kam, ebenso der strenge Dr. Friedmann aus Berlin, der sich sogleich vornahm, für mich in dieser peinlichen Sache zu wirken. Er veröffentlichte eine Schrift hierüber, und dieser habe ich im folgenden manches entnommen.

Professor Wilhelm Henzen vom archäologischen Institut verfaßte eine Eingabe an den Königlich preußischen Gesandten, in der dieser ersucht wurde, mich gegen die empörenden Bezichtigungen und Verfolgungen des Schäffer in Schutz zu nehmen. Diese Eingabe bedeckte sich sofort mit 180 Unterschriften von in Rom weilenden und ansässigen Deutschen.

So endete meine Verhaftung. Schäffer aber arbeitete mit seinen Helfershelfern weiter.

Klage gegen Schäffer.

Nach einigen Tagen hatte ich mich von der Aufregung erholt, und ich ging zum Advokaten Marchetti, einem Ehrenmanne, der mir von Nast empfohlen worden war, um ihn zu bitten, meine Klage gegen Schäffer wegen Verleumdung bei dem päpstlichen Gericht einzureichen, was er auch sofort that.

Schäffer selbst verhaftet.

Inzwischen wurde Schäffer selbst verhaftet, wie ich hörte, auf Veranlassung der preußischen Gesandtschaft, und acht Tage gefangen gehalten. Er war von Deutschland aus steckbrieflich verfolgt, und es handelte sich um seine Auslieferung.

Es kam das Frühjahr 1869, aber immer noch keine Ruhe.

Neue Intriguen Schäffers.

Abermals wurde Schäffer von den Militärbehörden verhaftet und auf die Engelsburg gebracht. Er hatte noch einmal versucht, einen Soldaten, den Kanonier Haas, zum falschen Zeugnis wider mich und zur Desertion zu verleiten. Haas sollte vor Gericht unter Eid aussagen, Kopf habe ihn zur Desertion verführen wollen. Für diesen Meineid hatte ihm Schäffer versprochen, später einen Paß, Zivilkleider und Geld zur wirklichen Flucht zu geben. Haas war anfangs nicht abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen, sah aber doch bei genauer Ueberlegung das Schändliche seines Vorhabens ein und versuchte, zum General Zappi zu gelangen, um diesem die Sache mitzuteilen. Da ihm dies nicht gelang, wandte er sich an einen deutschen Geistlichen, Pater Lothar, der ihn zum Konsul Nast brachte, und dieser brachte den Soldaten zum General.

Nachdem General Zappi die Erzählung des Soldaten

Haas angehört, befahl er ihm, dem Schäffer gegenüber die Rolle eines Deserteurs zu spielen, von allem aber, was Schäffer sage und unternähme, ihm sofort Meldung zu machen.

Der Soldat ging darauf wieder zu Schäffer, der ihn in die von Deutschen vielbesuchte Trattoria Carlin führte. Hier mußte Haas dem Bildhauer Voß aus Köln erzählen, Kopf habe ihn zur Fahnenflucht zu überreden gesucht. Darauf erschien Schäffer mit dem Soldaten auf der Polizei auf Monte Citorio, wo sie zwar die Bureaux geschlossen, aber doch noch einen Beamten fanden, der Haas' Aussagen zu Protokoll nahm.

Alles dies meldete der Soldat dem General Zappi, und dieser ließ ihn am folgenden Tage wieder zu Schäffer gehen. Haas wurde genau untersucht, und es wurde weder Geld noch Paß bei ihm gefunden; Gendarmen brachten ihn dann bis vor Schäffers Wohnung, in die er allein hineinging. Beim Herausgehen fand man bei ihm, was ihm Schäffer wirklich zugesteckt, Schäffers eignen Paß und 30 Lire Geld.

Verwickelte Prozeßführung.

Hierauf erließ die Militärbehörde den Haftbefehl, und Schäffer wurde gefänglich eingezogen. Aber nun entstand ein Kompetenzkonflikt zwischen Militär- und Kriminaltribunal. Letzteres hatte nämlich auf Schäffers Denunziation hin im Dezember ein Verfahren gegen mich eingeleitet, das nicht niedergeschlagen worden, sondern nur liegen geblieben war. Es reklamierte nun die Sache des Schäffer als einen Incidenzfall zum Prozesse Schäffer-Kopf.

Die Sacra consulta, der oberste Gerichtshof, bei dem stets ein Geistlicher Präsident war, entschied zu Gunsten des Kriminaltribunals, und so mußte die Sache diesem übergeben werden. Schäffer aber wurde sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt.

Der wieder freigelassene Schäffer wird fromm.

10. Mai 1869. Schäffer, das Ungeheuer, wieder losgelassen! Der Mensch heuchelt Frömmigkeit. Hier ist alles möglich — das ist die heilige Stadt. Zappi ist außer sich,

jeder brave Mann empört, ein jeder fühlt, daß ein ehrlicher Mensch hier seines Lebens nicht sicher ist. Advokat Marchetti war heute bei mir und gab mir den Rat, einen klerikalen Verteidiger zu nehmen, einen, der im Vatikan angenehm sei. Er, Marchetti, sei als Liberaler übel angeschrieben und könne mir daher keine guten Dienste leisten. Er empfahl mir den Advokaten Olimpiade Dionisi und sagte mir noch, daß es mit meiner Sache schlimm stehe; er wisse gewiß, daß Schäffer einen mächtigen geheimnisvollen Beschützer habe, und was er, Marchetti, auch immer für mich unternehme, immer stoße er auf diese Persönlichkeit und ihren Anhang. Ich bat ihn, mir doch zu sagen, wer der geheimnisvolle Mann sei; er zuckte aber die Achsel und sagte: „Impossibile!“ Ferner erzählte er, daß Schäffer durch seine geheimen Laster bei Leuten Eingang gefunden hätte, die alles für ihn einzusetzen bereit seien. Selbst beim Papst war er — aus dem Gefängnis fand er den Weg zum Papst! Er hat sich Pius IX. zu Füßen geworfen und geschrieen: „Ein Justizmord, Heiliger Vater, wird an mir verübt werden! Hilfe! Hilfe!“ Der Heilige Vater segnete ihn: „Mein Sohn, es soll dir Gerechtigkeit werden!“

Ein geheimnisvoller Beschützer Schäffers.

Diese Unterredung mit meinem seitherigen Advokaten erweckte in mir recht ernste Gedanken. Ich ließ das Modellierholz fallen, ging sogleich zum Advokaten Dionisi und bat ihn, meine Sache übernehmen zu wollen. Dionisi nahm meine Schriftstücke entgegen und versprach, mir andern Tages Bescheid zu geben.

Erwartungsvoll fand ich mich bei Dionisi, einem vero Romano, ein. Dionisi empfing mich freundlich.

Ein wackerer Verteidiger.

„Sie haben da einen großen und gewandten Gauner als Gegner; solch feine Spitzbuben haben wir keine. Aber haben Sie Mut, ich werde Sie verteidigen, aber — ganz auf Ihre Rechnung; denn von diesem Menschen wird man nie, wenn er verurteilt wird, das geringste von den Kosten erhalten können.“

Dionisi war nun mein Verteidiger und auch mein Vertreter in meiner Klage gegen Schäffer.

Bald danach war der Soldat Mohl wegen versuchter Fahnenflucht zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurteilt worden. Er hatte früher ausgesagt, daß ich ihn verleitet hätte, nahm aber seine Aussage zurück, die er nur auf Anstiften des Schäffer gemacht hätte. Letzterer hätte ihm zwei Photographien Kopfs gegeben, damit er, Mohl, diesen bei Gegenüberstellung erkennen könne.

Der Photograph, der meine Bilder gefertigt, gab unter Eid an, daß Schäffer selbst die betreffenden Photographien bei ihm gekauft hat.

Mohl ließ seine Aussage durch drei Soldaten, ebenfalls Sträflinge, eidlich erhärten. Die Angaben dieser deckten sich in einigen Einzelheiten nicht genau, was Schäffer geschickt zu benutzen verstand, um die ganze Aussage Mohls anzufechten. Dazu spann Schäffer sein Lügengewebe immer weiter aus.

Ihm sei seinerzeit, so erzählte Schäffer, ein Kind diskreter hoher Geburt anvertraut worden. Er habe das Geheimnis nicht genug bewahrt und sei daher der Verfolgung auf Leben und Tod ausgesetzt. Unter Thränen zeigte er seinen Körper, der vernarbte Beulen zeigte; das seien die Folgen des Giftes, das man ihm beigebracht, um ihn aus dem Wege zu schaffen, und es werde seinen Feinden gewiß noch gelingen, ihn zu vernichten, wenn ihn die päpstliche Regierung nicht schütze.

Wer das unsittliche Vorleben dieses Menschen kannte, mußte diese Lügen wohl erkennen. Aber — was war in Rom nicht schon geschehen, was noch scheußlicher war, als das von Schäffer erzählte, warum sollte nicht auch dies wahr sein?!

Schäffer intriguiert mit Erfolg weiter.

Schäffer hatte die Richter bereits für sich, mit denen er beim Weine gesehen wurde. Er war für die heillosen Zustände des damaligen Rom wie geschaffen.

So standen die Sachen, als wir Ende Juni 1869 nach

Sankt Moritz abreisten. Während des Sommers hatte Schäffer Zeit und Gelegenheit genug, sein Lügensystem noch mehr vorzubereiten, und es gelang ihm damals wirklich, noch gar manchen für sich zu gewinnen.

Peinliche Zeugenverhöre.

Im Herbste 1869 wurden die Zeugenverhöre langsam wieder aufgenommen. Zuerst wurden die Zeugen gegen mich verhört, die aussagten, daß ich erzählt hätte, Schäffer werde steckbrieflich verfolgt, und er sei ein Lügner und Ehrabschneider, auch hätte ich für seine Ausstoßung aus dem Künstlerverein gewirkt — lauter selbstverständliche Sachen zur Abwehr seiner Lügen! Er brachte die Lügengeschichte vor, daß ich ihm die Bestellung der Büsten der hohen Herrschaften in Stuttgart vereitelt hätte, was der Untersuchungsrichter als wahr annahm.

An vielen, vielen Tagen, während im Atelier die dringendsten Arbeiten meiner warteten, mußte ich den ganzen Morgen in den schmutzigen Räumen des Monte Citorio zubringen. Unaussprechlich widerten und ekelten mich die Fragen des Untersuchungsrichters an, in denen die Annahme enthalten war, daß ich der Mensch sei, als den mich Schäffer hinstellte.

Ein deutscher Priester als guter Geist.

Ein junger Geistlicher, ein Tiroler, von kleiner zarter Gestalt und mit einnehmendem frischem Gesichte und gutmütigen Augen, war als Dolmetscher bei den Verhandlungen angestellt. Er hieß Mantel und ist heute Monsignore Mantel, päpstlicher Hausprälat, ein allgemein geachteter und beliebter Mann. Er war ein Segen für mich, und ohne seine ermahnende Zusprache, ruhig und überlegt zu antworten, hätte ich mir selbst unendlich geschadet.

„Ich sehe es — ich weiß es: Sie sind unschuldig.“ pflegte er mir zuzureden, „es wird alles zu Tage kommen. Nehmen Sie die Sache als ein Unglück an. Welcher Mensch kommt durch die Welt, ohne einmal eine harte Prüfung ertragen zu müssen?“

So ermahnte und beruhigte mich der herrliche Mann, und heute noch, wenn ich ihm in den Straßen Roms be-



gegne, regt sich in mir das Gefühl freudiger Dankbarkeit gegen ihn. Wir begrüßen uns stets wie zwei alte Freunde.

Auf die einfältigsten Lügen sollte ich ruhig und gelassen Antwort geben!

Der Untersuchungsrichter voreingenommen.

Der Untersuchungsrichter Mazza war ersichtlich ganz für Schäffer eingenommen. Ihm sagte ich einmal: „Ist es möglich, daß ein Mann mit klarem Verstande nicht einsieht, mit welchem Schurken er es zu thun hat? Es ist unglaublich, daß Sie einen solchen Menschen und seine Lügen nicht durchschauen, und Sie zwingen mich dazu, Sie für einen Parteigänger Schäffers zu halten!"

Der Mann sprang empor vor Zorn — ich aber auch. Ich hätte mir die Kraft eines Herkules gewünscht, ihn zu zermalmen.

Der gute Mantel legte sich ins Mittel und versicherte Mazza, ich könne mich nicht richtig italienisch ausdrücken und gebrauche in meiner Erregtheit falsche Ausdrücke. Mir aber sagte er: „Um Gottes willen! seien Sie doch ruhiger! Sie machen sonst sich und Ihre Familie unglücklich."

Im Verhöre gab Schäffer an, daß ich dem Soldaten Mohl die zwei Photographien von mir selbst geschickt hätte, damit er sagen könne, er hätte sie von ihm, Schäffer, erhalten; Kopf und General Zappi hätten den genannten Soldaten zum Meineide gegen Schäffer verleitet. Mohl und die andern Soldaten blieben aber bei ihrer Aussage. Trotzdem nahm der Untersuchungsrichter Schäffers Aussage als wahr an! Ist es zu glauben? Gegen solche Lügen sollte ich mich in aller Ruhe verteidigen!

Anteilnahme und Fürsprache der Königin Olga wird falsch gedeutet.

Im Herbste 1869 kam Ihre Majestät die Königin Olga von Württemberg nach Rom. Als sie von dem schleppenden Gange des Prozesses hörte, ließ sie durch den Konsul Nast den Kardinal Antonelli bitten, die Verhandlungen beschleunigen zu lassen, damit Kopfs Unschuld nicht länger zweifelhaft bleibe.

Noch später, als die Königin von den neuen unerhörten

Intriguen Schäffers hörte, ließ sie mir in der Person des Herrn v. Ow einen Beschützer nach Rom senden, der zugleich Ueberbringer eines Briefes der Königin an den Papst war.

Als Schäffer und seine Genossen, alle die Geistlichen, die mit dem Prozesse zu thun hatten, von dieser Anteilnahme der Königin für mich erfuhren, war es für dieselben ausgemacht, daß dies nur eine weitere Maßnahme zum Verderben des Schäffer sei. Denn wo in aller Welt hat sich eine Regierung in dieser Weise um einen einfachen Bildhauer angenommen, wann hat eine Königin selbst Briefe für einen solchen geschrieben?! Die gemeinen Unterstellungen, an die diese Menschen zu glauben fähig waren, sind nicht zu beschreiben!

Nun hatte Schäffer wieder freien Spielraum. Die geheimnisvolle Person war für Schäffer überall thätig. Schäffer schrieb in ausländische Zeitungen, besonders in das „Wiener Tageblatt“, ganz unglaubliche Geschichten und Infamien; das römische Blatt, die „Capitale“, ward sein öffentliches Organ. Ueber Geldmittel hatte er immer zu verfügen, obschon er nie arbeitete.

Einseitige Zeugenverhöre.

Die Zeugenverhöre wurden in der Folge doch mit größerem Eifer betrieben. Von den verhörten Zeugen wußten nur wenige etwas über die Sache selbst anzugeben. Die meisten wollten dem Schäffer im allgemeinen ein übles Leumundszeugnis ausstellen oder von seinen früheren Intriguen sprechen, wurden aber damit vom Untersuchungsrichter Mazza einfach abgewiesen — ihr Zeugnis wurde nicht angenommen. So dasjenige der Brüder Corrodi und das von Böheim. Die von mir vorgeforderten Zeugen General Zappi, der Gesandte Herr v. Arnim, Konsul Rast, Doktor Erhardt, die Maler Donner, Wieder, Pater Lothar und Abbate Pick wurden nie verhört.

Und das war ein Gerichtshof, der dann erklärte, daß Kopf die Angabe des Schäffer, Soldaten bestochen und zum Meineid verleitet zu haben, nicht widerlegen könne und deshalb für schuldig erklärt werden müsse!

Später wurde ich in der Sache des Soldaten Haas verhört. Schäffer hatte angegeben, ein Fräulein E. aus Bayern habe, während er im Sommer 1868 im Castel San Angelo gefangen gesessen, sich in seine Wohnung eingeschlichen, und General Zappi habe dasselbe gethan. Eines von diesen beiden müßte den Paß, der bei Haas gefunden worden, gestohlen haben, und die ganze Sache mit dem Hinführen des Haas an die Thür des Schäffer sei von General Zappi erlogen. Haas sei von Zappi und Kopf bestochen!

Ich erklärte, daß ich den Haas gar nicht kenne, und man möge über diese Geschichte General Zappi selbst verhören. Der Untersuchungsrichter Mazza erklärte (zu Protokoll!), General Zappi sei ein Lügner, er und Kopf hätten ein Komplott, um Schäffer zu ruinieren, und ich sei für allen Schaden haftbar, der dem Schäffer widerfahren!

Falsche Zeugen. Endlich wurde ich gefragt, ob ich einen Schneider, der an der Piazza San Carlo a' Catenari wohne, kenne. Dieser gab an, ich hätte ihn angestellt, Schäffer zu beobachten, und er habe gesehen, wie ich Schäffers Hausthür einem Soldaten zeigte; später, als er von mir seinen Lohn fordern wollte, hätte er mich nicht gefunden und geglaubt, ich sei entflohen. Um sich dann zu rächen, habe er Schäffer alles entdeckt.

Ferner hatte ich zu erklären, ob ich einen Soldaten Frank kenne. Ich verneinte, wie vorher. Dieser Soldat hatte angegeben, ein blonder Deutscher, Namens Joseph, habe ihm Geld geschenkt, ihm Schäffers Thür gezeigt und geraten, hineinzugehen, da Schäffer den Soldaten zur Desertion verhelfe.

„2. März 1870. Als ich heute auf das Gericht kam, waren zwei, etwas blond aussehende Italiener da. Ich mußte mich in ihre Mitte stellen. Gleich darauf wurde ein Deutscher in Sträflingsanzug und gefesselt hereingeführt, dem wir drei vorgestellt wurden. Es war Frank."

„Mitleid überfiel mich, als ich den armen Menschen sah.

Wie viele Menschen hat dieser unheilvolle Prozeß schon unglücklich gemacht!"

„Welcher von diesen dreien ist derjenige, der Sie hin zu Schäffers Thür geführt?" Der blonde, schüchtern schauende deutsche Jüngling blickte uns der Reihe nach an. Als sein Blick dem meinen begegnete, fühlte ich, daß er mich als Deutschen erkannte, und daß etwas in seiner Seele vorging, was ihm die Schamröte ins Gesicht trieb. Der Unglückliche war nicht ohne Gewissen. „Keiner von den dreien," war seine Antwort. Ich atmete auf; denn ich war ja nicht sicher, ob er nicht doch ein Schuft war. Nichtsdestoweniger schloß Mazza sein Protokoll wieder damit: Kopf ist schuldig!

Vorderhand wurden die Zeugenverhöre, die zehn Tage von morgens neun bis nachmittags drei Uhr ununterbrochen gedauert hatten, und deren Protokoll nicht weniger als 700 Folioseiten füllte, geschlossen.

Nach mir wurden nur noch wenige Zeugen vernommen, die, wenn sie zu meinen Gunsten aussagen wollten, von dem Untersuchungsrichter Mazza aufs unangenehmste behandelt, von denen sogar einige beschimpft wurden, wie der Zeuge Gach aus Posen, dem Mazza, als er aussagte, Schäffer habe einen Soldaten zu ihm geschickt, um Geld zu verlangen, zurief: „Das ist eine infame Lüge!" und wie der Zeuge Doktor Heyler, dem Mazza mit einem Verleumdungsprozesse seitens des Schäffer drohte, und wie der Zeuge Böheim, der später doch noch verhört wurde, dem Mazza vorwarf, „er habe sich schlecht benommen". Viele wollten aus Scheu vor Mazza nicht genannt sein und verweigerten jede Aussage. (So der Bericht des Doktor Paul Friedmann an die Königlich preußische Regierung.)

Schließlich setze ich noch den Schluß des Berichtes des Doktor Friedmann bei, den er dem Fürsten Bismarck erstattete. Daß Graf Arnim über diesen Prozeß viel mit seiner Regierung korrespondierte, werde ich später erzählen. Der Prozeß hatte mit dem bisher Berichteten mit nichten sein Ende. Bericht des Dr. Friedmann an Bismarck.

Doktor Friedmann schrieb:

„1. sind die Beamten des Tribunals dadurch sehr erzürnt, daß nach Kopfs widerrechtlicher Verhaftung Satisfaktion für dieselbe verlangt und einer ihrer Kollegen wirklich mit Arrest bestraft wurde. Sie haben das als eine Unverschämtheit und Frechheit des Königlich preußischen Gesandten bezeichnet und sind Kopf schon deshalb gram. Ebenso haben sie den Druck, welcher zum Zwecke der Beschleunigung des Prozesses ausgeübt worden, als eine schreiende Ungerechtigkeit ausgegeben.“

„2. wird wohl nicht mit Unrecht behauptet, die Unterbeamten der hiesigen Gerichte hätten ein direktes Interesse daran, daß Kopf verurteilt werde. Dieselben haben nämlich gewisse Sporteln aus den Prozeßkosten zu beziehen, welche natürlich bei 700 Folioseiten Protokoll sehr bedeutend sind. Wird der Prozeß niedergeschlagen oder Schäffer, der zwar Geld zu seinen Zwecken, aber kein faßbares Vermögen hat, verurteilt, so kommen diese Menschen um ihren Gewinn. Wird aber Kopf verurteilt, so erhalten diese Beamten ihre Sporteln.“

„3. hat sich das Gericht dadurch, daß seit 15 Monaten auf so geringe Indizien hin gegen einen hochgeachteten, bisher durchaus unbescholtenen Mann eine Voruntersuchung geführt wird, derselbe verhaftet worden und demselben und vielen andern große Unannehmlichkeiten bereitet worden sind, so kompromittiert, daß es zu seiner eignen Rechtfertigung gerne etwas gegen Kopf herausfinden will.“

„4. wird darauf aufmersam gemacht, daß Schäffer wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit bereits in Untersuchung gewesen ist. Doch ist dieser letzte schwere Verdacht kaum nötig, um das Vorgehen der Untersuchungsrichter nach hiesigen Begriffen zu erklären.“

„Dies ist ungefähr der Gang des Prozesses gewesen. Bei hiesigen Begriffen und Verhältnissen, wo fast immer nur nach Belieben der Richter entschieden wird,

— wo einseitig und parteiisch inquiriert wird, — wo das Verfahren nicht öffentlich ist und wo überhaupt gar keine Garantie selbst nur für ein formell richtiges Verfahren gegeben ist — ist es nun wohl ganz gut möglich, daß, wenn dem Kopf nicht ein genügender diplomatischer Schutz gewährt wird, das Verfahren der Richter nicht genau beaufsichtigt und nötigenfalls auch Einsicht in die Akten verlangt wird, Kopf seinen Prozeß verliert und, obgleich unzweifelhaft unschuldig, doch verurteilt wird. Die Richter würden zu diesem Zwecke den Prozeß bis in den Sommer, wenn niemand da ist, hinschleppen und ihn dann plötzlich aburteilen."

So traurig standen die Sachen für mich, als meine Freunde mich dringend aufforderten, beim Grafen Arnim persönlich Schutz zu suchen.

Schweren Herzens ging ich nach dem Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, um dem preußischen Gesandten mein Anliegen vorzutragen. Bitte um Schutz beim preußischen Gesandten in Rom.

„Da ich die hiesigen Zustände kenne," sagte mir Graf Arnim, „und den Prozeß in allen seinen Teilen verfolgt, darüber auch an meine Regierung schon des öftern berichtet habe, muß ich Ihnen leider sagen, daß für Sie große Gefahr besteht, wieder einmal verhaftet zu werden. Der Mensch (Schäffer) hat unglaubliche Protektion. Sie sind Württemberger, ich kann für Sie nichts thun. Sie haben Ihren Konsul, der soll Sie beschützen! — Aber eines könnten Sie thun; schreiben Sie an Ihre Regierung und bitten Sie dieselbe, daß man Sie unter Königlich preußischen Schutz stelle. Dann erst kann ich in den Gang des Prozesses eingreifen."

Das war kein großer Trost für mich abgehetzten Mann. Doch ich befolgte den Rat. Durch Vermittlung unsers immer gefälligen Konsuls Rast wandte ich mich an die württembergische Regierung, legte meine Lage dar und bat, man möge mich unter Königlich preußischen Schutz stellen.

In Stuttgart war man über die unglückliche Geschichte vollkommen unterrichtet und stand nicht an, alles für mich zu thun. Herr Legationsrat Doktor v. Griesinger besonders war mit großer Aufopferung für mich thätig.

Unterm Schutze der preußischen Gesandtschaft.

So geschah es bald, daß Graf Arnim mich zu sich rufen ließ. Er gab mir die beruhigendste Zusicherung hinsichtlich der Sicherheit meiner Person und bot mir an, im Palazzo Caffarelli, dem Sitze der preußischen Gesandtschaft (heute der deutschen Botschaft) zu wohnen, was ich nicht annahm.

Heillose Zustände in Folge der deutschen Kleinstaaterei.

Kurze Zeit nachher brachte die „Times“ einen langen Artikel über die heillosen Zustände infolge der Kleinstaaterei in Deutschland, und daß nicht einmal die kleinen deutschen Königreiche, geschweige die kleineren Staaten ihre Unterthanen im Auslande zu schützen vermöchten, sondern den preußischen Gesandten anrufen müßten, um einem Verfolgten Schutz zu gewähren. Mein Fall wurde als schlagender Beweis angeführt.

Dieser Artikel machte in Stuttgart böses Blut; denn man nahm dort an, derselbe sei von Arnim selbst in die „Times“ gebracht worden.

Neue Bubenstücke des Unholdes Schäffer.

Schäffer, der seine dunkeln Pläne stets von langer Hand vorbereitete, war von allem unterrichtet und suchte seinen Vorteil aus den oben geschilderten Vorgängen zu ziehen. Er suchte nun dem Grafen Arnim beizukommen und wandte sich mit seinem glatten, schmeichlerischen Wesen an den Kanzleirat Schulz bei der preußischen Gesandtschaft. Und in der That lieh Schulz dem Schäffer sein Ohr. Die Schändlichkeiten des Schäffer nahmen in jenen Tagen kein Ende. Dieser Unhold war ordentlich stolz darauf, daß ganz Rom von ihm und seinem Treiben sprach. So hatte der Bildhauer Joneli durch seine Aussagen gegen Schäffer dessen Zorn und Haß erregt. Schäffer schlich sich in das Atelier Imhof ein und zerstörte daselbst eine fast fertige Marmorfigur, an der Joneli dort arbeitete, und die dieser nun ersetzen mußte. Für diese schänd-

liche That erhielt Schäffer eine derbe körperliche Züchtigung, die er natürlich auch wieder mir zur Last legte.

Otto Donner, den Präsidenten des Künstlervereins, der Schäffers Ausschließung beantragt hatte, überfiel er im Beisein des Malers Wieder mit dem Stocke. Als diese Herren sich wehrten, entriß er Donner seinen Stock, lief damit zur Polizei und klagte die beiden an, daß sie ihn überfallen und mit dem als corpus delicti vorgelegten Stocke mißhandelt hätten.

„Am 1. Mai 1870 kam Herr v. Ow, von unsrer Regierung zu meinem persönlichen Schutze entsandt, in Rom an. Er war der Ueberbringer eines Briefes Ihrer Majestät der Königin Olga an den Papst. In diesem Briefe, der aber wie Oel ins Feuer wirkte, rief die großmütige Königin für den Fall meiner Verurteilung die Gnade Seiner Heiligkeit an. Der alte Herr versprach auch Herrn v. Ow, mich zu begnadigen, wenn ich von seinem Gerichte verurteilt werde. Schöne Aussichten!" Erneutes Eintreten der Königin Olga beim Papste wirkt wie Oel ins Feuer.

Die Porträte des Herrn v. Ow und seiner Frau habe ich auf einem Relief dargestellt. Diesen vornehm-ruhigen, feinen Menschen hatte ich es zu verdanken, daß wieder etwas Ruhe in mein Gemüt einzog, und daß ich wieder lachen lernte.

Vom 18. Juli an, nachdem sie die Unfehlbarkeit des Papstes verkündigt, trat im Prozesse Schäffer etwas Ruhe ein. Wir zogen einige Tage danach nach unserm bekannten Rocca di Papa.

Am 20. September 1870 zogen die Italiener in Rom ein und schwemmten viel Unrat, auch den Schäffer mit seinem Anhang, aus der heiligen Stadt.

Bald nachdem die Italiener von Rom Besitz genommen, zog Schäffer andre Saiten auf. Das Unglaubliche geschah. Er, der bis dahin im Jesuitenkloster San Ignazio ein- und ausgehen durfte — denn ein Jesuit war die geheimnisvolle Person, die Schäffer schützend umgab! —, verriet seine Freunde! Schäffer als Verräter seiner Freunde.



„Die italienischen Gerichte hatten sich kaum eingerichtet, da kam Schäffer und zeigte an, daß die Jesuiten einen Aufruhr anzetteln wollten, daß sie Waffen und Pulver im Kloster aufhäuften und versteckten, und daß sie auch ihn dazu gebrauchen wollten, ihre Revolte durchzuführen. Man sandte Polizisten und ließ die von Schäffer angegebenen Räume durchsuchen; man fand auch wirklich Pistolen, Säbel und andres Gerümpel, das, wie es sich herausstellte, von Schäffer selbst dort versteckt worden war. Was mögen die Jesuiten dazu gesagt haben?"

Es kam das Jahr 1871 und brachte den Frieden — Frieden auch für mich!

Vor den Geschworenen.

Auf den 7. März wurde ich aufgefordert, mich nach Vorschrift des Gesetzes zur Untersuchungshaft im Monte Citorio zu stellen, da meine Sache vor den Geschworenen in öffentlicher Sitzung abgeurteilt werden sollte. Graf Arnim bewirkte, daß ich während der Dauer der Verhandlungen auf freiem Fuße gelassen wurde. Schäffer wurde diese Vergünstigung verweigert.

Drei Tage lang dauerten diese für mich schrecklichen Verhandlungen. Man ersparte es mir, auf der Armesünderbank zu sitzen und gab mir einen bequemen Stuhl.

Der Saal war mit Neugierigen gefüllt. Alle wollten den Schäffer und den povero scultore sehen, von denen ganz Rom sich schon monate-, ja jahrelang erzählte.

Ich wurde alsbald nach Eröffnung der Verhandlung aufgefordert, die ganze Geschichte zu erzählen: wie ich Schäffer kennen gelernt, warum er mich verfolge, über die Soldaten und andres.

Anfangs versagte mir die Stimme vor Erregung. Dann erzählte ich alles, so gut ich es wußte und vermochte.

Nach mir kam Schäffer zu Wort: in gutem Italienisch brachte er seine Lügen vor.

Am zweiten Tage kamen die Zeugen zur Vernehmung.

Emil Wolf, der fließend vom Künstlerverein und der Ausstoßung des Schäffer sprach, wurde von Otto Donner, der als Zeuge für mich auftrat, gründlich widerlegt. Nun kam aber ein ernster Auftritt.

Ein ernster Auftritt im Gerichtssaale.

Drei arme deutsche Soldaten, in Sträflingskleidern und gefesselt, wurden vorgeführt. Sie alle drei sagten unter Eid aus, daß Schäffer sie zur Fahnenflucht verleitet; sie erzählten, welche Lügen und welche Versprechungen er angewandt, um sie zu bewegen, bei ihren Vorgesetzten anzugeben, daß ein gewisser Kopf, den sie nicht kannten, sie zur Desertion verführt hätte.

Im ganzen Saale machten die Erscheinung dieser armen Menschen und ihre Aussagen einen tiefen Eindruck, den Schäffer vergeblich zu verscheuchen suchte.

Am dritten Tage sprachen die Verteidiger, nach ihnen der Staatsanwalt Monicchi, ein schöner Norditaliener.

Rede des Staatsanwalts.

Viel habe er, so führte Monicchi aus, von diesem monströsen Prozesse gehört, und er habe etwas Ungeheuerliches in demselben zu finden geglaubt. Mit großer Erwartung habe er die umfangreichen Akten studiert, und was sei nach Abschälung von so viel Unwesentlichem, nach so viel Aufwand von Intriguen und falschen Eiden übrig geblieben? Nichts als ein Bösewicht der schlimmsten Sorte, ein Mensch, der es schon von Jugend auf mit Polizei und Strafgericht zu thun hatte, der immer von einem Orte zum andern fliehen mußte. „Und dieser Mensch, leider muß ich es feststellen, fand Anhang unter seinen Landsleuten, fand Mithelfer unter den Richtern der nun abgetretenen Regierung! Es thut mir leid, zu sehen, daß in dieser Stadt die Angehörigen einer so großen und herrlichen Nation, deren Heere sich soeben mit Ruhm bedeckt, sich gegenseitig anfeinden und verleumden. Die Anklage gegen den Bildhauer Kopf bin ich nicht im stande aufrecht zu halten, — ich halte ihn nach jeder Richtung hin für unschuldig!“

Freigesprochen!

Meine Freunde brachen in Jubel aus. Ich aber dankte Gott, daß die schwere Zeit vorüber war.

Am andern Tage schon wurde Schäffer aus dem Lande verwiesen und durch die Polizei an die Grenze gebracht. Noch ein paar Jahre lebte er in Nizza, wo er sein Handwerk weiter trieb, bis ihn der Tod von seinem elenden Leben erlöste.

In vorstehender Darlegung der Geschichte meines Prozesses mit Schäffer ließ ich mich nur von der Wahrheit leiten, wenn diese auch oft ein düsteres Bild der damaligen Verhältnisse im Kirchenstaate enthüllt. Die Zustände im damaligen Rom, die man in unsern Tagen noch so oft, unter Herbeisehnen der „guten alten Zeit", loben und rühmen hört, waren in Wirklichkeit unglaublich verrottet, wie es folgende, durchaus verbürgte Vorkommnisse aus jener Zeit, die kaum ein Menschenalter hinter uns liegt, noch mehr darthun werden.

Dunkle Geschichten aus dem päpstlichen Rom.

Es war nach dem Jahre 1867, als eines Tages der Maler Schweinfurt, Vetter des berühmten Naturforschers und Afrikareisenden Schweinfurt, in unsern Künstlerverein kam und ganz aufgeregt rief:

„Gerade haben sie mich umbringen wollen — ich habe aber einen der Kerle tot getreten!"

Diese wenigen Worte brachten natürlich eine gewaltige Erregung unter uns hervor, und im Nu war Schweinfurt umringt.

Er erzählte:

„Ihr kennt die Stelle, wo jetzt gerade das Hotel Costanze gebaut wird. Ich ging ruhig meines Wegs nach Hause, als auf einmal zwei junge Männer wie aus dem Boden geschossen

vor mir standen und ‚Ruhig, oder du bist des Todes!‘ mir zuriefen.

„Ich blieb anfangs starr stehen und rührte mich nicht. Einer der Kerle stellte sich hinter mich, dicht an meinen Rücken, und hielt einen Dolch an meinen Nacken — ich spürte den kalten Stahl. Der andre vor mir untersuchte meine Taschen, nahm meine Uhr und meinen Geldbeutel.

„Bei einer Bewegung, die ich mit dem Arme machte, sagte dieser zu jenem hinter meinem Rücken: ‚Stoß zu, der will sich wehren!‘

„Das Wort ‚stoß zu!‘ fuhr wie ein elektrischer Funke durch mich. Wie der Blitz drehte ich mich um, umfaßte den Kerl mit beiden Armen und warf ihn zu Boden. Daselbst wehrte er sich wütend — es gab ein ernstes Ringen auf Leben und Tod.

„Der Mann bekam den rechten Arm frei und holte mit dem Dolche nach mir aus. Der Stich ging in die Wand des Hauses — das Eisen brach mit einem hellen Klingen ab.

„Mit äußerster Anstrengung behielt ich ihn unter mir und bearbeitete ihn mit meinen Fäusten. Dann sprang ich auf ihn mit beiden Füßen und gab ihm so viel Tritte, daß er wie tot dort am Hotel liegen blieb.

„Der andre lief, als er die gefährliche Lage seines Mithelfers bemerkte, mit Uhr und Geld davon.

„Nun komm' ich gerade von der Polizei, wo ich den Fall angezeigt habe.“

So erzählte der als riesenstark bekannte Schweinfurt.

Am andern Morgen erfuhren wir, daß Schweinfurt dem Menschen wirklich die Brust eingetreten hatte. Dieser war noch in derselben Nacht im Spital gestorben. Seinen Spießgesellen hat man nie gefunden.

Schweinfurt, der untröstlich darüber war, daß er einen Menschen, wenn auch in Notwehr, umgebracht, erwartete stündlich, daß er vor Gericht gerufen werde; allein es geschah

nicht. Er ging nun zu seinem Konsul und meldete den schweren Fall; denn er fürchtete, jeden Augenblick als Mörder verhaftet zu werden; aber niemals bekümmerten sich die Gerichtsbehörden um diesen Fall Schweinfurt.

Von meinem Atelier aus konnte ich den Garten des Klosters der Padri von Gesù e Maria überblicken; an dessen Stelle ist später ein großer Atelierbau entstanden. Die frommen Väter ergingen sich dort täglich und spielten ihr beliebtes Boccia.

Längere Zeit hindurch konnte ich beobachten, daß ein wie ein Maurer oder Handwerker gekleideter Mann von etwa 30 Jahren mit den Mönchen spielte. Es entging mir auch nicht, daß vor dem Eingangsthor nach dem Korso zu eine Polizeiwache stand. Ich ließ mir sagen, ein Schreiner, ein verrufener Mensch, habe einen umgebracht und sei in das Kloster geflohen, wo er sicher sei, da nach römischem Gesetze in einem Kloster oder in einer Kirche keine Polizeigewalt angewendet und die Mönche nicht gezwungen werden dürften, einen zu ihnen geflüchteten Verbrecher auszuliefern. Nur wenn er freiwillig das Kloster verlasse, könne er verhaftet werden.

Ich sah, wie gesagt, die Wache eine Zeitlang vor dem Thore des Klosters Gesù e Maria stehen, sah aber auch täglich den Mörder im Garten in aller Gemütsruhe sein Spielchen mit den guten Patri machen.

Eines Tages war die Polizeiwache verschwunden; offenbar war ihr die Sache zu langweilig geworden.

Aber bald darauf war auch der brave Schreiner nicht mehr zu sehen, — die frommen Väter spielten wieder allein ihr Boccia.

Nur die Franzosen bekümmerten sich nicht um solche seltsame Gepflogenheiten im heiligen Rom, was ihnen aber das

Volk und die Geistlichkeit sehr übel nahm. So war einmal der französischen Polizei — denn eine solche war während der französischen Besatzung in Rom vorhanden — ein Uebelthäter entsprungen und in die Kirche S. Luigi dei Francesi geflüchtet. Der französische Kommandant machte aber wenig Federlesen und ließ den Verbrecher durch Soldaten einfach herausholen.

Während ich an der Kolossalstatue meines Prometheus arbeitete, kam an einem Montagmorgen mein Modell nicht ins Atelier. Auch am zweiten Tage blieb der Mann aus, und statt seiner erschien bei mir seine Frau mit rot verweinten Augen.

„Sie haben meinen Mann eingesperrt,“ jammerte das Weib, „er hat einen gestochen. Nur Sie können helfen, o Signore! Helfen Sie einer armen Familie!“

„Wie soll ich helfen? Was kann ich thun?“

„Gehen Sie zum Curate und bitten Sie ihn — er ist ein guter Mann, er wird uns helfen!“

Aber mein ehrliches deutsches Gewissen sträubte sich gegen die Zumutung, einem offenbaren Verbrecher Vorschub zu leisten; auch konnte ich nicht einsehen, was meine Fürsprache beim Pfarrer und was dieser selbst gegen die Justiz vermögen könnte. Doch alle meine Arbeiter, besonders der intelligente Segante, meinten, der Curate könnte wohl helfen, und so entschloß ich mich, da ich schließlich selbst mein Modell gern wieder gehabt hätte, zu dem Gange.

Der Pfarrer von der Parocchia Sant' Andrea delle Fratte empfing mich sehr freundlich und mit jener zuvorkommenden Artigkeit, die den höheren römischen und wohl überhaupt den katholischen Geistlichen eigen ist. Er hörte mich geduldig an, blätterte in einem Papier, das auf seinem Tische lag, und sagte dann zu mir:

„Allerdings ist der Mann verhaftet worden, und zwar wegen eines schweren Vergehens. Leider ist er aber schon dem Kriminalgericht übergeben. Wären Sie gestern gekommen, so hätte es sich vielleicht machen lassen, da der Mann bei uns gut beleumundet ist.“

Ich bat ihn, da ich doch einmal daran war, nochmals recht warm, sich des Mannes anzunehmen, und bekam zum Abschied ein verheißendes: „Vederemo, quell' che si puo fare! Sehen wir, was zu machen ist.“

Und siehe da! Am andern Morgen erschien mein Modell wieder, und die schlimme Geschichte hatte für ihn gar keine weitere Folgen; er kam von den päpstlichen Richtern besser weg als sein Doppelgänger Prometheus von dem Gerichte des hohen Olymps.

An den vorigen Fall anknüpfend muß ich erklären, wie es kam, daß im päpstlichen Rom eine so große Macht in die Hände der Geistlichen und besonders jener an den Pfarrkirchen gelegt war.

Es gab, wie ich glaube, 50 Pfarreien in Rom, denen oft große Summen Geldes zur Verteilung an Arme und Bedürftige des betreffenden Sprengels zuflossen. Der Pfarrer hatte über die zu gewährende Unterstützung allein zu befinden; er überwachte das geistige wie das leibliche Wohl seiner Pfarrkinder, kannte alle persönlich und besaß daher einen fast unbeschränkten Einfluß auf die ganze Familie.

Geldverteilungen waren damals wie im antiken Rom allgemein üblich und nicht demütigend, so daß sogar besser gestellte Familien sich dazu drängten, die sonst zu stolz waren, gewisse Handwerke, wie eines Metzgers, Wursthändlers, Kohlenträgers, Straßenkehrers und vieler andrer, zu treiben. Arbeiten war entwürdigender als öffentliche Geldgeschenke annehmen.

Sie wollten alle gerne Geistliche, Beamte oder Künstler

werden, und jede Familie suchte, wenn sie mehrere Söhne hatte, wenigstens einen in den geistlichen Stand zu bringen. Diese Familie ist glücklich, hieß es, sie hat einen Prete in sich! „Il zio prete“ spielte eine große Rolle.

Die Beamtenlaufbahn war nach der geistlichen die gesuchteste. Oft ging das Amt vom Vater auf den Sohn über, und schon gleich nach der Geburt wurde der Knabe in die betreffende Rangliste eingetragen, in der er so regelmäßig, als die überall herrschende Willkür es zuließ, immer weiter „avancirte“, wenn auch nur sopra posto, das heißt als solcher, der keine Zahlung bekam. Im Alter von 40 Jahren hatte der Betreffende dann Anspruch auf Pension! Mein Sprachlehrer Gaitani hatte täglich nur zwei Stunden auf das impiego (das Amt) zu gehen — die übrige Zeit war er frei. Er hatte bald die 40 Jahre hinter sich: allora faccio il Signore!

„Signore“ war aber nach damaligen Begriffen — und wohl auch noch nach denen gewisser Kreise des modernen Roms! — nur der, der ganz und gar nichts arbeitete oder vielmehr nichts zu arbeiten brauchte; denn der Nichtsthuer unter dem „Volke“ gab es eine Unzahl.

Ich hatte oft Gelegenheit, römische Kanzleistuben zu besuchen; sie waren alle von Beamten überfüllt. Ein jeder hatte einen grünen Kasten vor sich, der ihn vollkommen unsichtbar machte; hinter demselben las er Bücher, trieb Allotria und hielt seine Siesta.

Dieses Leben ohne Sorgen machte die „heilige Stadt“ zu jenem gemütlichen Aufenthalte, nach dem sich heute noch die Ueberbleibsel der damaligen Bevölkerung sehnen, und von dem auch die Fremden sich angezogen fühlten, die — wenn sie noch leben! — „ihr schönes Rom“ von damals nicht vergessen können!

Die Herren Pfarrer gehörten also zu den einflußreichsten Männern von ganz Rom. Das Verteilen der Gelder hing, wie gesagt, ganz von ihrem Ermessen ab.

Alle ärmeren Mädchen ohne Ausnahme bekamen bei ihrer Verheiratung vom Pfarrer eine dôta, ein Heiratsgeschenk, das oft bis zu 200 bis 300 Lire stieg. Alle Mütter und ihre Töchter waren daher bestrebt, in der Person des Parrocho einen Gönner zu erhalten, und zu was für Mißständen dies führen mußte, läßt sich leicht denken; denn nicht alle Geistlichen Roms waren Engel und — Gelegenheit macht Diebe.

Ein braves Mädchen, das mir öfters Modell stand, verlobte sich und erhielt auch vom Pfarrer die Zusage einer größeren dôta mit dem Hinweise, daß eine Hand die andre wasche, was das arme Ding mir unter Thränen erzählte.

Niemand wurde von der Regierung angestellt, niemand bekam einen Posten in der Verwaltung irgend einer Kongregation, der Post, der Polizei, der Spitäler u. s. w., der nicht ein Zeugnis des Parrocho vorweisen konnte, daß er ein unbescholtener Mensch, vor allem aber, daß er ein guter Katholik sei und seine Pflichten als solcher erfülle.

Wer ins Ausland reisen wollte, mußte zuerst zum Pfarrer gehen; denn nur auf dessen Zeugnis und Empfehlung hin bekam man einen Paß.

Industrielle und Geschäftsleute jeder Art konnten nur mit Unterstützung des Pfarrers vorwärts kommen.

Den bei mir beschäftigten Bildhauer Segante, der ein intelligenter, liberaler Mann und dabei ein echter Römer und stolz auf diese Würde ist, fragte ich einmal, ob er alle Jahre beichte und wie er mit seinem Pfarrer stehe. Er sowohl wie meine andern Arbeiter erklärten unverhohlen, daß sie nie beichteten, sondern einer alten Frau einen Scudo zahlten, wofür dieselbe zur Beichte gehe, ihnen aber den Beichtzettel abliefere, den sie dann zu Ostern dem in die Wohnung kommenden Pfarrer übergäben.

Am Ostertag nämlich kam der Pfarrer in ein jedes Haus, segnete alle Räume und besonders die Ehebetten ein und nahm

bei dieser Gelegenheit die Beichtzettel und wohl auch noch andres in Empfang.

Die gewiß schändliche Handlungsweise solcher Frauen ist zu bedauern; aber der Zwang in religiösen Dingen führte mit Notwendigkeit zu solchen Auswüchsen. Zu Ostern konnte alle Welt an der Kirchenthür die Namen derjenigen lesen, die nicht gebeichtet und kommuniziert hatten. Das fürchtete man.

In unserm Hause, demjenigen des Bildhauers Jacometti, eines tüchtigen Künstlers und sehr geachteten Mannes, der ganz papalino war, wohnte damals ein junger Maler J., ein Russe. Wir begegneten uns oft auf der Treppe; in seinem Atelier habe ich ihn nie besucht.

Eines Tages kam Jacometti zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht wisse, wo der Maler hingekommen sei; er fehle schon mehrere Tage und sei noch nicht ins Atelier zurückgekehrt. Ich wußte keine Auskunft zu geben.

Es vergingen Wochen und Wochen — der Russe kam nicht wieder.

Die Nachforschungen bei dem russischen Gesandten oder Konsul hatten kein Ergebnis, und seine Freunde befürchteten, daß ihm ein Unglück zugestoßen wäre.

Endlich nach fünf Wochen seines Ausbleibens erschien der junge Mann wieder — blaß und abgemagert, als ob er von schwerem Krankenlager eben erst erstanden wäre. Was war mit ihm geschehen? Er erzählte, daß er in der Nacht mit einigen italienischen Freunden beim Weine gesessen. Dabei sei es etwas heiter zugegangen, und in der Weinlaune habe einer der Italiener aus Taschentüchern eine italienische Trikolore (grün-weiß-rot) hergestellt, wobei die Gesellschaft von der Polizei überrascht worden sei. Ihn, den Russen, der lediglich als Zuschauer dem Vorgange beigewohnt, habe man verhaftet und volle fünf Wochen gefangen gehalten, ohne ihn einem Verhöre zu unterwerfen.

Vergebens protestierte er, schrieb Briefe an seinen Konsul, die nie abgegeben wurden, beteuerte, daß er sich nie in politische Gespräche oder politische Angelegenheiten eingelassen, sondern einfach nur der Unterhaltung wegen sich seinen Freunden angeschlossen habe.

Bei seiner Freilassung wurde ihm bedeutet, er solle sich hüten, über seine Verhaftung zu reden oder sich über dieselbe irgendwie auszulassen, da man ihn sonst sofort wieder verhaften würde. Er zog vor, Rom zu verlassen.

Unserm Freunde, dem bekannten Maler Professor Friedrich Preller, erging es fast ebenso: er erhielt einen Ausweisungsbefehl ohne Angabe des Grundes. Preller vermutete, daß sein Bart und sein Hut der römischen Polizei verfänglich erschienen seien. Nur auf Einsprache seines Gesandten wurde ihm erlaubt, in Rom zu bleiben.

Es war im Jahre 1854, als ich eines Nachmittags die Via della Purificazione nach der Piazza Barberini zu hinunterging. Auf der Straße traf ich auf einen Haufen schreiender Weiber und weinender Kinder und sah, wie zwei Knaben im Alter von sechs bis sieben Jahren sich balgten und gegenseitig sich Stöße gaben. Wie eine Furie sprang plötzlich ein Weib mit einem Messer in der Faust aus einem Hause hervor. Es war die Mutter eines der beiden raufenden Knaben. „Stich ihn tot!" schrie sie ihrem Söhnchen zu und drückte ihm den Dolch in die Hand. Kein Mensch wehrte dem rasenden Weibe und ihrem Sprößlinge. Was daraus entstand, dessen erinnere ich mich nicht mehr.

Ein Jahr früher ging ich eines Tages den Korso entlang. Bei der Piazza Colonna war die Straße aufgerissen; denn man legte die neue Gasleitung, und Dutzende von Arbeitern mit Hacken und Schaufeln waren dabei beschäftigt. An der

Ecke der Piazza in dem Lokale, in dem jetzt eine große Zuckerbäckerei sich befindet, hatte ein Geldwechsler sein Geschäft. Plötzlich stürzte ein Mann, wie ein Arbeiter gekleidet, aus dem Laden, einen Geldsack in der einen, einen Dolch in der andern Hand, mit dem er auf den sich an seinen Rockzipfel anhängenden, bereits blutüberströmten Geldwechsler losstach. Die Scene war grauenhaft und widerwärtig zugleich, um so mehr, als die mit ihren Hacken und Schaufeln bewaffneten Arbeiter dem Raubmörder bereitwillig Platz machten, damit er in die nächste Seitenstraße entfliehen konnte, wohin ihn niemand verfolgte. „Poveretto!“ sagten sie; das galt aber nicht dem am Boden in seinem Blute liegenden Wechsler, sondern dem davoneilenden Spitzbuben.

Was ich hier noch folgen lasse, ist eigentlich keine „dunkle“ Geschichte; aber der Vorgang spielte sich doch in einem düsteren Zwielicht ab, wie es über dem ganzen päpstlichen Rom ausgebreitet lag, und da es eben keine „helle“ Geschichte war, kann sie wohl hier einen passenden Platz finden: Unter Kardinal Pacca war ein Gesetz erlassen worden, wonach alle antiken Kunstwerke bei ihrer Ausfuhr aus dem Kirchenstaate mit einem Zolle von 20 Prozent ihres Wertes zu belegen waren — ein Gesetz, das natürlich auf alle erdenkliche Art umgangen wurde. Ich muß hier vorausschicken, daß Maler, selbst später berühmt gewordene Künstler, in bedrängter Lage oft nicht die Mittel hatten, ihre Modelle zu bezahlen, und diese durch Ueberlassung von Skizzen und sogar Kunstwerken zu befriedigen sich gezwungen sahen. Solche Modelle wurden nicht selten in der Folge durch den Handel mit den ihnen von den Künstlern überlassenen Kunstwerken zu Antiquaren, und ich selbst habe damals von einem solchen wertvolle Skizzen erworben. Ein solches Modell wurde später sogar ein bekannter Kunsthändler und verheiratete seine Tochter an einen

Bildhauer S. Dieser, der öfters in mein Atelier kam, vertraute mir an, daß sein Schwiegervater eine sehr schöne antike Figur, eine Bacchantin, „gefunden“ habe, und er wolle sie mir zeigen.

Der Antiquar hatte seinen Laden an der Ecke der Propaganda Fide gegenüber. S. brachte mich dahin und in ein dunkles Loch. Hier enthüllte er vor mir eine nicht ganz lebensgroße Figur ohne Kopf, in der ich auf den ersten Blick ein griechisches Meisterwerk erkannte. Bei näherer Betrachtung wuchs mein Entzücken immer mehr, denn etwas Aehnliches glaubte ich in der griechischen Plastik noch nie gesehen zu haben. Meiner Begeisterung gab ich natürlich nicht vollen Ausdruck, um den Preis des Kunstwerkes nicht zu steigern.

„Ist die Figur zu haben?“

„Jawohl, aber nur zu dem Preis“ — hier nannte S. eine Summe, die zu zahlen für mich zu hoch war, und fuhr fort: „Der Bildhauer Depiney hat für die französische Regierung ein Angebot darauf gemacht und nach Paris telegraphiert.“

„Geben Sie mir bis morgen Bedenkzeit,“ sagte ich, „ich werde den verlangten Preis zahlen.“

Es stand fest bei mir, daß das Kunstwerk nach Deutschland kommen müsse.

S. ging auf meinen Vorschlag ein. Aufgeregt lief ich sofort auf das Kapitol in den Palazzo Caffaralli, um mit dem Gesandten über die Angelegenheit zu sprechen. Ich traf aber nur dessen Vertreter, Herrn von Schweitzer, der mich in meiner Begeisterung ruhig anhörte. Er ließ sich von mir überzeugen, nachdem ich noch versichert, daß ich die Figur, wenn sie in Berlin nicht gefalle, für den angesetzten Preis für mich behalte, und telegraphierte an die vorgesetzte Behörde in Berlin. Von dort kam ebenfalls telegraphisch der Bescheid, daß das Kunstwerk zu kaufen sei.

Und so kam die Figur, eine Bacchantin, in das Berliner

Museum, deren schönsten Schmuck sie bildet. — Geschmuggelt brauchte in diesem Falle nicht zu werden.

Die Besatzung der Franzosen in Rom betrug etwa 6—7000 Mann. Ihr General war eigentlich der Herr von Rom. Die Geistlichkeit klagte über die Willkür der Franzosen, und das Volk haßte sie. Die französischen Offiziere waren stets in den Kaffeehäusern zu treffen, wo sie mit Geringschätzung und Ironie über die Geistlichen sprachen. Dem Weine sprachen die Soldaten sehr zu, und sie gaben in ihrer Trunkenheit den nüchternen Römern vielfach Anlaß zu Aergernis.

Zu loben war aber an den Franzosen, daß sie auf eigne Faust eine strenge Polizeiaufsicht hielten und die Missethäter nicht so leicht der verdienten Strafe entgehen ließen.

Bei einem auf dem Pincio veranstalteten Feuerwerke riefen mehrere verbrecherisch gesinnte Kerle eine Panik unter der ungeheuern Volksmasse hervor, die die Piazza del Popolo füllte. Es gab Tote und viele Verwundete.

Einer der Missethäter, die bei der allgemeinen Verwirrung stahlen und raubten, fiel der französischen Polizei in die Hände.

Kurze Zeit danach sah man in der Piazza del Popolo eine hohe Bretterbühne entstehen, daran mit deutlicher Schrift die Bekanntmachung angeschlagen war, daß am 16. Mai 1858, nachmittags fünf Uhr, jener Verbrecher mit 25 Stockhieben abgestraft werde.

Ganz Rom füllte zur bestimmten Zeit den weiten Platz. Auch ich war erschienen, um das in Rom unerhörte Schauspiel mit anzusehen.

Die päpstlichen Gerichte hatten Einspruch erhoben und ihren Mann verlangt. „Den sollt ihr haben," sagten die Franzosen, „aber erst, wenn er seine Hiebe weg hat!"

Soldaten führten einen starken, mächtigen Mann, dem man weiße Beinkleider angezogen hatte, auf die Bühne.

Unter der Volksmenge ließ sich Pfeifen vernehmen, das aber bald verstummte.

Der Mann wurde auf einen Schragen gelegt, und zwei Unteroffiziere, mit Stöcken bewaffnet, begannen ihre Operation. Langsam fiel Schlag auf Schlag — der Kerl rührte sich nicht.

„Bravo!" sagte neben mir ein Römer; „il poveretto a corragio!"

Aber nun fing der Delinquent an, bei jedem Hiebe gräßlich zu schreien. Unbarmherzig machten die Franzosen die verordnete Zahl voll; danach konnte der Mensch nicht mehr gehen — wie einen Sack hat man ihn davongefahren.

Man wende nicht ein, daß das eine Grausamkeit gewesen. Es war eine richtige und prompte Justiz, von der die päpstliche freilich himmelweit verschieden war.

Und das römische Volk? Es nahm Partei für den Menschen, der kurz vorher wie eine grausame Bestie die Kinder eben seines eignen Volkes zertreten hatte.

„Es sind Barbaren, diese verdammten Franzosen!" hörte ich sagen.

Die gefangenen Räuber und Mörder hatten bei diesem Volke immer das Mitleid der Masse im voraus. Niemand hilft der Polizei die Verbrecher entdecken oder gar einfangen.

Meine Erinnerungen habe ich bis in den Monat Oktober 1868 laufend aufgezeichnet und daran den zu jener Zeit beginnenden Prozeß Schäffer bis zu seinem Ende, 10. März 1871, angeschlossen. Nun möchte ich noch einiges, aus der Zeit vom Oktober 1868 bis März 1871 nachholen.

1869. Erfüllung eines Gelübdes.

„12. Februar 1869. Im Atelier wenig gearbeitet — noch nie so wenig geleistet wie in diesen Tagen. Noch vor meiner Fußreise nach Rom habe ich mir vorgenommen, für die Wallfahrtskirche auf dem Bussen, an dessen Fuß mein

Geburtsort Unlingen liegt (wie ich am Anfange erzählt habe), eine meiner Erstlingsarbeiten zu stiften, in der Absicht, Gott meinen Dank darzubringen, wenn er mein Streben, ein Bildhauer zu werden, segne. Mein Christus, den ich bald nach meiner Ankunft in Rom modellierte, wurde dieser Tage in Marmor fertig, und so schickte ich denselben nach Offingen an den dortigen Pfarrer ab mit der Bitte, dieses mein Votivgeschenk in der Bussenkirche aufzustellen, was auch geschehen ist."

„Mehrere bestellte Figuren und Porträte für Amerika sind im Atelier fertig geworden. Leider wurde es mit der Büste des Herrn von Schlözer nichts. Er kam oft in mein Atelier, aber zum Sitzen hatte er nie Zeit. Er reist dieser Tage nach Amerika ab — wir werden ihn alle sehr vermissen!"

v. Watzdorf-Wiesenburg, Reichstagsabgeordneter, hat meine Nymphe gekauft. Wie schön, daß dies Werk in die Hände eines so kunstverständigen Mannes kommt; es wird in dem herrlichen Schlosse Wiesenburg bei Potsdam aufgestellt werden."

Viele Fremde kamen im Winter 1868—1870 nach Rom. Sehr lebhaft ging es im Künstlerverein zu, die Feste in demselben waren brillant.

Generalpostmeister Stephan in Rom.

Der nachmalige gewaltige Generalpostmeister Stephan war in Rom, um mit der päpstlichen Regierung einen Postvertrag abzuschließen. Er hat in jenen Tagen Unglaubliches geleistet. Neben seinen vielen Arbeiten mit den Behörden fand er Zeit, alle Museen, Ruinen, Paläste, Kirchen und die Umgebung Roms gründlich zu sehen und zu studieren. Oft war ich mit ihm in den Galerien und erfreute mich an seinem richtigen Urteil und an dem fast schwärmerischen Interesse, das er an den Kunstwerken so verschiedener Art nahm. Sofort nach seiner Ankunft begann er Kupferstiche zu sammeln; er besuchte die Antiquare, kaufte und zeigte uns im Hotel d'Angleterre seine erworbenen Schätze. Die Abende in diesem Hotel, wo auch Maler Wieder und Herr von Schlözer zu speisen

pflegten, waren bei Stephans anregender Unterhaltung höchst interessant. Ich staunte diesen Postbeamten förmlich an; denn unter der Klasse der „Postmenschen" hatte ich mir bis dahin nur lebendige Zahlenmaschinen vorgestellt.

Ich arbeitete damals an meiner Marmorgruppe Joseph und Potiphars Weib; sie steht jetzt im Atelier Kopf in Baden-Baden. Die Arbeit fand Stephans ganze Zufriedenheit. Er kam oft, namentlich wenn ich das gewaltig schöne Weib „Karolina mit der Hasenscharte" als Modell hatte.

„Kopf," sagte er zu mir, „modellieren Sie ein Gegenstück zu dieser Gruppe aus dem Dichter Properz; seine Idyllen sind köstlich, und Umarmungen giebt es bei ihm auch genug. Ich sende Ihnen das Buch, sobald ich in Berlin angekommen sein werde."

Er sandte mir auch den Properz, aus dem zu komponieren ich leider immer versäumte.

Stephan besuchte mich später in Baden-Baden, wo ich seine Büste modellieren sollte; leider ist es nie dazu gekommen. In Berlin, wo ich ihn später aufsuchte, zeigte er mir mit Stolz sein Postmuseum. Noch kurz vor seinem Tode wurden Stephans Züge von meinem Schwiegersohne Berwald in Berlin in einer schönen Büste verewigt.

Eine aufgeregte Verehrerin von Liszt.

Eine interessante Erscheinung war nach Rom gekommen: die etwa 30jährige Frau Janina aus Lemberg, an uns empfohlen. Sie war eine Schülerin von Liszt, eine der begeistertsten Verehrerinnen dieses Meisters, dem sie mit ihrer Liebe oft schwere Stunden bereitete.

Frau Janina nannte sich Gräfin; aber die Polinnen sollen im Auslande ja alle Gräfinnen sein! Klein, lebendig in ihrer Rede, in ihrem Gange rasch, leidenschaftlich, heftig, aufgeregt — war sie eine große Klavierspielerin. Mit ihrem breiten Munde, aufgestülpter Nase, kurzen, nach Männerart geschnittenen Haaren machte sie einen unschönen Eindruck. Aber bald schwand dieser, wenn sie sprach oder am Klavier

saß und ihre Sonaten virtuos spielte. Sie kam oft in mein Atelier; ich modellierte auch ihr Relief. Sie ließ sich einen Männeranzug machen, in der Art, wie ich einen im Atelier zu tragen pflegte. Damit angethan ging sie des Abends und in der Nacht auf die Straße, „den Dolch im Gewande". Sie amüsierte sich, wie sie sagte, „königlich". Auch Liszt besuchte sie in diesem Aufzuge in seinem Kloster S. Francesca am Forum. Auf den Maëstro war sie fürchterlich eifersüchtig, und alle ihre Konkurrentinnen ohne Ausnahme, und deren gab es Dutzende, haßte sie grimmig. Mancher Seufzer — wenn Gräfin Janina es nicht hörte! — mag dem zu sehr gequälten Herzen Liszts entstiegen sein!

Liszt kam zu jener Zeit oft zu mir, und er nahm mir das Versprechen ab, sein Porträt zu machen. Es war aber keine Freude, diesen schönen derben Charakterkopf zu modellieren; denn allen Frauen, welche bildhauerten, allen Dilettanten saß Liszt, so oft er nach Rom kam, und all die Machwerke waren wirklich schauderhaft anzusehen. Diese Massenproduktion von Lisztköpfen nahm mir allen Reiz, ihn auch zu modellieren. Liszt als allgemeines Modell.

Ein Bildhauer Sachs, ein Pole, hatte es so weit gebracht, daß Liszt eine Gesichtsmaske von sich abnehmen ließ, wobei er beinahe erstickt wäre. Der Gipsgießer überzog das Gesicht mit schwerem Gips, der natürlich die Wangen eindrückte. Das Atmen durch die offengelassenen Nasenlöcher ging nur schwer. Liszt erzählte mir, er habe Erstickungsangst ausgestanden. Der Abguß aus der Form stellte auch das Gesicht eines Menschen dar, der aus Dantes Hölle entsprungen sein konnte. „Nie wieder lasse ich mich abgießen!" sagte Liszt.

Desto mehr zirkulierten seine Hände mit den langen, schönen Fingern im Abguß. Fast jede Dame hatte sie, mit Lorbeer umgeben, auf ihrem Tische liegen.

Das schönste Porträtrelief von Liszt ist gewiß das von Bildhauer Rietschel aus Dresden.

Liszt führte mich auch bei der geistreichen Fürstin Wittgenstein ein. Es war rührend, diese zwei engbefreundeten Menschen in S. Carlo al Corso am Altare gemeinschaftlich die heilige Kommunion nehmen zu sehen.

Eine Familienverbindung.

Anfangs Mai starb die Frau von Professor W. Henzen, der sich nun hilflos und verlassen fühlte. Am 16. Juni kam meine Schwester aus Deutschland zurück, und bald darauf bat mich Henzen, einzuwilligen, daß er meine Schwester als Pflegetochter annehme, was ich dem trefflichen Manne natürlich gern zugab.

Im kühlen Norden.

Ende Juli verließ ich Rom und entfloh dem heißen Süden. In St. Moritz traf ich meine Frau und meine Schwägerin; die andern waren wieder in Pontresina.

Am 3. Juli kam die Königin Olga von Württemberg an; sie war sichtlich erfreut, uns zu treffen. Unsre Olga ließ sie öfters zu sich kommen.

„Also du heißest wie ich?" sagte die Königin zur Kleinen.

„Nein! Ich heiß' Olga Kopf, du Olga Königin!"

Wir trafen die hohen Herrschaften öfters; ich wurde mehreremale zu Tisch gezogen.

In St. Moritz machten wir die Bekanntschaft der Familie Vom Rath aus Köln, C. Heyl aus Worms und Korn aus Breslau. Mit diesen freundlichen und heiteren Menschen waren wir viel zusammen. Eine solche ausgesuchte Gesellschaft, wie wir sie dort fanden, vermag allein das Badeleben schön und angenehm zu machen.

Vom Rath, Heyl und Graf Seinsheim gaben ein Abschiedsessen, bei dem es gar lustig zuging. Was aber für mich am interessantesten war: es wurde dabei ausgemacht, daß ich die schöne junge Frau Heyl, die wie eine Lerche ihre Lieder in den Bergen von St. Moritz sang, in Berchtesgaden modellieren sollte, wohin sie sogleich abreisten. Dort hatte Herr Julius Schön sich eine reizende Villa erbaut, dort sollte ich meine Kunst erproben.

Zur gleichen Zeit war auch Prinzessin Wilhelm von Baden, eine Tochter der Großfürstin Marie und dieser sehr ähnlich, in St. Moritz. Oefters begegnete ich ihr im Walde. Sie schwärmte auch für Italien und für Rom, kannte aber die Uebelstände der heiligen Stadt sehr wohl.

Bei der Königin Olga traf ich den Prinzen und die Prinzessin bei Tisch.

„Addio! auf Wiedersehen diesen Winter in Rom!" sagte mir die Königin zum Abschied. Sie hat Wort gehalten.

Am 1. August verließen wir das frische St. Moritz und fuhren nach Berchtesgaden, das uns wie ein Paradies mit offenen Armen empfing.

Wir fanden eine gemütliche Wohnung, in der wir uns bald einlebten. Heyls waren schon da — mein Modell also vorhanden. Aber der Thon und der Modellierstuhl mußten erst herbeigeschafft werden. Bildhauer Zumbusch, den ich von Rom her kannte (er hatte in meinem Atelier Studien für sein König Max-Denkmal gemacht), schickte mir beides von München aus.

Angenehme Arbeit in der Sommerfrische.

Eine genußreiche, lustige Fahrt an den Königssee leitete unsre Arbeit in Villa Schön ein. „Am 6. August fing ich die Büste der Frau Heyl an. Sie sitzt sehr gut, oft zweimal am Tage; es ist aber nicht leicht, das auszusprechen, was in diesem ruhigen, schönen Gesichte mit den himmelklaren Augen sich ausspricht. Die stattliche Figur, die zwischen Fülle und Schlankheit die Mitte hält, muß ich auch bei der Büste herausfühlen lassen. Und dann, wie soll ich die Büste abschneiden? Das ist immer eine schwierige Frage. Am 16. August war die Büste vollendet und die Zufriedenheit des Herrn Heyl erreicht. Auch das Relief desselben modellierte ich noch; ich denke mir, wenn er älter geworden, werden sich seine Züge mehr markieren." (Der Herr Heyl von damals ist heute Freiherr Heyl von Heylsheim und ein bekannter Reichstags-

abgeordneter.) Frau Stein aus Köln kam auch noch an und verschönerte mit ihren zwei Töchtern die ohnehin schon glänzende Gesellschaft.

In München, wohin wir am 18. August abgereist waren, blieben wir bis zum 27. August. Mein erster Gang galt der Ausstellung im Glaspalaste.

In der Kunstausstellung (1869) in München.

„Ueber meine eignen ausgestellten Werke: kleine Kinderbüste meiner Tochter, Büste der Frau Willich, Relief des Grafen Pocci und das meiner Frau bin ich unglücklich; sie befriedigen mich in dieser Herdenausstellung gar nicht mehr. Das Bild ‚Der Frühling' von Böcklin will mir dünn und leer erscheinen, — Graf Schack hat es nicht angenommen. Romako kommt mir lächerlich vor, Henneberg trotz dem großartigen Gedanken hart und unmalerisch, Feuerbach langweilig. Lenbach gefiel mir noch am besten; besser als alle übrigen die Franzosen Gautier, Col und andre — Begas mit seiner Venusgruppe ist der erste. Drakes, Rauch sind gut. Schrecklich die Italiener in der Bildhauerei!" Das mein Urteil vom Besuche der großen Ausstellung.

Das vom Grafen Schack damals zurückgewiesene Bild „Der Frühling" von Böcklin habe ich später von diesem selbst erworben; nachdem er den Himmel heller übermalt hatte, war es viel wirkungsvoller geworden. Es ist eine klassische Arbeit aus Böcklins bester Zeit. Es befindet sich jetzt in der modernen Galerie in Dresden. Nur absoluter Raummangel hat mich bestimmt, es herzugeben.

Nach einigen Besuchen bei Künstlern und Freunden beschlossen wir in ein Seebad zu gehen, und zwar nach Heyst.

Am Abend zuvor — wir waren schon zu Bett gegangen — hörten wir plötzlich vor unsrer Thür im Hotel Leinfelder singen:

„Tutti quanti dormano — ma io non dormo mai!" ein italienisches Volkslied!

Wir horchten. Wer konnte uns in der fremden Stadt dies Ständchen wohl bringen?

Doch bald erkannte ich die Stimmen: es waren die lieben Erhardts, die, am Abend angekommen, uns diesen nächtlichen Gruß boten.

Unser Weg nach Heyst führte uns über Mainz. Den Rhein hinab fuhren wir auf dem Schiffe bei hochstehender voller Sonne. Kein Wunder, daß der herrliche Strom mir gar keinen Eindruck machte: schattenlose, langweilige Ufer, alles klein, in Miniatur! Ich konnte nicht begreifen, daß dies der vielgerühmte Rhein sei, den ich früher selbst so bewundert hatte. Wie trägt man seine eigne Stimmung so gern in seine eigne Umgebung hinein! Eine Rheinfahrt.

In der Nacht, an der Grenze, war Gepäckdurchsicht. Ich mußte meinen Wagen verlassen.

„Wo fahren Sie hin?"

„Ins Seebad — wie heißt es doch?" Der Name fiel mir absolut nicht ein. „Ich habe den Namen ganz vergessen."

„Wie? Sie werden doch wissen, wo Sie hinfahren wollen?"

„Warten Sie!"

Ich eilte zum Zuge und weckte meine Frau.

„Du, wo fahren wir hin?"

„Heyst."

Ich ging zu meinem Manne und erzählte ihm, daß wir nach Heyst fahren wollten.

„Heyst, 29. September 1869. Ein rasender Sturm wirft alles durcheinander und über den Haufen. — Alles schrie und lärmte; aber man verstand sich nicht — so heulte der Wind. Die Brücken am Meere flogen durch die Luft in die See. Wir in unserm Hotel befinden uns in Schmutz zwischen fetten Speisen an die Wände angeklebt, ertragen aber dies neue Leben mit gutem Humor, da meiner Frau die Bäder sichtlich gut thun. Auch ich wagte mich ins Wasser, kam aber immer blau angelaufen aus demselben heraus, was wohl nicht sehr gesund sein kann." Im Seebad Heyst.

Am 4. September machte ich einen Ausflug nach Ostende, von da nach dem nahen Brügge, wo mich die Van Dyck im Dom entzückten. Ein Reliquienschrein im Hospital S. Johann von Mummeling interessierte mich besonders.

Abends war ich wieder in Heyst, wo sogleich gepackt wurde, um nach Blankenberge zu übersiedeln. Dort trafen wir Otto Donner, der von hohem Balkon aus mit bewaffnetem Auge die Badenden im nahen Meere beschaute — ein Sport, dem ich bald auch huldigte. Das Durcheinander der Männlein und Weiblein fand ich recht amüsant.

Einen Maler aus Lüttich lernte ich in Heyst kennen: er lebt als halber Wilder in den Dünen, wo er sich eine Hütte gebaut hat, mit Frau und zwei Kindern, und braucht täglich nicht mehr als fünf Franken; er munterte mich und Anna zur Nachfolge auf — die Welt sei nicht wert, daß man sich um sie bekümmere. Diese böse Welt kümmerte sich auch nicht um ihn und kaufte ihm seine Bilder nicht ab.

Die Dünen hatten für mich große Anziehungskraft. Zwischen den öden grauen Hügeln kann man sich mit etwas Phantasie wohl in die Wüste versetzt fühlen. Dort war unser liebster Spaziergang.

Am 17. Oktober fuhren wir ab nach Antwerpen; ich war froh, die Freuden des Seebades überstanden zu haben. Wir machten uns sofort daran, die Stadt und ihre Kunstschätze zu besichtigen. Hier herrscht Rubens, der gewaltige, geniale Rubens. Es war für uns beide ein Hochgenuß, das alles zu sehen.

Auf langweiliger Eisenbahnfahrt — nur Lüttich liegt schön im Thale — kamen wir nach Köln, wo wir bei Vom Rath eine großartige Gastfreundschaft genossen. Hier lernte ich den berühmten Musiker Joachim kennen, der oft bei Rath spielte. Auf einem Ausfluge kam ich nach Barmen, wo ich bei Herrn Schüchard meine Figuren aufgestellt sah.

Ueber Würzburg fuhren wir dann direkt nach Jenbach,

wo wir die Unsrigen trafen, die, von St. Moritz kommend, sich dort für längere Zeit niederließen.

Am 4. November, dem Geburtstage meiner Frau, kamen Freunde aus Innsbruck: der tüchtige Künstler Plattner, den ich zwölf Jahre nicht gesehen und der unterdessen schöne und geistvolle Fresken im Kirchhofe von Innsbruck gemalt hatte; dann der Landschafter Wörnle mit seinem Bruder, einem Historienmaler. Das Erzählen aus unsern gemeinsamen Erlebnissen in Rom wollte kein Ende nehmen. Den vortrefflichen Plattner sollte ich nicht wiedersehen; er starb bald darauf in Innsbruck. In Tirol.

„Der eintönige Achensee wurde besucht. Graf Enzenberg zeigte uns sein altes Schloß, das mit seinen großen Räumen den Eindruck der Verlassenheit macht: eine alte Herrlichkeit, in der man nicht wohnen möchte. Der alte Herr in seiner ehrwürdigen Adligkeit paßt noch am besten in den alten Kasten."

Am 9. Oktober reisten wir ab nach Rom. Nach dreitägiger Reise waren wir wieder in Rom.

Tags darauf begann ich im Atelier zu arbeiten, als ob ich nie fort gewesen wäre. Damals bin ich noch am Tage meiner Ankunft nach vierzigstündiger Eisenbahnfahrt im Atelier sofort an die Arbeit gegangen! Heute ginge das wohl nicht mehr. Wieder in Rom.

Bald fing ich einen Knaben mit einem Fuchs auf dem Rücken zu modellieren an. Auch dem schon lange in mir getragenen Gedanken einer lebensgroßen Pietà versuchte ich in einer Skizze Ausdruck zu geben.

General Hardegg mit Familie kam nach Rom und war oft in unserm Hause. Eine Tochter von ihm, Elisabeth, wurde bald darauf die Gemahlin unsers Konsuls Adolf von Nast-Kolb.

Am 4. November kam unsre Königin Olga mit der Großfürstin Vera in Rom an. In ihrer Begleitung war auch der Kunstkritiker Lübke, was mich freute. Königin Olga in Rom.

„14. November 1869. Heute mit der Königin und der Großfürstin im Vatikan gewesen. Lübke erklärte das Historische der Natur, ich versuchte, den künstlerischen Wert derselben der Königin klar zu machen. Auch die Großfürstin Vera folgte mit großem Interesse unsern Erklärungen. Es ist leicht, über das zu sprechen, was man weiß und versteht — schwer, sein Nichtwissen zu verbergen. Gewöhnlich bedienen sich Nichtwisser der Phrasen und Schlagwörter. — Lübke hat ganz das Ohr der Königin, und er spricht ihr gegenüber stets seine Ueberzeugung ungeschminkt aus, den Hofleuten zum Aerger, die den ‚Schmeichler', wie sie ihn nennen, nicht leiden mögen."

Die Peterskirche übernahm ich den Herrschaften zu zeigen.

Die Königin schwärmte für Pollajuolo, gewiß ein Zeichen ihres Kunstverständnisses. Dann besuchten wir die Villa Ludovisi und zuletzt auch mein Atelier. „Kopf," sagte mir die Königin, „Ihre Skizze für eine Pietà gefällt mir sehr gut; die Gruppe Joseph und Potiphars Weib ist schön, aber den Gegenstand liebe ich nicht." — Ich schrieb der Königin alle Ateliers, besonders der deutschen Künstler auf; auch für meine württembergischen Landsleute konnte ich manches thun, was mir große Freude machte. Die Königin war heute in meinem Atelier und verlangte meine Frau zu sprechen. Anna war unbefangen wie immer. — Nach des Tages Mühe und Arbeit kam Lübke fast jeden Abend zu uns; er schwärmte für Heine, citierte immer aus Atta Troll; schenkte mir Heines Werke mit der Widmung:

Innen und außen ungebunden —
Anders habe ich's nicht gefunden.
Mögen sie in trauten Stunden
Ihm und Ihr vortrefflich munden!

Lübke ist übrigens ein kleiner Schwerenöter und großer Kurmacher. Ob ihn das Studium des Schönen dazu bringt?"

Zur nämlichen Zeit war eine andre Fürstin in Rom. Man sah die hohe Frau nur im geschlossenen Wagen, zu dessen Fenster ein mächtiger Bernhardinerhund herausschaute, spazierenfahren und auch so die Campagna bewundern. Der vornehme Römer, der der Fürstin als Führer durch den Vatikan gedient hatte, erzählte, daß, nachdem er sich alle Mühe gegeben, die bedeutendsten Meisterwerke zu zeigen und zu erklären, die hohe Frau beim Verlassen des Vatikans gefragt hätte: „Also das waren alles Arbeiten der Unterthanen Seiner Heiligkeit?“ 1870. Eine kunstunverständige Fürstin.

„In Aegypten haben sie den Suezkanal eröffnet. Doktor von Steinbeis aus Stuttgart erzählt sehr lebendig von jenen Festlichkeiten. Könnte ich jenes Wunderland doch auch einmal sehen!“

„Begas kommt viel zu mir; seine Frau, die lustige Grete, hat sich mit Anna angefreundet. Sie ist eine originelle, bewegliche, orientalische Schönheit, ganz reizend und immer amüsant. Heute begegnete ich ihr auf der Piazza di Spagna. Begas und seine reizende Frau.

„‚Was haben Sie da in Ihrer Düte?‘

„‚Den Mund auf!‘ lachte Frau Begas und steckte mir ein ‚Gutsel‘ in den Mund.

„Man sieht es manchem Begasschen Kunstwerke wohl an, daß er eine so schöne Frau hat. Er modelliert gerade an einer Susanna, die mir nicht so gefällt, wie viele andre seiner Werke. Sein Merkur wird aber allgemein von uns bewundert. Der architektonische Aufbau bei seinen Monumenten befriedigt nicht ganz — er hat dafür weniger Sinn.“

„Ganz Rom spricht vom Konzil. Die Straßen sind buchstäblich schwarz von Geistlichen. Der Papst soll empört sein über die Opposition und einzelnen Gliedern derselben große Vorwürfe machen. Die Jesuiten beherrschen ihn ganz — so sagt man. Hefele, der wahrhaft fromme Bischof von Rottenburg, war bei mir. Ich erwiderte seinen Besuch im Bischof Hefeles Aeußerung über das Konzil.

Quirinal, wo er im Quartier der Schweizer wohnt. Er klagte mir mit Thränen in den Augen sein Leid:

„‚Das Konzil läßt mich nicht mehr schlafen. Wir stehen vor einem Schisma. Wollte Gott, daß alles sich noch zum Besten wende! Die Feinde der Kirche befinden sich in der Kirche selber. Der Papst ist hart gegen uns!‘

„In den Räumen der Titusthermen haben die Klerikalen eine christliche Kunstausstellung veranstaltet, die ich auch besucht habe. Es ist nicht zu sagen, wie ärmlich, talentlos und geradezu erbärmlich diese Altäre, die blutlosen Heiligen sind. Liebhaber finden sich dafür keine — alle diese Bischöfe kaufen nichts."

„Advokat Dohrn, der Vater des Mitbegründers der biologischen Anstalt in Neapel, ist viel bei uns. Er musiziert mit Frau Seeburg aus Leipzig an unserm Klavier, Billroth und Brahms kommen auch dazu, und so habe ich unmusikalischer Mensch die schönste Musik am Abend, bei einer Tasse Thee. Was ist doch dieser Billroth für ein ganzer Kerl; wo man bei ihm antupft, fühlt man den ganzen Mann — möchte gerne seine Büste modellieren."

Billroth - Brahms.

„Frankreich hat an Preußen den Krieg erklärt. Also wieder Krieg! Etwas Furchtbares wird daraus entstehen — ich zittere!"

Im Atelier hatte ich die Pietà lebensgroß fast vollendet. Mein Bildhauer Rosa half mir dieselbe aufbauen.

Ein revolutionärer Bildhauer.

Dieser Garibaldiner Rosa, der Schöpfer des Vittorio Emanuele-Denkmals in Mailand, war zwei Jahre lang mein Hilfsbildhauer — der talentvollste unter den lebenden Künstlern jener Zeit. In meinem Atelier entwarf er die viel zu klein ausgefallene Gruppe der beiden Brüder Cairoli, die auf dem Pincio in Rom aufgestellt ist.

Rosa wurde als Waise von Geistlichen erzogen. Er haßte aber diese Preti und war überhaupt ein revolutionärer Kopf. „Ich kann keinen Signore sehen!" sagte er oft.

Eines Tages kam ein deutscher Herr, um mich im Atelier zu besuchen. Auf sein Klopfen öffnete Rosa die Thüre, schlug sie aber, ohne auch nur zu hören, was der Fremde wollte, diesem vor der Nase zu. Als ich ihn ob dieser Ungezogenheit zur Rede stellte, sagte er einfach: „Io non posso vedere i Signori!“ — Das Viktor Emanuel-Denkmal machte er aber doch! Freilich sieht il re galantuomo darauf recht wüst aus. Es ist aber doch das interessanteste Denkmal des neuen Italiens. Rosa starb leider viel zu früh — er hätte gewiß noch viel Schönes geschaffen!

„18. Juli 1870. Heute endlich nach sieben Monaten haben sie die Unfehlbarkeit des Papstes zu stande gebracht. Sie sind aber auch in aller Eile davongegangen.“

Im Kriegssommer 1870 in Rocca di Papa.

Die Hitze war in Rom wieder groß geworden; wir flohen nach Rocca di Papa, wo wir uns bei Overbeck-Hoffmann einquartierten. In dem Felsenneste droben hatten wir bloß 19 Grad Celsius im Schatten.

Der Krieg gegen Frankreich nahm unser ganzes Denken und Fühlen in Anspruch.

„Die Schlacht bei Weißenburg! Gott sei Dank! Wie ein Alp ist es von unsern Herzen gefallen.“

„Am 17. September, während ich dieses schreibe, haben wir immer die Ferngläser in der Hand und schauen nach Rom hinunter, das wir deutlich liegen sehen. 40000 Mann Italiener sollen auf dem Monte Mario liegen. Deutsche Siege bringen die Italiener nach Rom!“

„Sedan unser! Wie herrlich, welch große Zeit, welches Glück, in ihr leben zu dürfen!“

„14., 16., 18. August, grauenvolle Tage! Aber noch grauenvoller wäre es gewesen, wenn die Franzosen nach Deutschland gekommen wären. — Die Zeitungen bleiben aus, wir sind ohne Nachrichten. Was mag in diesen Tagen alles noch geschehen sein! Wir verzehren uns in Aufregung.“

Frau Nast brachte dann von Rom Neuigkeiten: Der

Papst und die Päpstlichen wären in voller Verzweiflung. Und dies nach dem Triumphe der Unfehlbarkeitserklärung!

Schon seit ein paar Tagen sahen wir von Albano her lange Heeressäulen durch die Campagna gegen Rom ziehen. Wir konnten mit unsern Gläsern von unsrer Höhe herab ganz deutlich Fußvolk, Reiterei und Artillerie unterscheiden. Es muß losgehen! sagten wir uns. Sie werden Rom belagern, Rom nehmen! Das stand bei uns fest. Aber wann? und wie? — Es dauerte Tage — alles war still und unheimlich wie vor Gewittersturm.

„20. September 1870. Endlich diesen Morgen sechs Uhr — ich lag noch im Bette — hörte man den dumpfen Donner der Kanonen von Rom her ertönen. Ich sprang auf, und richtig! Im Morgengrauen sah man die Blitze der feuernden Geschütze. Rauch sah man noch nicht; es war aber gewiß: die Stadt wurde angegriffen von mehreren Seiten. ‚Du wirst sehen,' sagte ich zu meiner Frau, ‚ein großes Blutbad giebt es nicht; die Päpstlichen halten nicht stand.' Wir verließen keinen Augenblick das Fenster. Es kommt eine neue Zeit herauf, eine bessere Zeit auch für uns Vielgequälte!

Der 20. September 1870.

„Das Donnern der Kanonen ging ununterbrochen fort bis neun Uhr vormittags, drei Stunden lang. Dann war es auf einmal still. Was ist jetzt geschehen? fragten wir uns. Es ist vorbei wie bei einem Sterbenden, der aufhört zu atmen."

Es war wirklich vorbei. Rom, das mittelalterliche, das tausendjährige päpstliche Rom war gestorben. Eine Thräne haben wir ihm nicht nachgeweint. Man hatte schon lang das Ende kommen sehen. Das Konzil, das eben erst geendet, hatte das Völkerschicksal nicht abwenden können.

Dr. Heyl, der päpstlicher Militärarzt in Rom war, befand sich in der Nähe der Porta Pia, die bekanntlich von den Italienern in Bresche geschossen und gestürmt wurde. Frau Heyl, die bei uns in Rocca di Papa war und während der

Beschießung neben uns stand, jammerte und weinte. Und wirklich brachten Pastor Jepp und Johannes Steinhäuser abends aus Rom die Nachricht, daß Dr. Heyl durch einen Granatsplitter am Arme verwundet worden war. Seine Frau eilte natürlich sofort nach Rom. Das war die einzige Verwundung, die die Soldaten des Papstes davongetragen haben!

Das Wetter hatte abgekühlt, und wir entschlossen uns auch, nach Rom zurückzukehren. Aber kein Vetturino hatte den Mut, uns zu fahren. Die Eisenbahn von Frascati aus brachte uns denn doch am 23. September nach der Stadt.

Wie sah es in Rom aus! Wüst. Es war voll von italienischen Soldaten, deren Anwesenheit wir priesen; denn all das rohe, rachedürstige Gesindel, das von der päpstlichen Regierung seit Jahren statt in die Zuchthäuser über die Grenze geschickt worden war, kam nun in Massen zurück. Man mußte stündlich eines Ueberfalles und der Plünderung im eignen Hause gewärtig sein. Diese wüsten Banden wurden aber von den italienischen Soldaten doch im Zaume gehalten.

Die Geistlichen hielten sich verborgen; nur einen solchen armen Menschen warfen sie über die Engelsbrücke in die Tiber.

Die Soldaten des Papstes wurden entlassen; nur eine kleine Abteilung blieb im Vatikan, der gut bewacht und beschützt wurde.

„Am 26. Oktober erschien der nächtliche Himmel nach Norden zu wie in Feuer und Flammen. Es war ein Nordlicht, ein unbeschreiblich schönes Schauspiel mit nie gesehenem Farbenspiel. Uns erschien aber auch ein Licht in Form zweier wunderschöner Augen: meine zweite Tochter Martha wurde uns geboren — am Vorabende der Kapitulation von Metz. Denkwürdige Tage für uns zwei glückliche Menschen!"

1871. Der König von Preußen ist Kaiser von Deutschland geworden! Wir haben einen Kaiser — wir sind ein einiges Volk! Unsre Sehnsucht ist gestillt! Alles, was die Besten unsers Volkes poetisch in ihrem Sehnen ausgesprochen, was wir in Liedern besungen, — es ist erreicht. Wie eine Wundermär hört es sich an: Wir haben einen Kaiser!

Wassersnot im neuen Rom.

In den letzten Tagen des für Rom so schicksalschweren Jahres 1870 war über die Stadt eine große Ueberschwemmung hereingebrochen, die größte und unheilvollste seit dem Jahre 1630, bei welch letzterer das Wasser auf dem spanischen Platze fußhoch stand, und zu deren Gedenken der unschöne Brunnen, la Barcaccia, errichtet wurde.

„Mein Atelier stand 6 Fuß hoch unter Wasser. Am Morgen, als ich dahin kam, mußten wir schon durch das Fenster hineinsteigen. Mit Hilfe von Soldaten versuchten wir, die Marmorfiguren fortzubringen. Der Fußboden hob sich, wie auf einem Floße schwamm alles im Wasser — bis unter die Arme standen wir in demselben.

Meine Aufregung war grenzenlos. Keine Rettung schien mir möglich für die vielen Gegenstände in Gips und Marmor, ich überließ schließlich alles seinem Schicksal.

Zwei Tage lang stand das Wasser in einigen Stadtteilen 15 Fuß hoch; in der Via Condotti kam es bis zum Café Greco herauf. In Barken mußte man den blockierten Familien Speise und Trank zuführen. Das Militär arbeitete mit großer Aufopferung Tag und Nacht.

Endlich ging das Wasser zurück, aber welches Elend ließ es zurück! In den Kaufläden waren alle Waren verdorben, fußhoher Tiberschlamm bedeckte alles. Die Keller, vollständig durchtränkt, waren monatelang nicht zu benutzen. Viele Häuser bekamen Sprünge und drohten einzustürzen. Die armen Leute, die zu ebener Erde wohnten, verloren alles. Das Elend war grenzenlos.

Drei Ursachen müssen zusammentreffen, um eine solche Wassermasse nach Rom zu bringen: viel Schnee in den Apenninen, darauf anhaltender warmer Regen, der den Schnee rasch schmilzt, und heftiger Sirokko, der das Wasser der Tiber staut und zurückdrängt. Und diese drei Ursachen waren in den letzten Tagen des Jahres 1870 zu gleicher Zeit und in höchstem Maße vorhanden.

Nach dieser Katastrophe beschloß das Parlament, die Tiber zu regulieren, deren lange öde Ufermauern wir heute so häßlich finden.

Um die Mitte des Monats Januar raffte ich mich wieder auf und fing in meinem noch ganz feuchten Atelier an, eine Gruppe badender Knaben zu modellieren. Auch die Büste des Malers Welsch modellierte ich, der mir als Gegenleistung ein Bild malte.

„Der Krieg und die Politik beschäftigen uns alle noch sehr. Der vorläufige Friede vom 2. März 1871 läßt uns aufatmen. Herrlich über alle Maßen ist unser Kaiser, herrlich Bismarck und Moltke, herrlich alle, die ihr Blut und Leben für die große Sache geopfert haben. Großes haben wir Deutsche auf den Schlachtfeldern geleistet, möchten wir noch Größeres vollbringen im Vaterlande!“

Ein schöner Auftrag des Herzogs Adolf von Nassau.

Maler Welsch hatte den Herzog Adolf von Nassau auf mich aufmerksam gemacht. Derselbe ersuchte mich, die Statue seines sechsjährigen Töchterleins Hilda (der jetzigen Prinzessin Heinrich von Preußen) lebensgroß in Marmor auszuführen; das Ganze mußte porträtartig, also ähnlich auch in Bezug auf die einzelnen Formen und auf die Haltung im allgemeinen ausgeführt werden. Diesen schönen Auftrag nahm ich natürlich ebenso gerne an, wie den, das Relief der Frau Herzogin, und auch die Büste der Frau Gräfin Castell, das Relief des Prinzen Franz und das des Dr. Köhler zu modellieren.

Diese Nassauer brachten neues Leben in mein Atelier und verwischten teilweise die Erinnerungen an die traurige

Zeit, die eben erst (am 10. März 1871) mit dem mir günstigen Abschlusse des Prozesses Schäffer ihr Ende erreicht hatte.

Herzog Adolf kam oft in mein Atelier und beehrte mich häufig mit Einladungen zu Tisch und zu einer Tasse Thee am Abend. Er war einer der gemütlichsten Fürsten, die ich kennen gelernt, ein würdiger, feiner und wohlwollender Herr.

Die Porträtfigur der Prinzessin Hilda machte große Fortschritte, da die kleine Prinzessin sehr gut und willig Modell stand.

Ueber ihr eignes Relief sagte mir die Frau Herzogin viel Schönes, ebenso über meine andern Arbeiten.

Am 17. Juni 1871 übergab ich mein Atelier dem tüchtigen, talentvollen Bildhauer Beer, einem jungen Oesterreicher, der sich in Paris einen guten Namen gemacht hatte.

Wieder einmal nach Deutschland.

Wir gingen wieder einmal nach Deutschland.

Bald waren wir in Leipzig bei meiner Schwiegermutter wieder in vier Generationen beisammen; unser jüngstes Töchterchen Martha hatten wir auch mitgenommen. Die kunstschwärmende strenge Urgroßmutter war geistig noch ganz rüstig.

Dürer-Feier in Meißen.

Am 25. Juni wurde in Meißen eine Dürer-Feier veranstaltet, wozu ich auch eine Einladung erhalten hatte. Es kam da eine ganz muntere Künstlergesellschaft zusammen.

Der große Saal im schönen alten Schloß war gut geziert. Draußen heulte bei garstigem Regenwetter der Sturm; ich fror sehr und mußte dabei eine langweilige Rede über Dürer anhören und dabei erfahren, daß Meißen Großes geleistet hätte, wir Gegenwärtige aber doch auch nicht zu verachten wären. Darauf großes Essen, nachher Theater und endlich Tanz.

General Steinmetz und eine junge Frau.

In Dresden traf ich mit dem alten General Steinmetz und dessen junger, hübscher Frau zusammen. Sie waren neu

vermählt. Steinmetz stellte in Aussicht, nach Rom zu kommen; das eheliche Glück scheint ihn aber zu früh ins Grab gezogen zu haben.

„In Dresden besuchte ich neben den Kunstschätzen das Atelier des Bildhauers Schilling, den ich von Rom her kannte, wo er seinen Achilles modelliert hat. Schilling ist ein tüchtiger Künstler, leider manchmal zu oberflächlich.“

„Bei Professor Händel sah ich die zwei Pegasus, für die Oper in Wien bestimmt, langweilige, talentlose Arbeiten. Der Bacchantinnenzug ist wohl das Beste, was der, wenn das Wort erlaubt ist, ‚doktrinäre‘ Künstler gemacht hat.“

„Onkel Thöl aus London hatte sich in Berka, nahe bei Weimar, eine Miniaturvilla aus Holz gebaut, die aber unglaublich viel Menschen aufnehmen konnte. Meine Schwiegereltern mit meiner Frau und meinen Kindern zogen in diesem Sommer auch in das feuchte, dunstige, schlafenmachende Bad Berka. Wir wohnten bei Rätin Rosenthal, die alles so gründlich für uns besorgte, daß das eigne Denken fast überflüssig wurde.“ Im Bade Berka.

„In Weimar besuchte ich Preller den Alten und wurde auch von seiner zweiten Frau und deren anmutig schöner Tochter liebevoll aufgenommen. Preller zeigte mir selbst seine Fresken im neuentstandenen Museum, die eine vorzügliche, einheitliche künstlerische Wirkung hervorbringen; wenn sie auch koloristisch-malerisch nicht so sehr imponieren, so thun sie das vollkommen durch ihre Harmonie, und man möchte sie durchaus nicht anders gemalt haben. Diese Bilder haben etwas Vornehmes, einen dem antiken Geiste entsprechenden Gehalt, es sind Kunstwerke und erfreuen so Auge und Herz zugleich.“ Bei Maler Preller dem Alten in Weimar.

Preller hatte hervorragenden plastischen Sinn. In Rom war ich oft zugegen, wenn er am Abend, während des Gespräches, frei die schwierigsten Stellungen menschlicher Körper auf das Papier skizzierte.

Wir verabredeten, daß ich seine Büste modellieren sollte,

wofür er für mich ein Bild malte. Schon nach etwa zehn Tagen war die Büste vollendet; ich modellierte sie in seinem Atelier in seinem reizenden neuen Hause.

Es war eine unterhaltende Zeit; denn Preller besaß Geist und Humor. Durch ihn lernte ich alle Professoren der Akademie kennen; so den Grafen Kalkreuth, in dessen Hause ich die Hochzeit seiner Tochter mit dem Grafen York mitfeiern durfte.

Bei Liszt in Weimar.

Liszt war auch gerade in Weimar, wo er ein ihm vom Großherzog übergebenes Haus besaß. Er hatte immer Gäste, von denen sich viele seine Schüler, noch mehr seine Schülerinnen nannten; er war der strahlende Mittelpunkt des nicht aufregenden weimarischen Lebens. Er suchte mich oft bei der Arbeit an Prellers Büste auf und lud mich auch zu sich ins Haus, wo ich oft vorsprach und stets das übliche und für mich „üble" Gläschen Cognac schluckte, trotzdem ich wußte, daß es mir nicht bekam — man will doch auch manchmal ein ganzer Mann sein!

„Graf Carolath zeigte mir seine Hochgebirgslandschaften, deren Spitzen von der Sonne beleuchtet sind, die nie untergehen will. Schade! — Der liebenswürdige Dr. Ruland zeigte mir sein Museum. Die Erinnerungen an Schiller haben etwas Rührendes und menschlich Näherstehendes — Goethe, hochtrabender und gewaltiger, schaut vom hohen Olymp herab auf uns hernieder." So schrieb ich damals.

Nach Berka zurückgekehrt, modellierte ich für die herzensgute Tante Agnes und ihre Holzschachtel (so nannten wir scherzweise die Villa) eine heilige Magdalena, wozu ihre Tochter Rosa Modell stand; ebenso den Ritter mit Furcht und Tadel, den edeln Toggenburg, alles aus Zieglerlehm, der dann gebrannt wurde. Diese beiden Arbeiten sind wohl schon den Weg aller Scherben gegangen.

Herr v. Eichel, ein Kunstmäcen, in Eisenach.

Preller nahm mich nach Eisenach mit in das Haus des Herrn v. Eichel, in dem er schöne Fresken malte. Herr

v. Eichel war ein Mann, der nicht nur für die Kunst schwärmte, sondern ihr auch praktisch zugethan war: er beschäftigte viele Künstler.

„Nachdem ich mit Herrn v. Eichel das herrliche ‚Wachtstein Nula' besucht, gingen wir nach der Wartburg. Ehrfurchtsvoll betrat ich dieses denkwürdige Schloß. Wie groß und weit die Aussicht über das Land, und wie weit hier auch der geistige Horizont! Nur Deutschland hat eine Wartburg und einen Luther."

Der kunstsinnige Fürst, der Beschützer von Kunst und Wissenschaft, Großherzog Karl Alexander von Weimar hatte vernommen, daß ich in Eisenach sei und lud mich (ohne mein Zuthun) zu sich nach seinem Sommersitze Wilhelmsthal.

Als Gast bei Großherzog Karl Alexander von Weimar in Wilhelmsthal.

Am 26. Juli fuhr ich durch das lieblich schöne Annathal nach Wilhelmsthal ab. Es war ein frischer, sonniger Sommermorgen — ich hätte am liebsten mit den Vögeln um die Wette gesungen, so wonniglich und wohl war es mir in dem mir vom gütigen Fürsten zur Verfügung gestellten Wagen zu Mute. In Wilhelmsthal wurde ich vom Grafen Wedel und von Fräulein v. Watzdorf freundlich empfangen. Ein schönes Zimmer in einer alleinstehenden Villa wurde mir angewiesen, ein Diener mir zur Verfügung gestellt.

„Wilhelmsthal liegt auf einer Hochebene, weit umgeben von Tannenwäldern, umzogen von fruchtbaren Feldern und Wiesen. Das Hauptgebäude steht inmitten, umgeben von kleinen Villen und Wohnungen für Dienerschaft. Alle diese Baulichkeiten haben nur ein Stockwerk, die Haupträume befinden sich zu ebener Erde. Die Gäste sind in den kleinen Seitengebäuden untergebracht. Es lebt sich hier idyllisch schön!"

Abends vor Tisch empfingen mich der Großherzog und die Frau Großherzogin sehr gnädig. Die beiden Prinzessinnen Marie und Elisabeth kamen mir mit liebenswürdiger Offenheit entgegen. Der Erbprinz, den ich schon beim Grafen

Kalkreuth kennen gelernt, begrüßte mich wie einen alten Bekannten. .

Unter den Tischgästen waren mein Freund Liszt, von Monterodi, Graf Beust, Oberhofmeister von Wardenberg, der Adjutant Major Kiesewetter und andre Herren und Damen.

Der Großherzog ließ sich meine mitgebrachten Photographien zeigen, die er aufmerksam durchblätterte.

„Sie sind mir schon längst bekannt," sagte er zu mir, „ich sah Ihre Kamine in Stuttgart. Hätten Sie nicht Lust, hier oben meine drei Kinder zu modellieren? Sie ruhen sich dabei aus — die Luft wird Ihnen gut thun!"

Improvisiertes Modellieren.

Gerne ging ich auf den Vorschlag ein. Man ließ Thon von einem Töpfer in Eisenach kommen, auch Gips zum Formen. Beides war des andern Tages schon zur Stelle; aber — es fehlte ein Modellierstuhl und eine Platte, auf der ich die Reliefe modellieren konnte. Doch ich wußte mir zu helfen: aus der Küche holte ich mir eine große schwarze Tablette; auf einen Tisch wurde ein Stuhl gestellt und die Vorbereitungen waren getroffen. Prinzessin Elisabeth fand das Gestell famos und amüsierte sich sehr über diese ursprüngliche Einrichtung.

Zuerst kam der Erbprinz an die Reihe, dann Prinzessin Marie und zuletzt Prinzessin Elisabeth. Gewöhnlich standen sie alle um mich herum, was mir die Arbeit sehr erschwerte, besonders da die andern das Modell stets zum Lachen reizten.

Die Arbeit war in acht Tagen fertig; ich war glücklich, daß alle damit zufrieden waren. Besonders die Art, wie ich die Haare der Damen ordnete, gefiel, und sie beschlossen, sie fortan immer à la Kopf zu tragen.

Das Gießen der in Thon fertigen Porträte war ein Fest. Prinzessin Elisabeth machte mir den Handlanger; mit vorgebundener weißer Schürze half sie mir den Gips gießen. Landleute, die ungescheut nahe getreten waren und zusahen,

wunderten sich, und eine Bäuerin fragte, ob wir Kuchen backten, was ein Hallo hervorrief.

Nun entschloß sich auch die Großherzogin, mir zu sitzen, und zuletzt der Großherzog selbst. Das letztere Relief bot Schwierigkeiten. Der geschlossene Mund, die ganze Art, sich zu geben, war nicht leicht zu treffen. Der tüchtige, talentvolle Bildhauer Hildebrand in Florenz verstand es besser, in einer späteren Büste den Großherzog vorzüglich wiederzugeben.

Desto besser ist mir das Relief der Frau Großherzogin Sophie gelungen, das sogleich viermal in Marmor bestellt wurde. Die Stunden, die diese geistreiche Fürstin mir schenkte, waren oft mit vertraulichen Gesprächen ausgefüllt und immer interessant.

Am 30. Juli wurde im großen Saale getanzt. Es ging heiter und ungezwungen zu. Auch mich forderte Prinzessin Elisabeth zum Tanze auf. Ich hatte aber nicht den Mut zu walzen — ich kannte meine Schwäche. Leute, die auf dem Felde arbeiteten, kamen an die Fenster und schauten ohne Scheu dem munteren Treiben zu. Da ging der Erbgroßherzog hinaus, holte sich ein hübsches Bauernmädel herein und tanzte mit ihr einen flotten Walzer. Bal champêtre.

Dieses natürliche, menschliche Verkehren des Hofes mit dem Volke imponierte mir gewaltig.

Jeder Gast hatte einen Wagen zu seiner Verfügung, eine Anordnung, die den Aufenthalt sehr angenehm machte. Die beiden Prinzessinnen gingen oft stundenweit mit mir in den Wäldern spazieren.

Abends nach dem Mahle blieb man lange beisammen. Oft wurde ein allgemeines Gespräch eingeleitet, öfters aber fanden sich die Gäste in Gruppen mit den Familiengliedern zusammen. Die Großherzogin nahm mich manchmal zu sich in eine Ecke — ich mußte ihr von Rom erzählen. Sie selbst plauderte über Kunst und über Menschen äußerst interessant. Gemütliches Leben am großherzoglichen Hofe.

„Sie müssen uns bald in Weimar besuchen,“ sprach die

gnädige Fürstin mir zu; „dort kann ich Ihnen viel Schönes zeigen: viele interessante Bilder, darunter die Handzeichnungen zum Abendmahle von Lionardo da Vinci, Originale von seiner eignen Hand. Kommen Sie alle Jahre, wohnen Sie bei uns. Ueberhaupt, wenn Sie Rom einmal müde sind, denken Sie an Weimar, wo Sie stets willkommen sind."

Tief gerührt über diese Güte, dankte ich für dies gnädige Wohlwollen der hohen Frau.

Recht oft, fast allabendlich, setzte sich eine der Prinzessinnen an das Klavier, und auf eine Bitte der Großherzogin erhob sich Liszt und begleitete, bis die Prinzessin sich zurückzog. Dann hob Liszt mit seiner bezaubernden Kunst an, und wenn er gut aufgelegt war, konnte er stundenlang spielen und die Zuhörer in Begeisterung versetzen. An solchen intimen Abenden, in Mitte der großherzoglichen Familie, war er ein ganz andrer Mensch, einfach und natürlich — er hatte den Konzert-Liszt abgelegt. Für mich war er dann wirklich der große Künstler, den ich verstehen konnte.

„Kommen Sie, Kopf," sagte er gewöhnlich, wenn nach zehn Uhr abends die Herrschaften sich zurückgezogen hatten, „nun gehen wir zu mir."

Wir blieben dann noch ein Stündchen beisammen und tranken Cognac, „Lebenssaft", wie Liszt zu sagen pflegte. Natürlich war Rom oft das Thema unsers Gespräches; auch der „armen Janina" gedachte er manchmal.

Der Geburtstag des Erbprinzen wurde am 1. August auf der Wartburg gefeiert. Liszt und ich bekamen einen Wagen. Es war ein köstlicher warmer Sommertag — der Einzug in die Burg ist mir unvergeßlich.

Die alte Burg, besonders der Festsaal, war prächtig geschmückt. Ueberall sah man heitere Gesichter, übermütig heiter war Prinzessin Elisabeth. Ihre Schwester, die Prinzessin Marie, war ernster veranlagt, darin ihrer Mutter mehr ähnlich; Wahrhaftigkeit ging ihr über alles. Wie oft hat sie

mich gezankt, daß ich in meinen Porträten den Menschen schmeichle. Sie selbst übte die Malerei mit großer Gewissenhaftigkeit.

Es waren wieder neue Gäste anwesend, so Prinz Hermann von Sachsen-Meiningen, den ich hier zum ersten Male sah, und der bald mein Beschützer werden sollte; auch die Erzieherin der Prinzessinnen, Gräfin Kalkreuth, eine herzensgute Dame, die mir den Aufenthalt in Wilhelmsthal verschönern half.

Nach dem Festmahle wurde der Kaffee auf der Terrasse eingenommen.

„Die Gegend, das altehrwürdige Schloß mit der herrlichen Rundsicht hatten für mich einen neuen Zauber angenommen. Ich sah heute alles noch schöner und vergeistigter als das erste Mal."

„Ich bestieg den hohen Turm und verweilte oben, bis Prinzessin Elisabeth mich rief."

Die Frau Großherzogin zeigte mir noch selber die schönen Punkte in der Nähe, so Wachtstein, Drachenfels und andre. Dann kam das Scheiden von dem schönen Wilhelmsthal und von den so überaus gnädigen hohen Herrschaften. Ich nahm nie gerne Abschied — es mag sentimental genannt werden: es kommen mir dabei gar zu gerne Thränen in die Augen. Aber ganz besonders schwer ward mir der Abschied von dem unvergeßlichen Wilhelmsthal und seinen mir so menschlich lieb entgegengekommenen Bewohnern!

Am 12. August 1871 war ich wieder bei den Meinen im Bade Berka. Bald darauf reiste meine Frau mit den Ihrigen nach Heringsdorf ab; ich aber folgte einer Einladung der Familie Cornelius Heyl nach Worms, wo ich auf das beste aufgenommen wurde. Ich studierte den Wormser Dom und besah mir das Lutherdenkmal, das mir aber einen zerstreuenden, eigentlich langweiligen Eindruck machte, trotz seiner famosen Einzelheiten. Auf der Reise Worms.

Leider konnte ich in Worms bei der liebenswürdigen Familie Heyl nur wenige Tage bleiben, während welcher ich mit Heyls Seeheim an der Bergstraße besuchte und Pastor Frommel kennen lernte. Beim Abschiede bestellte Herr Heyl bei mir eine Gruppe Amor und Psyche.

Wieder in Stuttgart.

Am 25. August kam ich in Stuttgart an, das noch ganz leer war. Der Hof weilte noch in Friedrichshafen. Doch traf ich Lübke, Stockhausen, Löwi aus Karlsruhe, Schnaase, die ich alle Tage sah.

Stockhausen, der geniale Sänger, wohnte in Cannstatt. Dorthin lud er uns alle ein, um mit ihm und seiner Frau eine Fahrt den Neckar hinab zu machen.

Eine lustige Wasserfahrt.

Alsbald nach herrlichem Mahle bestiegen wir einen geräumigen Kahn, und die lustige Wasserfahrt begann. Stockhausen und Löwi sangen wie die Lerchen, von den übrigen begleitet. Die Gegend ist dort malerisch schön. Unter Erlen und Weiden verschwand der Kahn zuweilen — kam dann wieder im klaren, von grünen Wiesen bekränzten silberhellen Strome ins Freie.

Bei einem Dorfe wurde angelegt, gegessen, getrunken, gesungen, gejubelt und zuletzt mit einem Wagen vergnügt zurückgefahren.

„Die Künstler genießen doch oft Freuden dieser Welt, von denen andre Sterbliche keine Ahnung haben — auch ein Lohn!"

Schon am 2. September fuhr ich über Betzenweiler, wo ich meinen Vater und meine Geschwister wieder sah, nach Friedrichshafen und stellte mich bei Hofe vor. Freund Griesinger machte mich mit den Anwesenden bekannt und führte mich überall ein.

In Friedrichshafen bei Hof.

An der Königin Olga Geburtstag — 11. September — war ich auch in der Kirche und wünschte der gütigen Frau alles Gute.

Der Deutsche Kaiser Wilhelm I. kam von der Insel

Mainau herübergefahren, um die württembergischen Herrschaften zu begrüßen. Mit gespannter Erwartung stand ich auf dem Balkon des Schlosses, um zum erstenmal den vielgepriesenen Herrscher zu sehen.

Das Schiff Kaiser Wilhelm kam auf dem milchweiß erglänzenden stillen See angefahren. Der Kaiser stieg aus und kam am Arme der Königin gerade auf uns zugeschritten.

„Wie pochte da mein Herz! Aber die mundfaulen Schwaben rufen mir lange nicht genug Hurra! Vor Staunen hatten sie keine Zeit dazu! Der Kaiser sieht viel besser aus, als alle Bilder ihn zeigen, die ich von ihm gesehen."

Ich ahnte damals nicht, daß ich der einzige Bildhauer sein sollte, der diese edeln Züge noch formen durfte!

Am 14. September früh ließ mich die Königin rufen. Aeußerst gnädig, wie immer, sprach sie über das, was ich in Rom auszustehen gehabt hatte, und fuhr dann fort:

„Machen Sie die Pietà für mich. Aendern Sie nur den rechten Arm, und schicken Sie mir dann die Photographie der Gruppe, die ich der katholischen Kirche in Stuttgart schenken will."

Hoch schlug mein Herz, als ich die edle Königin verlassen.

Die Königin hatte große Neigung für die katholische Kirche. „Sie steht mir näher als die protestantische," sagte sie einmal zu mir.

Die Königin Sophie von Holland war in jener Zeit auch in Friedrichshafen. Ihr stellte mich Staatsrat von Weckerle vor. Sie empfing mich mit ihrer gewohnten geistreichen Liebenswürdigkeit: sie freue sich, in Rom einen Landsmann zu treffen, der den Schwaben Ehre mache. Sie war die Lieblingstochter unsers Königs Wilhelm I.

Ueber Konstanz-Donaueschingen, wo ich nur den fürstlichen Architekten Dipold traf — der Fürst war verreist — fuhr ich nach Stuttgart zurück.

„Am 20. August kam auch der Hof nach Stuttgart

zurück, um zwei Tage darauf einen Hofball zu geben. Auch ich war geladen und fand alles, was das kleine Stuttgart an Berühmtheiten aufzuweisen hatte, dort versammelt. Doch sage ich nicht: alles. Denn auch in Stuttgart muß man hoffähig sein, um bei einer solchen Gelegenheit erscheinen zu dürfen ... Der Hofball war vorbei. Die Menschen mit dem gleichgültigen Dreinschauen gingen auseinander — come al solito!"

Pläne zur Uebersiedlung nach Wien.

In Wien nahm in jener Zeit das Kunstgewerbe, unter dem Antriebe des genialen Eitelberger, großen Aufschwung. Man glaubte auch dort das Bedürfnis nach anregenden Künstlern, besonders Bildhauern zu fühlen, und war im Begriffe, solche nach Wien zu ziehen.

Lübke und andre Freunde forderten mich geradezu auf, einem von Wien aus an mich etwa ergehenden Rufe Folge zu leisten.

Es ging mir in Rom gewiß sehr gut; aber Wien, das große Aufträge zu geben vermochte, zog mich doch sehr an. Ich beschloß, dorthin zu gehen, um den „Platz" kennen zu lernen. Briefe und Empfehlungen hatte ich die Taschen voll. Aber ein Gefühl: „Hoffentlich wird nichts daraus!" konnte ich nicht unterdrücken.

Zur Probe in Wien.

So reiste ich nach Wien und kam dort am 26. September an. Das schöne, prächtige, emporstrebende, gemütliche Wien sah ich zum ersten Male. Die Galerien entzückten mich — ich war überrascht, in ihnen so herrliche Schätze der besten alten Meister zu finden. Der „Stephan" zog mich mächtig an, die Umgebung Wiens fand ich reizend.

Ich fing an, meine 20 Empfehlungsbriefe an den Mann zu bringen. Der alte Laube — zu ihm ging ich zuerst — empfing mich sehr freundlich; er sowohl wie seine Frau wollten mir Wien angenehm machen, ich war oft in ihrem Hause.

Lützow versprach mir goldene Berge; Conze, eine römische Bekanntschaft, war gut gegen mich.

Ganz besonders liebenswürdig gegen mich war Freiherr v. Gagern; er führte mich zu Baron v. Schwarz, in jenen Tagen der allmächtige Präsident der 1870er Ausstellung, der mir sehr zuvorkommend den Rat gab, meine Werke in Wien auszustellen, damit man etwas von mir sehe. Er hatte gewiß recht. Bei Herrn v. Gagern und seiner liebenswürdigen Familie verkehrte ich viel.

Präsident v. Heeder ermunterte mich, meinen Plan durchzuführen. Vor allen aber ging Professor Jacoby mir mit Rat und That zur Hand; nicht minder der alte Eitelberger, der mich bat, seiner Gipssammlung im Gewerbemuseum Arbeiten von mir zu schenken. (Mein Fuchsjunge, zwei Büsten, das Relief von Schnaase und zwei Consolen von den Kaminen in Stuttgart schickte ich später dorthin, wo sie Aufstellung fanden.)

Vom Herzog Adolf von Nassau war ich an Fürst Hohenlohe in der Hofburg empfohlen. Hohenlohe empfing mich „aktenmäßig" sehr freundlich; er wolle auch bei Seiner Majestät dem Kaiser von mir sprechen, und er gab mir Oberst Fridel zum Ratgeber.

„Nun ging ich zu den Künstlern. Zuerst besuchte ich Makart, meinen Bekannten — Freund will ich ihn nicht nennen; ich glaube, der eitle Mann hat nie einen Freund gehabt. Sein Atelier ist wie seine Bilder — seine Bilder sind wie sein Atelier. Ich war bei ihm zu Tisch. Seine gefärbte Frau die gleiche wie früher. (Ihre schwarzen Haare färbte sie zum Geburtstage ihres Mannes, der rote Haare liebte, rot, ohne daß er es merkte (!); sie zog sich aber dadurch eine schwere Krankheit zu.) Sein Bub war als Spanier angezogen, die Magd in Rokoko! Das Essen war vorzüglich — das Fleisch wirklich Fleisch. — Romako arbeitet in altgewohnter Weise; er führte mich im Künstlerhause ein. — Bei Makart.



Ich besuchte v. Angeli, der tapfer Porträte malt. — Wurde in die tonangebende Familie Todesco und in die Familie Wertheim-Stein eingeführt und daselbst äußerst liebenswürdig empfangen. Ich sah da Bilder von Rahl (Porträte recht mittelmäßig), von Lenbach sehr flüchtig hingeworfene Porträte. Auch den Architekten Ferstl besuchte ich, der mir von Rom her bekannt ist; er zeigte mir seine Universität, einen höchst gelungenen einheitlichen Prachtbau. — Im ‚Struwelkopf' wurde für billiges Geld famos gespeist. Ferstl stellte mich Hansen, der mir auch sein Parlamentsgebäude selber zeigte, und Schmied vor; auch den Architekten Flatsch, ein Württemberger wie der geniale Schmied, lernte ich kennen. — Der Brunnen von Donner auf dem Heumarkt entzückte mich, der Prater belustigte mich — Wien ist mir sympathisch geworden, und ich glaube, daß man sich hier gut einleben kann."

Gast bei einer Hochzeitsreise.

Meine Rückreise von Wien war sozusagen eine Hochzeitsreise, natürlich nicht meine eigne. Wie ich schon erzählte, kam ich mit der Bekanntschaft mit der Familie Todesco in die größte Wiener Geldaristokratie hinein. Der junge Todesco, als er hörte, daß ich nach Innsbruck reise, um dort mit meiner Familie zusammenzutreffen, lud mich ein, die Fahrt über Ischl in ihrem Extrazug zu machen. Baron Springer heiratete nämlich Fräulein v. Königswarter aus Paris, die Hochzeit sollte in Ischl und ich Gast dabei sein. Das nahm ich gerne an — ich versprach mir amüsante Tage.

Die ganze große Familie Todesco und die der Springer und Königswarter war beisammen — eine Sündflut von Millionen!

Am Morgen des 8. Oktober ging der Zug von Wien ab. Die schönen, stattlichen, vollgebauten Damen waren in heiterster Stimmung. Die Braut, ohne jede Furcht vor dem, was kommen sollte, zeigte ein rosiges Frühlingsgesicht und hatte Zeit, sich selbst mit mir zu unterhalten.

Man ging von Wagen zu Wagen, machte Besuche und

trank schon in der Frühe Champagner. Die Herren spielten Karten, — um die schöne Landschaft, die wir durchsausten, bekümmerte sich — außer mir — niemand.

In Gmunden erwarteten uns zwei Dampfer. Die Fahrt war schön, und ich genoß doppelt, nach der großen Hitze in Wien, die freie Natur.

Bei der Hochzeit ward Fräulein Anna Todesco mit Herrn v. Lieben verlobt, die jüngere Tochter hatte auch ihren Bräutigam, und so feierte man ein dreifaches Fest.

Im Hotel Elisabeth stieg man ab. Ueberall Kränze, Blumen, grüner Tannenreiser Duft. Ein Kommen und Gehen und Namenrufen und Umarmen!

Noch am Abend desselben Tages war Polterabend. Auch Lenbach kam zum Vorschein, was mich angenehm überraschte. Die schöne phlegmatische Frau Worms, die schon früher angekommen war, begrüßte mich als Bekannten sehr freundlich.

Man tanzte und polterte aber nicht. Die Leute benahmen sich sehr ruhig, standen aufrecht nebeneinander, und ein jeder wußte vom andern wie reich er war.

Am 9. Oktober war die Hochzeit. Es war die erste jüdische Hochzeit, die ich mitmachte; die Gebräuche erschienen mir ernst und komisch zugleich, aber doch nicht ohne feierlichen Eindruck. Ueberall großer Aufwand in Toiletten und Putz.

Um ein Uhr Mittags war große Tafel. Ich wurde der ganzen Gesellschaft vorgestellt; die Namen entschwanden bald wieder meinem Kopfe, wie das bei mir so zu gehen pflegt. Ich führte Frau v. Lieben zu Tisch und unterhielt mich recht gut. Es wurden Toaste ausgebracht, bei denen die Gesellschaft oft lachte, deren Witz mir aber unverständlich war. Das Anstoßen mit den Gläsern wollte kein Ende nehmen — der Champagner war gewiß sehr gut.

Aber der Himmel goß dafür Wasser herunter — die Straßen waren zu Bächen geworden. Trotzdem machte ich

mit Lenbach einen kleinen Spaziergang. Von Ischl sah ich aber nichts — alles war im Nebel.

Am späten Nachmittag verabschiedete ich mich von meinen Gastgebern — auf Wiedersehen in Rom! wie es gewöhnlich heißt. Lenbach und ich fuhren mit Extrapost nach Salzburg, ich von dort nach Mitternacht allein nach Innsbruck.

Andern Tages kam meine Frau mit den Kindern Olga und Martha wohlbehalten und wohlaussehend in Innsbruck ebenfalls an.

Das Wiedersehen, das Wieder-sich-haben machte einen wohlthätigen Eindruck auf mich. Meine Frau und ich hatten uns viel zu erzählen, obschon ihr Leben in Heringsdorf ruhiger verlaufen war als das meinige.

Heimreise nach Rom.

Mit den Kindern auf dem Schoße fuhren wir schon am 11. Oktober bei prächtigem Wetter über den Brenner, dann über Verona und Florenz in einem Zuge weiter, und am 13. Oktober waren wir wieder im heiligen Rom angelangt, von dem wir vier Monate ferne gewesen waren.

Die Fahrten nach Deutschland waren für mich wohl immer eine Erholung; aber auch für meine Kunst waren sie gewöhnlich sehr fruchtbar. Nicht nur, daß ich stets mit vielen und reichen Bestellungen nach Rom zurückkehrte — ich lernte auch viele interessante Menschen und Verhältnisse kennen, und es waren für mich wahre Bildungsreisen. Denn lernen kann man doch nur durch die Erfahrung allein.

Ich bleibe in Rom.

Meine Reise nach Wien blieb ohne Erfolg, da ich mich in Rom nicht mehr ernstlich um meine Berufung dorthin bekümmerte und meine neuen Bekanntschaften von Wien durchaus nicht pflegte. Ich hatte ja in Rom so viel zu thun und auch meine Gewohnheiten zu lieb gewonnen, als daß ich mich hätte entschließen können, sozusagen ein neues Leben anzufangen und das Sichere für das Ungewisse aufzugeben.

Statt meiner wurde Bildhauer Zumbusch nach Wien berufen, der dort festen Fuß faßte und Wien mit seinen Arbeiten großen Stils bereicherte. Das Maximiliansdenkmal in München hat ihn merkwürdigerweise besonders empfohlen.

Der Oktober in Rom ist gewöhnlich schön. Heitere warme Luft empfing uns auch diesmal im lieben Rom, lieb jetzt erst wieder, da ich keine Verfolgungen mehr auszustehen hatte.

Im Atelier traf ich alles in Ordnung; übermäßig gearbeitet war während meiner langen Abwesenheit freilich nicht worden.

Die von C. Heyl bestellte Gruppe fing ich sogleich in Thon an; die Pietà veränderte ich nach der Königin Olga Wunsch. Der Morgen war für das Modellieren, der Nachmittag, nach einem Schläfchen, für das Arbeiten in Marmor bestimmt; gegen Abend wurde ein Spaziergang in die Villa Borghese oder auf den Pincio gemacht, nur selten mehr geritten: es fehlte an Gesellschaft dazu. Die Sonntage benutzten wir, um mit Wagen in die Campagna zu fahren. Die Abende waren aber immer versagt: entweder waren Menschen bei uns oder wir in Gesellschaft aus.

Eine resolute Majestät.

„Am 26. Oktober 1871 ist die Königin Sophie von Holland in Rom angekommen. Diese selbständige, resolute Majestät braucht mich für die Museen aber gar nicht. Alles muß sich unter ihren Willen beugen, auch die Marmorstatuen! Diese müssen schön, alt oder älter sein, je nachdem sie es wünscht. — Diese merkwürdige Frau mit ihrem echt schwäbischen Gesicht, mit den langen Schmachtlocken an den Schläfen, war heute in meinem Atelier. Meine Büsten gefielen ihr besonders, und sie lud mich ein, nach Holland zu kommen, um dort ihre und ihrer Söhne Büsten zu modellieren. Ich willigte ein! Es geht also nächsten Sommer nach Holland!"

„Der liebe, feine Schwabe, Staatsrat von Wackerlin,



war mit der Königin. Wir waren oft zusammen; er versprach mir, nächsten Sommer im Haag bei allem behilflich zu sein, und malte mir das Leben im ‚Haus im Busch‘ ganz phantastisch aus. Man versteht sich mit seinen engeren Landsleuten doch viel schneller und besser!“

Am 1. November wurden meine Frau und ich von der Königin im Hotel di Londra empfangen. Meine Frau war von diesem Empfange ganz begeistert. Niemand konnte aber auch natürlicher und wohlwollender sein, als diese Fürstin, wenn — sie wollte.

Merkwürdigerweise war die Königin im letzten Kriege ganz für Napoleon eingenommen. „Für die Norddeutschen habe ich keinen Sinn,“ sagte sie.

Ein gelehrter Principe.

Der Herzog von Sermoneta, dúca di Gaëta, war bei der Königin besonders gut angeschrieben. „Ich liebe diesen einfachen, gelehrten Fürsten; es steckt ein Mensch und ein Künstler in ihm,“ sagte sie zu mir.

Zu einem Mahle, das der Herzog zu Ehren der Königin gab, war ich mit Liszt und Doria auch geladen. Er besuchte mich in meinem Atelier; leider habe ich aber diese interessante Bekanntschaft später ganz vernachlässigt.

Der Herzog von Sermoneta war eigentlich der Begründer der römischen, spezifisch etruskischen Goldschmiedearbeiten; er machte Modelle und Zeichnungen in diesem Stile, die Castellani dann weiter ausführte. So hat er eine römische Industrie ins Leben gerufen, die Rom Millionen einbrachte.

Schon am 7. November reiste die Königin Sophie von Holland von Rom ab.

Störender Fremdenbesuch im Atelier.

Liszt brachte die Fürstin Hohenlohe in mein Atelier, das nun wieder nur zu viel von Fremden besucht wurde, die eigentlich meist nur kamen, um sagen zu können, sie seien auch in einem Bildhaueratelier gewesen. „Man könnte ein Buch schreiben über die sonderbaren Fragen und komischen Urteile, die man da manchmal zu hören bekommt. Das dem durch-

sichtigen Marmor Lebeneinhauchen scheint den meisten am unverständlichsten zu sein."

„Weihnachten 1871 gestaltete sich wieder sehr lebhaft; die Unsrigen sind wieder hier. Tante Oppenheimer brachte Herrn Benzon mit, der die Büsten von ‚Frühling' und ‚Sommer' kaufte. — Herr und Frau Vom Rath sind angekommen. Die lebhafte, unermüdliche, heitere Frau vom Rath, die immer etwas vor hat und nie der Ruhe bedarf, war mit der Wohnung an Piazza di Spagna, die ich für sie mietete, nicht zufrieden, da man dort nicht tanzen durfte."

Am 17. Januar 1872 kam der Herzog Adolph von Nassau mit einem Gefolge von 42 Personen wieder in Rom an. Er brachte mir Grüße vom Hofe aus Weimar. Sowohl er, als auch seine Gemahlin freuten sich über die gelungene Statue der Prinzessin Hilda in meinem Atelier. 1872.

„Unser Hausfreund Baron Hügel sammelt jetzt Handschriften berühmter Leute — wie schön, daß der halbblinde Mann sich zu beschäftigen weiß. — Der Sohn des Generals von Schubert ist hier; er bestellte die Büste seines Vaters in Marmor — wo soll ich aber die Zeit hernehmen, sie zu vollenden?"

Die neuen Römer, die Piemontesen, wie die „Schwarzen" die „Weißen" nennen, haben versucht, den Karneval lebendig zu erhalten. Es ist ihnen aber nicht geglückt. Mit dem heutigen regnerischen Tage haben wir den diesjährigen Karneval begraben — begraben wohl für immer! Das Pferderennen wurde seiner Gefährlichkeit halber verboten. Ohne die Barberi aber für die Römer kein Karneval! — Im Künstlerverein fand ein ganz gelungener Ball statt. Die Unsrigen waren auch dort. „Ihre Frau ist die schönste!" sagte mir Frau Arnemann, und das hat mir doch Freude gemacht." Mißglückter Karneval.

Herzog von Nassau in Rom.

Der Herzog von Nassau nahm eine Wohnung in Via due Macelli, gerade der Propaganda Fide gegenüber, in einem alten Palaste mit unendlich vielen Zimmern. Heute ist derselbe niedergerissen, und an seiner Stelle stehen eine ganze Anzahl Neubauten, darunter die Pension Tellenbach. Die hohen Herrschaften hatten immer Gesellschaft bei sich, und jeden Abend versammelte man sich bei ihnen im großen Saale. Prinz Peter von Oldenburg mit seiner Tochter Prinzessin Therese waren des Herzogs Gäste. Auch der Erbprinz von Weimar mit dem Oberhofmarschall von Wardenburg waren in Rom; oft brachte sie der Herzog in mein Atelier und veranlaßte auch, daß ich das Relief der Prinzessin von Oldenburg modellierte, die sich eben mit dem Erbprinzen verlobt hatte. Der Erbprinz erschien öfters bei den Sitzungen, noch öfter aber der Gesanglehrer der Prinzessin, der, wie es schien, ihr ganzes Vertrauen besaß. „Hören Sie auf keinen Menschen. Nur wenn Herr B. mit dem Porträt zufrieden ist, bin ich es auch," sagte sie oft zu mir. Die Prinzessin hatte keine starke Brust. „Die Gesangübungen," meinte der Herzog, „erweitern die Brust, manchmal auch das Herz."

Ein bevorzugter Gesanglehrer.

Das Relief ward vollendet und befriedigte auch den Vater der Prinzessin, den Prinzen Peter von Oldenburg. „Das ist aber ein kurioser Heiliger," steht in meinem Tagebuche.

König von Dänemark in Rom.

In jenen Tagen war auch die königliche Familie von Dänemark in Roms Mauern. Auch sie kam in mein Atelier und erfreute mich durch eingehendes Urteil über das, was sie bei mir sahen. Der König sprach und erkundigte sich über die römische Kunst und über römische Künstlerverhältnisse in schönem Deutsch. Auch die Prinzessin Thyra, Herzogin von Cumberland, drückte sich fließend in unsrer Sprache aus. In einem montenegrinischen Kostüme sah sie wirklich prächtig aus.

Abends traf ich alle diese Herrschaften beim Herzog von Nassau, wo ein ungezwungener Verkehr stattfand. Das ver-

lobte Paar, Prinzessin von Oldenburg und Erbprinz von Weimar, hatte man bei Tisch gewöhnlich nebeneinander gesetzt; die Prinzessin sprach aber fast nur mit ihrem Nebenmann, so, daß der gute, liebenswürdige Erbprinz nur ihren Rücken sah. Diese „Passivität" der Braut schien mir doch mehr als Schüchternheit zu sein, und ich wunderte mich nur, daß der edle Prinz nicht müde wurde, seiner Braut gegenüber sich liebenswürdig zu zeigen.

Eine „passive" Braut.

Das Relief der Prinzessin von Oldenburg wurde viermal bestellt. Im Atelier modellierte ich noch die Gräfin Metternich-Solms, die 16jährige schöne Witwe Ackermann aus New York, sowie die Fürstin Scherbatoff. Der Herzog von Nassau bestellte die Büste seiner Tochter Hilda noch zweimal in Marmor.

Herr auf dem Ort brachte seine klassisch schöne, junge Frau in mein Atelier. Auf seine Bitte, ihre Büste zu modellieren, ging ich mit besonderer Freude ein; denn die junge Frau sah wirklich aus wie eine Griechin aus der Zeit des Phidias. Ich machte die Büste zweimal in Marmor, einmal mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte. Als „Sappho" ging sie in die Sammlung des Mr. Marchal Robert nach New York.

Ein schönes Modell.

Herr Adolph Vom Rath, mit denen wir freundschaftlich verbunden waren und bei denen die beste deutschrömische Gesellschaft verkehrte, ließ von mir die Marmorbüste seiner Frau fertigen. Es war ein Schmerzenskind; denn Frau Vom Rath war nicht leicht zu befriedigen. Es ist aber doch eine meiner besseren Arbeiten geworden.

„Das neue Italien macht sich doch auch unangenehm fühlbar; so sind alle Mieten sehr gesteigert worden infolge einer aufgelegten Steuer. Natürlich belasten die lieben Hausherren uns arme Mieter. Früher zahlte ich für Atelier 135 Lire, jetzt 230 Lire, mit Wohnung 365 Lire."

Schon wieder wurden die Sommerpläne gemacht. Ich mußte Geschäfte halber nach Deutschland und Holland reisen.

Unsre kleine Martha, die ein zartes Kind ist, sollte von meiner Schwägerin und mir zu den Unsrigen gebracht werden, meine Frau aber mit Olga nach Rocca di Papa gehen, wo sie mit Henzen und meiner Schwester zusammen wohnen soll.

Gregorovius von mir modelliert.

„Vor meiner Abreise modellierte ich noch Gregorovius im Relief. Das waren interessante Sitzungen. Man könnte fast sagen: ‚wenn du einen Menschen kennen lernen willst, so modelliere ihn!‘ Bei mir trifft es ein. Gregorovius ist voll Schaffenslust, und Ehrgeiz und — Eitelkeit treiben ihn unaufhörlich zur Arbeit. Das Bilden, Erfinden und Dichten hebt ihn empor, und, ohne ein Poet zu sein, leistet er doch Poetisches. Dabei ist er voll Weltschmerz. Kein Tierchen erlaubt er sich zu töten. ‚Die Welt,‘ sagte er zu mir, ‚ist es nicht wert, und es ist ein unnützer Zeitvertreib, daß man sie beschreibe.‘“

Krank in Stuttgart.

Am 1. Juli traf ich in Stuttgart ein. Ich kam aber im Hotel Marquardt recht krank und elend an und mußte einen Arzt rufen lassen. Mehrere Tage lag ich zu Bett. Meine Freunde Griesinger und Eser ließen mir sorgsamste Pflege angedeihen. Der Arzt meinte, daß Luftveränderung mir heilsam wäre und ließ mich nach Baden-Baden fahren. Aber gleich nach meiner Ankunft entwickelte sich bei mir ein heftiges römisches Fieber, gegen das mir Dr. Brun Chinin verordnete, das ich in großen Mengen zu mir nehmen mußte. Schon nach ein paar Tagen verspürte ich Besserung, und ich konnte ausgehen.

In Baden-Baden.

Zehn Jahre lang, und fast regelmäßig im Frühjahr, zeigte sich bei mir dieser unheimliche Gast, gegen den ich stets mit einer Flasche voll Chinin gerüstet sein mußte. Aber so heftig, wie dieser Anfall in Baden-Baden, war noch keiner gewesen. Im Laufe der Jahre, die ich in Italien verlebt habe, haben meine Verdauungswerkzeuge sehr gelitten, und einen schwachen Magen werde ich wohl mein Leben lang behalten.

Herr auf dem Ort, dessen Frau ich im Winter vorher in Rom porträtiert hatte, besaß in Baden-Baden eine schöne Villa. Die Büste war angekommen, und ich stellte sie selber an Ort und Stelle auf.

Frau von Guaita, eine römische Bekanntschaft, empfing mich mit ihrer stürmischen Liebenswürdigkeit und wollte mich bei sich behalten, was ich aber abschlagen mußte.

Am 12. Juli reiste ich den Rhein hinunter nach Godesberg und besuchte meine Freunde Vom Rath, die dort in eigner schöner Villa wohnten und mich hegten und pflegten, bis ich am 17. Juli nach dem Haag weiterreiste, wo ich im Hotel Bellevue abstieg.

Im Haag in Holland.

„Nun bin ich im Haag in Holland, soll arbeiten und fühle mich noch recht elend; habe immer noch Fieber — wie soll das werden?! Ich besuchte den guten alten Weckerle; er ist sehr teilnehmend und läßt durch einen jungen Bildhauer Thon und Modellierstuhl ins Schloß im ‚Haus im Busch' bringen. Im Billardzimmer habe ich da mein Atelier eingerichtet. Am 19. Juli gab mir die Königin die erste Sitzung."

Die Büste der Königin von Holland von mir modelliert.

„Die Königin war sehr gnädig. Die Sitzungen strengten mich aber sehr an, was ich die Königin nicht merken ließ, obgleich es mir vor den Augen so schwach wurde, daß ich beim Modellieren mit den Fingern an die Nase statt an die Augen griff: ich zitterte. Die Königin war gesprächig, aber oft zerstreut; die vielen unangenehmen Familienangelegenheiten, die sich zur selben Zeit abspielten, griffen sie offenbar sehr an. Der König war wie gewöhnlich in Paris. — Der Erbprinz Wilhelm, ein hübscher und wohlgebildeter Mensch, kam und sah die Büste, die ihm gefiel; aber zum Sitzen für seine eigne Büste konnte ihn die Königin nicht bewegen.

„Dieser Sohn," sagte sie, „macht mir viel Sorge, er hat unbeugsamen Eigensinn — er ist wie sein Vater. Wie gut dagegen ist der Jüngere; aber leider bekümmert mich auch er: sein körperlicher Zustand läßt alles zu wünschen übrig."



Der jüngere Prinz Alexander war ein Krüppel — er trug ein Korsett von Eisen — und hatte eine kleine, verkümmerte Gestalt und leidenden Gesichtsausdruck.

Die bedauernswerte königliche Frau erzählte mir noch vieles. Sie lud mich alle Tage zur Tafel im herrlichen großen Saale, vielleicht dem malerischsten und schönsten, den ich je gesehen habe. „Die Decke, ein Tonnengewölbe, ist mit Malereien von Schülern von Rubens oder von Malern aus Rubens' Schule ganz überdeckt. Wo das Auge sich hinwendet — überall großartige Bilder, tief und wirkungsvoll in der Stimmung. Es ist ein herrlicher Raum, harmonisch in seiner Einrichtung und Beleuchtung."

Lord Napier und der Kunstfreund Jacobsohn waren einmal mit bei Tisch. Die Königin führte sie ins Billardzimmer und zeigte ihnen meine Arbeit; und da die Königin sie lobte, mußten auch jene sie schön finden.

Ein holländischer Kunstfreund.

Jacobsohn besaß eine Galerie von Bildern moderner Künstler. Er wohnte in Scheveningen, wohin er mich zu Tisch lud. Er zeigte mir seine Herrlichkeiten und bestellte bei mir den kleinen „Winter" nach Photographien, die ich ihm zeigte. Marmor nach Holland! Dieses kunstliebende und kunsthochbegabte Volk hat keinen Sinn für Bildhauerei — alles ist bei ihm Farbe, und ohne Farbe können sie sich kein Leben denken. In der neuesten Zeit hat sich das etwas geändert, aber ihre Bildhauer malen ebenfalls mit dem Thon.

Während der letzten Sitzung bekam die Königin ein Telegramm. Sie las und las es wieder und sagte dann lächelnd:

Intime Mitteilungen beim „Sitzen".

„Was werden sie heute in Weimar für Gesichter machen. Hören Sie, was heute dort vorgefallen ist. Sie kennen ja den Erbprinzen und seine Braut Therese von Oldenburg. Diese Depesche zeigt mir an, daß die Prinzessin abgesagt hat — abgesagt am Tage, wo sie zum Altar treten sollte! ‚Es ist mir unmöglich — ich kann nicht!' hat sie gesagt — ihr

Vater, der Prinz von Oldenburg, telegraphiert es mir hier. Der ganze Hofstaat ist geordnet, Hofdamen und Kavaliere sind ernannt, die Ausstattung trägt ihren Namen! Und dann erst die gekränkte Eitelkeit der stolzen Großherzogin! Das muß sie schrecklich angreifen! Und doch — die Prinzessin Therese hat recht."

Mir that die Sache sehr leid, und ich hatte den Mut, es der Königin auszusprechen.

Die Büste war fertig! aber sie war keine meiner besseren; die Locken an den Schläfen, der ganze Haarputz machte sich unschön. Das Nackte war nicht gut modelliert. Ich nahm es daher der Königin nicht übel, daß sie später diese Arbeit in Marmor nicht mehr leiden mochte.

In der freien Zeit, welche mir die Arbeit ließ, besuchte ich Amsterdam. Bisher hatte ich die großen Holländer nur als Kleinmaler verehrt. Wie war ich erstaunt über die wunderbaren, überlebensgroßen Meisterwerke von Rembrandt, van der Helst u. a., die ich da traf. — Bildhauer Simoni zeigte mir das originelle Amsterdam mit seinen Kanälen.

Auch die Galerien im Haag besah ich mir öfters, und die sauber abgewaschene Stadt, die wohl groß, aber doch so still und ruhig war, gefiel mir in ihrer Wohlanständigkeit.

Nach Scheveningen kam ich jeden Tag. Ich erging mich da am Strande und erholte mich auch etwas, aber die öde Stimmung wollte immer noch nicht von mir weichen. Wer das Unglück hatte, das römische Fieber an sich selbst kennen zu lernen, weiß, wie drückend es auf das Gemüt wirkt.

Die Familie Weckerle, mit zwei liebenswürdigen Töchtern und mit zwei Söhnen, übte in ihrer innigen Teilnahme für mich eine wahre Wohlthat auf meinen Gemütszustand aus. Herzlichen Abschied nahm ich am 5. August von ihnen allen, nachdem ich von der Königin noch einmal in Audienz empfangen worden war. Vater Weckerle sah ich nie wieder — er starb noch im selben Jahre.

Ich reiste nun nach Berka, wo die Unsrigen wieder weilten, und wohin auch meine Frau gekommen war, die selbst Fieber und unstillbares Heimweh nach unsrer Kleinen hatte.

Bei Krupp in Essen.

Meinen Weg nahm ich über Essen, wo ich Grüneisen besuchte, der bei Krupp eine angenehme Stellung sich erworben und ein eignes Heim sich gegründet hatte. Grüneisen war mir in vierstündigem Rundgange Führer in den ungeheuern Fabrikanlagen, in dieser einzig dastehenden Anstalt moderner und deutscher Kraft und Energie. Diese Oefen, diese Riesenhämmer, diese Tausende von Maschinen erfüllten mich mit Staunen. Die Stahlbereitung, das Bohren der Kanonenrohre, das Ziehen der Eisenbahnschienen, die Leichtigkeit, mit der Hunderte von Zentnern wiegende glühende Stahlmassen wie leichte Stäbe gehandhabt und geschmiedet wurden, rief meine Bewunderung hervor.

Krupp selbst, der mich in meinem Atelier in Rom besucht hatte, nahm mich sehr freundlich auf und sagte, daß er mich bald wieder in Rom zu sehen hoffe.

Das war ein lehrreicher und anstrengender Tag, der meinen noch schwachen Körper wohl etwas hart mitnahm; aber Grüneisen und seine junge Frau gaben sich alle Mühe, bei einem gemütlichen Abendessen das gestörte Gleichgewicht bei mir wieder herzustellen.

Ueber Kassel ging meine Reise weiter.

Abends konnte ich in Kassel noch die herrliche Galerie besichtigen, in der die Niederländer hervorragend vertreten sind.

Am 10. August fuhr ich über Eisenach nach Weimar, wo ich am Bahnhofe von meiner Frau erwartet wurde. Bald waren wir wieder in dem froschreichen Berka und hatten unsre Kinder bei uns.

Im Lustschlosse Ettersburg beim Großherzog von Weimar.

Der Großherzog, der von meiner Anwesenheit in Berka gehört, ließ mich durch den Oberhofmarschall von Wartenburg und Fräulein von Watzdorf zu sich nach dem Lustschlosse Ettersburg einladen. Alsbald verfügte ich mich dorthin.

„In dem kleinen, unter Bäumen versteckten, gemütlichen Schlosse angekommen, wurde ich vom Erbgroßherzoge und den Prinzessinnen ungemein herzlich empfangen und zu ihren Eltern geführt, die mich wirklich wie einen Freund begrüßten. Die Großherzogin nahm mich in ihr Kabinett und sprach mir mit Thränen in den Augen von dem, was ihr mütterliches Herz so tief bewegte. ‚Sie kommen von Holland,‘ sagte sie, ‚was hat man dort über unser Unglück, die Entlobung des Erbprinzen, gesagt? Sie werden wohl erfahren haben, wie feindselig man dort gegen uns gesinnt ist?‘ Ich wußte ja nicht viel und sagte noch weniger. Dann fragte mich die bekümmerte Fürstin über das Zusammenleben der zwei jungen Leute in Rom, und wie sich der Erbprinz benommen habe. Als ich darüber nur Gutes zu berichten wußte, aber nicht verhehlte, welch kalter Zurückgezogenheit gegen ihren Bräutigam die Prinzessin sich befleißigt habe, ließ die Großherzogin den Großherzog rufen und wiederholte das, was ich in dieser delikaten Sache zu melden wußte. Gottlob! Dieses scheinbare Unglück, das dem Herzen der edeln Frau Großherzogin so wehe that, brachte der großherzoglichen Familie in Wirklichkeit nur Glück. Es entstand derselben nur Segen daraus!“

Eine delikate Sache.

Die Frau Großherzogin wünschte sehr, daß ich noch einige Zeit bei ihnen bleiben sollte; allein meine Reise nach Karlsbad war beschlossene Sache. So verließ ich noch selbigen Tages Ettersburg und fuhr nach Berka zurück.

Meine Gesundheit war immer noch sehr schwach — eine nervöse Reizbarkeit wollte mich nicht verlassen. Ich hatte darum an meinen Freund Dr. Erhardt geschrieben, der mich nach Karlsbad schickte.

Als Badegast in Karlsbad.

Am 19. August nahmen wir von den Thöls und den Kindern Abschied und fuhren nach Karlsbad. Erhardt hatte mich an Dr. Segen, einen der bekanntesten Aerzte in Karls-

bad, gewiesen, der, nachdem er etwas an mir herumgedrückt, mir täglich drei bis vier Becher Schloßbrunnen verordnete.

Von nun an stand ich jeden Morgen hinter 50—60 Personen in Reih' und Glied und wartete ungeduldig, bis auch ich meinen Becher an der benedeiten Quelle füllen konnte. Mit Todesverachtung trank ich das Wasser, obschon mir das Frühstück darauf gar nicht schmeckte und mein Magen sich gegen eine solche Zumutung rebellierte.

Frau Segen war eine geistreiche Frau, die über alles zu sprechen wußte, und Dr. Segen ein Kunstschmöker, der Bilder an der Wand hängen hatte, die von dankbaren Künstlern gestiftet waren; dabei war er ein äußerst unterhaltender Gesellschafter, der lieber über Lionardo da Vinci sprach, als über kranke Lebern und Gallenstein.

Zu meinem Unglücke wurde in jener Zeit eine eisenhaltige Quelle in Karlsbad entdeckt, und mich benutzte Dr. Segen als Probekaninchen. Alle zwei Tage mußte ich in dem kalten Wasser eine volle halbe Stunde liegen und zusehen, wie sich sauerstoffhaltige Perlen an meinem immer blauer werdenden Körper ansetzten. Diese Bäder waren für mich ein Schrecken, und nur mit großer Ueberwindung legte ich mich in den sargartigen Kasten, aus dem ich zuletzt bleich wie aus Gips gegossen wieder hervorkam.

Nachmittags wurde ich für die am Morgen ausgestandene Tortur einigermaßen entschädigt. Mit Segens wurden da die schönsten Ausflüge ausgeführt, so nach Hauenstein, Aberny, Schlackenwörth, Dallwitz, Kaiserpark und so weiter.

Zuletzt, um das übermütige Häuflein fröhlicher Menschen voll zu machen, kam unser Bekannter Billroth, der berühmte Wiener Chirurg, noch an, ein Mann, der einen guten Bissen nicht verschmähte und Herz und Mund am rechten Fleck hatte.

Es kamen noch dazu Frau Ladenburg aus Wien, die Sängerin Regan, Frau Wertheim-Stein mit ihrer schönen

Tochter, Excellenz Haßler u. a., lauter Leute, mit denen es sich leben ließ.

Dem Schloßbrunnen versagte aber bei mir die Wunderkraft, ich wurde immer bläſſer und fühlte mich recht elend. Die ausgesucht angenehme Gesellschaft, der immer heitere Ton, der dort herrschte, ließen meine Nervosität weniger hervortreten; nur en famille kam sie heraus, und die Meinigen könnten ein Liedchen davon singen.

Immer kränker.

Dr. Segen war ein kleiner, in nichts auffallender Mann; er trug seinen Bart nach österreichischem Schnitt mit ausrasiertem Kinn. Seine Augen gaben Zeugnis von der guten, lieben Seele, die in seinem Körper steckte. Er bat mich, ihn zu porträtieren, was ich gerne that; konnte ich dadurch doch einigermaßen meine Schuld für alle seine Liebenswürdigkeit abtragen.

Ein liebenswürdiger Badegast.

Unsrer sonnigen bequemen Wohnung gegenüber lag das Hotel Hannover, in dem kurgerecht um teures Geld zu Mittag gegessen wurde; denn die Karlsbader lassen sich bezahlen! Als Nachbarin bei Tisch hatten wir Frau Arnemann aus Hamburg, die eine milde Stiftung für Karlsbadbedürftige geschaffen hat: „Die Rosen von Karlsbad". Die Nähe dieser Allerweltswohlthäterin war eigentlich gefährlich; denn sie sammelte für Dutzende von Anstalten. Die kranke und arme Menschheit hatte an ihr eine wirkliche Wohlthäterin; ganz angenehm war sie in dieser Eigenschaft aber nur für die, so empfingen. Sie war eine brave Frau und hat viel Gutes gethan.

Auf der Promenade gingen auch wir mit unsern mit Zuckerbrot und Gebäck gefüllten Papierdüten spazieren, besahen uns die Menschen und das, was sie an hatten; denn in Karlsbad ist man sehr elegant.

Am 20. September verließen wir Karlsbad — ich elender, als ich gekommen war. „Die Wirkung komme nach!" Sie kam auch; aber — in Gestalt einer Gelbsucht, die mich noch

Nachwirkung von Karlsbad.

mehr erregte. In Eger trafen wir mit meiner Schwiegermutter zusammen, die uns unsre beiden Kinder brachte.

Ueber München kamen wir am 23. September in Brixen an.

Tirol hatte ich bis dahin nur durch unsre alljährlichen Hin- und Herzüge von Italien nach Deutschland und umgekehrt gekannt. Ich suchte nun in dem schönen Lande für später einen passenden Sommeraufenthalt und fuhr nach Brunneck, wo es meiner Frau auch gut gefiel; wir nahmen uns dann vor, im folgenden Jahre nach dem Pusterthal zu gehen.

Acht Tage lang blieben wir zu Brixen.

Gleich nach meiner Abreise von Karlsbad hatte ich, wie gesagt, die Gelbsucht bekommen und befand mich in einem schrecklich aufgeregten Zustande. Die Meinen mußten viel Geduld mit mir üben. Mit Frau Konsul Nast, die in Brixen ankam, fuhren die Meinigen geradenwegs nach Rom; ich aber machte einen Abstecher nach Venedig.

In Venedig. „Venedig war mir mit seinen herrlichen Gemälden eine wahre Wohlthat. Die Kunst beruhigte mein Gemüt, und ich fange wieder an, Freude zu empfinden. Bekannte kommen und gehen. So ist hier Makart mit seiner Frau, der Holländer Martins, Architekt Semper, Vanutelli, der feine aristokratische Künstler, Lindemann-Frommel, Welsch und vor allen der gute Passini, der Rom nun ganz verlassen hat und mit seinem reizenden Töchterlein hierher gezogen ist. Er führt mit seiner Schwester eignes Haus; ich war heute bei ihm zu Tisch und sah seine Arbeiten in seinem Atelier. Er ist der Alte geblieben, auch in seiner Malerei, unzufrieden räsonniert er selbst am meisten über sich. Aber wehe dem, der ihm darin recht giebt! Er darf seine Sachen schlecht finden — andre nicht!“

Bildhauer Beer, der Wiener, kam auch nach Venedig, und mit ihm zog ich bald nach dem schönen anheimelnden Florenz, das ich gründlich wieder genoß.

Am 8. Oktober kam ich im alten Nest in Rom wieder an.

„31. Oktober 1872. Immer Regen, immer Sirokko! Man geht zu Grunde in dieser heillosen Luft. Die Flüsse laufen über — die Geduld auch. So unzufrieden war ich noch nie mit mir selbst und mit meinen Arbeiten. Ist das der Mißerfolg auf den Ausstellungen? In Wien wurden meine Arbeiten im Künstlerhaus kaum beachtet; in Berlin, wohin ich meinen ‚Fuchsjungen' und die Büsten der Jahreszeiten sandte, kaufte man bloß den ‚Winter'. Ich bin an meiner Kraft irr geworden. Ich stelle die höchsten Anforderungen an mich und kann ihnen nicht gerecht werden. Ich getraue mir nicht, zu sagen: ‚Das Publikum versteht nichts, deine Sachen sind doch gut!' Körperlich bin ich auch recht herunter, zu Hause ein grämlicher Mensch. Romako hat recht, wenn er sagt: Ein kranker Mensch kann nichts Gescheites machen!" Unzufrieden wieder in Rom.

Von Stuttgart aus erging an mich die Aufforderung, als württembergischer Künstler die für das Jahr 1873 vorbereitete große Ausstellung in Wien mit Werken von mir zu beschicken; zugleich wurde mir zugesichert, daß die Kosten der Verpackung und des Transportes vom württembergischen Staate würden übernommen werden. Ich sah meine Beteiligung als Ehrensache an und machte mich daran, die betreffenden Gegenstände bereit zu stellen. Zu diesen gehörte besonders ein Gipsabguß der Pietà und ein solcher des großen Brunnens, den ich für Petersburg gemacht hatte.

Auch die vielen kleinen und größeren Arbeiten in Thon und Marmor drängten; ich arbeitete angestrengt, wenn ich mich auch oft dazu zwingen mußte.

Es entstand in dieser Zeit die Figur eines jungen Mädchens, das im Begriffe steht, ins Bad zu steigen; ferner ein Hochrelief für das Familiengrab der Familie Pfeffel in München, dessen Bestellung mir Herr von Taufkirchen nach Rom überbracht hatte; es war die Madonna mit dem Jesuskinde auf dem Schoße darzustellen, das die unten betende

selige Frau Pfeffel zu sich aufnahm, rechts der heilige Karl Borromeo, der für seine Schutzempfohlene Fürsprache einlegt.

Die Unsrigen kamen wieder nach Rom; das gewöhnliche Römerleben war für uns dadurch wieder eingeleitet.

Im Künstlerverein regte es sich auch wieder. Welsch ward Präsident, Otto Brand Hausmeister.

Unter den Fremden, die zu uns kamen, war auch der ruhige, geradeausgehende Dr. Burghard aus Wildbad in Württemberg, der seine Absicht, sich in Rom immer im Winter niederzulassen, leider nicht ausführte.

Schadenfeuer im Atelier.

„Am Weihnachtsabend 1872 hatte ich im Atelier Brand. Ein Arbeiter hatte unter einen hölzernen Drehstuhl, auf dem die zu trocknende frisch gegossene Gruppe Pietà stand, ein Becken mit glühenden Kohlen gestellt. Das Holz entzündete sich und die Gruppe stürzte zu Boden, der teilweise mitverbrannte. Es entwickelte sich ein dichter Rauch, der alle Marmorfiguren braun färbte, aber auch — Glück im Unglück — das Feuer nicht zu hellem Ausbruche kommen ließ. Das war die Bescherung im Atelier, — zu Hause hatten wir aber doch unsern Baum angezündet. Die Kinder jubelten, und wer vergäße bei solcher Freude nicht noch größeres Leid? Meine Schwester Rosina und Professor Henzen, ebenso Dr. Erhardt und Frau waren unsre Gäste. So unser Weihnachten, das uns schöne milde Tage brachte; denn bis heute haben wir noch kein Feuer im Ofen angezündet.“

„Mein 79 Jahre alter Vater hat, seiner üblen Gewohnheit getreu, sein größeres Anwesen in Betzenweiler wieder verkauft und ein kleineres dafür erworben, was mich wieder recht an seine ökonomischen Mißerfolge erinnerte; er ist aber gottlob immer noch frisch und gesund.“

Unter den Gästen, die das neue Jahr 1873 brachte, war auch Andreas Achenbach, der berühmte Düsseldorfer Maler, mit seiner interessanten blonden Tochter. Corrodi hatte ihn eingeladen, in seinem schönen Atelier, in Via degli Incurabili, zu malen. Dort besuchte ich ihn und bewunderte sein neuestes Werk. 1873. Andreas Achenbach in Rom.

„Achenbach ist in Rom und malt an einer holländischen See mit dickbewamsten Matrosen. — Bei seinem Besuche in meinem Atelier haben wir abgemacht, daß ich seine Büste in Marmor mache, er mir dafür eine Landschaft male. Während der Sitzungen dieses merkwürdigen Mannes habe ich sehr viel gelernt. Aufrichtig und ohne Rückhalt zeigte er mir die Schwächen meiner Arbeiten, wobei er sich ganz auf den Standpunkt des Realisten stellte, den er seinen eignen Arbeiten gegenüber gar nicht einnimmt. Jedes Wort, das er sagte, jede Ausstellung, die er machte, traf. Er ist ein geistreicher Kritiker, ein hervorragend gescheiter Kopf, und sein Schädel ist zur Plastik wie gemacht. Achenbach hat viel Witz, den er der Dummheit der Menschen gegenüber gern gebraucht; er ist voll Uebermut und Selbstvertrauen als Künstler, aber nur Landschafter, dies jedoch ‚par excellence‘!“

Mit der Büste war er so zufrieden, daß er sie dreimal in Marmor bestellte; zweimal hat er sie reichlich bezahlt, für einmal bekam ich eine holländische Seelandschaft von ihm, die heute noch eine Zierde meiner Sammlung ist.

Die Italiener verstehen Achenbach gar nicht. Er ist ein Manierist, sagt der eine — er macht alles auswendig und hat seine eigne Welt, ein andrer. Es ist höchst interessant, die italienischen Künstler über deutsche Kunstwerke urteilen zu hören, und da ich deutsche Bilder besitze und italienische Künstler mich oft besuchen, so habe ich Gelegenheit, ihre Aussprüche zu vernehmen. Böcklin verstehen sie ganz und gar nicht; ich glaube, daß noch nie ein Italiener ein Bild von

Böcklin gekauft hat. „Er ist ein Phantast, ein Manierist, der schlecht zeichnet und unklar denkt.“

Die Spanier hingegen sind für unsre deutsche Kunst enthusiasmiert, vor allem für A. Menzel, von dessen Werken Photographien auf den Tischen ihrer Ateliers aufliegen. Die neueste Richtung, die oft ins Alberne und Kindische überschnappt, verstehen sie natürlich auch nicht.

Margherita la Bella im Atelier.

„Die Prinzessin von Piemont, Margherita la Bella (die jetzige Königin von Italien) war in meinem Atelier! Sie kam, um die Büste der Königin von Holland und die der Königin von Württemberg zu sehen. In schönstem Deutsch begrüßte sie mich und sagte, sie freue sich, meine Arbeiten und mich selbst kennen zu lernen, denn sie habe schon oft meine Werke loben und meinen Namen nennen hören. Alles, auch die kleinsten Gegenstände wollte sie sehen und erklärt haben. Mit Leichtigkeit stieg sie die häßliche kleine Treppe in mein oberes Atelier hinauf, wo ich modellierte. ‚Unter Ihren Porträts finde ich alte Bekannte — ich möchte mit denselben sprechen, so ähnlich sind sie,‘ setzte sie schmeichelhaft hinzu. Da sie mich lobte, glaubte ich auch, daß sie ein kunstverständiges Urteil habe, und war entzückt, wie ganz Rom und wie alle Welt, über ihre Liebenswürdigkeit.“

Ich schickte ihr mein Album in den Quirinal, wofür sie mir gnädigst danken ließ.

Das Heim eines deutschen Gelehrten in Rom.

Professor Henzen, der ruhige und pflichtgetreue Gelehrte und Mitarbeiter an dem von Mommsen geleiteten corpus inscriptum, der allbeliebte Henzen gab alle Sonntage Theegesellschaft, der sich meine Schwester stets mit besonderer Sorgfalt widmete. Mit liebenswürdiger Rührigkeit wußte sie es zu machen, daß ein jeder Gast sich heimisch fühlte und gerne wieder kam. „Zia Rosina“ wurde von den Ragazzi, wie die Gelehrten scherzweise von uns genannt wurden, allgemein verehrt, was dem gütigen Henzen große Freude machte; denn er selbst bewunderte seine Pflegetochter aufs höchste. Meine

Schwester hat viel Freude an allem, was Kunst heißt, und ein gutes Urteil. Die Wände der Wohnung Henzens wurden denn auch bald bedeckt mit allerlei Kunstwerken. Dies mit der geschmackvollen Einrichtung gab der Wohnung etwas Gemütliches, was jeder Eintretende sofort empfand.

Henzen verehrte Mommsen als den größten Gelehrten der Neuzeit und hatte gewaltigen Respekt vor ihm, so sehr, daß er dem abfälligen Urteile Mommsens über Gregorovius, den er einen Schriftsteller für Damen nannte, beipflichtete, ohne Gregorovius' Schreibweise gram zu sein.

Mommsen.

An einem Sonntage speiste ich bei Henzen und traf da Mommsen, den ich schon tags vorher auf der deutschen Botschaft im Palazzo Caffarelli in einer größeren Abendgesellschaft gesehen hatte. Dort war mir, ohne daß ich ihn kannte, sein Kopf aufgefallen, der mir merkwürdig, geistreich, aber auch jesuitisch vorkam.

„Der Mann mit dem hageren langen Gesicht, mit dem großen, breiten geschlossenen Munde, mit dem etwas sentimental zur Seite geneigten Kopfe muß ein Denker sein, — wer mag wohl dieser Mann sein? So dachte ich gestern abend — heute saß ich neben ihm zu Tisch. Es regte ihn nicht sehr auf, als Henzen mich ihm vorstellte; ich machte offenbar nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Ein Bildhauer mehr oder weniger — darauf kommt es ihm nicht an."

Kunst blieb diesem großen Gelehrten immer ein verschlossenes Buch, obgleich die große Natur doch auch ein Buch ist, das zu lesen eine Kunst ist, und das zu lesen der Künstler versteht. Während die beiden Gelehrten über neu entdeckte Inschriften, kalte Zeugen vergangener Kultur, sprachen, unterhielt ich mich mit meiner Schwester über die lebendige Kunst.

Prinz und Prinzessin Alice von Hessen.

„Heute, den 10. April, kam Prinz und Prinzessin Alice von Hessen, von Professor Ruhland aus Weimar geleitet, in mein Atelier. Ausnehmend gefällt mir die lebhafte Prinzessin, die über Kunst so vernünftig und intelligent sprach, daß ich

nur staunen mußte. „Kommen Sie doch diesen Sommer nach Darmstadt — wohnen Sie bei uns und modellieren Sie meine Büste.' Mit Freuden sagte ich zu, — diesen Kopf zu modellieren, darauf freue ich mich!"

Der naturalistische Christus von Michelangelo.

Professor Ruhland wünschte den Christus von Michelangelo in San Maria sopra Minerva in Gips zu haben, jedoch ohne den Lendenschurz und ohne die messingene Beschuhung. Er erreichte es, daß man ihn so formen durfte, und so hatte ich die Freude, dieses gewaltige naturalistische Meisterwerk in meinem Atelier zu sehen. Es schien mir aber mehr ein derber Akt nach einem Modell, als ein Christus zu sein. Um wie viel schöner ist er ohne das messingene Gewand! Denn gerade die Partie um die Hüfte ist die schönste.

Für die große Ausstellung sandte ich nach Wien außer den genannten Gruppen der Pietà und des Brunnens noch die Marmorstatuen „Herbst" und „Sommer", mehrere Büsten und Reliefe. Alles kam gut an, wurde von der Jury angenommen und gut aufgestellt. Ich nahm mir daher vor, Wien im Laufe des Sommers zu besuchen. Ein Zufall machte mir dies leicht.

Anfangs Mai erschien öfters in meinem Atelier ein Herr Reitzes, ein Advokat aus Wien, der seine Büste in Marmor von mir machen ließ. Er erzählte uns viel von einem Sommerhause, das er in dem später durch den geheimnisvollen Tod des Kronprinzen Rudolf allgemein bekannt gewordenen Meierling besitze, und lud uns dringend ein, während unsers Aufenthaltes in Wien dort zu wohnen. Diese liebenswürdige Einladung nahm ich gerne an.

„15. Mai 1873. Die große Ausstellung in Wien ist eröffnet; aber der große ‚Krach' hat alle Hoffnung der Künstler, dort etwas zu verkaufen, vernichtet. Wie ein Naturereignis ist diese Katastrophe hereingebrochen und hat alles weggeschwemmt, und das gerade zur Eröffnung der großen Ausstellung. Die Cholera zeigt sich auch noch, damit das Maß der Zerstörung voll werde."

So schlimm kam es nun doch nicht, wenngleich der Schaden für die Ausstellung groß ward.

Mitte Juni 1873. Es war Zeit, daß ich das heiße Rom verließ. Das römische Fieber hatte mich wieder überfallen, und auch die Kinder waren nicht wohl. So sagte ich Rom leichten Herzens Addio! Nach Wien.

Ueber Padua fuhren wir am zweiten Tage bis Mabresina. Triest lag unter uns. Am Abend genossen wir die wunderschöne Landschaft. Unsrer Olga zeigte ich Triest, die Stadt, in der sie später ihre neue Heimat fand.

Die Eisenbahn brachte uns dann über die felsige hochromantische Hochebene nach dem baumfrischen Graz, tags darauf über den Semmering — eine Fahrt, die an malerischen Ueberraschungen nicht ihresgleichen hat. Schon am frühen Mittag waren wir in Baden bei Wien und fuhren sogleich mit einem Fiaker durch das kühle, wasserreiche, höchst interessante Helenenthal nach Meierling.

„Wir fanden die Besitzung des Herrn Reitzes, ein nettes, bescheidenes, zu einer kleinen Villa aufgeputztes Bauernhaus, zehn Minuten von Meierling entfernt. Im Dorfe befand sich ein bescheidenes Wirtshaus, wo wir alle Mittag zum Essen erschienen. Die Kost war derb und gut; morgens und abends bereiteten wir uns unsre Mahlzeiten selbst in der Villa. Letztere, ‚Marienhof‘ geheißen, lag in einem lieblichen Thale; rechts und links zogen sich schattige Tannenwälder mit Laubholz gemischt dahin, in der Ferne sah man den Schneeberg. Es war die Ruhe selbst — dieses Thal.“ In Meierling.

Der erste Eindruck, den die Ausstellung auf mich machte, war ein ungünstiger. Ich fand alles mittelmäßig, wohl, weil ich das Höchste erwartet hatte. Mein Urteil ward aber doch bald ein günstigeres, und ich erfreute mich besonders an der Malerei. Meiner eignen Sachen schämte ich mich fast — ich getraute mir kaum, sie anzusehen. In der Ausstellung zu Wien.

Acht Tage verbrachte ich in Wien hauptsächlich mit dem Besuche der Ausstellung; darauf kehrte ich nach dem stillen, lieblichen Meierling zurück.

Ein gemütliches Mönchskloster.

Ungefähr eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, von unserm Häuschen durch einen Hügel getrennt, liegt das Kloster „Heiligkreuz", ein Mönchssitz, wie ihn nur noch Oesterreich aufzuweisen hat und dem weit und breit alles gehört, Feld und Wald und Acker und Wiese, Höfe und Dörfer — ein halbes Herzogtum. Die Patres leben dort wie die Prinzen, ein wahrhaft fürstliches Leben; oft kamen sie zwanglos ins Wirtshaus nach Meierling; das gute Bier schmeckte ihnen da ebensogut wie uns. Wir machten Bekanntschaft, die uns zu einem Besuche des Klosters führte, dem noch mehrere folgten.

Ich ward von dem Prior, dem Pater Leopold, und seinen Mönchen sehr gut aufgenommen; war ich doch Künstler, und kam ich doch aus Rom! Unter ihnen (es waren ihrer vierzig) befanden sich manche sehr gelehrte Männer; der Bibliothekar brachte mir alsbald illustrierte Zeitschriften, in denen einige meiner Werke abgebildet waren, und die kleine Mitteilungen aus meinem Leben, Wirken und Schaffen enthielten. Der gute Mönch hielt Ordnung in seinem Revier und wußte wohl Bescheid darin.

In der Zeit meines dortigen Aufenthalts wurde ich oft vom Prior zu Tisch geladen. Im Refektorium, einem langen, kühlen Saale mit kahlen Mauern oben, unten aber mit braunem Nußbaumholze herrlich getäfelt, wurde gegessen. Von einer Art Kanzel herab sollte während der Mahlzeiten vorgelesen werden, es geschah aber nicht immer. Mir wurde der Ehrenplatz oben an der Tafel zur Seite des Priors eingeräumt. Der Speisen, die vorzüglich zubereitet waren, gab es nicht vielerlei, aber reichlich; der dargereichte Wein war eignes Gewächs des Klosters und von hervorragender Güte. Die Unterhaltung wurde frei, aber nicht sehr laut geführt; man fand sich unter gebildeten Menschen, die zu leben verstanden.

Nach Tisch erhob man sich zusammen, kehrte sich in Reih' und Glied zur Wand und hörte einem kurzen Gebete zu, das einer der Klosterherren sprach.

Pater Leopold, der Prior, war wohl der begabteste und frischeste Kopf im Kloster. Der Kellermeister zeigte mir seine Schätze, die einen Kenner wohl in Erstaunen versetzt haben würden; mir gefiel besser die Kirche, ein romanischer Bau aus dem zwölften bis dreizehnten Jahrhundert, mit hübschen Verhältnissen, guten Ornamenten und einem reichen Kreuzgang mit Säulen und runden Bogen — alles aus gelbem Kalkstein, der eine schöne Farbe angenommen hatte.

Es waren schöne Tage, die ich im Kloster „Heiligkreuz" verbringen durfte. Wie viele von den guten Patres mögen heute noch leben, und wie viele dieser sich noch des Bildhauers erinnern?

Piloty, der in der Jury war, vertraute mir frühzeitig an, daß ich die große Preismedaille zugesprochen erhalten hatte.

Gerne kehrte ich Wien den Rücken; der große „Jahrmarkt" hatte mich müde gemacht. Ich hatte viel gesehen und — wohl aus eigner Schuld — wenig gelernt.

Meine Familie ließ ich in Meierling zurück und machte mich ungern wieder auf die Reise; denn ich ging ja keiner Erholung entgegen — nur Arbeit und Aufregung warteten meiner. Nach Stuttgart.

Schon am 26. August kam ich in Stuttgart an. Nach ein paar Tagen besuchte ich meinen recht hinfällig gewordenen alten Vater, den ich da zum letztenmal sah. Auch er konnte wohl sagen: Leben ist leiden!

Von der alten Heimat fuhr ich dann nach Friedrichshafen, wo die württembergischen Majestäten sich aufhielten. Ich wurde von ihnen aufs beste empfangen; nur die Kavaliere waren nicht mehr so liebenswürdig und zuvorkommend höflich wie früher — was hat das zu bedeuten? fragte ich mich erstaunt. Kühler Empfang bei Hof in Friedrichshafen

Ich wurde zu Tisch geladen. Die Königin, gütig wie immer, fragte mich über Wien, das sie auch besucht hatte, über Rom, meine Familie und andres mehr.

Nach Tisch bat mich Frau von Massenbach, sie oben in ihrem Salon zu besuchen, um den Kaffee mit ihr zu trinken. Im Gespräche kam die Rede auch auf die Pietà, an der in Rom in meinem Atelier schon viel in Marmor gearbeitet war, und die Ihre Majestät der katholischen Kirche in Stuttgart schenken wollte.

Mit einem Seitenblick sagte die Baronin:

„Denken Sie, die Königin will sich von der Bestellung zurückziehen."

In Ungnade.

Ich wurde von diesen paar Worten sehr überrascht. Hat die Gruppe der Königin in Wien nicht gefallen, oder sind das die Folgen des Prozesses Schäffer? Bin ich in Ungnade gefallen? Haben das ein paar „Freunde" bei der Königin durch Achselzucken erreicht? — Das alles zuckte wie ein Blitz durch mein Gehirn. Ich faßte mich aber rasch und antwortete entschlossen, daß diese Nachricht mich schmerzlich berühre, daß die Gruppe bereits in Marmor vollendet und nach dem Platze, für den sie bestimmt, in ihren ganzen Verhältnissen entworfen sei und daher schwer einen andern Käufer finden werde.

„Sie haben daher gewiß die Güte, Ihrer Majestät dies vorzustellen; ich bin überzeugt, daß die Königin nicht haben will, daß mir ein so großer Schaden erwachse." So sprach ich zu Frau von Massenbach, die ja selbst im Auftrage der Königin viele Briefe über die Bestellung dieser Gruppe an mich geschrieben hatte.

Ich habe diese Geschichte so ausführlich erzählt, weil sie den äußeren Anstoß dazu gab, daß mir die Königin auf lange Zeit ihr früheres Wohlwollen entzog. Es verursachte mir das einen Schmerz, den ich heute noch fühle. —

Von Stuttgart fuhr ich nach Darmstadt. Die Groß-

herzogin Alice war in Seeheim, wo sie mich empfing und meine Bitte, mir zum Modellieren ihrer Büste noch vierzehn Tage Frist gewähren zu wollen, gnädig gewährte.

Ich begab mich dann nach Berka, wo ich in der kleinen Villa der lieben Thöl Unterkommen fand.

Hochzeitsfeierlichkeiten in Weimar.

In Weimar sollte der Einzug des neuvermählten erbgroßherzoglichen Paares mit großer Feierlichkeit stattfinden. Der Erbprinz Karl August hatte sich die Prinzessin Pauline, Tochter des Prinzen Hermann von Weimar zur Gemahlin erkoren. Dem Erbprinzen hätte man früher auch zurufen können: Sieh, das Gute liegt so nah! — Der Kaiser und die Kaiserin hatten ihr Erscheinen bei den Festlichkeiten zugesagt.

Der Kaiserin Augusta vorgestellt.

Ich selbst war mit einer Einladung bedacht worden und hatte mich um einen hoffähigen Anzug zu bekümmern. Ich war in einiger Aufregung: hatte ich doch mit Kniehosen und schwarzen Strümpfen, mit Schnallenschuhen, mit Schiffhut und umgeschnalltem Degen zu erscheinen, auch alle Ordensauszeichnungen anzulegen. Ich Aermster hatte bloß ein kleines, lotteriges Kreuzchen anzuhängen, und Kniehosen, Schnallenschuhe, Schiffshut und Degen befanden sich nicht in meiner Ausrüstung.

Von den Kniehosen wurde ich von maßgebender Seite entbunden, und den Hut und den Degen bekam ich bei einem Schwertfeger, der solche Herrlichkeiten zum Ausleihen auf Lager hatte. Als ich mich im Spiegel so ausstaffiert sah, mußte ich laut auflachen. Im Schlosse fand ich nur die geladenen Künstler der Akademie ebenso maskiert wie ich.

Unter feierlicher Stille erschien, unter Vortritt des Oberhofmarschalls, der Kaiser; hochaufgerichtet führte er die Großherzogin. Es folgte die Kaiserin mit dem Großherzog und in stattlicher Reihe ein glänzender Zug. Ich vergaß ganz das Komische meiner Erscheinung und ward sehr feierlich gestimmt. Ich sah nur den Kaiser!

Fest auf der Wartburg.

Einige Tage darauf hatte ich das Glück, bei einem Hofkonzerte, bei dem Liszt spielte, der Kaiserin Augusta durch die Großherzogin vorgestellt zu werden. Ihre Majestät sprach lange und sehr lebhaft mit mir.

„Ich war noch nie in Italien," sagte sie unter anderm zu mir, „nur durch die Vorhalle, von Venedig aus, durfte ich in dies gelobte Land schauen. Sie sind glücklich, doppelt glücklich, da Sie als Künstler dort weilen können."

Die hohe Frau erkundigte sich sehr huldvoll nach meinen Arbeiten, nach meinem Schaffen und anderm. — Es war dies, ohne daß ich es ahnte, eine für mich folgenreiche Stunde. Der Kaiser war schon vorher nach Berlin zurückgereist.

Während bei Hof Feste auf Feste folgten, modellierte ich zwischendrein das Porträtrelief der Erbgroßherzogin Pauline, und diese Stunden waren für mich besonders schön; man zeigte mir das Schloß und seine Kunstschätze; ich bekam oft die Zeichnungen von Lionardi da Vinci zu sehen, an deren Echtheit ich nicht zweifelte — sie sind ergreifend schön.

Wo ich aber auch immer war — meine Finger mußten immer etwas zu kneten und zu bilden haben. So entstanden in diesen Tagen noch verschiedene Porträtreliefs.

Liszt hatte vom Großherzoge dessen Porträtrelief in Marmor geschenkt erhalten und feierte dies Ereignis durch ein großes Festmahl, zu dem ich, als der Schöpfer des Kunstwerkes, an erster Stelle geladen wurde.

Am 19. September hielt das erbgroßherzogliche Paar in Eisenach seinen feierlichen Einzug. Ganz Eisenach befand sich im Festgewande, großer Jubel, freudige Gesichter allenthalben — es war ein Familienfest, Hof und Volk war eins. Eine unabsehbare Reihe von geschmückten Wagen zogen am Schlosse vorbei, auf dessen Altane die Neuvermählten standen und die Huldigung der Gewerbe, der Stände und der Handwerke entgegennahmen.

Das glänzendste Fest wurde auf der Wartburg gefeiert, wozu Liszt nach einer Scheffelschen Dichtung ein eignes Musikwerk geschaffen hatte.

Auf der Wartburg hat Meister Schwind märchenhafte schöne Bilder angebracht; aber in diesen Räumen wirken sie dünn und körperlos.

Nur ungern verabschiedete ich mich, nahm aber die gnädige Einladung der Großherzogin, sie in Schlesien einmal zu besuchen, dankbaren Herzens mit mir.

Von Berka aus trat ich die Fahrt nach Wiesbaden an, die ich in Worms unterbrach, wo ich die Büste des Herrn Heyl modellierte.

Und so kam ich endlich in Darmstadt an, wo Bildhauer König, der bei mir in Rom sich zu einem tüchtigen Künstler ausgebildet und dann in Darmstadt niedergelassen hatte, in der Villa der Prinzessin in einem Saale mit Nordlicht alles für meine Arbeit vorbereitet hatte.

Prinzessin Alice war eine der interessantesten Frauen, die näher kennen zu lernen ich das Glück hatte. Mittelgroß und von festem Körperbau, hatte sie starke Arme, die sich durch vieles Kutschieren noch mehr ausbildeten, einen kleinen Kopf mit lebhaften, hellen Augen, hervortretende Nase, zurückgehendes Kinn und sehr farbigen Teint. Sie hatte viel mit ihrer Mutter, der Königin Viktoria von England gemein; diese Familienähnlichkeit teilte sie mit ihrer Schwester, der Kaiserin Friedrich und mit unserm Kaiser selbst.

Eine interessante fürstliche Frau.

Die Prinzessin, umgeben von einer Schar blühender Kinder, strahlte in ihrem Glücke; und doch ging oft ein Zug tiefsten Schmerzes über ihr edles Gesicht, wenn sie des großen Unglücks gedachte, das sie durch den tödlichen Sturz eines Söhnchens aus dem Fenster getroffen.

Einfach, ohne großen Aufputz, wollte Prinzessin Alice dargestellt werden, und ihr Gemahl, der Prinz Ludwig, nachmaliger Großherzog, pflichtete ihr bei. Und so ging ich denn an mein Werk.

Die Sitzungen fanden gewöhnlich des Morgens statt, was für mich auch die beste Zeit war, zu der ich mich noch am frischesten fühlte, und dauerten je anderthalb bis zwei Stunden, die mit für mich unvergeßlichen Mitteilungen und Gesprächen von seiten der Prinzessin ausgefüllt wurden.

Die einzige Fürstin verehrte ihren Vater, den Prinzgemahl Albert, über alles; rührend erzählte sie von seinem edeln Charakter, von seinen letzten Stunden, in denen sie nicht von seinem Bette gewichen.

„Er war die Stütze unsers Hauses, seiner Familie, ein unentbehrlicher Ratgeber meiner Mutter, für sie war sein Tod ein unersetzlicher Verlust. Nicht nur, daß ich halb deutsch von Geburt bin — ich liebe Deutschland vor allen Ländern und die Deutschen vor allen Völkern. Ich glaube übrigens, daß alle oder die meisten Engländer dies auch thun (?), da sie erst kürzlich ihre wahren Freunde kennen gelernt haben.“

Prinzessin Alice war eine hochgebildete Frau; sie besaß eine große Menschenkenntnis. In religiösen Dingen war sie geradezu Freidenkerin. Der berühmte Strauß war ihr ein treuer Freund; er schrieb für sie das Leben Voltaires in Form von Vorlesungen, ein „Meisterwerk von einer Biographie“, wie mir Döllinger sagte. Strauß stand in stetem Briefwechsel mit der Prinzessin, und mit der Voltaire-Biographie setzte er ihr ein unvergängliches Denkmal für alle Zeiten.

Eines Morgens während der Sitzung bekam die Prinzessin einen Brief. Sie besah die Adresse und öffnete mit zitternder Hand. „Verzeihen Sie!“ sagte sie und las.

Da ich durch das Modellieren gezwungen war, in ihr Antlitz zu schauen, bemerkte ich wohl, daß Thränen ihre Augen füllten.

„Sollen wir aufhören?“ fragte ich.

„O nein! Hören Sie, was mir Strauß in diesem Briefe meldet.“ Ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte. „Ich werde ihn nicht mehr sehen, den aufrichtigen, treuen Freund.“

Dann nahm sie den Brief und las mir mit leiser Stimme vor:

„Meine edle Fürstin! Ich muß Abschied nehmen für immer. Ich danke zuletzt noch für all Ihre Güte und Freundschaft von ganzem Herzen. Wenn Sie diese Zeilen in Händen haben werden, bin ich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden. Viel haben wir gesprochen über Glauben und Religion, vieles habe ich Ihnen zu beweisen versucht. Ich nehme im Angesichte des Todes kein Wort davon zurück. Mögen Sie glücklich sein und mich nie vergessen!"

So ungefähr lauteten die Worte des sterbenden Philosophen; ich habe sie hier wiedergegeben, wie ich sie unter dem frischen Eindrucke jener Stunde in mein Tagebuch eingezeichnet habe.

„Die Fürstin weinte bitterlich. Die Sitzung wurde aufgehoben. Diese Augenblicke werde ich nie vergessen, tief haben sie sich meiner Seele eingeprägt."

Nach vierzehn Tagen, bald nach oben geschilderter Scene, war die Büste fertig zur Zufriedenheit der Prinzessin, des Prinzen Ludwig und der übrigen Angehörigen.

„Machen Sie die Büste in Marmor fertig," sagte mir die Prinzessin, „und senden Sie sie dann an meine Mutter nach London; von dorther werden Sie auch bezahlt werden. Ich würde sogleich auch ein Stück bestellen, aber wir müssen sparen."

Die Königin Viktoria bestellte dann durch ihren Privatsekretär die Büste zweimal in Marmor, jedesmal zum festgesetzten Preise von 4000 Mark. Der bezeichnete Herr stellte nachher die Anfrage, wieviel fünf Büsten, mit denen die Kinder der Königin beschenkt werden sollten, kosten würden. Ich nannte eine namhafte Summe für jede einzelne weniger, worauf ich den Bescheid erhielt, daß meine Forderung Ihrer Majestät doch zu hoch erscheinen dürfte. —

Die Tage in Darmstadt benutzte ich zu Ausflügen in

die zwar einfache, aber doch anmutige Umgegend und zum öfteren Besuche des Museums, wo ich mich an dem herrlichen Rubens, wohl einem der besten Bilder dieses großen Meisters, und an einer Madonna von Holbein erfreute.

Am 29. Oktober verließ ich Darmstadt, körperlich zwar müde, aber geistig gehoben und voll Verlangen, bald wieder in Rom arbeiten zu können.

In Stuttgart machte ich nur einen Tag Halt; sah Lübke und Freund Griesinger und fuhr direkt von da nach Rom.

Wieder an der Arbeit in Rom.

Nun wurde das Marmorarbeiten und das Schaffen im großen wieder aufgenommen; Sommer wie Winter waren ja für mich eigentlich eine ununterbrochene Arbeitszeit. Oft sah ich, nach der Versicherung meiner Freunde, recht elend dabei aus. Aber es ging doch, und wenn das tückische Fieber nicht da war, stellte sich auch der alte Humor wieder ein. „Nur zu Hause bist du ein Brummbär," sagte meine Frau zu mir; „bei andern Leuten und in Gesellschaft bist du der liebenswürdige Künstler!" Sie hatte wohl recht: zu Hause übt man Kritik — in Gesellschaft machen einem die Albernheiten der andern Spaß und Vergnügen. So ist die Welt!

Das schöne Weihnachtsfest war wieder da. Für uns in der Fremde ist es ein Fest der Erinnerung an das liebe Vaterland, an die Heimat, an die ganze große Volksfamilie, der wir, nun in Einigkeit, angehören.

45 Jahre lebe ich nun schon in Rom, meine Frau über 30 Jahre, und unsre Kinder sind da geboren. Aber Italiener sind wir nicht geworden. Tief und innig fühlen wir alle das Wohl und Wehe unsers lieben deutschen Vaterlandes mit. Leider aber sind nicht alle Deutsche, die in Rom leben, echte Deutsche geblieben. Viele haben ihre Söhne, aus Furcht, sie in Deutschland unter die Soldaten geben zu müssen, und aus andern nichtigen Gründen, Italiener werden lassen; viele haben es sogar versäumt, ihre Kinder die liebe deutsche

Muttersprache sprechen zu lehren — alles gewiß nicht lobenswert!

Der Deutsche Künstlerverein erleuchtet alljährlich seine Räume mit dem Zauberglanze eines deutschen Weihnachtsbaumes — es sind das immer stimmungsvolle Abende.

„Heute am ersten Weihnachtstage (1873) haben wir uns in der Familie ein eignes Bäumchen aufgeputzt und angezündet zum hellen Jubel der Kleinen und Großen!" Schöne Weihnachten.

„Freund Henneberg ist wieder hier. Mit ihm, auch mit seinem Vetter Flinsch und dessen Tochter aus Bonn reite ich wieder öfters hinaus in die herrliche Campagna. Ich fühle wieder frisches Blut in meinen Adern. Das Fieber hat mich verlassen."

Mit gehobenen Gefühlen, gleichsam in Vorahnung dessen, was mir demnächst Schönes beschieden war, ging ich dem neuen Jahre 1874 entgegen.

Nach alter Gewohnheit ging ich am Neujahrsmorgen in mein Atelier, denn das neue Jahr wollte ich immer mit Arbeit beginnen. Niemand außer mir befand sich in den großen Räumen — die Ruhe und Stille in denselben war köstlich. Es gab da genug für mich zu thun. 1874.

Unter vielen Amerikanern, die in jener Zeit mein Atelier besuchten, war ein Herr Heat mit Frau und einem sechsjährigen Töchterchen. Dieser Mister Heat, ein echter und rechter Yankee, war zuerst Kutscher, dann Eigentümer einer Droschke, dann großer Fuhrwerksbesitzer und zuletzt ein reicher Mann, der sich und seine Frau in Europa in Marmor aushauen ließ. Amerikaner im Atelier.

Diese Amerikaner sprachen gewöhnlich nur englisch, und davon verstehe ich leider kein Wort. Ich sage „leider", weil Mangelnde Sprachkenntnisse.

mir das von großem geschäftlichem Nachteile war. Die Italiener, Kaufleute und Künstler, verstehen ihren Vorteil besser und lernen vor allem Englisch sprechen; nach den englischen Pfunden werfen sie alle ihre Netze aus. Hätte ich dies auch gewollt — es wäre mir bei meinem Mangel an der nötigen Sprachkenntnis unmöglich gewesen. Meine sprachkundigeren Freunde und auch meine Frau halfen meinen Opfern manchmal über die Langeweile des Sitzens hinweg, und doch machten diese oft recht merkwürdige Gesichter dabei.

Die Büsten des Ehepaares waren zur Zufriedenheit ausgefallen, und Mister Heat stellte sich stolz seinem zweiten Ich gegenüber. Mistreß Heat hatte ich, ganz wie es in Europa Mode war, mit naktem Hals und Schultern modelliert. Daran hatte Mister Heat nichts auszusetzen, wohl aber daran, daß ich die Perlen des Halsbandes, das ich um den Hals gelegt, zu klein gemacht habe; er vertraute meiner Frau an, daß die Perlen seiner Frau viel größer seien. Das ließ sich gottlob besser machen.

Größere Perlen, wenn's beliebt!

Auch die Russen stellten sich wieder ein. Die Büste und das Relief des Fürsten Galitzin, der einen hageren, charaktervollen Kopf hatte, hatte ich zu modellieren und auszuführen.

Dieses fortgesetzte Porträtieren ermüdete mich oft sehr, und ich sehnte mich dann nach freierer, größerer Arbeit. Die Arbeit an den Porträts ist, das weiß jeder Künstler, aufregend und aufreibend. Selbst wenn man die Zufriedenheit der Sitzenden und all der mitgeschleppten Vettern und Basen erreicht, ist es eitel Mühe und Not!

Auf dem letzten der drei Bälle, die unser Botschafter, Herr von Keudel, im Karneval gab, war auch Prinz und Prinzessin von Piemont, das jetzige italienische Königspaar, erschienen. Da geschah es, daß die Prinzessin Margherita Gregorovius zum Tanze mit ihr auffordern ließ. Da aber unser gelehrter Landsmann des Tanzens völlig unkundig war, mußte er der Prinzessin wohl oder übel einen Korb geben.

Gregorovius giebt der schönen Prinzessin Margherita einen Korb.

Ganz aufgeregt kam er zu mir in ein Nebenzimmer und sagte: „Ist Ihnen das auch schon passiert, daß Sie einer Kronprinzessin einen Korb gegeben haben? Gerade habe ich es gethan!“ Dann stürzte er an mir vorbei. Ich glaube, mit seiner Ruhe war es an diesem Abend vorbei.

Solange die Gesandtschaft und Botschaft auf dem Kapitol im Palazzo Caffarelli in Rom besteht, war gewiß kein liebenswürdigerer Mann auf diesem Posten als Herr von Keudell. Frau von Keudell war die Einfachheit und Bescheidenheit selber, und sie kannte keine größere Freude, als Gutes thun; ihre Wohlhabenheit erlaubte ihr dies in großem Stil! So sah man denn auch damals alle Deutschen in Rom oft um ihren Botschafter versammelt, der deswegen die italienischen Kreise nicht vernachlässigte. Herr von Keudell war der Bevorzugte der Frau Kronprinzessin Margherita und deren ganzer Familie.

Ein liebenswürdiger Diplomat.

Wie ein leicht hingeworfenes Wort dem Leben eines Menschen eine ganz neue Richtung geben kann, das erfuhr ich an mir selbst in jenen Tagen.

Dr. med. Burkhardt aus Wildbad war wieder in Rom und kam öfters zu uns, um den Abend bei einer Tasse Thee gemütlich zu verbringen. Dr. Burkhardt war ein wohlwollender Freund, der im Interesse andrer dachte und handelte. Wir sprachen von Deutschland, von meinen Besuchen an den Höfen von Stuttgart, Weimar und anderm.

Eine bedeutsame Anregung.

„Kopf,“ sagte der Doktor zu mir, „warum gehen Sie nicht auch einmal für den Herbst nach Baden-Baden? Das müßte ein Ort für Sie sein! Alljährlich kommt dorthin die Kaiserin und auch der Kaiser, die natürlich immer viele andre hohe Herrschaften nach sich ziehen. Versuchen Sie es doch einmal! Da Sie die Kaiserin schon kennen, und der Hof von Weimar Ihnen so wohl will, ist es ja kein großes Wagnis.“

Der Gedanke zündete sofort bei mir: der Mann hat

Ein wichtiger Entschluß.

recht, das mußt du thun und zwar gleich in diesem Herbst! Der Anstoß war gegeben, die Kugel kam ins Rollen.

Am 19. März, meinem Namenstage, erschien die Kronprinzessin Margherita in meinem Atelier, nicht um mich zu beglückwünschen, sondern um die in Marmor fertiggestellte Büste der Prinzessin Alice von Hessen zu sehen, die sie sehr ähnlich fand. Diesmal war die hohe Frau mehr gnädig als liebenswürdig. Sie erkundigte sich nach Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta und fragte, ob sie noch so schöne Arme habe, die sie selbst so gern bewunderte. Dann fragte sie nach den Preisen meiner Porträts, worüber ich mir aber keine Illusionen machte; denn ich wußte wohl, daß die italienischen Künstler eifersüchtig alle Bestellungen an Fremde fernzuhalten wußten. Sie selbst verkaufen ja fast ausschließlich nach dem Auslande. Das finden sie ganz in der Ordnung, aber auch das, daß Italiener nur bei Italienern kaufen dürfen. Mehrmals war ich in Kommissionen für Ankauf von Bildern auf Ausstellungen, und niemals konnte ich durchsetzen, daß Deutsche durch Verleihung von Medaillen oder durch Ankauf ihrer Bilder berücksichtigt wurden. Einen kleinlichen neidischen Zug konnten sie nicht überwinden, obgleich ich ihnen vorhielt, wie viele Medaillen sie von uns beziehen, wie viele Tausende von Lire wir für ihre Bilder geben, und wie wir letztere häufig in unsern Galerien aufhängen und über Gebühr schätzen.

Italienischer Künstlerneid.

Maler Heilbuth.

Unter den bedeutenderen Künstlern, die den Winter 1874 in Rom interessant machten, war der Maler Heilbuth, ein deutscher Jude, der aber große Sympathien für Frankreich und die Franzosen hatte. Konnte man ihm dies verargen, da wir Deutsche ja erst den Stempel der französischen Anerkennung tragen mußten, ehe wir zu Hause etwas gelten konnten? Heilbuth war in Paris sehr beliebt, und so vertauschte er leichten Herzens sein Vaterland und wurde Franzose. Er war im übrigen ein geborener Künstler mit großem, richtigem Urteil andern gegenüber. Er schuf fein koloristische Bilder

mit guter Zeichnung. Seine Gegenstände nahm er in Italien aus dem Reiche der Kardinäle, in Paris aus dem modernen Leben, wie es sich in den Parks, im Freien auf Wiese und Feld abspielt. London, wo er vorher gewohnt, verließ er, von einem sonderbaren Zufall und auch von Aberglauben getrieben. Bei einem jener undurchdringlichen Londoner Nebel sah er einen Wagen vor sich fahren. Er pfiff und rief: Ich will mit! — Der Wagen hält: es war ein — Totenwagen. Dies Bild brachte er nicht mehr aus seinem Sinn, es verscheuchte ihn von London.

Ausflug nach Ostia und Castel Fusano.

An einem warmen, aber herrlichen Junitage machten wir mit der Familie Corrodi, mit Hofrat Heckert und mit der vergnügungsfreudigen Pauline Dortenbach, die die maîtresse de plaisir machte, einen Ausflug zu Wagen nach Ostia, mit seinem Meere und seiner zauberhaften Umgebung, und Castel Fusano, mit seinem herrlichen Pinienwald. Im Schatten kolossaler Pinien, die wohl nirgends so schön als in der Umgebung Roms wachsen und die römischen Bäume genannt werden können, hielten wir köstliche Rast, wobei Arnold, der jüngere Sohn der Malerfamilie Corrodi, in übermütig heiterer Weise sein lustiges Wesen trieb. Aber bald danach kamen trübe Tage für Corrodis. Der lebensfrohe, hochbegabte Arnold starb in der Blüte seines Lebens. Die armen Eltern und der Bruder Hermann waren außer sich vor Schmerz.

Arnold Corrodi †.

Der Tod holte in jener Zeit noch viele meiner Freunde, darunter den lieben Grüneisen, ab.

Meine Bildergalerie.

Meine Bildergalerie vergrößerte sich: Achenbach malte mir zwei Bilder, ein Feuerbach kam dazu und auch ein neuer Otto Brand und Karl Rauch, welch letzterer manchmal ganz reizende, gemütliche Sächelchen zu stande brachte.

Römisches Fieber.

Anfang Juni, gerade im Begriffe, wieder nach Deutschland abzureisen, überfiel mich wieder das Fieber. Unser nächstes Reiseziel war Schwarzburg-Rudolstadt. Die kleinliche, saubere Natur in jener Gegend gefiel mir ganz gut; aber

zum rechten Genuß ließ mich das Fieber nicht kommen. Schlechte Laune, der Fluch dieser Krankheit, nahm jede Lebenslust von mir. Schon nach einigen Wochen gingen wir in das Seebad Heiligendamm, wo wir eine große und vornehme Badegesellschaft trafen, in der es oft recht unheilig zuging. Halb Israel von Berlin war dort vertreten, was einem Künstler nur recht sein konnte; denn diese Leute sind ja fast noch die einzigen, die für Kunst etwas übrig haben, und ihre Frauen sind meist auch schöner als die Töchter eines Oberkirchenrats.

Im Seebad Heiligendamm.

Schon Mitte August verließen wir Heiligendamm; meine Frau und Kind reisten nach Leipzig, ich selbst wollte mein Vorhaben, Baden-Baden zu besuchen, ausführen. Auf der Reise besuchten wir auch die Stadt Schwerin, in deren Straßen mein zukünftiger Schwiegersohn (Bildhauer Berwald in Berlin) in jenen Tagen wohl als Knabe herumlief, er wie wir ohne Ahnung gegenseitiger Existenz und künftigen Geschickes. — Das wasserreiche Land mit den vielen Seen und Teichen bietet viel Malerisches dar. In Schwerin gefiel mir die groß und weit angelegte Kirche, gar nicht aber das von Stüler restaurierte neue Schloß, das zu „stilscheckig“ gebaut ist.

Der künftige Schwiegersohn in kurzen Höschen.

In Köln stieg ich bei meinen Freunden Vom Rath ab. Müde, wie ich mich fühlte, that mir die Pflege in diesem gastlichen Hause doppelt wohl. Dort erhielt ich die schmerzliche Nachricht, daß mein lieber Vater in Betzenweiler im Alter von 80 Jahren gestorben war.

Im gastlichen Hause Vom Rath in Köln.

Mein Vater †.

Die Familie Vom Rath begleitete ich in ihre Villa nach Godesberg, wo ich meine „Nymphe“ sehr schön aufgestellt fand.

Schöne Tage am Rhein.

Meine Gesundheit kräftigte sich in jenen Tagen der Ruhe sehr, und dankbaren Herzens verließ ich die Freunde. In Frankfurt sah ich die Bekannten Gerson, den vorzüglichen Bildhauer Kaupert, der lange Jahre in Rom zugebracht, ebenso Hasselhorst und Cornill. Der Herzog von Nassau lud

mich zu Tisch, die Frau Herzogin empfing mich auf ihrem wundervoll gelegenen Lieblingsschlosse Königsstein.

Von Darmstadt aus ging ich nach Kranichstein, wo ich der Prinzessin Alice meine Aufwartung machen durfte. Die hohe Frau traf ich ganz allein und konnte Zeuge ihres mütterlichen Glückes sein. Sie zeigte mir ihre jüngste (24. Mai 1874 geborene) Tochter, die Prinzessin Marie Viktoria Feodora Leopoldine, die wie ein Röschen in einer einfachen Wiege in einem ebenso einfach ausgestatteten Schlafgemache lag. Die Kleine erwachte nicht, und leise breitete die Fürstin wieder den Schleier über die Wiege. Prinzessin Alice war die zärtlichste, sorglichste Mutter. Täglich besuchte sie die Grabgruft ihres durch ein Unglück ums Leben gekommenen Söhnchens, das sie nicht vergessen konnte. Den Tod holte sich diese fürstliche Mutter vom Munde ihrer an der Halsbräune erkrankten Kinder weg, deren Krankenlager sie liebreich tröstend nicht verließ. Zum Abschied — ich sollte die edelste der Fürstinnen nicht wieder sehen — schenkte sie mir viele Photographien ihrer Kinder, die ich als teures Andenken bewahre.

Eine fürstliche Mutter.

Am 6. September 1874 kam ich nach Baden-Baden. Tags darauf besuchte ich Frau Grunelius, die mich in ihrer hoch am Schloßberg gelegenen Villa in alter Freundschaft empfing und mich für die wenigen Tage, die ich Baden-Baden zu widmen gedachte, durchaus als Gast bei sich behalten wollte. Frau Grunelius hielt für ihre zahlreichen Bekannten ein stets offenes Haus und übte weitestgehende Gastfreundschaft. Bei Tisch waren wir nie weniger als 18—20 Personen.

Einzug in Baden-Baden.

Das Relief, das ich von ihrer verstorbenen Tochter Helene gemacht, war pietätvoll aufgestellt und stets mit frischen Blumen geschmückt. Frau Grunelius war eine ideal veranlagte Frau, eine Pfarrerstochter, streng religiös mit tolerantem Sinne; von dem sündigen Baden, wie es sich allabendlich am Kurhause zeigte, wollte sie nichts wissen, hatte aber für andre, die Vergnügen dort suchten und fanden, keine Vorwürfe.

Zwei verschiedene Frauen. Frau Grunelius und Frau v. Guaita.

Eine durchaus andre Frau war Frau v. Guaita, geborene Mumm. Sie hatte ihre Villa der von Grunelius gegenüber und brachte ebenfalls den Sommer in Baden-Baden zu. Sie entstammte einer Frankfurter Patrizierfamilie, der „Champagner-Mumm" war ihr Bruder. Sie war von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, geistreich, aber kein Schöngeist. Ihr Ehrgeiz trieb sie dazu, was in der Gesellschaft von Rang und großem Namen erschien, in ihr mit großer Pracht und mit viel Geschmack ausgestattetes Haus zu ziehen. Sie konnte sich rühmen, Kaiser Wilhelm I. als Prinzen bei sich empfangen und Bismarck oft als Gast in ihrem Hause in Frankfurt gesehen zu haben. Von ihrem Manne sprach man fast nie, er war ein guter, bescheidener Herr. Diese Frau v. Guaita, die viel Sinn und Verständnis für Kunst und Musik hatte, hat manchen Künstler in seiner Laufbahn unterstützt, und auch ich habe ihr viel zu verdanken.

Diese eigenartige Frau v. Guaita, der bei ihren 50 Jahren die Männer immer noch näher standen als die Frauen, traf ich in ihrem schönen Garten bei ihren Rosen beschäftigt. „Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen," sagte sie zu mir, „aber Sie kommen mir gerade recht." Und nun teilte sie mir in ihrer energischen Art mit, daß ihr Sohn mit Familie anwesend sei, und erklärte mir, daß ich die Büsten ihrer Enkelinnen, zwei fünf- und sechsjährigen Mädchen, modellieren müsse. Meinen Einwand, daß ich doch noch sehr angegriffen und müde sei, ließ sie nicht gelten. „Sie sehen allerdings recht elend aus; da müssen sie einfach gut essen und trinken."

Die erste Arbeit in Baden-Baden.

Und nach ein paar Tagen Ruhe in dem gastlichen Hause ging ich in einem von Frau Guaita rasch eingerichteten Atelier wirklich an die Arbeit. Das ältere Mädchen, Tilla, war ein immer lächelndes, immer heiteres Kind, saß ruhig wie ein Bild, und in einigen Tagen war die Büste zu allgemeiner Zufriedenheit fertig. Die zweite Büste bot einige Schwierigkeit;

denn die kleine Marie war sehr ernst. Das Kind fühlte wohl, daß man ihre ältere Schwester bevorzugte, und machte meist ein gar trauriges Gesichtchen.

Am 15. September kam die Kaiserin Augusta in Baden-Baden an und wohnte, wie immer, im Meßmerschen Hause. Andern Tages schrieb ich mich bei Ihrer Majestät in das aufliegende Buch ein, was ich im Hinblick darauf, daß ich der Kaiserin in Weimar schon vorgestellt worden war, mir wohl erlauben konnte.

Schon am folgenden Tage erhielt ich durch den Hofmarschall Grafen Fürstenstein eine Einladung zur kaiserlichen Tafel. Zur Tafel der Kaiserin.

Nach Tisch blieb die ganze Gesellschaft noch einige Zeit beisammen, man trank Kaffee, den die Kaiserin immer sitzend zu sich nahm.

Durch eine Handbewegung rief mich Ihre Majestät zu sich.

„Sie bleiben also länger in Baden? Haben Sie vor, hier etwas zu arbeiten?“

„O ja, Majestät, bei Frau v. Guaita habe ich bereits eine Kinderbüste vollendet und bin daran, eine zweite zu modellieren.“

„Wie machen Sie das? Haben Sie ein Atelier hier? Ich bin in solchen Dingen wirklich sehr unerfahren, und da ich durch meine Nichten hörte, wie amüsant es sei, Ihnen bei dem Arbeiten zuzusehen, so würde es mich freuen, wenn Sie mir dies erlaubten.“

Natürlich drückte ich über den Wunsch der Kaiserin meine Freude aus, und Graf Fürstenstein wurde beauftragt, Frau v. Guaita um entsprechende Erlaubnis zu bitten.

Frau v. Guaita war überglücklich, die Kaiserin in ihrem Hause empfangen zu dürfen. Die Vorbereitungen wurden rasch getroffen, Tische und Stühle zurechtgestellt. Meine kaum angefangene Büste wurde in das große Kinderzimmer getragen, das herzige Modell versuchsweise auf einen Stuhl Ein Schaumodellieren.

gesetzt, der Platz für die Kaiserin hergerichtet und die Fenster teilweise verhängt. Selbst der sonst so ruhige Herr v. Guaita war in Aufregung; er erschien in Frack und weißer Halsbinde.

Ich selbst war gar nicht erregt. Daß ich bei dieser Gelegenheit nicht viel arbeiten würde, wußte ich ja. Es handelte sich doch nur darum, der Kaiserin ein Vergnügen zu machen.

Punkt zehn Uhr vormittags kam Ihre Majestät angefahren. Nach der Begrüßung besah und lobte die Kaiserin die schon fertige Büste von Tilla und fand sie „poetisch schön aufgefaßt, ein Meisterwerk".

„Und nun fangen wir an, das liebe Kind hier zu modellieren;" dabei gab sie der Kleinen einen Kuß.

Ich nahm Thon und Modellierholz zur Hand, machte den Mund und die Nase ziemlich ähnlich, arbeitete dann aber mehr das Ganze zusammen. Ich faßte den Kopf mit beiden Händen und gab dem Halse die richtige Stellung. Dies wirkte auf meine Zuschauer viel mehr als die Ausarbeitung des einzelnen. Dann legte ich die Haare in ihrer Masse an, modellierte einige Blumen in dieselben, zog um die Achsel ein Stück Gewand und errang mir damit bald das Lob der Kaiserin.

Die ganze Sitzung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, wonach Thee mit Eis und Gebäck gereicht wurde.

Frau v. Guaita durfte der Kaiserin ihre Villa zeigen. Ihre Majestät bewunderte sehr die herrliche Aussicht und trug sich dann ins Fremdenbuch ein. Nachdem sie sich verabschiedet hatte, standen wir im Kreise, schauten einander tiefatmend an, und wie aus einem Munde hieß es: „Das war aber interessant!"

Gute Rekommandation.

Dieser Vorgang war für mich ein großes Ereignis. Die Kaiserin machte bei jeder Gelegenheit alle Welt auf mich aufmerksam und wurde nicht müde, meiner Kunst Lob zu spenden. Wenn dieses gewiß manchmal zu hoch gespendet war, so weiß man ja doch, daß beim „Rekommandieren" eine kleine Uebertreibung nichts schadet. Das erfuhr ich denn auch bald,

denn durch die gute Rekommandation erhielt ich zunächst den schönen Auftrag, die Büste des vierjährigen Sohnes Louis der Fürstin von Monaco zu modellieren. Diese war die Tochter der Herzogin von Hamilton, geborenen Prinzessin Marie von Baden, und lebte damals, von ihrem Manne geschieden, in Baden-Baden.

Ein neuer Auftrag.

In der unweit vom Schlosse der Herzogin von Hamilton gelegenen herrlichen Villa der Fürstin von Monaco wurde mir ein geräumiges Atelier eingerichtet. Der junge Prinz war ein schöner Knabe mit großen schwarzen Augen, mit vollem kindlichem Munde und edler Kopfform, die an die alten Büsten der Augustinischen Porträts erinnerte. Da er aber voll Leben und Uebermut war, war er ein schwer zu fassendes Modell. Seine Mutter, eine ruhige, stille Schönheit, kam öfters zu den Sitzungen. Wie freudig war ich überrascht, als sie an einem Morgen mit dem Kaiser erschien. Dieser war zum Geburtstage der Kaiserin nach Baden-Baden gekommen.

Begegnung mit Kaiser Wilhelm I.

Der Kaiser scherzte in guter Laune mit dem kleinen Prinzen und wandte sich dann meiner Arbeit zu. Er fand die Büste sehr ähnlich. „Ich verstehe aber nichts von der Kunst," setzte er lächelnd hinzu. Dann fragte er mich über Rom und gab mir zum Abschied die Hand.

Am folgenden Tage schrieb ich mich bei dem Kaiser ein. Dasselbe that ich bei den badischen höchsten Herrschaften oben im Schlosse, bei der Herzogin von Hamilton und bei meinem alten Gönner dem Fürsten von Fürstenberg.

Die Zeit einer aufregenden Thätigkeit begann für mich. Wohlthuend war es mir, daß ich damals in Baden-Baden Freunde, die Familie Erhardt, hatte, denen ich all das, was ich erlebte, mitteilen konnte.

Beginn aufregender Thätigkeit in Baden-Baden.

Bei dem gütigen Fürsten von Fürstenberg, der mich zur Tafel gezogen hatte, wurde ich mit den Herren und Damen von der Umgebung des Kaisers und der Kaiserin bekannt.

Der Fürst, der das Gespräch auf meine Porträts gebracht, sprach den Wunsch aus, daß Seine Majestät seine Büste von mir solle machen lassen. „Es wird schwer halten," meinte Graf Lehndorff, „bis jetzt ist der Kaiser noch keinem Bildhauer gesessen; er hat keine Zeit dazu, und es langweilt ihn. Die Maler haben ihn schon zu sehr geplagt."

Doch die Damen gaben den einmal ausgesprochenen Gedanken nicht auf und drangen bei jeder Gelegenheit in den Kaiser, seine Büste von mir, dem Tausendkünstler, machen zu lassen. Man interessierte die Kaiserin und besonders auch die Großherzogin dafür, und dies war der richtige Weg. Auch hier erfuhr ich wieder, wie mächtige Beschützerinnen die Frauen sein können!

Vorerst erhielt ich vom Fürsten von Fürstenberg den Auftrag, die Büste seiner Tochter, der Prinzessin Amelie, zu modellieren. Ich machte mich sofort an die Arbeit, die für mich eine außerordentlich anregende und befriedigende wurde. Nach nur fünf Sitzungen konnte ich das von mir ideal aufgefaßte Porträt des aristokratisch interessanten Gesichtes der jugendlichen Prinzessin vollenden.

Auch dieses Werk wurde in der Badener Gesellschaft günstig besprochen. Aber noch fehlte mir der allerhöchste Auftrag, und fast wollte ich daran verzweifeln, daß mir derselbe zu teil werden sollte.

Bei einem großen Empfange, den die Herzogin von Hamilton zu Ehren der Majestäten gab, und zu dem auch ich eine Einladung erhalten hatte, wurde ich vom Kaiser mit einer Ansprache beglückt. Doch erst einige Tage später fiel die für mich günstige Entscheidung.

Es war bei einem Thee auf dem großherzoglichen Schlosse. Das Konzert war zu Ende; man rüstete sich zum Aufbruche. Frau v. Flemming hatte mir im Vorbeigehen zugeraunt: „Es wird nichts daraus. Ich habe dem Kaiser viel zugeredet, er will Ihnen nicht sitzen." Die Gute hatte gewiß kein Wort mit ihm gesprochen.

Nun kam der Kaiser selbst mit der Großherzogin an mir vorbei. Ich verneigte mich. Er aber trat auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: Ein kaiserlicher Auftrag.

„Nun, kneten Sie mich auch."

Freudig erregt erwiderte ich:

„Aber dann müssen Eure Majestät die Gnade haben, mir zu sitzen!"

„Wie lange brauchen Sie mich? Ich reise am 19. ab."

„Weißt du, Papa," warf die Großherzogin ein, „Kopf wird dich bei Meßmer modellieren. Ich denke, die Zeit von elf bis zwölf ist für dich die bequemste."

„Ja, du hast recht," sagte der Kaiser, und zu mir gewendet: „Also morgen um elf Uhr sehen wir uns wieder."

In der folgenden Nacht konnte ich vor Erregung nicht schlafen. Nichts war vorbereitet, und ich fühlte sehr den Mangel eines eignen Ateliers. Ich hatte sozusagen keinen Menschen, der mir helfen konnte. Frau v. Guaita, die in der Nähe gestanden war, als der Kaiser mit mir sprach, und der ich sofort das Geschehene mitteilte, war nicht minder erregt wie ich selbst, und auch sie wollte gleich andern Damen das Ihrige zum Entschlusse des Kaisers beigetragen haben. Ich ließ es gern gelten.

Auf der Villa Guaita hatte ich vorsorglich nach einer Photographie eine Idealbüste des Kaisers angefangen, und diese kam mir nun sehr zu statten. Ich ließ dieselbe samt Modellierstuhl in das Hotel Meßmer bringen, wo ich mein Atelier zu ebener Erde neben der Pförtnerstube einrichtete. Ich hatte da wenigstens gutes Nordlicht.

Endlich schlug es elf Uhr. Pünktlich zur Minute erschien der Kaiser in Begleitung des Grafen Lehndorff. Kaiser Wilhelm I. als Modell.

Um dem Kaiser das Sitzen zu ermöglichen, hatte ich eine Kiste in das Zimmer bringen und darauf einen Stuhl stellen lassen, so daß der Kopf des Kaisers ungefähr in die Höhe wie meine Büste gekommen wäre.

„Soll ich hier oben sitzen?“ sagte der alte Herr. „Ich stehe lieber.“ Und er stellte sich aufrecht neben meine Arbeit.

Wie ich es gewohnt war, nahm ich mit dem Zirkel zuerst die Maße. Höhe, Breite und Länge des Kopfes, auch die Länge des Halses und die Breite der Achseln gab ich genau in meinem Thon an. Diese Maße halte ich immer fest bis zur Vollendung der Arbeit; daher sind meine Büsten in genauer Lebensgröße ausgeführt.

Der Kaiser hielt auffallend ruhig still. Da ich etwas zagte, munterte er mich auf: „Greifen Sie nur fest zu, und legen Sie Ihren Zirkel tüchtig auf.“

Nun modellierte ich zuerst das Profil, das bald ganz ähnlich wurde. Von der festgesetzten Nasenspitze aus triangulierte ich mit meinen Augen die übrigen Maße. Schwierigkeit verursachte mir das ausrasierte Kinn. Die an jeder Seite stehen gelassene Bartpartie war schwer wiederzugeben, sie ist in der Plastik immer unschön und eigentlich auch eine unschöne Mode.

Der Kaiser erlaubte mir, daß ich ihn nach Bedarf wenden durfte, so daß er immer die Richtung meiner Büste zeigte. Um die Kopfform von oben zu sehen, stieg ich auf einen Stuhl und modellierte von oben herab.

„Sie wollen ja auf mich heruntersehen!“ sagte launig der Kaiser.

„Dann, Majestät, müßte ich im Himmel sein,“ erwiderte ich, und er nickte mir lachend zu.

Er hatte einen hohen Hemdkragen mit schwarzer Halsbinde an. Als ich diese etwas auf die Seite schieben wollte, um die Länge des Halses zu sehen und die Halsgrube zu entdecken, sagte er: „Sie wollen wohl den Hals sehen?“ zog mit überraschender Schnelligkeit den Rock aus, legte die Halsbinde ab, schlug den Hemdkragen zurück und zeigte mir so den ganzen freien Hals. „So, hier haben Sie ihn.“

Graf Lehndorff kam mit seiner Hilfe zu spät — so rasch war der alte Herr gewesen.

Genau zur Mittagsstunde hob der Kaiser die Sitzung auf. Wie gern hätte ich weitergearbeitet. Im besten Zuge mußte ich aufhören. Daß Graf Lehndorff die Büste schon ganz ähnlich fand, freute mich natürlich sehr.

Mit nassem Tuche deckte ich meine Arbeit zu und eilte ins Freie, um meine aufgeregten Nerven zu beruhigen.

Des andern Tages pünktlich zur selben Stunde erschien der Kaiser wieder und war so leutselig gütig und einfach menschlich, daß ich freudig und unbefangen an meine Arbeit ging. Er stand wieder aufrecht und machte jede Bewegung, die ich wünschte, so daß es rasch vorwärts ging. Schwer wurde mir, auch das kleine, lebendige, oft schalkhaft blickende Auge wiederzugeben.

Der Kaiser unterhielt sich mit dem Grafen Lehndorff über einen Unfall bei einer Jagd, bei dem ihm der Daumen einer Hand verstümmelt worden war. Er zeigte mir diesen und meinte, daß die Hand wohl nichts mehr zum Modellieren tauge. Auch vom „Unglücksjahr", so nannte er das Jahr 1848, das ihm in böser Erinnerung geblieben, erzählte er.

Noch ehe die Stunde zu Ende war, klopfte es an der Thür, und Frau v. Guaita erschien, sich entschuldigend, sie habe nicht gewußt, daß Kopf eine Sitzung habe. Der Kaiser war freundlich, wie gegen alle Damen, zeigte ihr meine Arbeit und bemerkte, daß wir mit Dampf arbeiteten. So endete leider wieder zu bald die zweite Sitzung.

Am 18. Oktober erschienen auch der Großherzog und die Frau Großherzogin zur Sitzung und blieben, solange ich an der Büste arbeitete. Die Frau Großherzogin machte mich auf manches aufmerksam, was ich richtig fand; im übrigen lobte sie die Aehnlichkeit sehr und drückte ihre Freude darüber aus, endlich einmal eine Büste ihres Vaters nach der Natur zu erhalten. Es ging bei dieser Sitzung wie in einem Taubenschlage ein und aus, und dabei sollte ich arbeiten!

Der Kaiser hatte mir nur dreimal zu stehen zugesagt. „Da die Arbeit aber so gut wird, wie man sagt, so komme ich morgen vor meiner Abreise noch einmal.“ Und wirklich war er am folgenden Tage wieder bei mir.

„Ich bin eine Stunde früher aufgestanden,“ sagte er, „und habe schon alles gepackt. Bliebe ich länger hier, so stände ich Ihnen gern noch öfter, da das Porträt so gut werden soll. Ich verstehe ja nichts davon; aber da sie alle es loben, muß ich es wohl glauben.“

Auf meine etwas unbescheidene Frage, ob Seine Majestät selber packe, sagte der Kaiser lächelnd: „O ja, ich habe eine kleine Reisetasche, die darf mir niemand anrühren.“

Die für mich unvergeßlichen Stunden, in denen mir das Glück zu teil wurde, unsern unsterblichen Kaiser näher kennen zu lernen, waren zu Ende. Ich dankte ihm von ganzem Herzen und sprach ihm mein Glück aus, das mir durch seine Güte zu teil geworden war.

Der Kaiser reichte mir gnädig die Hand und schenkte mir seine Photographie mit seiner Unterschrift.

Am Nachmittag versammelte sich halb Baden am Bahnhof, um dem allgeliebten Herrn ein Lebewohl zuzurufen. Ich aber gehörte nun zu den Bevorzugten, die frei überall erscheinen durften, wo die allerhöchsten Herrschaften sich zeigten. Ich machte reichlich Gebrauch davon. Bei diesem Abschiede trat der gute Kaiser auch auf mich zu und sagte: „Nun leben Sie wohl, ich danke Ihnen noch besonders für die Geduld, die Sie mit mir hatten. Also auf Wiedersehen!“.

Viele Porträts habe ich gemacht, und viele waren gut ausgefallen; aber so herzlich einfach und warm hat mir noch niemand gedankt, wie es Kaiser Wilhelm I. gethan!

Ich habe mir den Kaiser natürlich aufmerksam betrachtet. Er hatte eine feste, stämmige Figur und acht Kopflängen, somit einen kleinen Kopf. Die Stirn, die über den Augen senkrecht ansetzte, neigte sich oben etwas schnell zurück. Das

Auge blickte klug, der Mund war ernst, mit geschlossenen dünnen Lippen, die einen festen Willen verrieten; das starke Kinn strebte vorwärts. Der starke Nacken blieb sich bis in sein höchstes Alter gleich. Die Nase, mit weit geöffneten Nasenlöchern, bog in der Mitte etwas nach rechts ab, so daß jede der beiden Seiten ein andres Profil zeigte. Der Kaiser hatte ein ungemein wohllautendes Organ, das sehr ansprach.

Die Büste der Prinzessin Marie von Monaco.

Nun hatte ich die Büste der Prinzessin Marie von Monaco, der Tochter der Herzogin von Monaco, zu modellieren. Die schöne, üppige Frau, mit ihrem ruhigen, freundlichen Gesichtsausdruck, war wie für die Plastik geschaffen. Ich arbeitete denn auch an dieser Büste mit großer Freudigkeit. Nach zehn Sitzungen war ich damit fertig.

Zu gleicher Zeit modellierte ich auf dem Schlosse die Reliefe des Großherzogs und der Großherzogin. Dabei wurde ich durch folgende Aeußerung des mir sehr gnädig gesinnten Herrn überrascht: „Kopf," sagte er, „Sie müssen alle Jahre nach Baden kommen. Es ist das wohl der allgemeine Wunsch, und ich glaube auch, daß Sie dabei Ihre Rechnung finden werden."

„Gewiß, Königliche Hoheit, aber dazu brauche ich ein Atelier.„

Hochherzige Schenkung eines Ateliers in Baden-Baden durch den Großherzog von Baden.

„Dafür werde ich sorgen, sagen Sie bloß, wohin Sie dasselbe gebaut haben wollen."

Schon am andern Tage besuchte mich der Stadtdirektor von Baden-Baden, Freiherr v. Göhler, und teilte mir mit, daß er im höchsten Auftrage einen Platz für meinen Atelierbau mit mir zu bestimmen habe. Wir gingen sogleich ans Werk. Mir gefiel ein mit hohen, schönen Bäumen bestandener Platz hinter dem Konversationshause, nicht weit vom Mittelpunkte des öffentlichen Lebens und doch in ruhiger Lage. Dieser Platz gehört dem Badefonds, und deswegen konnte das Atelier, das denn auch wirklich hier mir errichtet wurde, mir nur zu lebenslänglicher Benutzung überlassen werden.

Schon im Herbst des folgenden Jahres 1875 konnte ich dort einziehen.

Um meine Dankbarkeit doch einigermaßen zu bethätigen, erbot ich mich, zur Erinnerung an den im Herbste 1875 erfolgten 25. Einzug des Kaisers Wilhelm I. in Baden-Baden eine Kolossalbüste des Kaisers unentgeltlich zu liefern, die denn auch angenommen und vor der Trinkhalle aufgestellt wurde.

Ueber die zwei Reliefs, die ich vom großherzoglichen Paare fertig gemacht hatte, äußerten sich die allerhöchsten Herrschaften sehr beifällig, ich aber sah wohl ein, daß meine Arbeit nicht viel taugte. Die Porträte waren wohl sehr ähnlich, entbehrten aber jeder künstlerischen Auffassung. Das viele Arbeiten, die übergroße Anstrengung in jenen Tagen hatte sich gerächt.

Die Frau Großherzogin sprach eines Abends mit mir, ob es nicht möglich wäre, ein Relief von ihrer Mutter, der Kaiserin, zu machen. „Bis jetzt," sagte die Großherzogin, „haben wir uns vergebens bemüht, ein Bild meiner Mutter zu bekommen. Sie will nicht sitzen, und nicht einmal eine Photographie haben wir von ihr." Wenn überhaupt etwas zu erreichen wäre, so könnte ich nur unter erschwerenden Umständen modellieren. Ich erklärte mich aber doch hierzu bereit.

Kaiserin Augusta als Modell.

Es wurde nun bestimmt, daß ich für den folgenden Abend, an dem ich zum Thee geladen wurde, meine Vorbereitungen treffen sollte. Ich hatte Bedenken, weniger der zahlreichen Gesellschaft wegen, die mich — so fürchtete die Frau Großherzogin — stören könnte, sondern wegen der Beleuchtung. Daß ich etwas sehr Schwieriges zu unternehmen im Begriffe stand, dessen war ich mir wohl bewußt, daß ich mich blamieren werde, fast sicher. Und doch hatte ich den Mut, dem Schicksal mit geschlossenen Augen entgegenzugehen.

Der Hof, wohl 20 Personen, war beim Thee versammelt.

Die Schiefertafel stand in der Mitte des nicht großen Saales, der mit großen Kandelabern von oben beleuchtet war.

In der Nähe stand ein kleiner Tisch, an dem Ihre Majestät Platz nahm.

Ich kam mir wie ein Taschenspieler vor, der da sagt: So, meine Herrschaften, gar keine Hexerei, nur Schnelligkeit meiner Finger!

Die Kaiserin saß viel zu tief für mich; um ihr Profil zu sehen, mußte ich mich jedesmal zu ihr hinunter bücken.

Ich wollte das Bild mit weißer Kreide aufzeichnen. Nun ereignete sich aber etwas, an was ich nicht gedacht hatte: meine Hand warf auf meine Arbeit einen so tiefen Schatten, daß ich gar nicht sehen konnte, was ich machte. Was sollte ich thun? Die Sache als unmöglich erklären und beschämt abziehen? Das durfte ich durchaus nicht! Ich fing daher an, ein Profil zu machen, das ungefähr wie das einer Dame aussah, und bekümmerte mich gar nicht um mein Modell, das ich nur hie und da zum Schein ansah.

So entstand etwas, das ungefähr die Kaiserin werden konnte.

Ich bemerkte wohl, daß über meine Arbeit in der Gesellschaft keine große Begeisterung herrschte, und war froh, als man der Kaiserin eine Tasse Thee überreichte und man mich einlud, neben ihr Platz zu nehmen. Dann machte ich noch einige Fingerstriche, wonach die Sitzung aufgehoben wurde, um am Morgen des folgenden Tages fortgesetzt zu werden. Das war wohl die merkwürdigste Sitzung, die ich als Bildhauer erlebte.

Das liebenswürdige, mir sehr zugethane Fräulein von Naundorff, erste Kammerfrau der Kaiserin, hatte am folgenden Morgen alles bequem zurecht gemacht und stand mir in meiner Arbeit bis zuletzt bei.

Willig und geduldig unterwarf sich nun Ihre Majestät dem Maßnehmen. Sie erschien dekolletiert, mit den damals sehr hoch und in zu großer Masse getragenen Haaren, was dem Relief sehr schadete. Nach zwei Stunden war dies voll-

endet. Die Großherzogin war darüber entzückt, bat mich aber dringend, das Bild in Marmor viel jünger zu machen, welchem Rate ich wohl zu sehr nachgekommen bin.

Mit dem Relief der Kaiserin war das Arbeiten in Baden-Baden für dieses Jahr geschlossen. Sechs Büsten und vier Reliefs habe ich in nur zwei Monaten zu stande gebracht. Ich war sehr müde geworden und sehnte mich wie ein Zugvogel nach dem Süden, nach dem stillen, ruhigen Rom!

- - - - -

Wieder in Rom.

Zu Anfang November 1874 wieder in Rom angekommen, galt meine erste Sorge natürlich meinem Atelier. Die Formen der in Baden gearbeiteten Gegenstände kamen bald an; sie wurden in Gips ausgegossen und sofort in Marmor angefangen, die Büste des Kaisers dreimal. Für das Monument vor der Trinkhalle in Baden veränderte ich die Büste des Kaisers; ich gab ihm eine römische Toga mit einem Stern auf der linken Brustseite. Als ich in Baden den Kaiser aufmerksam machte, daß ein Stern zu dieser Tracht wohl nicht gut passe, sagte er: „Machen Sie das nur. Friedrich der Große hat sich auch so darstellen lassen.“ Die lebensgroße Büste auf diese Art ist im Treppenhause im kaiserlichen Palais Unter den Linden von der Kaiserin aufgestellt worden. Eine Büste, die der Graf Lehndorff bekam, ist genau nach meiner ersten Skizze ausgeführt und hat vielleicht darum einen besondern Wert.

Der altrömische Marmormarkt.

Da wo die Tiber Rom verläßt, wurden unter Papst Pius IX. Ausgrabungen vorgenommen. Man fand den alten Marmormarkt, das sogenannte Emporium. Eine unglaublich große Menge Marmor lag noch auf derselben Stelle, auf der sie in der Kaiserzeit ausgeladen worden war. Darunter waren viele farbige Arten, wie der herrliche Cipollino africano, Porta santa, Verde und Rosso, Corallino und breccia in allen Abtönungen und oft in so großen Stücken, daß man

Säulen aus ihnen herstellen konnte. Auch weißer Marmor, besonders herrliche Blöcke des grobkörnigen parischen wurden da gefunden. Der Papst, der eine große Vorliebe für farbigen Marmor hatte, besuchte oft diese Ausgrabungen; die Krypten in S. Maria Maggiore, im Lateran und SS. Apostoli ließ er in diesem seltenen Material herstellen. Auch die Kolossalsäule, die im großen Hofe des Vatikans errichtet und mit der Statue St. Peters geschmückt wurde, hatte man in dem Emporium gefunden. Unter Kaiser Augustus soll besonders viel Marmor nach Rom gekommen sein. In vielen Stücken konnte man noch in ein Bohrloch eingedrückte Plomben mit dem Namenszuge des Kaisers finden, der aus dem dem Marmorhandel auferlegten Zoll seine Zivilliste bereicherte.

Einen rechteckig zugehauenen Block parischen Marmors, blütenweiß, 2,40 Meter lang und 1 Meter breit, der mir besonders gefiel, erwarb ich. Er trug (nach Henzen) die Aufschrift: „Für die Baubehörde des Kaisers Augustus", die ich leider beim Gebrauche zerstören mußte. Diesen Block wollte ich zuerst für die Statue Bazeba verwenden, wie sie in der Akademie der Künste in Stuttgart steht. Allein bei der Bearbeitung zeigte sich ein Sprung, der mir die Figur in zwei Teile teilte, so daß die ganze Arbeit verloren ging; nur der obere Teil, den ich absägen ließ, war gut und fest, und aus diesem dem Kaiser Augustus selig gehörig gewesenen Stücke parischen Marmors meißelte ich die Büste des Kaisers Wilhelm I., die heute vor der Trinkhalle in Baden-Baden steht. Kaiser Augustus und Wilhelm I.

Dieser Marmor war so hart, daß er unterm Meißel Funken gab. Wie der meiste griechische Marmor roch er beim Bearbeiten nach Schwefel.

1875. So war ich im Atelier immer in angestrengter Thätigkeit; auch Neues kam dazu, wie der große Sarkophag mit Todesengel für M. Oppenheim in Köln, eine Arbeit, die ich mit großer Liebe ausführte.

In diesem Winter modellierte ich auf Bestellung ein Relief, den Tanz darstellend. Eine Nymphe giebt einem auf ihrem Fuße stehenden geflügelten Knaben Tanzunterricht. In derselben Weise modellierte ich die Poesie und die Musik. Ich hatte mir vorgenommen, alle neun Musen so darzustellen, kam aber nicht dazu.

Mit Freund Henneberg, der aus Rocca di Papa schöne Studien mitgebracht, ritt ich wieder fleißig in die Campagna. Ein genialer Künstler, der Maler Schreyer, der mit seinen lebendigen, malerischen, wenn auch oft verzeichneten Pferden gefiel, erschien in Rom, zu gleicher Zeit der Maler Pettenkofer, das reine Gegenteil von jenem. Schreyer robust, gesund, übermütig, immer thätig, immer selbstzufrieden — Pettenkofer, eine lange, feine, etwas gebeugte Figur mit vornehmem Gesichtsausdruck, nie gesund, immer klagend. Pettenkofers Bilder sind lebendig empfundene, gut gezeichnete, durchsichtig und klar gemalte Meisterwerke. Von beiden Künstlern habe ich einige Bilder in meiner Sammlung, die mich täglich erfreuen.

Im Palazzo Caffarelli.

Unser damaliger Botschafter von Keudell, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, versammelte die ganze Gesellschaft bei sich. Auch der Hof und die diamantenreiche Aristokratie von Rom fehlte auf den zwei glänzenden Bällen im Palazzo Caffarelli nicht. Ich machte jenesmal die Bemerkung, daß die Schönheiten, die sich da zeigten, so ziemlich immer dieselben waren, und daß, je mehr ihr Stern verblaßt, sie sich um so mehr anstrengten, durch Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit den Herren gegenüber das Fehlende zu ersetzen. Da wird zu viel gelacht, und gerade beim Lachen zeigt sich das Alter doch zuerst!

Bei der in der deutschen Botschaft veranstalteten Festlichkeit zu Kaisers Geburtstag war es eine besondere Freude für mich, meine neu gemachte Büste des Kaisers aufgestellt zu sehen.

Mitte Juni entwich ich der römischen Hitze. Ich zog nach dem Norden, über Leipzig, wo ich die Unsrigen besuchte, nach Weimar, wo ich mich bei Hof meldete und sogleich zu Tisch befohlen wurde. Prinzessin Marie machte mir Vorwürfe, daß ich im Relief der Kaiserin zu sehr geschmeichelt. Das sei unrecht von einem Künstler, der solches nicht thun dürfe, auch wenn es ihm befohlen sei, wie es bei mir allerdings der Fall war. In Baden-Baden.

Im Monat Juli, in dessen ersten Tagen ich in Baden-Baden anlangte, ist der Aufenthalt im schönen Oosthale noch nicht so angenehm und genußreich, wie in der zweiten Hälfte des August bis Mitte September, wenn die Schwüle der heißesten Sommertage gewichen ist. An Fremden fehlt es zwar zu keiner Zeit in dem verlockenden Baden-Baden, und besonders die großen Rennen ziehen dieselben scharenweise an. Doch ist das kein Publikum für die Kunst. Diese aufgeregten Sportsleute und auch die andern, die ja gerne dafür gelten wollen, haben nur Sinn für Pferde, Ställe, Hunde, Spiele. Mein Atelier war nie so leer, als in den Tagen der großen Rennen, die Tausende von Menschen herbeilockten. Baden-Baden ist schwer als Kunstplatz zu halten. Die Leute, die aus der Schweiz, aus den Bergen kommen, suchen hier nicht Kunst, sondern jagen andern Vergnügen nach.

Der Bau meines Ateliers war in vollem Gange. Ich kam gerade noch rechtzeitig, um ein Oberlicht anbringen zu lassen. Der talentvolle leitende Architekt Dortfeld kam allen meinen Wünschen nach, und so konnte ich, da der Bau bis Oktober vollendet sein sollte, getrost einen Ausflug zum Fürsten von Fürstenberg nach Donaueschingen machen. Vier wunder-

volle Tage verlebte ich dort in dem gastlichen Schlosse, das unschätzbare Werke der Kunst in seinen Sammlungen in sich birgt.

Den Gedanken, mich in Baden-Baden anzukaufen und mir ein Heim, wenn auch nur für die Zeit meines alljährlichen Aufenthaltes dort zu schaffen, konnte ich mich nie entschließen, auszuführen. Wir wohnten stets nur im Gasthofe, so auch in diesem Sommer, wo die Meinigen nach Baden kamen, um den Ort zu sehen, der in Zukunft der Hauptstützpunkt für meine künstlerische Thätigkeit werden sollte.

Bei Frau von Guaita, in deren Haus ich die Meinigen natürlich zuerst führte, trafen wir unter vielen interessanten Besuchen Herrn und Frau Heinrich Flinsch aus Frankfurt. Es war mir wohl vorher schon von der außerordentlichen Schönheit der Frau Flinsch gesprochen worden. Und doch war ich überrascht, als ich diese wundervolle Frauengestalt vor mir sah. Man wird es mir als Künstler nachfühlen, wie beglückt ich war, als ich, bei einem Ausflug an demselben Tage, oben auf dem alten Schlosse bei der herrlichen Aussicht, die wohl geeignet ist, die Seele höher zu stimmen, den Auftrag erhielt, die Büste dieser schönen Frau zu modellieren. Die ersten Tage des Monats August sahen mich daher in der im schönen Dreisamthale bei Freiburg gelegenen Villa Flinsch, wo die interessanten Sitzungen alsbald begonnen wurden. Dem mir so vertrauten Freiburg hatte ich natürlich sofort einen Besuch abgestattet und dabei alte liebe Erinnerungen aufgefrischt. 23 Jahre waren verflossen, seit ich von Freiburg ausgezogen war, mein Glück zu suchen. Auch den guten alten Meister Knittel fand ich noch, der mir vor Ueberraschung und Freude mit einem herzlichen „Grüß Gott!“ um den Hals fiel. Knittel besorgte mir Thon, Modellierstuhl und Modellierhölzer, und so ging ich an die Arbeit, die mir, wie selten eine, höchste Befriedigung gewährte. Die Schönheit einer jungen Frau zu beschreiben, mag wohl selten ganz ge-

lingen. Ich beschränke mich deswegen darauf, zu sagen, daß die Figur und der ausdrucksvolle Kopf der Frau Flinsch sich in voller Harmonie befanden. Ihre Bewegungen mußten jeden Künstler überraschen. Die etwas nach vorn geneigte, lauschende Bewegung des Halses glaube ich richtig wiedergegeben zu haben, und die ganze Büste entsprach wohl dem schönen Originale. Diese schönen Tage benutzte ich fleißig zu einsamen Spaziergängen, auf welchen ich aber nicht wieder in die sentimentale Stimmung kommen konnte, die mich früher an denselben Orten so ganz beherrscht hatte.

Die zweite Hälfte des Monates August, in der ich wieder nach Baden-Baden kam, brachte mir noch keine Arbeit. Der Kaiser und die Kaiserin waren noch nicht angekommen. Ich konnte mich meinen Freunden widmen und that dies in vollem Genuß der Freiheit, denn das viele Porträtieren war für mich oft ein recht unangenehmes Muß! Schöne Abende verbrachte ich bei Herrn und Frau von Heyl aus Worms, in deren Gesellschaft ich auch Badens Umgebung besser kennen lernte. Auch der Familie Dr. Brumm verdankte ich viele heitere Stunden. Frau Brumm, geborene von Seldeneck, war eine geistreiche Frau, ich möchte fast sagen ein Original. Mit ihrem Lockenkopf und ihren starken, derben Gesichtszügen hatte sie eigentlich etwas Männliches. Aufrichtig und rückhaltlos, machte sie sich viele Freunde, aber auch manche Feinde. Sie liebte es, sich in der Tracht der Revolutionszeit zu kleiden: der freie Hals mit großem umgeschlagenem Kragen und der kurze Rock paßten gut zu ihrer Figur. Die Abende in der Villa auf dem „Magnetberg“, an denen die ganze musikliebende Familie Brumm ihre Kunst zu zeigen pflegte, waren köstlich. Herr Dr. Brumm war Leibarzt der Herzogin von Hamilton, ein erfahrener, umsichtiger Weltmann.

Ein andres Haus, in dem ich viel verkehrte, war das des Stadtdirektors von Göhler. Dieser war ein Mann in den fünfziger Jahren mit rauher, heiserer Stimme, ganz ein

Beamter im alten Stile. Er hatte sich eine breite, herablassende Liebenswürdigkeit angewöhnt, die indes niemand beleidigte und manchem von Nutzen war. Herr und Frau von Göhler waren gegen mich immer zuvorkommend gütig, und ich kann ihrer nur mit Dankbarkeit gedenken.

Ein römischer Maler in Baden-Baden.

Bei Frau Grunelius kam in dieser Zeit auch der römische Maler Hermann Corrodi an. Er brachte viele Bilder mit, die er in den Sälen der gütigen Frau Grunelius ausstellte. Die Familie Corrodi stand in besonders inniger Freundschaft zu dem Hause Grunelius, wo der alte, treffliche Corrodi geehrt und bewundert wurde. Auch auf die Söhne ging diese Verehrung über. Gerade in diesen Tagen meines Werdens in Baden that mir dieser Besuch besonders wohl; konnten wir uns doch über Rom, über die Kunst, über Land und Leute aussprechen.

Eine schwere Arbeit.

Endlich wurde wieder gearbeitet, „geknetet“, wie der Kaiser sagte. Der Herzog von Hamilton, Sohn der Frau Herzogin Marie, Prinzessin von Baden, war zum Besuch mit seiner jungen Frau nach Baden-Baden gekommen. Die Frau Herzogin wünschte, daß ich ihre Schwiegertochter modelliere. Ich nahm den Auftrag natürlich an, aber große Freude fand ich bei der Ausführung nicht. Mein Modell war eine kalte Schönheit mit unbeweglichen, regelmäßigen Gesichtszügen, hübscher Figur, aber steifer, aufrechter Haltung. Sie vermochte nur geziert zu lächeln, wenn sie überhaupt einmal ihr Gesicht verzog, was wohl wenige Menschen gesehen haben mögen. Sie wohnte mit dem dicken, feisten, bequemen Herzog im Oekonomiegebäude der herzoglichen Villa, wo ich denn auch mein Atelier einrichtete. Die Herzogin lag fast immer, während ich modellierte. Was war da zu machen? Wie konnte ich mich am besten aus dieser unerquicklichen Affaire ziehen? Ich fand einen Ausweg. Ich suchte mir ihr Gesicht recht einzuprägen, nahm genau alle Maße und modellierte darauf los, wenn sie nicht in der Sitzung war. So machte

ich einen schönen Idealkopf, der die Züge der Herzogin trug, und siehe da — man bewunderte meine Arbeit, man fand sie sogar sehr ähnlich und gut. „Warum haben Sie mich nicht auch so schön gemacht wie meine Schwägerin?“ sagte mir die Prinzessin von Monaco. „Es ist Ihre beste Büste,“ eine andre Dame. Wie leicht könnte man doch durch solch unverständiges Lob auf Abwege geraten und ein — „Winterhalter“ werden. Mein apathisches Modell auf ihrer Chaiselongue nahm öfters Nahrung zu sich, um sich zu stärken; aber nie fiel es ihr ein, mich aufzufordern, auch eine Kleinigkeit zu mir zu nehmen. Sie liebte die Hunde, sieben Stück sprangen im Salon herum und waren mir beständig zwischen den Beinen. „Ich schlafe auch mit den lieben Tierchen,“ sagte sie einmal zu mir in ihrem gebrochenen Deutsch, und ich war boshaft genug, zu bemerken, daß die gnädige Frau Herzogin dann ja in einem Hundestalle schlafe. Schon nach der zweiten Sitzung fragte sie, ob ich bald fertig sei, und wann ich den Marmor bringe. Sie hatte die Idee, ich mache die Büste in ihrem Salon auch gleich in Marmor fertig. Prinzessin Amalie von Fürstenberg erzählte mir lachend, daß die Herzogin, auf die Frage, wie weit ihre Büste vorangeschritten sei, geantwortet habe: „Oh yes, an old man has come and began to make my bust.“ Der alte Fürst ergötzte sich sehr darüber und nannte mich dann oft im Scherze the old man. — In fünf Tagen war diese schwere Arbeit gethan.

Mehr Vergnügen machte es mir, die Büste des Herzogs selbst, der mit dem Porträt seiner Frau sehr zufrieden war, zu modellieren. Zu diesem Zwecke begab ich mich mit meiner Familie, die mittlerweile aus der Schweiz nach Baden gekommen war, nach dem nahen Wildbad, wo der Herzog zur Kur weilte. Als wir dort im Hotel Klumpp ankamen und meine Siebensachen, darunter Thon und Modellierstuhl, abgeladen wurden, verbreitete sich das Gerücht, daß Schauspieler

eingetroffen seien, die im Hotel Klumpp Vorstellungen geben wollten. Dr. Burkhardt, der uns bald begrüßte, erzählte mir dies lachend.

Ein gutes Modell.

Der Herzog war ein gutes Modell und saß, gewöhnlich nur halb angekleidet, vorzüglich. Er war stark, fast fett zu nennen, hatte immer gute Laune, sprach nicht viel, da er immer müde war. Es freute ihn, zu sehen, wie unter meinen Händen sein Konterfei entstand, und er erlaubte mir, ihn darzustellen, wie er war. „Schmeicheln Sie ja nicht, ich bin stolz auf mein Viteliogesicht, das macht sich ja auf der Büste vortrefflich, wie ich sehe.“

Der Herzog von Hamilton war ein großer, vornehmer Herr. Aber schon sein Vater, der durch einen selbst verschuldeten Unfall einen frühen Tod fand, hatte sein kolossales Vermögen so wenig gut zu verwalten verstanden als der Sohn, bei dem das Geld oft eine recht rare Sache war.

Enthüllung der Kolossalbüste Kaiser Wilhelm I. in Baden.

Am Vorabende des Geburtstages (9. September) des Großherzogs fand in Baden-Baden die Enthüllung der von mir gestifteten Kolossalbüste Kaiser Wilhelms I. vor der Trinkhalle statt. Es war gerade ein Jahr verflossen, seit ich nach Baden-Baden gekommen war, und in dieser kurzen Zeit hatte ich mit meiner Kunst hier manchen schönen Erfolg errungen. Mit einiger Befriedigung konnte ich daher der kleinen Feier beiwohnen, die von der Stadtgemeinde an diesem Tage veranstaltet wurde.

Das Leben der Kaiserin Augusta in Baden-Baden.

Am 11. September kam die Kaiserin wieder nach Baden-Baden. Jeden Tag früh morgens bei gutem und bei schlechtem Wetter sah man sie mit ihrer Hofdame, Gräfin Brandenburg, durch die Lichtenthaler Allee wandeln. Nach dem Spaziergange wurde ein Bad genommen, und erst dann gönnte sich die hohe Frau etwas Ruhe, die aber bald durch das Erscheinen ihres geschäftsführenden Sekretärs von dem Knesebek unterbrochen wurde, den wiederum der Vorleser, der Franzose Gérard, ablöste. Bekanntlich liebte die Kaiserin die fran-

zösische Sprache und Litteratur sehr. Alle Abende lud die Kaiserin Gäste zu Tisch, und zum Thee versammelten sich bei ihr die hohen und höchsten Herrschaften Badens. Es war eine Freude, zu sehen, mit welch sorglicher Liebe die Großherzogin ihre Mutter umgab.

Bald nach ihrer Ankunft wurde auch mir die Ehre zu teil, von der Kaiserin zu Tisch gezogen zu werden. Nach der Tafel richtete sie einige freundliche Worte an mich und bemerkte zu meiner Freude, daß sie das Monument für den Kaiser sehr schön finde. „Es ist die einzige Büste," sagte sie mir, „die den Kaiser darstellt, wie er wirklich ist."

Herr von Egloffstein, Kabinettchef des Königs von Württemberg, ein jovialer, lebenslustiger Herr, mit dem ich durch Freund Griesinger bekannt geworden war, war mit der Gräfin Reichenbach besonders befreundet, die mit dem verstorbenen Grafen Reichenbach, einem Sohne des Kurfürsten von Hessen aus dessen morganatischer Ehe verheiratet gewesen war. Eine ihrer beiden Töchter war kürzlich gestorben. Herr von Egloffstein meinte, ich sei der rechte Mann, um nach Photographien und der Totenmaske ein richtiges Bild der Verstorbenen wiederzugeben. Ich versuchte dies Wagestück, und es fiel so gut aus, daß ich größten Dank und Anerkennung mir erwarb.

Ein moderner Patriarch.

In Baden-Baden lernte ich einen Mann kennen, dessen Lebensgang merkwürdig genannt werden konnte, den Banquier John Mayer aus Dresden. Dieser Mann hatte seine glänzende Laufbahn als Laufbursche eines Kaufmannes begonnen und als mehrfacher Millionär vollendet, der, ohne eigentlich viel von der Kunst zu verstehen, dieser doch ein großes Interesse entgegenbrachte und letzteres auch durch Anlage einer höchst wertvollen Gemäldesammlung bethätigte. Mayer war eine würdige Erscheinung. Er hatte einen Patriarchenkopf mit vollem weißem Barte, tiefliegenden, scharfblickenden Augen, die von buschigen Brauen überschattet waren, eine schöne Stirne und einen fein geformten Kopf. Frau von Guaita übernahm



es mit Erfolg, diesen modernen Patriarchen zu bewegen, mir für seine Büste zu sitzen. Mein Atelierbau war nun so weit vorangeschritten, daß ich im Hauptraume bereits modellieren konnte, und so war die Büste John Mayers die erste Arbeit, die ich in den für mich heiligen Räumen vollendete.

Erste Arbeit im neuen Atelier.

Aus Worms kam ein Verwandter von Herrn von Heyl, Julius Schön, nach Baden-Baden. Diesen jungen kunstsinnigen Mann hatte ich in Berchtesgaden schon kennen gelernt. Er war mir sehr sympathisch. Leider konnte er bei einer jungen Dame meiner Bekanntschaft keine Gegenliebe finden, wofür ich ihn von Herzen bedauerte.

Die kaiserlichen Majestäten wieder in Baden-Baden.

Der auch in Baden-Baden schöne Monat Oktober brachte uns wieder unsern herrlichen Kaiser. Frisch und fest stieg er aus seinem Wagen, lieb und heiter gab er einem jeden die Hand. Er trug bei seiner Ankunft Uniform, worin ich ihn zum ersten Male sah. Ich muß sagen, daß er mir in bürgerlicher Kleidung schöner und feiner erschien. Der Kaiser war jedesmal in Baden-Baden Gast der Kaiserin. Nach seiner Rückkehr nach Berlin schrieb er sogleich an die Kaiserin Worte des Dankes. Hatte die Kaiserin Gäste zu sich geladen, so wurde die Liste stets dem Kaiser vorgelegt, der selten Streichungen vornahm, öfters aber noch Namen solcher zufügte, die er eingeladen zu sehen wünschte. Eine solche Liste, auf der der gütige Kaiser auch meinen Namen beigefügt, schenkte mir Fräulein von Naundorf. Ich bewahre das mir wertvolle Schriftstück natürlich sorgsam auf.

Bald nach der Ankunft der allerhöchsten Herrschaften wurde ich wieder zur Tafel gezogen. Der Kaiser nannte mich scherzweise nun immer „Haupt“ statt Kopf. „Sie sind mein Hauptbildhauer, aber sonderbar, daß ein Mann, der so viele Köpfe macht, auch noch Kopf heißen muß.“ Auf der Straße, wenn ich ihm begegnete, sagte er stets: „Haupt, bedecken Sie Ihren Kopf.“ Nach Tisch war der Kaiser besonders gnädig gegen mich und unterhielt sich lange mit mir. „Kopf

— Kopf," sagte er nachsinnend und dann zu Graf Lehndorff gewendet, der neben uns stand, „mir ist, als hätte ich den Namen Kopf irgendwo schon früher gehört."

„Euer Majestät erinnern sich vielleicht an den Prozeß Schäffer, bei dem damals Euer Majestät Gesandter Herr von Arnim Kopf aus dem Kerker befreite."

„Aus den Klauen der Kurie," setzte der Kaiser hinzu. „Ihre Büste," fuhr er fort, „steht vor der Trinkhalle sehr gut. Man lobt sie mir allgemein und findet sie sehr ähnlich. Darüber kann ich selbst aber nichts sagen, das müssen andre besser wissen. Gestern bei meiner Einfahrt hat man vor derselben Halt gemacht. Ich habe mir aber die Augen zugehalten, denn ich sollte mich selbst bewundern. Auf der Brücke in Köln ist auch ein Bild von mir aufgestellt, das ist aber mehr Ornament als Monument." So sprach der beispiellos bescheidene Herr.

Nicht lange danach begegnete ich dem Kaiser in der Lichtenthaler Allee. Er kam mit seinen Herren von einem Spaziergange zurück. Als er mich bemerkte, winkte er mir, näher zu treten. „Haupt, kommen Sie doch heute abend zu mir zu Tisch, ich werde Ihnen auch mal was Schönes zeigen, auch eine Statue, Sie sollen Freude an ihr haben." Nachdem ich zu Hause angekommen, erschien alsbald ein Diener der Kaiserin, der mich mündlich, wie dies gewöhnlich geschah, auf den Abend zur Tafel zu laden hatte. Mit gespannter Erwartung erschien ich im Meßmerschen Hause. Bald war alles versammelt, und der Kaiser trat herein, was er erst zu thun pflegte, nachdem ihm gemeldet war, daß kein Gast mehr fehle. Aufrecht, fast stramm, mit schnellem Schritte trat er unter die Gesellschaft, und bald setzte man sich zu Tisch. Der Kaiser ließ selten eine Speise an sich vorbeigehen; er aß mäßig, aber mit gutem Appetit. Je nachdem seine nächste Nachbarschaft beschaffen war, sprach er gern, und oft hörte man ihn mit seiner wohltönenden Stimme lachen.

Nach der Tafel wurde Zirkel gehalten. Bald kam der Kaiser auf mich zu, faßte mich fest am Arme und führte mich vor die entzückend schöne Erbprinzessin von Sigmaringen. „Hier stelle ich dir meinen Bildhauer vor, der mich modellierte, und von dem du dich auch machen lassen mußt. Laß dir von ihm sein Album zeigen, das wird dich sehr interessieren." Und zu mir gewandt: „Nun, wie gefällt Ihnen dies Modell? Habe ich heute früh zu viel gesagt?" Der Erbprinz, der zu uns trat, bemerkte, daß vor kurzem die Büste seiner Frau und seine eigne vom Bildhauer Kauer in Kreuznach in Marmor ausgeführt worden seien, doch werden sie beide im nächsten Jahre, wenn ich mein Atelier bezogen, mir dort sitzen. Daraus ist freilich nie etwas geworden; auch kam ich lange nicht nach Sigmaringen, wohin mich der Erbprinz sehr herzlich eingeladen hatte.

Schon am 18. Oktober verließ der Kaiser Baden, um dem König Viktor Emanuel in Mailand einen Besuch abzustatten. Er erschien wieder in Uniform am Bahnhof und hatte für jeden ein paar herzgewinnende Worte. Zu mir sagte er: „Nun, Haupt, machen Sie mir noch zwei Büsten wie jene mit der Toga — und nun leben Sie wohl!" Wie gern hätte ich die Hand geküßt, die er mir darreichte; doch ließ er solches niemals zu.

Auf dem Schlosse oben waren wieder gemütliche Theeabende. Der Großherzog machte sehr launige Bemerkungen über meine Gruppe „Joseph und Potiphars Weib", die in der permanenten Kunstausstellung zu sehen war. (Diese Gruppe steht heute im Atelier Kopf in Baden.) Die Frau Großherzogin erzählte mir, daß der Erbgroßherzog im folgenden Winter nach Rom komme und sich freue, auch mein Atelier dort kennen zu lernen. „Sie halten doch Rom für gesund, auch das Hotel di Londra für eines der besten?"

Eine nervöse Frau. Frau von Guaita, deren Kinder abgereist waren, war in ihrer Villa allein. Das Alleinsein ertrug die lebenslustige

Frau nicht gut, und so bat sie uns dringend, zu ihr zu ziehen. Vergeblich stellte ich ihr vor, daß ich noch viel zu arbeiten habe, daß meine Abreise sich wohl länger hinausschieben würde, und daß wir ihr dann leicht zur Last fallen könnten. Das half aber nichts. Am Morgen des andern Tages kam ein Wagen vor unsre Wohnung und holte alles, was wir bei uns hatten, nach Villa Guaita ab. Wir wohnten und befanden uns dort prächtig. Ich kannte wohl die Launen und den oft fast tyrannischen Willen dieser hochinteressanten Frau und suchte mich danach zu richten. Abends hatte ich fast immer Einladungen nach außen zu folgen; dann war sie mit meiner Frau allein. Aber so hatte sie es nicht gemeint. Auch kam ich als vergeßlicher Künstler nie ganz pünktlich zu Tisch, das war natürlich sehr zu tadeln. Nun kam aber noch das Schlimmste: sie wollte nach Frankfurt abreisen, und zwar pünktlich, wie sie es sich einmal vorgenommen, und da standen nun, wie ich vorausgesehen, die Gäste im Wege. Ich bemerkte den Uebelstand bald und wollte in den Gasthof zurück, was sie aber nicht zugab, obwohl sie es wünschte. Eines Tages aber verschwanden die Teppiche unter unsern Füßen aus den Zimmern, es kamen Maler und begannen unsre Thüren innen anzustreichen. Es gab eine Auseinandersetzung, es gab Thränen! Wir blieben aber in der Folge dennoch gute Freunde.

Herr Lemé, ich glaube ein Holländer, besaß eine schöne Villa gerade unter der Villa Guaita. Er war ein Pferdeliebhaber, hatte aber doch auch noch Sinn für andres, als was gerade den Stall betraf, und hielt ein gastfreies Haus. Seine Stieftochter, die an einen Herrn Metzler verheiratet war, eine liebenswürdige, bescheidene Frau, hatte ein sechsjähriges Töchterchen, ein kluges, hübsches Kind mit kleinem Stumpfnäschen und herzigem Munde. Dieses niedliche Mädchen modellierte ich im Hotel d'Angleterre, zu gleicher Zeit auch eine Russin, Frau Rezcosky, eine kleine, eigentlich gar nicht Arbeiten in Baden.

hübsche Blondine. Man sagte mir voraus, daß sie gar nicht zu modellieren sei. Sie war aber von außerordentlich einnehmendem Wesen, etwas Lieberes und Herzigeres ließ sich gar nicht denken! Sie hielt ihren Kopf, wenn sie sprach, leicht nach der Seite geneigt und schaute einem geradeaus mit ihren hellblauen Augen in das Gesicht. Das alles wiederzugeben war schwer. Doch siehe, es wurde diese Büste eine meiner besten Arbeiten in diesem Sommer, und ihr Mann und ihre Mutter waren überglücklich mit meinem Opus. Leider zog die Familie Rezcosky bald darauf nach Rußland zurück. Wie angenehm und leicht es sich doch mit den gebildeten Russen leben läßt!

Und nun hatte ich in dieser Saison in Baden-Baden noch eine achte Büste zu beginnen, die des Fürsten von Fürstenberg. Meine Freude über den Entschluß, den mein väterlicher Freund auf die Bitten der Prinzessin Amalie gefaßt, war groß. Die Villa Fürstenberg in Baden hat wenig Raum; sie war früher eine bescheidene Privatwohnung. Der gutgepflegte Garten zieht sich den Berg hinan, an den sich die Villa anlehnt. Ein kleines, bescheidenes Gemach war des Fürsten Schlafzimmer, und in diesem Raume arbeitete ich. Der gütige Fürst stand mir schon in aller Frühe, oft nur halb angekleidet. Es war ein Vergnügen, ihn zu modellieren, es war keine Arbeit, sondern ein Fest für mich.

Bei einem Festmahl, das der Fürst gab, wobei auch die Kaiserin und der Hof zugegen waren, mußte ich die fertige Arbeit zeigen. Es war die Kaiserin, die mir wieder ihr Lob besonders warm spendete.

Unter den Fremden in Baden befanden sich immer Bekannte der Majestäten von früherem Datum, die sich auf jede nur mögliche Art zu nähern suchten und überglücklich waren, wenn sie einmal zum Thee eingeladen wurden. Die Frau Großherzogin kam in Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten der Kaiserin zu Hilfe; da im neuen Schlosse größere Räume

zur Verfügung standen, wurden dort mehrere Routs veranstaltet. Herr Auf'm Ort, der in Baden eine schöne, von einem französischen Architekten gebaute Villa bewohnte (die französischen Architekten waren dort dazumal Mode, und — der Wahrheit die Ehre! — sie bauten viel geschmackvoller als die Badener Werkmeister), wußte auch das Wohlwollen der Kaiserin zu erlangen; sein Schwiegersohn, Herr von Haßberg, der ebenfalls in Baden sich anbaute, wurde auf Empfehlung der Kaiserin hin vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Die Fremden, die in Baden Villenbesitzer sind, stehen in dem angenehmen Rufe, einen guten und gastfreien Tisch zu führen. Wie oft konnte ich mich überzeugen, daß dieser gute Ruf wohl begründet war, aber auch, daß es nicht der Tisch allein, sondern besonders die liebenswürdige Art, mit der man empfangen wurde, war, die einen außerordentlich anmutete.

Maler Corrodi aus Rom in Baden-Baden.

Wie ich schon erzählte, brachte Maler Corrodi aus Rom viele Bilder mit, die er in der Villa Grunelius ausstellte. Es gelang mir, die Kaiserin zu einer Besichtigung derselben zu bestimmen. Sie besuchte die Villa Grunelius und lernte bei dieser Gelegenheit Corrodi kennen, was für diesen später von Bedeutung wurde. Auch der Fürst von Fürstenberg hatte die Güte, mit mir die Villa Grunelius zu besuchen und die Corrodische Ausstellung zu besehen, deren Bilder ihm sehr gefielen. Nachdem die Kaiserin und der Fürst von Fürstenberg bei Corrodi gewesen waren, wurde es mir nicht schwer, auch die Herzogin von Hamilton, die kauflustige Kunstfreundin, zu veranlassen, die Bilder Corrodis zu bewundern. Von nun an hatte Corrodi festen Fuß in Baden-Baden gefaßt, was mir persönlich sehr angenehm war; konnte ich doch hoffen, daß wir in Zukunft jeden Sommer unsre Badener Reise zusammen machen könnten.

Das Wetter war zu Ende Oktober in Baden recht herbstlich geworden, recht kalt, naß und morgens nebelig. Die

Sonne blieb oft den ganzen Tag aus. Die Sehnsucht nach dem Süden, nach Rom wurde in uns wach. Bei mir kam noch dazu, daß ich mich sehr nach Ruhe sehnte. Ich hatte zu viel und zu aufgeregt gearbeitet, und leider — das sah ich zu meinem Schmerze wohl ein — waren manche meiner Porträte nur skizziert, nicht ganz vollendet. Das wollte ich wohl in Marmor nachholen, aber dabei verdarb oft die ganze Arbeit; denn die frische, wenn auch fehlerhafte Skizze hat immer noch mehr Reiz als die aus dem Gedächtnisse geglättete Marmorarbeit.

Am 27. Oktober verließen wir Baden-Baden und zogen südwärts.

Wieder in Rom.

In Rom hatte ich im Atelier sofort der Arbeit genug. Viele meiner Büsten wurden zwei- bis dreimal in Marmor bestellt. Da gab es zu meißeln und zu klopfen für den ganzen Winter. So konnte ich die Ruhe nicht lange genießen. Das Relief der nun zur blühenden Jungfrau gewordenen Jella Erhardt machte mir viel Freude. Dann fing ich die überlebensgroße Knabenfigur für die Nische außen an meinem Atelier in Baden-Baden zu modellieren an. Ich dachte in dieser Figur mich selber, wie ich mit dem Messer als Knabe Holzpuppen schnitzte. Es dürfte eine meiner besten Arbeiten sein, frisch und frei modellierte ich sie nach der Natur in kurzer Zeit fertig. Später bestellte die Herzogin von Hamilton diesen Knaben für einen Brunnen auf ihrem Gute in Mariahalden bei Rorschach am Bodensee; nur gab ich dem Jungen einen Fisch in die Hand.

Den guten Henneberg traf ich in Rom sehr leidend an; eine Geschwulst an der linken Achsel, die er dem Gewehrtragen auf der Jagd zuschrieb, war, das wußten wir besser, ein bösartiger Krebs. Henneberg, der wieder bei Corrodi malte, war ein andrer Mensch geworden.

Nach Neujahr kam der Erbgroßherzog von Baden mit den Herren von Gemmingen und Frisch in Rom an. Der junge Fürstensohn gewann durch sein schlichtes, einfaches Wesen bald alle Herzen. In allen Museen waren die Herren mit Dr. Helbig zu treffen, der ihnen die unerklärbarsten Antiken erklärte. Mit großem Eifer studierte der wißbegierige Prinz Rom und seine Kunstschätze. Im Hotel di Londra wohnte auch die Gräfin Reichenbach mit ihrer Tochter. Sie kam viel in mein Atelier, wo ich ihre Büste modellierte, und auch der Erbgroßherzog erschien oft bei mir; er interessierte sich besonders für die Büste seines Großvaters, des Kaisers Wilhelm I. 1876. Der Erbgroßherzog von Baden in Rom.

Unsre Wohnung an der Piazza Barberini war uns zu klein und unbequem und auch zu ungesund geworden. Wir hatten dort, wie im alten Rom in den meisten Häusern, einen Ziehbrunnen im Hofe, der uns mit Trinkwasser versorgen mußte. Besonders bei trockenem Wetter kam das häßliche Wasser oft übelriechend zu uns herauf. Diese Brunnen wurden von der neuen italienischen Regierung alle zugeschüttet und die oft zu sparsamen Padroni di Casa gezwungen, das gute Wasser der Acqua Marcia zu kaufen. Wir fanden denn auch eine schöne, wenn auch (120 Treppen!) hoch gelegene Wohnung in der im Entstehen begriffen gewesenen Via Nazionale 243, die wir heute noch inne haben. Ungesunde Wohnung im alten Rom.

Im Deutschen Künstlerverein war Schweinfurt Präsident. Der Verein wurde in diesem Winter fleißig besucht, der Friede dort nicht gestört. Unser Deutscher Künstlerverein ist aber durch die Gründung des Internationalen Künstlervereins geschädigt worden. Ich selbst bin, wie viele meiner Kunstgenossen, Mitglied beider Vereine. Im Internationalen Künstlerverein wird (bei sonst gleichem Beitrage von 60 Lire jährlich) freies Modellzeichnen gewährt, das oft von 30—40 Künstlern besucht wird. Auch üben die Feste im Karneval, die Konzerte und Tanz- Der Internationale Künstlerverein in Rom.

belustigungen im Internationalen Künstlerverein eine große Anziehungskraft aus, wenn diese Veranstaltungen auch gewöhnlich ein Defizit bringen. Unter den fremden Künstlern sind am zahlreichsten die talentvollen Spanier vertreten, die sich in liebenswürdigster Weise bei Dekoration der Säle, bei Theateraufführungen, Konzerten und ähnlichen Gelegenheiten in den Dienst des Vereines stellen. Präsident war gerade der Principe Baldassare Odescalchi, im Vereine unter den Künstlern ganz demokratisch, im Vatikan sehr schwarz und im Quirinal hübsch weiß. Er war Abgeordneter und stellte sich als solcher gerne auf die linke Seite. Auch Kunstfreund war Principe Baldassare, seine Liebe für die Kunst war aber mehr platonisch; in seinem herrlichen mittelalterlichen Schlosse Bracciano stellte er die schrecklich billig eingehandelten antiken Sächelchen auf. Die Fürsten Odescalchi leiten ihre Abstammung von einem Paladin aus der Tafelrunde Karls des Großen ab, und die jeweiligen Familienhäupter führen abwechselnd die Namen Innocenz, Livius, Baldassare. Aus ihrem Hause war der Papst Innocenz XI., derselbe, der im „Trompeter von Säkkingen" durch die Nobilitierung Werners von Kirchhof zum Marchese di Camposanto den Liebenden zum Ehebund verhilft. Derselbe hat als Ersatz der großen Hilfsgelder (300 000 Goldgulden), die er dem Kaiser Leopold I. (1659—1705) zum Türkenkriege vorgestreckt, von diesem für einen seiner Nepoten das Herzogtum Syrmien in Südungarn als Lehen erhalten, welches, auf die ausgedehnte Herrschaft Ilok beschränkt, erst vor etwa zwölf Jahren zum Fideikommiß umgestaltet wurde. Der Papst Odescalchi starb an übermäßig entwickelten Gallensteinen, die in kostbarer Fassung in der Schloßkapelle von Ilok aufbewahrt werden. Zwiespalt unter den jetzt lebenden Geschwistern wegen des väterlichen Nachlasses wurden durch Papst Leo XIII. geschlichtet. Man erzählt, daß der jetzige Fürst Baldassare dem Papst als Honorar für seine Mühewaltung ein römisches Gut zu Füßen gelegt hat. Sein Vater Principe

Principe Baldassare Odescalchi.

Livio stand kurze Zeit im diplomatischen Dienste Oesterreichs und war mit der polnischen Gräfin Branicka vermählt.

Im Karneval versuchte man die Pferderennen der Barberi wieder einzuführen. Der Korso war auch etwas belebter, aber der Karneval ist eben doch eine verlorne Sache. Auf den Bällen der deutschen Botschaft amüsierten sich unsre Landsleute gut; aber das Tanzen, das nirgends weniger als in Rom geübt wird, überließ man hauptsächlich den Herren Botschafts-Attachés, die ihre Füße mehr als ihre Denkwerkzeuge in Thätigkeit zu halten hatten. In der Gesellschaft begannen die Schwarzen (Päpstlichen) und die Weißen (Königlichen) sich zu vermischen. Karneval.

Im März 1876 kamen die Prinzen Wilhelm von Württemberg und Friedrich Franz von Mecklenburg, beide Thronfolger, ganz ohne Gefolge und nur von einem Kammerdiener begleitet, nach Rom. Diese einfache Art, zu reisen, wie es andre Menschen thun, behagte den hohen Herren ersichtlich. In numeriertem Einspänner sah man sie in der Stadt umher fahren, auch in Gesellschaft traf man sie unter gewöhnlichen Sterblichen, so bei Dr. Erhardt, wo sie sich, wie es schien, trefflich unterhielten. Ich hatte gute Gelegenheit, unsern künftigen König kennen zu lernen, der mich mit seiner einfachen Herzlichkeit entzückte. Auch der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin schien die Güte selbst zu sein. Prinzen als einfache Reisende.

Frau Lindemann-Frommel starb nach zwölfjähriger Krankheit an der Schwindsucht.

Zur Osterzeit herrschte der Typhus, von Neapel her eingeschleppt, in Rom. Die Fremden, unter denen mancher der Krankheit zum Opfer fiel, zeigten große Angst. Typhus in Rom.

Moltke war in jenen Tagen auch Gast der ewigen Stadt. Er machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich: ich fand ihn „altjung“ aussehend. Seine klaren, verständigen Augen blickten gerade heraus wie die eines Kindes. Die Einfachheit in seiner Erscheinung war auf die Spitze getrieben, die hoch- Moltke.

schultrige, lange, echt deutsche Figur nicht gerade schön. Kein Porträt, so schien es mir, hat ihn richtig und erschöpfend wiedergegeben.

Es wimmelte dazumal von Prinzen in Rom; auch der König von Griechenland kam noch dazu.

Der Maler der „Jagd nach dem Glück" mit dem Tode an der Seite.

Anfang Mai reiste unser guter lieber Freund Henneberg todkrank nach Deutschland ab. Er konnte schon nicht mehr sprechen, sah aus wie ein Marterbild. Und doch war er immer noch voll Milde und Geduld. Als der Bahnzug sich in Bewegung setzte, hielt er die Faust an den Mund, als hätte er ein Posthorn in der Hand, um addio! zu blasen. So versuchte Henneberg bis zuletzt heiter zu sein und machte seine unschuldigen Witze. „Wie werden meine Nachkommen dankbar sein," scherzte er in den letzten Tagen, „daß sie nicht auf die Welt gekommen sind." Das war der Maler der „Jagd nach dem Glück". Wie er die Bewegung des lustigen Posthornblasens nachmachte, war der grinsende Tod ebenfalls an seiner Seite — ich glaubte ihn zu sehen.

Im Monate Mai, der in Rom gewöhnlich sehr schön ist, und den die meisten Fremden, die dann schon über alle Berge sind, nicht kennen, hatten wir eine landwirtschaftliche Ausstellung in der Villa Borghese, die in ihrer Frühlingspracht die landwirtschaftlichen Gegenstände zauberhafter erscheinen ließ, als sie bekanntlich in Italien in Wirklichkeit es sind.

Und dann kam allgemach wieder der Sommer heran. Ich packte zwölf Kisten mit Statuen voll, bestimmt für mein neues Atelier in Baden-Baden. Ich wollte, daß die Besucher dort auch sähen, daß ich auch noch andres als Porträte zu machen im stande sei. Dann, so dachte ich, werden gewiß auch Käufer dafür kommen.

Nach dem Norden.

Als wir Ende Juni uns auf die Reise nach dem Norden machten, war ich, so viel hatte ich den Winter über gearbeitet, fast müder, als ich im Herbste vorher es gewesen war. Zudem plagte mich wieder das römische Fieber, das mich erst in

St. Moritz in der Schweiz, wohin wir zuerst reisten, ganz und gottlob für immer verließ. Von St. Moritz machte ich einen Abstecher, indem ich einer Einladung der Gräfin Reichenbach nach ihrem schönen Schloßgute Engelberg bei Konstanz folgte. Die Gräfin hatte Gäste, darunter nicht weniger als fünf schöne junge Mädchen, die man den ganzen Tag im Schloß und im Wald kichern und lachen hörte. Die Rosen blühten im Garten — Rosen und junge, frische Gesichter, wie passen die doch so schön zusammen!

Ein Tag mit Scheffel.

Die Frau Gräfin lud unsern Dichter Scheffel, der drüben bei Radolfzell hauste, telegraphisch zu Tisch. Scheffel, der der Einladung wirklich folgte, interessierte mich natürlich im höchsten Grade. In der festen, untersetzten Gestalt mit den derben Gesichtszügen, die einem wetterfesten Förster sehr gut angestanden wären, würde kein Mensch, so fand ich, einen Dichter mit so hochpoetischen Empfindungen, mit so viel Humor und Verstand vermutet haben. Scheffel unterhielt in heiterer Laune die ganze Gesellschaft auf das beste. Wir besuchten zusammen das nahe Schloß Arenenberg, das Napoleon III. oft und längere Zeit hindurch zum Aufenthalte diente. Die Phantasie, mit der man solche historische Orte betritt, spielt einem da meist einen Streich: man trägt mehr hinein als heraus. Scheffel fuhr von Arenenberg aus nach der Insel Mainau, wo gerade der Kaiser bei den badischen Herrschaften weilte. Der Plan, daß ich Scheffels Büste modellieren sollte, kam ebensowenig zur Ausführung, als der ausgemachte Besuch des Hohentwiel in Scheffels Begleitung. Ich fuhr ohne weiteren Verzug über den Bodensee nach Meersburg, wo ich zum Fürsten von Fürstenberg nach Schloß Heiligenberg abgeholt wurde.

Schloß Heiligenberg am Bodensee.

Schloß Heiligenberg, in dem nicht weniger als vier lebensgroße Statuen, mehrere solche in kleinerem Maßstabe, eine sitzende Figur, mehrere Büsten und Reliefs und zwei Adler in Bronze von mir sich befanden, sah ich damals zum ersten Male. Es ist überflüssig, daß ich mehr sage, als daß ich

herzlich aufgenommen wurde. Am folgenden Tage, nachmittags nach vier Uhr, trafen die allerhöchsten Herrschaften von der Insel Mainau in Heiligenberg ein. Der Kaiser, in heiterster Laune, sprach auch mich mehrere Male an. Mit dem Großherzoge und der Großherzogin besuchte ich den kolossalen Saal, der im oberen Stockwerke die ganze Breitseite des großen Schlosses einnimmt, und den noch eine vorzüglich erhaltene Decke aus dem 16. Jahrhundert ziert. Es dürfte wohl der schönste Saal aus dieser Zeit in Deutschland sein. Der mächtige Schloßbau, in teilweise frühgotischem Stile, umschließt einen großen, unregelmäßigen Hof. Ein hoher moderner Turm verunstaltet den ernsten, einfachen Bau. Dem Hofe zu umziehen das Innere hohe, schmale Gänge, von welchen aus man in geräumige Säle und Gemächer gelangt. Das Ganze, zu dessen Verschönerung und Vergrößerung durch Anfügung umfangreicher Oekonomiegebäude der Fürst bedeutende Summen aufgewendet hat, macht einen großartigen Eindruck, und besonders vom Bodensee aus zeigt sich der mittelalterliche Bau in seiner ganzen romantischen Schönheit. Der Großherzog war entzückt über die herrliche Lage des Schlosses. Die Schweizer Alpen lagen an dem Tage besonders schön vor unsern Blicken, auch den jungen Rhein konnten wir mit bloßem Auge deutlich sehen, der Bodensee, an dessen Ende die herrliche Insel Mainau liegt, glänzte hell zu uns herauf.

Man machte einen Gang durch den Park, dann setzte man sich im Freien zum Thee, Erbprinzessin Dolli zur Rechten des Kaisers. Bald darauf verschwanden die Herrschaften ebenso rasch, wie sie gekommen waren.

Die drei Tage meines ersten Aufenthaltes in Heiligenberg waren entzückend für mich, aber doch zog es mich nach Baden-Baden, wo mein Atelier fertiggestellt war, wo meine zwölf Kisten des Auspackens warteten. Eine Unruhe, ein Drang zur Arbeit hatte sich meiner bemächtigt und ließ mich die liebenswürdige Einladung des Fürsten, länger sein Gast zu sein, ablehnen.

Mein Atelier in Baden machte mir große Freude. Es ist ein schöner Sandsteinbau in italienischem Renaissancestil. Es hat eine von zwei Säulen getragene Vorhalle; durch ein Vorzimmer gelangt man in zwei große Säle und in einen kleinern Saal. Die Räume haben eine Höhe von 15 Meter. An einer Außenseite ist eine Nische angebracht mit der schon besprochenen Figur eines Knaben, der einen Bildhauer vorstellt. Die von Rom mitgebrachten Figuren waren bald in den Sälen verteilt. Ueber der Eingangsthür ließ ich den mir von E. Curtius aufgezeichneten platonischen Ausspruch: *Τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς* anbringen. Bald konnte ich im Badeblatte bekannt machen: „Das Atelier Kopf ist jeden Donnerstag für jedermann geöffnet." Die Leute kamen auch in Scharen, um das Neueste zu sehen. Mein Atelier in Baden-Baden.

Das erste, was ich in diesen heiligen Hallen modellierte, war ein Kolossalkopf, den ich „Melancholie" nannte. Die schöne Tochter des holländischen Konsuls Egidius machte mir Modell dazu. „Melancholie" nach holländischem Modell.

Meine aus Rom mitgebrachten Marmorwerke gereichten den schönen Räumen zur Zierde, ich suchte aber letztere noch mehr auszuschmücken. Corrodi, der mit mir nach Baden gekommen war, und dem ich den kleinern Raum meines Ateliers zum Malen überlassen hatte, malte mir die Füllungen der Thüren im Vorzimmer mit landschaftlichen Skizzen aus. Auch Andreas Achenbach, der mit seiner Tochter, der Gräfin Gröben, Baden besuchte, schmückte eine Thür mit einer frischen, lebendigen Seelandschaft; ihm zeigte ich mich erkenntlich, indem ich die Büste des Grafen und der Gräfin Gröben modellierte.

Wie ich gehofft, fanden meine im Atelier aufgestellten Werke alsbald guten Absatz. Man wird mich nicht tadeln, daß mir das Geschäftliche nicht gleichgültig war.

Bald erreichte die Saison in Baden wieder ihren Höhepunkt durch die Ankunft (Mitte September) der Kaiserin. Ihre Majestät beehrte mich mit einem Besuche meines Ateliers,

das ich mit Stolz und Freude zeigen konnte. Sie lobte die Einteilung, das gute Licht, die schönen Räume. Wenige Tage danach erschien auch mein edler Gönner, der Großherzog mit der Großherzogin und mit dem deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich. Dieser reichte mir leutselig die Hand und sagte: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Die Büste, die Sie von meinem Vater, dem Kaiser, gemacht haben, ist vorzüglich, weitaus die beste, die wir von ihm haben. Die Kaiserbüsten, die man offiziell überall aufstellt, sind mir schrecklich — ich schaue sie nie an.“ — „Nun, dann lasse dich auch machen!“ warf die Großherzogin ein. — „Das will ich,“ dabei warf sich der Kronprinz auf den hohen Modellierstuhl und machte ein Gesicht, als ob er beim Photographen wäre. „Aber morgen reise ich ab.“ Die Herrschaften schrieben sich in das Besuchsbuch, das ich aufgelegt, und das in der Folge eine stattliche Reihe berühmter Namen aufzunehmen hatte. So besuchte mein Atelier auch Berthold Auerbach. Er begrüßte mich als schwäbischen Landsmann mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, die er mit vielen Worten höchst schmeichelhaft an den Mann brachte. Auerbach kam noch öfters zu mir und wußte immer anregend zu erzählen. Einmal, so gestand er mir, habe er den Zopf und etwas vom Gesichte eines schwäbischen Bauernmädchens nur von rückwärts gesehen und daraufhin eine seiner besten Dorfgeschichten geschrieben. Auerbach war ein fein beobachtender, geistreicher Kopf, hatte aber nicht viel für die Kunst übrig. Er war klein von Gestalt und hatte ein faunartiges Gesicht mit satyrischem Lächeln, bei dem er stets seine Zähne zeigte. Sein sehr jüdisches Aeußere konnte anfangs unangenehm berühren. „Modellieren Sie mich,“ sagte er einmal zu mir, „ich bin nicht reich, meine Weiber brauchen zu viel Geld. Ich gebe Ihnen aber meine sämtlichen Werke, es sind schon 40 Bände.“ Gerne hätte ich den berühmten Schriftsteller in Marmor gemeißelt, aber die 40 Bände schreckten mich ab. Mit seinen Weibern hatte er recht. Man

Berühmte Männer im Atelier zu Baden.

erzählte sich, daß seine Frau und seine Tochter ihn oft „malträtierten", ja, daß sie beide oft wie Furien über den armen Poeten herfielen und ihn schlugen. Und unter solchen Umständen zu dichten! —

Zum Geburtstage der Kaiserin erschien wie gewöhnlich der Kaiser in Baden-Baden. In den „Buden" beim Konversationshause pflegte er Geburtstagsgeschenke für die Kaiserin zu kaufen, was dort begreiflicherweise stets große Aufregung hervorrief. Auch ich hatte der Kaiserin als Angebinde einen Gipsabguß der Büste Seiner Majestät gegeben und gnädigsten Dank dafür erhalten.

Bald nach seiner Ankunft besuchte der Kaiser mein Atelier. „Sie haben hier ja ein prächtiges Heim, und da Sie mein Nachbar sind, kann ich Sie öfters besuchen," sagte der gütige Herr. In bester Laune stellte er sich neben meine Marmorbüste, sein Porträt, und sagte: „Nun, welcher von beiden ist der ähnlichere?" Auf meine Bemerkung, daß meine Arbeit immer noch ein fehlerhafter Versuch sei, erwiderte er: „Dann muß ich Ihnen noch einmal sitzen!" Dies geschah denn auch bald. Ich hatte von Rom Gipsabgüsse mitgebracht, und in dem festen Gips konnte ich die Maße viel genauer angeben und die Einzelheiten viel sicherer nachahmen, so daß ich wohl behaupten kann, daß jeder Zug des Antlitzes unsers geliebten Kaisers in voller Wirklichkeit auf meiner Büste sich zeigt.

Von meinen im Atelier aufgestellten Arbeiten gefiel dem Kaiser der Frühling, ein blühendes Mädchenporträt, am besten. Später erwarb Seine Majestät auch eine solche Büste von mir.

Merkwürdige Sitzungen.

Zuletzt, kurz vor meiner Abreise, modellierte ich die Büste der pikanten, viel umschwärmten Madame Keßler aus Paris. Sie zählte zu den „Kaiserjägerinnen" und rühmte sich des kaiserlichen Wohlwollens. Daß auch Fürst Bismarck sich für sie interessiere, vertraute sie mir an. Sie bat mich, ihr Porträt bei ihr im Hotel zu machen, da sie leidend sei. Ich traf sie im Bette liegend mit aufgelöstem prachtvollem Haare, in das

sie förmlich eingewickelt dalag, ein schönes, reizendes Bild zum Ansehen, aber schwer zu modellieren. „Genügt es, wenn ich im Bette aufsitze?“ sagte sie, schlug mit ihren ruhden, blühweißen Armen die Haare zurück und sah mit ihren lang und schwarz bewimperten Augen mich armen Künstler schwärmerisch an. „Wir wollen es versuchen, gnädige Frau,“ erwiderte ich und rückte meinen Modellierstuhl ihrem Bette nahe. Das waren merkwürdige Sitzungen. Die Büste wurde aber doch ähnlich und vom Grafen Lehndorff und andern Kennern sehr gelobt. Ich wickelte sie förmlich in ihre Haare ein, so daß die Büste aussah wie die einer heiligen Magdalena nach Spagnoletto oder Tizian. Sehr bedauerte die berückend schöne Frau, daß der Kaiser keine Zeit fand, mein Machwerk zu sehen.

Dieses und die Idealbüste Ophelia, zu der mir die junge, plastisch schöne Frau von Richard Pohl Modell stand, waren die wenigen Arbeiten, die ich im ersten Jahre der Eröffnung meines Ateliers zu stande brachte. Es waren aber schöne, wenn auch aufgeregte Tage.

Mit der Familie des Konsuls Caro aus Berlin, der sich eine Villa in Baden kaufte, wurde ich näher bekannt; mit ihnen erhielt mein ohnehin schon großer Bekanntenkreis einen angenehmen Zuwachs.

Mein schönes Atelier wurde Ende Oktober geschlossen. Ich nahm Abschied von ihm, wie von einem lieben Menschen.

Reise nach Griechenland.

Der Wunsch, einmal Griechenland, Athen zu sehen, war schon lange in mir rege gewesen. Die Anwesenheit von Ernst Curtius in Rom, den ich bei Professor Henzen kennen lernte, sollte die Erfüllung bringen. Curtius, der selbst im Begriffe stand, eine Fahrt in das klassische Land der Kunst zu unternehmen, sprach mir zu, ihn zu begleiten. Das war zu verlockend! Es war noch nicht lange her, daß ich die Geschichte Griechenlands von Curtius gelesen, und an der Seite dieses

liebenswürdigen Gelehrten das Land meiner Sehnsucht zu sehen, das erfüllte mich mit Freude. Ich entschloß mich rasch zur Reise.

Am 18. November traf ich in Neapel mit der Familie Curtius zusammen, die aus ihm, seiner Frau und seinen Töchtern Dora und Luise bestand. Das Zusammensein mit diesen freundschaftlich heiteren Damen verschönerte mir noch mehr die Reise.

In Neapel besuchten wir noch einige Antiquare. Curtius kaufte für das Berliner Museum einige größere griechische Vasen und Terrakotten.

Das Wetter war herrlich und versprach gute Fahrt. Um vier Uhr nachmittags gingen wir auf das französische Schiff Juno, auf dem sich außer uns nur noch ein Kajütenpassagier, Herr von Alten, mit demselben Reiseziel Athen befand. Das Schiff verließ erst um sechs Uhr den Hafen.. Die Stadt lag, als wir in die weite See und in die dunkle Nacht hinausfuhren, märchenhaft beleuchtet hinter uns.

Am nächsten Morgen befanden wir uns angesichts der Insel Stromboli. Der Berg hatte eine Nebelkappe auf, und erst später ließ er sich als Feuerspeuer sehen. Die Liparischen Inseln lagen malerisch schön in grauer Morgenbeleuchtung. Curtius erklärte alles mit feinem, poetischem Vortrage. Das Meer war ruhig und menschenfreundlich — es war eine herrliche Fahrt.

Es ging durch die Meerenge von Messina an den Gestaden Calabriens vorbei, und bald waren wir auf hoher See, wo die Sache auf einmal ein andres Gesicht bekam. Recht krank lag ich oben auf dem Rücken. Curtius sprach den Damen und mir Mut zu, doch stimmte mich nur sein Heroismus heiter. Denn er war selbst blaß und bewegte sich vorsichtig, er machte große Augen und ein überernstes Gesicht.

Am 22. November sahen wir mit Freude Land, wir waren auf der Höhe von Cap Matapan. Das Wetter war

leider trüb und regnerisch, das Meer bleiern schwer. Als wir an einer Insel vorüber fuhren, brachte meine Frage nach ihrem Namen Curtius in Verlegenheit. Er besann sich lange und lief dann in die Kajüte. Bädeker gab die Antwort: Kythera!

Bald darauf verloren wir das Land außer Sicht. Der Archipel zeichnete nur nebelhafte Schattengestalten, bis nachmittags die südlich strahlende Sonne die Insel Hydra herrlich beleuchtete. Unvergeßlich bleibt mir die Einfahrt in den Golf von Aegina. Die Lichtwirkung war zauberhaft, der Himmel voll von schönen Wolkengebilden. Die Sonne beleuchtete bald da, bald dort einen Berg, eine aus dem Meere emporsteigende Insel. Die Lichter im Piräus waren schon entzündet, als wir am Abend dort ankamen. Die Lastträger stürmten das Schiff, und nur mit Mühe konnten wir unser Gepäck zusammenhalten. Ein schmutziger Wagen brachte uns nach Athen, über Kehrichthaufen fuhr man dort ein. Im Hotel des Etrangers, das Curtius kannte, fanden wir billiges und gutes Unterkommen.

Bei meinem Erwachen des andern Tages in der Frühe fand ich mich in meinem mit Läden fest verschlossenen dunkeln Zimmer schwer zurecht. Beim Oeffnen der Fenster, welcher Anblick! Förmlich erschrocken sah ich die Akropolis und einen Teil des Parthenon vor meinen erstaunten Augen.

Unser erster Besuch galt dem Theater des Dionysos, einer geweihten Stätte, von der aus über die ganze Welt Gesittung und Bildung ging. Auf einen der alten Sitze, die noch vollkommen erhalten, jetzt aber verlassen sind, zurückgelehnt, hörte ich Curtius zu, der mit wahrer Begeisterung sprach. Dann gingen wir der Akropolis entgegen; golden strahlten uns, vom blauen Himmel sich abhebend, die Propyläen entgegen; dann zum Niketempel, in die alte Bildergalerie (Pinakothek), zum Athenetempel selbst. Mächtig wirkt die zerstörte Erhabenheit des Baues. Was Menschen Göttliches zu schaffen vermögen, haben sie hier gethan; was Menschen in barbarischem Zustande zu zerstören vermögen, haben sie hier gezeigt. Wie einfach

bescheiden und doch wie harmonisch schön ist das Erechtheum mit seinen häuslich gemütvollen Verhältnissen und klassischen Formen. Der Blick über die Ebene nach dem Meere zu, nach dem Piräus, nach Salamis, Pentelikon, Hymettos war zauberhaft schön.

Nur flüchtig besuchten wir das fast ganz in den Boden gegrabene Museum, das daher von unten gar nicht bemerkt wird. Nun standen, ich möchte fast sagen in Fleisch und Blut, die mir schon längst in Gipsabgüssen bekannten Bildhauerwerke des einzigen Parthenon vor mir. Ich konnte mich kaum trennen.

Curtius, der treffliche Gelehrte, voll Begeisterung für sein Griechenland, für sein Athen, das er wie kein andrer kannte, gab mir seine Erläuterungen. Er erzählte von seinen Reisen und Erlebnissen in Griechenland, verteidigte die modernen Griechen, denen er volles Vertrauen entgegenbrachte, obschon wir ihm vorhalten konnten, wie er selbst immer wieder von den schlauen Nachkommen des durchtriebenen Odysseus betrogen wurde. Ich selbst konnte mich für diese Epigonen nicht begeistern, ihre Gestalten, ihre Gesichter fand ich nichts weniger als klassisch; es ist ein häßlicher, banaler Menschenschlag. Nur das Schreien und Lärmen scheinen sie mir von den alten Griechen geerbt zu haben.

Des andern Tages überließ mich Curtius meinem Schicksal, und ich ging allein aus auf die Suche, die überaus ergiebig war. Die damals recht schmutzige Stadt selbst war mir eigentlich nur im Wege; ich hätte sie weggewünscht, um das Alte besser sehen zu können. Nachmittags besuchte ich mit dem ruhigen, feinen Herrn von Alten den Tempel des Aeskulap, wo gerade Ausgrabungen vorgenommen wurden, und dann stiegen wir wieder zur herrlichen Akropolis empor.

An der alten Gräberstraße sah ich wundervolle Werke aus der guten Zeit noch an ihrem alten Platze. Es berührte mich eigentümlich, die Namen der Toten zu lesen, die da seit

Tausenden von Jahren schliefen. Wie einfach und schön, wie ruhig und maßvoll brachten diese Menschen jener klassischen Zeit doch ihre Gedanken zum Ausdruck. Die Skulpturen des Theseustempels sind meisterhafte, lebendig ausgeführte Schöpfungen der vorphidiasischen Zeit. In wahrhaft barbarischer Weise haben die neugriechischen Soldaten ihre Schießübungen dort gehalten und dabei ihre Scheiben an die Säulen des herrlichen Baues gelehnt. Die Kugeln der schlechten Schützen zersplitterten die Bildwerke, was selbst Curtius zu stark war. Das mächtige, mir ganz zopfig vorkommende Olympeum des Hadrian, das protzig und kalt dasteht, wollte mir nach all dem Gesehenen nicht mehr gefallen.

Wiederholt besuchten wir die Akropolis und das Museum. Um wie viel fand ich letzteres bereichert, als ich im Mai 1895 diese für mich heiligen Räume mit meinem Freunde Doktor Erhardt wieder sah! Die Funde auf der Akropolis aus der Perserzeit, die hochinteressanten, teilweise bemalten Marmorgestalten geben der Sammlung einen bis dahin ungeahnten Reiz. Eine neue Welt erstand durch diese Funde für den Künstler und den Gelehrten. Was früher noch teilweise Geheimnis war, wurde nun offenbar!

Als ich den um das Museum noch unberührt lagernden Schutt durchstöberte, fand ich einen schönen Bronzegürtel, den ich in meine stille Tasche steckte. O, welche Fähigkeiten tragen wir oft unbewußt in uns herum!

Wir trafen die Archäologen Doktor Milchhöfer und Doktor Julius, mit denen wir den Areopag besuchten.

Es ist kaum glaublich, daß das moderne Athen, in jenen Tagen wenigstens, nur einen Bildhauer besaß, den freundlichen Meister Drosis, der noch dazu seine Studien in München gemacht und fast gar keine Aufträge hatte. Den Marmor bezog er aus Carrara, seine Gipsgießer waren Italiener. Modelle konnte er kaum, oder doch nur aus der untersten Hefe des Volkes bekommen. Kein Mensch zeigt heutzutage

in Griechenland Interesse für die Kunst, und Meister Drosis klagte mir, daß er sich in Athen ganz einsam und verlassen fühle. Als ich Curtius bei Tisch dies mitteilte, meinte er, daß das schon anders werden würde; die Neugriechen seien eben noch jung! Ich aber meinte und meine es noch: sie sind alt und jedenfalls keine Griechen! Als ich Drosis bat, er solle mir doch irgend ein hübsches eingeborenes Menschenkind als Modell zeigen — denn ich wünschte mir so sehr ein künstlerisches Urteil über diesen Menschenschlag zu bilden —, sagte er: „Kommen Sie morgen, vielleicht gelingt es mir.“ Am andern Tage fand ich bei ihm ein fünfzehnjähriges Mädchen, das aber jedenfalls nicht von der Venus von Milo abstammte.

Drosis zeigte mir die Bauten von Architekt Hansen aus Wien, die ich sehr nüchtern fand. Trotz Malen und Vergolden sagen sie gar nichts! Es muß aber auch sehr schwer sein, in die Nachbarschaft des Parthenon etwas Schönes zu setzen.

An einem Nachmittag brachte mich Curtius zum bekannten Antiquar Lambros, einem aalglatten, immer lächelnden, gefährlichen Händler. Bei ihm sah ich zum ersten Male die anmutigen Kunstwerke, die sogenannten Tanagrafiguren. Zwei derselben kaufte ich; sie waren damals noch alle echt. Durch Curtius, der auch für das Berliner Museum welche erwarb, lernte ich den Handel kennen.

Der einzige schöne Garten in Athen, noch von der edeln bayrischen Königin Marie angelegt, zeigte mir, daß man auch in Griechenland mit Geduld Bäume ziehen könnte.

Einen schönen Ausflug machten wir alle zusammen zum Stadion und das Ilissosthal hinauf; schöner noch war eine Spazierfahrt nach der Platonischen Akademie. Den Lykabettos mit der Kapelle des heiligen Georg besuchte ich allein; von dort aus, wo die Aussicht über die Stadt nach dem Meere wundervoll ist, sahen die Athener die Schiffe der Perser im nahen Hafen liegen.

Für die Museen ist in neuerer Zeit in Athen wirklich Vieles und Zweckmäßiges geschehen; in jenen Tagen sah ich dieselben noch sehr im Argen liegen: die Kunstwerke waren über den Boden hin zerstreut, der Regen fiel durch die schadhaften Dächer auf sie herab, man trat mit den Füßen auf Büsten und Figuren herum.

Unser Gesandter, Herr von Hirschfeld, Kunstfreund und selbst Kunstübender, nahm sich meiner sehr zuvorkommend an. Mit den Herren unsers Archäologischen Instituts in Athen machte mich Curtius bekannt; sie hatten mit dem Entziffern der alten Inschriften viel zu thun. Diese mühsame und Gelehrsamkeit erfordernde Arbeit überlassen die Herren Neugriechen den fleißigen und klassisch gebildeten Arbeitern aus Germanien.

Den Lykabettos und die Pnyx besah ich mit Curtius, dessen Lieblingsidee es war, das alte Athen auf diese Seite zu verlegen. Stundenlang konnte er mit mir auf der Hochebene umhergehen, die Grotten und Fundamente zeigen und in seinem regen Geiste die alten Straßen wieder erstehen lassen, so wie er es sich dachte. Mich überzeugte er nicht.

In jenen Tagen, als ich mit dem gelehrten, mitteilsamen, guten und ach so zerstreuten Professor Curtius in Athen umherlief, trafen täglich von Schliemann aus Mykene Berichte über neue Funde ein. Zeitungsjungen durchliefen die Stadt: Neues aus Mykene! Schliemann fand gestern das Grab des Agamemnon! Der Zepter des Königs gefunden! Goldene Masken vom Antlitz des Königs gefunden! und so weiter. Curtius, der gerade daran war, das alte Athen zu finden, wo es sicherlich nie gewesen, schüttelte sein mähniges Haupt: „Was doch der Mensch nicht alles findet!“

Die Großfürstin Wera in Stuttgart hatte mir ein Empfehlungsschreiben an ihre Schwester, die Königin von Griechenland, gegeben, das ich, da der König abwesend war, erst kurz vor meiner Abreise abgab. Die Königin ließ mich

in das Palais rufen, und mit wirklicher Neugierde folgte ich der Einladung. Der Palast, ein formloser viereckiger Bau, versprach auch im Innern nicht viel zu bieten. Aber was ich fand, war doch gar zu wenig: eine einfache, bescheidene Wohnung, fast öde, mit leeren Wänden, kaum für einen besseren Privatmann, jedenfalls nicht für einen König passend. Die Palastwache in Nationaltracht, die Kammerdiener, die mich meldeten, waren aber, das fand ich lobenswert, keine hochmütigen, vornehmthuenden Herren, wie man sie anderswo trifft.

Die Königin empfing mich sehr gnädig, erkundigte sich nach meinen Arbeiten, nach Stuttgart und nach dem Hof, und sprach vom „Schwindler" Schliemann, denn als solcher galt damals der tapfere deutsche Gelehrte, der erst später die Welt eines besseren belehren konnte. Die Königin, eine bildschöne, etwas starke Frau, zeigte mir die wenigen, von dänischen Künstlern gemalten Familienbilder mit großer Liebenswürdigkeit und entließ mich dann ganz erfüllt von ihrem einnehmenden Wesen.

Curtius und ich sandten an die Frau Großherzogin von Baden am 2. Oktober, am Vorabend ihres Geburtstages, ein Glückwunschtelegramm, von Curtius in ein paar griechische Hexameter gefaßt. Schon am Morgen des 3. Oktober kamen von Karlsruhe, ebenfalls in griechischen Hexametern, Worte des Dankes. Curtius war jahrelang Erzieher des Kronprinzen Friedrich und war in dieser Stellung der Frau Großherzogin näher gekommen.

Doktor Köhler, Sekretär des deutschen Archäologischen Instituts in Athen, ein stiller, bescheidener Herr, suchte gleich unserm Konsul, Buchhändler Wildberg, mich zu längerem Aufenthalt in Griechenland zu bestimmen. Auch die liebenswürdige Familie Curtius, die noch für vierzehn Tage nach Olympia zog, konnte nicht begreifen, daß ich so bald schon Griechenland verlassen könne Doch die Pflicht rief mich nach Hause zurück.

Gerne hatte ich bemerkt, daß Curtius etwas darauf gab, mit einem Bildhauer, der durch große Praxis mit Sachkenntnis und Liebe zur alten Kunst ausgerüstet war, Freundschaft zu pflegen. Ich meinerseits schätzte mich glücklich, von dem großen Gelehrten, der keineswegs ein verrannter Archäologe war, für den vielmehr auch die moderne Kunst Bedeutung hatte, lernen zu können.

Zehn genuß- und lehrreiche Tage hatte ich in Athen zugebracht; die feste Zuversicht, wiederzukommen, ließ mich leichter Abschied nehmen. Herr von Alten begleitete mich zum Hafen. Das Schiff, das ich zur Heimfahrt benutzte, ein schmutziges Fahrzeug, gehörte der griechischen Gesellschaft Trinakria. Der Kapitän war ein ebenso unsauberer Sizilianer, die Kost jammervoll. Wir hatten herrliche, ruhige Fahrt. Unter den Fahrgästen befanden sich, ein komischer Zufall, zwei feindliche Obersten gleichen Namens: ein russischer Oberst Baeker in serbischen und der bekannte englische Colonel Baker in türkischen Diensten. Beide lachten herzlich, als sie sich gegenseitig entdeckten.

Vor Korfu blieb unser Schiff viele Stunden lang liegen. Ich ging ans Land, wo ich den wunderschönen, berühmten Spaziergang nach der Canono machte. Welcher Gegensatz zwischen dem fruchtbaren romantischen Korfu und dem steinigen, gras- und baumlosen Attika!

Unter den Fahrgästen, die das Schiff von Korfu mitnahm, fiel mir ein Jüngling aus Patras mit einem prachtvollen altgriechischen Kopf auf. Seine Gestalt war untersetzt, fest und elastisch und erinnerte mich an den Diskuswerfer des Vatikans. Dies war der einzige wohlgebildete schöne Mensch, den ich auf meiner griechischen Reise zu sehen bekam.

In Rom erwartete mich wieder die Arbeit. Ich war begeistert von all dem Geschauten und wollte das Gelernte an meinen eignen Schöpfungen anbringen. Aber wie nüchtern kamen mir diese jetzt vor! Sie hielten den Maßstab nicht

aus, den ich jetzt anlegte. Ich erlangte das Gleichgewicht erst nach einiger Zeit wieder, nachdem der göttliche Rausch verflogen war. Das Lernen und das Gelernte sich zu eigen machen, ist sehr schwer.

Nachdem ich in meinem Atelier wieder heimisch geworden war, ging ich daran, meine Pietà (Kreuzesabnahme) in Marmor zu vollenden. Die Köpfe stellten eine ernste Aufgabe, und besonders jener des toten Heilandes beschäftigte mich lange. Für sein Antlitz hat die christliche Kunst schon sehr früh einen Typus geschaffen, der mich aber in keiner Weise befriedigte. Den nackten Körper modellierte ich so ziemlich nach der Natur; ich nahm diese fast ausschließlich zu Hilfe. Der Kopf konnte nur lebensvoll wirken, wenn er wenigstens ganz lebenswahr entworfen wurde und zu dem Körper paßte. Den jüdischen Typus wollte ich festhalten, die langen Haare, den kurzen Bart ebenso wiedergeben. Wo aber sollte ich für die edle, vornehme Gestalt, in der Milde und Ernst sich paaren sollen, ein Modell finden? Ich sah bald ein, daß nur meine Phantasie mir ein solches schaffen konnte, vernachlässigte aber doch nicht, die Kunst der Alten zu Rate zu ziehen. Die Griechen bildeten ihren höchsten Gott, den erhabenen Zeus, den Herrscher im Olymp, so wie Phidias ihn dargestellt hatte, oder doch mehr oder weniger nach diesem Muster. Zweimal habe ich den Zeus von Otricoli in der Größe des Originals zu kopieren bekommen — ich wußte, wie schwer es ist, den Zug um den herrlich schönen Mund zu treffen, wie schwer, den zufriedenen, freundlich erhabenen Blick an diesem Kunstwerk wiederzugeben. In der christlichen Kunst haben wir keinen Jupiter, sondern die erhabene, menschenfreundliche Gestalt des Gottmenschen darzustellen; aber leider haben nur wenige Künstler aller Zeiten diesen hohen Standpunkt beim Schaffen eines Christusbildes eingenommen. Die Christusstudien.

frühesten Katakombenbilder zeigen zwar das Bestreben, Christus in jugendlicher Schöne erscheinen zu lassen; doch bald wurde es Mode, den Heiland ernst und schmerzerfüllt uns gegenüberzustellen, und namentlich die Bilder am Kreuze sollen durch jammervollen Ausdruck auf unser Gemüt wirken. Die Religion der armen Sünder wurde durch diese Bilder zuerst betont. Auch das ganze Mittelalter zeigt uns den toten Heiland in dieser oft unschönen Weise. Nicolo Pisano, der sich mit seiner Skulptur noch am meisten an die Antike anlehnt, dann Brunelleschi, Matteo Civitali, Baccio da Montelupo, Alfonso Lombardi meißelten mehr oder weniger Marterbilder. Auch Michelangelo ging nur wenig auf die Vorstellung, die wir vom Gottmenschen haben sollen, ein, und es ist schwer zu verstehen, wie dieser frommgläubige Künstler in der Darstellung seiner Christusbilder, man möchte fast sagen, unchristlich empfunden hat. Unter den Italienern sprachen mich die tief empfundenen Bilder des Heilandes von Beato Angelico besonders an. Der Christus in der Transfiguration auf Monte Tabor in San Marco in Florenz ist die großartigste Christuserscheinung, die ich kenne, und Michelangelo hat so etwas Herrliches nicht geschaffen. In Deutschland, auf dem alten Kirchhofe in Baden-Baden, traf ich eine Kreuzigung Christi von großer Schönheit und Individualität. Den schönsten deutschen Christuskopf gab uns aber Albrecht Dürer auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika. Der Himmel scheint uns aus diesen Augen, aus diesem ernsten, herrlichen Antlitze entgegenzuleuchten. Auch die Modernen habe ich bei Schaffung meines Christuskopfes studiert. Sie haben schon lange das bittere Weh des Sterbens in ihren Bildwerken verlassen, sie suchen das Gegenteil. Liebreich und gelassen stirbt Christus — die Modernen kennen bloß den Reiz des grüngelben Tones eines zum Kadaver gewordenen Menschen, das Malerische, das Rubens und van Dyck schon lange vorher viel besser behandelt haben, interessiert sie mehr als der geistige Inhalt der Figur.

Ich hatte meine Aufgabe, eine der schönsten, die einem Bildhauer gestellt werden kann, nicht leicht genommen und mich redlich darum bemüht. Und doch mußte ich die Pietà nach Stuttgart absenden, ohne daß sie mich befriedigte, — ein Schmerz, der dem schaffenden Künstler nur zu leicht zu teil wird.

Durch die Ankunft (Ende Januar) des Großherzogs und der Großherzogin von Baden in Rom wurde meine angestrengte Thätigkeit auf eine angenehme Art unterbrochen. Im Begriffe, mich im Hotel bei ihnen einzuschreiben, traf ich die höchsten Herrschaften selbst und wurde von ihnen sehr gnädig begrüßt.

1877. Das großherzogliche Paar von Baden in Rom.

Während des seit langer Zeit wieder belebten Karnevals fuhr die Prinzessin Margherita mit den großherzoglichen Herrschaften auf dem Korso auf und ab, von allen Seiten mit Blumengruß empfangen.

Die Frau Großherzogin drückte den Wunsch aus, daß ich ihr den Moses von Michelangelo zeigen möge. Wir besuchten zuerst den Lateran, wo der berühmte Katakombenkenner Rossi den Herrschaften die dort vorzüglich aufgestellten christlichen Altertümer einfach und verständlich erklärte. Die in der Gruft einzig schön aufgestellte und mit Lampenlicht wirkungsvoll erleuchtete Pietà von Bernini entzückte allgemein. Kaum dürfte ein Kunstwerk auf der ganzen Welt besser aufgestellt sein als diese schöne Arbeit des geistvollen Bildhauers Bernini.

Vom Lateran aus fuhren wir dann nach San Pietro in Vinculis zum Moses des Michelangelo. Als wir vor dem Meisterwerk standen und die Reihe an mich kam, die Schönheit und Bedeutung dieser unerklärlichen Schöpfung zu erklären, als sie alle still auf meine Worte warteten, kam ich in nicht

geringe Verlegenheit. Ich wußte nichts zu sagen. „Da ist es," hätte ich am liebsten gesagt, „schauen Sie es an und denken Sie sich, was Sie können!" Kann man große Kunstwerke erklären? Ist das, was sie zu großen Kunstwerken macht, erklärbar? Hat nicht der Künstler oft unbewußt das Herrliche in sein Werk hineingelegt? Welches ist aber das Unbewußte, und welchen Namen soll man ihm geben? Es werden immer nur Worte bleiben, Worte, die oft recht nichtssagend sind, die aber der Unverständige aufgreift und zum Schlagworte macht. Und doch, wenn man mich fragt: warum finden Sie das Kunstwerk schön? muß ich, weil ich Künstler bin, eine Antwort dafür finden. Viel leichter ist es allerdings, zu beweisen, daß ein Kunstwerk nichts tauge. Ich Kleiner fing dann angesichts des Moses über den Stil, über den Ausdruck des Kopfes, über die Gewalt der Erscheinung an zu sprechen. Ich glaube, nicht gerade etwas Dummes gesagt zu haben, obgleich ich fühlte, wie wenig ich zu sagen wußte.

Der Besuch der hochverehrten badischen Herrschaften in meinem Atelier war für mich, der ich dem gütigen Fürstenpaare so überaus viel zu verdanken hatte, ein freudiges Ereignis. Die Pietà, die noch nicht eingepackt war, und deren fatale Geschichte die Frau Großherzogin kannte, gefiel besonders, auch die Statuen und Büsten, die in Menge umherstanden. Nach dem Besuche, der eine ganze Stunde gewährt, durfte ich die Herrschaften nach dem italienischen Gottesacker San Lorenzo fuori le mure begleiten.

Es war mir vergönnt, bei unserm liebenswürdigen Botschafter von Keudel mit dem großherzoglichen Paare wiederholt zusammenzukommen. Bei einem Musikfeste auf unsrer Botschaft war auch der Kaiser Dom Pedro von Brasilien anwesend, der in Rom damals weilte und viel von sich sprechen machte. Er hörte in der Universität verschiedene Vorlesungen, that ungemein geistreich und gebildet und ließ

Dom Pedro von Brasilien.

doch allenthalben den Barbaren durchblicken. Dom Pedro war ein großer, stattlicher Herr mit einem sehr bürgerlichen Gesichte, er zeigte keine Rasse. Auch in meinem Atelier erschien er und stellte die merkwürdigsten Fragen.

Bei einem Hofballe im Quirinal waren auch die badischen Herrschaften anwesend, die sich sehr entzückt über diese eigentümlichen Feste aussprachen, bei denen die Offiziere, so ganz im Gegensatze zu den unsrigen, an den Wänden lehnen und die Büffetts belagern, aber nicht tanzen.

An einem Theeabend bei dem Fürstenpaare traf ich Gregorovius, der da sehr interessant von seinem alten Rom zu erzählen wußte. Gregorovius gab sich in kleinen Gesellschaften, wo er der einzige Große war, sehr natürlich und einfach. Man fühlte es, er befand sich dann wohl. In größeren Gesellschaften aber, wo seine Persönlichkeit in der Menge unterging, nahm er alsbald seinen Hut und verschwand.

Von Rom reisten der Großherzog und die Frau Großherzogin nach Neapel. „Ihre Arbeiten," sagte mir beim Abschiede der gütige Herr in seiner herzgewinnenden Weise, „haben mir unter den Modernen doch am besten gefallen."

In jenen Tagen war ich an einem Amor und an der für Herrn von Eichel in Eisenach bestimmten Büste von Friedrich Preller beschäftigt. Ich konnte mir erlauben, eine kleine Erholung in der Campagna zu suchen. In Begleitung meiner Schwiegermutter und einer Tante meiner Frau machte ich in bequemem Wagen eine dreitägige Rundfahrt im herrlichsten Frühlingszauber durch die Campagna nach Tivoli, Subiaco, Olevano, Palestrina zurück nach Rom.

Rom war in den Tagen des Juni überfüllt von Fremden: der Papst feierte sein 50jähriges Bischofsjubiläum. Unglaublich viel Pilger und sonstige Fremde füllten die Straßen. Es waren meist Franzosen und Belgier, doch auch Deutsche in ansehnlicher Zahl. Die deutschen Geistlichen waren leicht zu erkennen; denn sie trugen Hosen wie wir andern Sterblichen; Papstjubiläum.

das schöne Geschlecht in ihrer Begleitung war freilich kaum als solches zu erkennen.

Ein verkommener schöner Mensch.

Der Sohn einer sehr vornehmen Dame in Baden machte in Rom damals viel von sich sprechen. Er war ein großartig angelegter, aber leider ganz verkommener schöner Mensch, der sich in der römischen Aristokratie alsbald bekannt und, man muß wohl sagen, berüchtigt machte. Man wußte nicht, war seine scheinbare Gutmütigkeit größer oder sein Leichtsinn. Er hatte den Kopf eines Caligula, der tiefen Ernst zeigte. Ich habe seine Büste modelliert, was mir Gelegenheit gab, ihn näher kennen zu lernen. Vornehm und sorgfältig erzogen, aber leichtsinnig und haltlos, waren die einander widersprechendsten Eigenschaften diesem schönen, unglücklichen, damals 30jährigen Manne eigen. Dieser riesenhaft gebaute Mensch wohnte, seinen zahllosen Gläubigern zu entgehen, oft monatelang in den Sümpfen der Campagna am Meere, ohne Schaden an seinem Körper zu leiden. Nur der Hufschlag eines Pferdes konnte seinem zähen Leben ein Ende machen.

Nach Baden-Baden.

Die alljährliche Reise nach Deutschland war für mich eigentlich weniger eine Erholung als für die Meinigen, die von nun an Sommeraufenthalt in Klobenstein in Tirol nahmen. Die Fahrt durch Italien in den schlechten und unsauberen Wagen war sehr ermüdend, der rasche Uebergang aus dem heißen, sonnigen Süden in den doch oft recht empfindlich kühlen, nebligen Norden unangenehm fühlbar.

In München verweilte ich einige Tage und sah da Freund Piloty, der recht krank war. Ich erkannte nach eingehendem Besuche der Kunstsammlungen, daß München doch viele vorzügliche Werke alter klassischer Kunst besitzt. Graf Schack zeigte mir mit Stolz seine Galerie.

Ausschmückung des Ateliers in Baden.

Ende Juni war ich wieder in meinem lieben Baden-Baden. Ich ging, von einem vorzüglichen, gewandten Diener

unterstützt, daran, 20 Kisten, die ich aus Rom, gefüllt mit Bildwerken und Möbeln, mitgebracht, auszupacken. Bald sah es reizvoll in den schönen Räumen meines Ateliers aus; all das schöne alte Zeug, die Truhen aus Venedig gaben einen prächtigen Schmuck ab. Die Gobelins, sehr groß und von hoher Schönheit, stammen aus dem alten Feudalschlosse der Canonici anticchi Mathei. Diese sehr wertvollen Gobelins sind vorzüglich erhalten, die Farben frisch und schön. Die Gegenstände, hauptsächlich aus der Geschichte und Religion entnommen, behandeln auch Allegorisches, wie der große schöne Teppich mit dem Löwen in meinem Atelier. Ursprünglich waren es 30 große, 5 Meter lange und 4 Meter hohe Stücke, die ich gelegentlich zusammen für 30000 Lire gekauft hatte. Ich muß mich selbst schelten, daß ich diesen ganzen kostbaren Besitz, der wohl fünfmal mehr wert war, wieder um die Ankaufssumme an Herrn John Mayer junior aus Dresden verkauft habe, der damit seine Villa in Florenz schmückte. Nur drei Stücke habe ich mir für mein Atelier in Baden vorbehalten.

Genußreich war für mich die Modellierung der Büste der geistreichen Großfürstin Pawlowna, geborene Prinzessin Marie von Mecklenburg-Schwerin.

Die Schloßkapelle in Heiligenberg.

Es war Ende Juli und schon recht heiß in Baden, als ich, der wiederholten Einladung des Fürsten von Fürstenberg folgend, mich nach Schloß Heiligenberg begab, wo ich mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen wurde. Die hohe, aber schmale Schloßkapelle war dazumal ein verwahrloster Raum. Gotische Fenster aus dem 16. Jahrhundert zierten dieselbe, die Wandmalereien aber, teilweise verwischt, waren aus späterer Zeit und ohne Bedeutung. Ich stellte dem Fürsten es als Lebensaufgabe vor, diese Kapelle würdig herstellen zu lassen, und malte ihm durch meine Phantasie alles so schön aus, daß er endlich auf den Plan einging. „Welches ist aber der Maler, den Sie mir empfehlen können?“ „Da brauchen

wir nicht weit zu suchen: das kann kein andrer sein als Ludovico Seitz aus Rom, der gerade im Münster zu Freiburg drüben arbeitet. Das ist ein Künstler, der die alten Meister kennt; er wird Ihre Kapelle im alten Geiste wieder erstehen lassen." Der Fürst schrieb sogleich an Seitz, der nach Heiligenberg kam und sich bereit erklärte, die Kapelle auszumalen. Nach der Vollendung ist dieselbe ein schönes, bleibendes Monument für den Fürsten geworden, wie dies der große Saal für seinen Vater ist.

Auf der Mainau. Meinen Ausflug dehnte ich noch weiter aus: ich fuhr hinüber nach der schönen Insel Mainau im Bodensee, wo ich den Großherzog und die Großherzogin mit Gefolge beim Bogenschießen antraf. Ich wurde aufs freundlichste aufgenommen und zu längerem Verweilen eingeladen. Die Insel zeigte sich mir bei meiner Ankunft — es war ein herrlicher Morgen, und duftig und sonnig lagen die Ufer in der Runde — in schönstem Lichte; in der That konnte man sich an den Lago di Garda versetzt fühlen. Der Lorbeer wächst auf der Mainau im Freien; unglaublich üppig schießt hier alles empor, was da grünt und blüht. Die Mainau ist ein kleines Paradies.

Am Abend, als ich mich von den Herrschaften verabschiedete, meinte der Großherzog auf meine Bemerkung, daß ich in Baden-Baden schon so heimisch sei, daß ich mich halb als Badener fühle: „Vor allem müssen wir uns als Deutsche fühlen!"

Der kleine Ausflug, den ich noch nach Engelsberg in der Schweiz zu einem Besuch der Gräfin Reichenbach ausgedehnt, hatte mich erfrischt, und ich ging in Baden wieder munter an die Arbeit. Ich modellierte in raschen Zügen die Büste der Frau Heeren, die mit ihrer Familie in der Villa Merk ein großes Haus machte; ich glaube, sie war eine Kreolin — etwas Spanisches lag jedenfalls in ihrem Blute.

Corrodi kam von London herüber und arbeitete wieder

in meinem Atelier. Die Meinen erschienen auch, ganz entzückt vom Aufenthalte in Klobenstein in Tirol, und nun hatte mein Junggesellenleben ein Ende.

Der Fremdenbesuch — es kamen oft an einem Morgen 20 bis 30 Fremde — war doch manchmal für mein Arbeiten recht störend und war mir weniger willkommen als der Besuch, mit dem mich der Kaiser, die Kaiserin, der Großherzog, die Großherzogin und der Großherzog von Weimar an einem der letzten Septembertage zu gleicher Zeit beehrten. Der Kaiser lobte die Gruppe „Badende Knaben" sehr, trat dann neben seine in Marmor dastehende Büste und sagte scherzend: „Ganz eine Jungfrau haben Sie aus mir gemacht. Wollen Sie mich einmal jung sehen?" Und dabei zog er mit beiden Händen seine Wangen glatt. Der Großherzog bestellte eine Kaiserbüste in Marmor, wozu Seine Majestät mir noch eine Sitzung gewährte. Auf einem Relief der Frau Herzogin von Hamilton, das ich in jenen Tagen fertigte, fand der Kaiser die Dargestellte zu alt aussehend, die erste Kritik, die er über meine Porträte ausübte. Vorm Kaiser.

Bei der großen Parade, die der Kaiser bei Muggensturm unweit Baden abhielt, sah ich ihn zum ersten Male zu Pferde. Er machte einen stattlichen Eindruck; fest und sicher, etwas nach rückwärts gelehnt saß er im Sattel, ein ganzer Soldat.

Ich modellierte das Relief des Grafen Lehndorff, und der Kaiser kam, es zu sehen. Er besah die griechische Inschrift in der Vorhalle und sagte: „Haupt, wie heißt das da oben? Ich kann nicht mehr Griechisch." „Kauft Figuren! Majestät." Lachend gab er mir die Hand und verabschiedete sich.

Nach viermonatlicher Abwesenheit von Hause zogen wir Anfang November wieder südwärts.

1878. Unser deutsches Besitztum, der Palast Caffarelli auf dem Kapitol, wurde durch alljährlichen Einspruch der italienischen Regierung in Frage gestellt. Trotzdem baute dort das Deutsche Reich mit großen Kosten ein archäologisches Institut. Die Archäologen haben ihren Teil bekommen, die Künstler tröstet man. Der Gedanke einer Akademie nach Art der französischen in der Villa Medici ist unausführbar, ein Bedürfnis auch gar nicht vorhanden. Zudem würde durch eine solche Akademie die Bummelei der deutschen Künstler nur befördert werden. Aufträge geben und die Arbeiten gut bezahlen, denke ich, wäre vernünftiger.

Vittorio Emanuele †. Der Tod des Königs Viktor Emanuel (9. Januar 1878) rief in Rom eine sehr ernste Stimmung hervor, die dem damals sehr unbeliebten Thronfolger nichts weniger als günstig war. Im Zuge bei der Verbringung der Leiche nach dem Pantheon schritt ernst, mit festem Schritte unser Deutscher Kronprinz. Es war ein erhebendes Gefühl für uns Deutsche, durch diesen herrlichen Mann unser Vaterland vertreten zu sehen.

Pio Nono †. Ungefähr einen Monat danach (7. Februar 1878) starb Papst Pius IX. Die Trauer war anständig und ging nicht tiefer, denn Pio Nono war den Römern zu schroff gegenübergetreten; er hatte alle, die nicht für ihn waren, verdammt. Er war ein weiblicher Charakter, kein großer Geist. Die Leiche wurde öffentlich in der Cappella del Sacramento in der Peterskirche ausgestellt. Auch hier zeigte sich wieder die Kunst der katholischen Kirche, wenn es gilt, etwas großartig und ergreifend in Scene zu setzen. Etwas Großartigeres, Malerischeres habe ich kaum je gesehen. Bei magischer Beleuchtung lag der Leichnam, weiß gekleidet, auf einer von Blumen und kostbaren Decken umgebenen Bahre. Die Kapelle war schwarz ausgeschlagen und ungemein geschmackvoll drapiert. Das Licht

fiel konzentriert auf das Antlitz des toten Heiligen Vaters, der wie schlafend dalag. Die Sänger der Cappella Sistina sangen in ergreifender Weise, manches Auge wurde feucht. Die zahllose Menschenmenge benahm sich — die Italiener sind bekanntlich anständige Leute — feierlich, dem ernsten Augenblicke angemessen.

Die illustrierten Witzblätter verbreiteten damals eine nicht schlechte Zeichnung: Der König Viktor Emanuel ist im Himmel, neben ihm steht der Papst Pio Nono, zwischen ihnen Christus, bemüht, die Hände beider ineinander zu legen. Darunter stand: „Friede sei mit euch!“ Ja, Frieden oben im Himmel giebt es, Frieden aber auf der Welt?! —

Eine Trauernachricht traf unsre Familie schwer: Meine liebe Schwägerin, Frau Martha Graff, ein edles, liebes Wesen, war in noch jungen Jahren am 16. Februar in Dresden gestorben. ‚Wir werden sie nie wiedersehen!‘ — das ist ein hartes Wort, wenn liebe Menschen von uns scheiden.

In dieser Zeit modellierte ich an einer lebensgroßen Eva. Die erste arme Sünderin des Menschengeschlechtes darzustellen, reizte mich schon lange. Sie sollte aber das Zeug haben, Mutter der Menschheit zu werden. Das glaubte ich bei einem damals in Rom sehr berühmten Modell, Peppina geheißen, gefunden zu haben. Dieses Weib war großartig gebaut, ganz der griechische Typus einer Venus von Milo, auch der Kopf wie bei dieser göttlichen Figur schön. Diese Art Modelle sind nur durch Geld festzuhalten; ich zahlte sie gut, und deswegen stand sie mir immer zur Arbeit bereit. Monatelang modellierte ich an meiner Eva, oft kam der Gipsgießer, um sie als vollendet zu formen, und immer fing ich wieder von vorn an, die Figur umzugestalten. Und warum? Die Peppina war eben keine Eva. Ich arbeitete, durch dieses schöne Weib verleitet, zu viel nach der Natur, ich machte ein Modell! Die Figur war auf Bestellung gemacht, ich führte sie aber nie in Marmor aus und habe sie heute noch in

meiner Gipssammlung versteckt. Der Künstler muß die Natur beherrschen — nicht umgekehrt!

Mißlungene Ausstellung im Palazzo Caffarelli.

Auf die Anregung des deutschen Botschafters, Herrn von Keudel hin, veranstalteten die deutschen Künstler Roms im großen Saale des Palazzo Caffarelli eine Ausstellung, die nicht besonders gelungen war. Gekauft wurde denn auch gar nichts, und die Kritik der Italiener war für uns nicht gerade erhebend. Es kommen immer abwechselnd junge Künstler nach Rom, die im Künstlerverein alles veraltet und schlecht finden. Sie räsonnieren dann so lange, bis irgend etwas „Großes“ geschieht, bei dem sie ihr eignes großes Talent zeigen wollen. Die Ausstellung im Palazzo Caffarelli hätte sie eines besseren belehren können, wenn sie überhaupt einsehen wollten, was auch für sie das bessere wäre.

Erfolg auf der Ausstellung in Paris.

Von Berlin aus erging an mich die Aufforderung, meinen „Amor impertinente“ auf die Ausstellung nach Paris zu schicken. Daß sie in Berlin einmal an mich gedacht, war für mich etwas Außerordentliches. Ich folgte der Einladung und hatte es nicht zu bereuen: von Paris aus hörte ich nur Gutes über die Figur, die schließlich dort auch noch ihren Mann fand.

Die Schreckenskunde von den Mordanfällen auf unsern guten alten Kaiser rief große Entrüstung bei uns hervor, die Freude über des Kaisers Rettung war allgemein.

Sonnenschein im Hause.

In diesen Tagen schmerzlicher Erregung brachte ein frohes Ereignis Sonnenschein in unser Haus: meine Frau schenkte mir eine dritte Tochter, Anna!

Baden-Baden. Konzertsaal der Frau von Guaita.

Frau von Guaita in Baden-Baden hatte sich einen großen Konzertsaal bauen lassen und denselben mit meist alten Kunstwerken sehr geschmackvoll ausgestattet. Ich selbst hatte eine Marmorbüste des Frühlings für den schönen Raum gestiftet. Bei der Eröffnungsfeier spielte der Geigenkünstler Sarasate,

von dessen Zaubertönen ich Musikbarbar nichts verstand. Für mich war es interessanter, die Gesellschaft und besonders den weiblichen Teil derselben zu beobachten, dessen Entzücken in der That keine Grenzen kannte. Auch eine kleine Wienerin wirkte bei diesem Konzerte mit; mehr noch durch ihre schwärmerischen Augen als durch ihren Gesang nahm sie die Zuhörer gefangen; auch der Virtuose H. wußte ein Liedchen von dem Schaden, den sie bei ihm anrichtete, zu singen. Ich modellierte ihr Relief, und als Honorar zeigte die kleine — man verzeihe das harte Wort — Hexe mir in meinem Atelier etwas so zauberhaft Schönes und Reizendes, daß meine kalten Marmorfiguren darob fast zu tanzen angefangen hätten.

Eine kleine Hexe.

Die Kaiserin hatte des schändlichen Attentates wegen ihre Kur in Baden unterbrochen, kam aber wieder zurück. Mir erzählte sie in meinem Atelier mit feuchtem Auge vom Kaiser und seiner himmlischen Ergebung und Geduld. Auch bei Tisch brachte sie das Gespräch auf die schrecklichen Vorgänge und wurde nicht müde, ihren Schmerz auszusprechen.

Der Kaiserin Trauer.

Maler Mayer aus Bremen, ein liebenswürdiger Mensch, der fast zu zarte kleine Bilder malte, die er alle nach Amerika verkaufte, wurde von mir im Relief porträtiert. Frau Falton aus Wien erwarb außer ihrem Relief die Figur „Goldschmieds Töchterlein“. Fröhliche Stunden verlebte ich in der Familie Heeren beim Modellieren der Reliefs dreier Schwestern, die während der Sitzungen wie die Lerchen sangen.

Angestrengte Arbeiten.

Fürst Gortschakoff, den ich schön öfters zuvor auf der Promenade, auf die Achsel seiner neuesten Dame gestützt, gesehen, beehrte mich auch in meiner Werkstätte mit seinem Besuche. Als großer Mann beschaute und besprach er alles mit größter Unkenntnis, rücksichtslos und leichtfertig von oben herab. Bei meiner Gruppe „Joseph und Potiphars Weib“ amüsierte er sich außerordentlich und meinte, er käme jetzt leider immer in eine Lage, die der des Joseph entgegengesetzt sei. Er be-

Fürst Gortschakoff.

neide mich — und dabei deutete er auf die Büste der Großfürstin Marie —, daß ich so oft mit schönen Damen allein sein könne. „Ich bin gewiß interessant und nicht häßlich," sagte er zu mir, „und doch hat mich Anton Werner zehn Jahre älter gemacht. Die Künstler verstehen mich nicht; noch keiner hat mich richtig erfaßt; Sie würden es auch nicht können!" Eine solche weibische Eitelkeit war doch kaum glaublich. Es ist leider Thatsache, daß viele „Weiber" sich diesem Wüstling aufdrängten, und die einzige Erklärung dafür ist die, daß seine Stellung sie blendete und seine cynische Art sie reizte. So manche wußte da nicht, was sie that. Als dieser „große" Mann einige Zeit danach in London starb, soll man ein geheimnisvolles Fläschchen an seiner Seite gefunden, und niemand wollte es hingestellt haben.

Feste zu Ehren des Kaisers.

Der Kaiser war wieder, aufs herzlichste begrüßt, in der schönen Bäderstadt eingezogen. Auf dem neuen Schlosse wurde großer Empfang gehalten, zu dem auch wir Einladung erhalten hatten. Ich stand bei der berühmten Sängerin Bianca Bianchi, die einige Lieder vorgetragen hatte, und machte ihr meine Komplimente. Da wendete sich der Kaiser, der in der Nähe stand, zu mir und sagte: „Kopf, was thun Sie hier? Ich glaube, Sie machen den Hof! Zu was nützt das?" „Majestät, ich mache von meinem Künstlerrechte Gebrauch: ich studiere." „Ah, deswegen sind Sie auch ein ganzer Kerl."

Auch die Kaiserin gab ein Fest, um drei ein halb Uhr nachmittags, welche ungewöhnliche Zeit offenbar der Bequemlichkeit der bejahrten und leidenden hohen Frau wegen eingeführt und von da an beibehalten wurde.

Kaiser Wilhelm der Gute.

Der Kaiser, trotzdem er sehr der Ruhe bedurfte, kam allein in mein Atelier. Nachdem er meine Arbeiten besehen, setzte er sich nieder und erlaubte auch mir, mich niederzulassen. Er fragte mich über Rom und die Verhältnisse dort. Nachdem ich, was ich wußte, erzählt, blieb er einige Minuten still; dann sagte er mit unaussprechlich liebenswürdiger Teilnahme:

„Kopf, haben Sie auch schon etwas auf die Seite gelegt?“ Als ich bejahte, sagte er: „Das freut mich!“ Diese gütige Frage bedarf wohl keiner Erklärung. Er erhob sich darauf und trat vor seine Büste. „Diese Löcher hier“ — er strich den Bart an der betreffenden Stelle zurück —, „sehen Sie, die haben die Schrotkörner gemacht. Das dürfen Sie aber bei der Büste nicht machen.“ „Diese Schandthat zu verewigen, wäre Sünde, Majestät! Das wird nie wieder geschehen.“ „Sagen Sie das nicht. Schon viermal haben sie auf mich geschossen —, warum nicht auch das fünfte Mal?!“ „Gott behüte Eure Majestät!“ „Da haben Sie recht. Nur Gott allein kann mich beschützen.“

Ich hatte gerade ein fertiges Relief auf der Staffelei stehen. „Geben Sie Obacht,“ sagte der Kaiser, „Sie werfen dies doch noch um.“ Kaum hatte er es gesagt, trat ich rückwärts, und das Relief kam zu Fall. Der Kaiser wollte es halten und griff mit allen Fingern in den noch weichen Thon. „Nun, da haben Sie den Kuchen,“ sagte er lachend und stellte die Staffelei selbst wieder auf. Leider habe ich versäumt, dieses Relief mit den Spuren der Finger des Kaisers gießen zu lassen, was ich heute noch bedaure. — Das war der schönste Tag, den ich in Baden-Baden verlebte.

Zu Neujahr erhielt ich in Rom eine telegraphische Aufforderung des Kaisers, meine Büste des Herbstes nach Berlin zu senden. Fürwahr, ein guter Jahresanfang! 1879. Glückliches neues Jahr!

Ein Herr Luckemeier aus New York ließ durch mich die Büste seiner wunderschönen Frau modellieren. Ich wurde ganz nervös dabei.

In unserm Hause wohnte der Postdirektor Capocelatro, mit dessen Familie wir viel verkehrten. Er war ein feiner neapolitanischer Aristokrat, ohne die große Einbildung und

Voreingenommenheit, die bei unsrer Aristokratie oft so unangenehm berührt. Capocelatro kannte Stephan und war stolz darauf, von ihm erzählen zu können. An einem Musikabend bei Capocelatro sang der famose Pater Giovanni di Papa, ein mittelgroßer, etwas fetter jugendlicher Mann mit freundlichen schwarzen Augen und feinem, geschlossenem Munde, im ganzen eine sympathische Erscheinung. Dieser Pater hatte eine wundervolle Tenorstimme, die er nicht allein in religiösen Konzerten hören ließ. Der Schmeichelei war er sehr zugänglich, dem guten Weine und andern schönen Dingen nicht abhold. Die glänzenden Anerbietungen der Impressarii und die verlockenden Anträge derselben, die Kutte an den Nagel zu hängen und Opernsänger zu werden, mochten den Franziskanern von Araceli weniger gefallen als dem Pater Giovanni selbst, und sie verboten ihm, öffentlich aufzutreten. Da machte der plötzliche Tod des kerngesunden Paters allem Skandal ein Ende. Ein plötzlicher Tod aber gab in Rom von jeher zu denken.

Protestantische Propaganda in Italien.

Der frühere badische Gesandte in Florenz, Baron von Schweizer, gab dem Schriftsteller und Philosophen Mariano, einem Neapolitaner, zu Ehren ein Gastmahl, zu dem auch ich eine Einladung erhielt. Ich traf da als Gäste auch den Grafen Schack und Gregorovius, welch letzterer zu seinen Bewunderern auch diesen Herrn Mariano zählen konnte, der selbst zum Protestantismus übergetreten war und nun für diesen in Italien Propaganda machte. Herr Mariano sah aber wohl ein, daß bei der fast ausschließlichen Indifferenz der Italiener in Glaubenssachen (unter dieser „Indifferenz" ist hier weniger Gleichgültigkeit, als vielmehr träges Beharren zu verstehen) sein Bemühen ein nutzloses sein werde. Die Herren sprachen sehr viel über diesen Gegenstand, einige gingen so weit, zu behaupten, die ganze jetzige Kultur der Welt habe man nur dem Protestantismus zu verdanken, und Spanien, Portugal und Italien litten hauptsächlich am Katholizismus.

Mit Freude begrüßte ich die Ankunft meines Gönners, des Fürsten von Fürstenberg und der Prinzessin Amelie in Rom. Es gewährte mir Befriedigung, mich denselben nützlich zu machen, indem ich ihnen als Führer durch die Galerien diente.

Jubiläum des Deutschen archäologischen Instituts in Rom.

Das Deutsche archäologische Institut feierte am 21. April 1879 das Fest seines 50jährigen Bestehens durch Enthüllung der Büsten Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. Die Büste des ersteren ist von dem leider zu früh verstorbenen Bildhauer Otto modelliert. Derselbe war damals Präsident des Deutschen Künstlervereins. Da die deutsche Uneinigkeit bei uns in voller Blüte stand, brachte das Ehrenamt dem ohnehin schon nervös aufgeregten Künstler nicht viel Ruhe. Otto ließ diese Nervosität auch seine eigne Kunst beeinflussen; viele seiner Werke leiden an einer gewissen Zerfahrenheit, die nicht angenehm auf den Beschauer wirkt.

Das Festessen im großen Saale des Hotels Quirinal vereinigte 120 Personen, Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer. Professor Henzen, der Vorstand des Deutschen archäologischen Instituts, hielt seine Festrede gemessen und ruhig, mit großem Pathos in glänzender Form sprachen die Italiener, dort strenge Sachlichkeit, hier brillante Wichtigthuerei.

Unser Botschafter gab bei dieser Gelegenheit auch ein Fest, wobei die schönsten Principessen Roms zu lebenden Bildern standen, welch letztere mir aber nicht gefallen konnten. Ich schwärme nicht für lebende Bilder, besonders nicht, wenn sie nicht gut erfunden sind.

Baden-Baden.

Meine Familie nistete sich für diesen Sommer in dem lieblichen, von Baden nur einige Stunden entfernten Luftkurorte Herrenalb im württembergischen Schwarzwalde ein. Der Regen und, ach, der Schnee, der dort in der ersten Zeit noch an der Tagesordnung war, verdarb uns mit Sonnenschein verwöhnten Rombewohnern etwas die gute Laune.

Bald begab ich mich nach Baden, wo ich denn nun wieder unter meinen alten Bekannten, meinen Büsten und Statuen, stand, die ich, offen gestanden, lieber zu einem Käufer gewünscht hätte.

Das Arbeiten fing wieder an. Die Frau Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Anastasia, Großfürstin von Rußland, eine ruhige, fast üppige Schönheit, modellierte ich im Relief. In Sprache und in ihrem vornehmen Wesen erinnerte sie viel an unsre Königin Olga von Württemberg. Meiner Arbeit gegenüber war sie zum Verzweifeln gleichgültig; desto heiterer und mitteilsamer war der Erbgroßherzog Friedrich Franz. Dieser Prinz war ein herrlicher Mensch; für Kunst hatte er großes Verständnis.

Kaplan Martin.

Bald war ich wieder als Gast beim gütigen Fürsten von Fürstenberg in Heiligenberg, wo die Ausmalung der Kapelle gute Fortschritte machte. Der Kaplan Martin, ein Mann von feinen Manieren, war ganz für die Herstellung der Kapelle eingenommen, und für den Künstler Ludovico Seitz zeigte er einen förmlichen Enthusiasmus, was meinem guten römischen Freunde das Leben in Heiligenberg nur angenehm machen konnte.

Die immer thätige und auch für mich sorgliche Prinzessin Amelie war glücklich, als der Fürst bei meinem Scheiden vier Statuen in die Nischen der zwei Erker des Schlosses bestellte; noch glücklicher war natürlich ich selbst darüber.

Ein Grandseigneur.

Der Fürst, ein Grandseigneur in des Wortes vollster Bedeutung, überließ mir die Wahl der Gegenstände und die Bestimmung des Preises, er schenkte den Menschen, die ihm nahestanden, sein ganzes Vertrauen.

Georg Ebers.

Auch Georg Ebers mit seiner Frau besuchte mich in meinem Atelier in Baden. Ich war stolz, dem so hochverehrten Schriftsteller und Gelehrten meine schöne eigne Werkstätte zeigen zu können. Leuten gegenüber, die man verehrt und schätzt, möchte man so gern auch etwas bedeuten,

man möchte ihnen sein Bestes zeigen! Und mit diesen Gefühlen zeigte ich Georg Ebers mein Atelier, meine Figuren und Büsten, die ja meine geistigen Kinder sind. Er bat mich, auch seine Büste zu modellieren, und ich begann sofort daran zu arbeiten. Bei diesen Sitzungen lernte ich den bedeutenden Mann wohl kennen, und was ich bei ihm fand, möchte ich dem nun Dahingeschiedenen als Nachruf widmen. Bei den Sitzungen las mir Ebers aus seinem Homo sum vor; ich suchte ihn aufzufassen, wie er dichtet und schafft. Ebers war eine stattliche Erscheinung, mit frischem, jovialem Gesichte, in dem das schöne blaue Auge das Ganze beherrschte. Ein schweres körperliches Leiden, das ihm schier unerträgliche Schmerzen bereitete und ihn an den Rollstuhl bannte, konnte ihm kaum ein Wort der Klage abringen. Ihn zeichnete als Mensch große Herzensgüte aus, die ihn die Menschheit vielleicht als zu gut nehmen und beurteilen ließ. Ebers war ein Optimist, er war ein idealer Mensch. Seine Werke sind Kunstwerke, die Schönheit der Erfindung und der Sprache ist bei ihm Prinzip, das edle Vornehme Lebensbedingung. Ebers war ein großer Künstler.

Durch Ebers kamen viele seiner Freunde in mein Atelier, so der liebenswürdige E. Hallberger aus Stuttgart, der mich einlud, seine Büste auf seinem reizenden Schlosse in Tutzing am Starnberger See zu modellieren, wozu ich leider nicht gekommen bin. Hallberger war ein kunstsinniger Mann, eine großartig angelegte Natur. E. Hallberger.

Die Büste von Ebers war vollendet; er schrieb in mein Atelieralbum ein: „Wie Gott mich schuf; ich änderte es gern; vor deinem Werk bleibt dieser Wunsch mir fern!“

Der geniale, bei weitem nicht genug anerkannte liebenswürdige Künstler Maler Paul Meyerheim war mein Genosse in jenen heiteren Tagen; er war kein Spielverderber. Paul Meyerheim.

Schon seit Jahren hatte ich in Baden eine merkwürdige Erscheinung beobachtet: eine Dame, die in gut gehaltenem, Eine merkwürdige Frau.



mit zwei schönen Schimmeln bespanntem Wagen oft die Lichtenthaler Allee auf und nieder fuhr. Sie saß stets mitten im Wagen, den sie fast ganz ausfüllte. Sie hatte ein hochinteressantes, an König Philipp erinnerndes Profil und sah stets ernst geradeaus vor sich hin. Ich sollte erfahren, wer die Dame war, und sogar genaue Bekanntschaft mit ihr machen. Graf Lückner aus Dresden kam in mein Atelier und teilte mir mit, daß Gräfin Bose, eine Verwandte von ihm, beabsichtige, für sich und ihren Mann ein Grabmal machen zu lassen, auf dem sie beide wie Cato und Porcia auf dem herrlichen römischen Kunstwerke im vatikanischen Museum dargestellt sein wollten; die Gräfin lasse mich bitten, mit ihr Rücksprache zu nehmen. Das war einmal etwas Originelles. Ich erschien schon tags darauf bei der Frau Gräfin in ihrer Villa und fand — die Dame aus der Lichtenthaler Allee. Sie führte mich in ein fast dunkel gehaltenes Gemach und erzählte mir dort, daß sie vor vielen Jahren in Rom jene Darstellung der zwei Halbfiguren, wie sie sich im Tode noch die Hände reichen, gesehen, und daß sie dieselben nie habe vergessen können. So möchten sie und ihr Mann auf einem Grabmale dargestellt werden. Ich sagte, was ich auch wirklich fühlte, daß der Gedanke schön und ich gern bereit sei, ihn auszuführen, nur müßte die Frau Gräfin und ihr Gemahl zu ihren Büsten mir sitzen. Das wollte sie nicht, und auch ihr Mann, fügte sie bei, werde schwer dazu zu bringen sein. Ich sagte, daß ich dann den Auftrag leider nicht übernehmen könnte, und griff nach meinem Hute, mich zu verabschieden. Plötzlich umgewandelt in Stimme und Wesen, nötigte sie mich zum Bleiben. „Wollen Sie mich hier modellieren? Die vielen Menschen in Ihrem Atelier stören mich.“ Ich sagte zu, und schon nach einigen Tagen war ich an der Arbeit. Der Kopf der Gräfin glich der famosen Büste des Kaisers Vitellius, sie hätte dessen Schwester sein können. Diese seltene Frau interessierte mich ungemein, ich sagte mir,

daß man so etwas nicht alle Tage vor sich bekomme. In der Folge, nachdem sie sich an mich gewöhnt, saß sie mir gern und wurde sogar mitteilsam. Sie erzählte mir von ihrem Vater, dem Kurfürsten von Hessen, und von ihrer Mutter, einer Goldschmiedstochter, die jener nach dem Tode seiner ersten Gattin auf die linke Hand als Gräfin Reichenbach sich habe antrauen lassen. Die Gräfin Bose schwärmte für ihren Vater, der seine Kinder mit Liebe überhäuft hatte, bedauerte aber, daß die Stellung ihrer Mutter ihnen, den Kindern, manchmal zu leiden gäbe. Von ihrem Manne, dem Grafen Bose, ist nur zu erzählen, daß er übertrieben schüchtern war und unter seiner gewaltigen Frau zu seufzen hatte, in deren Beisein er gewöhnlich sich ganz still verhielt. Trat er einmal ungerufen ein, so bekam er zu hören, daß ein dritter nicht gebeten sei, worauf er verschwand. Er litt an der fixen Idee, daß er beim Händedrucke andrer eine ansteckende Krankheit bekomme, und hielt seine Hand stets ängstlich zurück; in derselben Befürchtung wischte er die Klinke an den Thüren sorgfältig ab, bevor er sie berührte. Bei alledem war er intelligent, zeigte sich belesen, sprach gut italienisch und politisierte gern, wobei er besonders als Depossedierter, als der er sich durch die Verbindung mit seiner Frau fühlte, über Bismarck und auch über den Kaiser sehr räsonnierte. In einem unteren sorgfältig abgeschlossenen Raum der Villa standen des sonderbaren Paares Särge zum Gebrauche jederzeit bereit, daneben ein eigens zu ihrem Privatgebrauche gebauter Totenwagen. Es sei ein grausiger Gedanke für sie, sagte mir die Gräfin, auf einem Karren, auf dem schon Hunderte von gewöhnlichen „Kadavern“ hinausgebracht worden seien, zu Grabe geführt zu werden. Diese hochbegabte Frau hatte zwei Naturen in sich: sie war eine Freidenkerin, begeisterte Anhängerin der Darwinschen Lehre — und eine sich vom Gemeinen streng abschließende Fürstentochter, eine Tyrannin. Der gute Graf, der es dulden mußte, daß sein Sarg unten im Schuppen auf

ihn wartete, daß seine starke Gattin ihrer beider Grabgruft mit Monument baute und auch seinen Namen darauf setzen ließ, war gar nicht einverstanden, wenn die Gräfin mit der ihr eignen Zuversicht von der nahen Zeit sprach, in der sie beide dort hinuntersteigen müßten.

Es kamen dann die Sitzungen für den Grafen, der hierzu in mein Atelier kam. Sein Kopf, der auf schwächlichem, zum Husten geneigten Körper saß, hatte etwas Feines. Es gab eine gute Büste. Ihm selbst war das Ganze gleichgültig, und er war froh, wie die Sitzungen zu Ende waren, bei denen sich einmal eine peinliche Scene abspielte. Der neapolitanische Schriftsteller Mariano, von dem ich oben erzählte, war mehrmals in mein Atelier gekommen, besonders um dem Grafen Bose, der ihn kennen zu lernen wünschte, zuvorzukommen. Während einer Pause unterhielten sich die Herren im Nebenzimmer über meine dort ausgestellten Porträte. Vor einer Büste blieb Mariano stehen und sagte: „Wie kommt doch Kopf dazu, eine solch sonderbare Frau mit so häßlichem Gesicht zu porträtieren? Das ist ja ein ganzer Mikrocephale!“ „Sie Unverschämter!“ schrie der sonst so ruhige Graf Bose, „das ist ja meine Frau, und Sie selbst sind ein Mikrocephale der niedrigsten Art!“ Mariano war vernichtet — außer sich lief er davon. Graf Bose aber wollte nicht mehr sitzen, mit rollenden Augen ließ auch er mich allein.

Der Plan für das Grabmal, das ich in ägyptischem Stil entworfen, wurde von der Gräfin genehmigt, die zwei Büsten für sich noch in Marmor bestellt. Die Gräfin kam nun gern in mein Atelier, nur durfte dann kein Mensch bei mir sein, die Thür mußte verschlossen bleiben. Bald bemerkte ich, daß diese Frau viel Sinn für Kunst und für Schönheit hatte, daß aber ihre Erziehung nach dieser Seite hin vernachlässigt war. „Ihr Atelier,“ sagte sie mir, „gefällt mir in seinen Verhältnissen so gut, daß ich dasselbe kopieren und als ein Museum in Kassel bauen lassen werde. Dahinein

sollen die Bilder, die ich von meinem Vater geerbt habe, kommen." Diesen großartigen Plan ließ sie auch sofort ausführen. Im Garten des „Kindes von Brabant", eines von ihr gestifteten Kinderspitales, steht die Kopie meines Ateliers als Museum mit dem künstlerischen Nachlasse der merkwürdigen Frau. Für eine der Nischen des Baues fertigte ich die überlebensgroße Statue der „Wahrheit", für die Vorhalle die Wiederholung des Grabmales auf dem Gottesacker von Lichtenthal, von dem ich erzählt habe.

Die Gräfin lebte dann noch ein paar Jahre, viele Stunden brachte sie auf einer Bank vor ihrem Grabmale zu. Endlich fand sie dort die Ruhe, nach der sie sich zuletzt sehr gesehnt hatte. Ihr letzter Wille überraschte alle Welt. Millionen, die sie besessen, verteilte sie in großartiger Weise, Hunderttausende an die Universitäten von Berlin, Marburg, Jena, große Summen in nie dagewesener Fülle an Privatpersonen.

Bald darauf brachte man auch den guten Grafen in die Gruft, die seine starke Frau in so merkwürdiger Weise geschaffen. Ich mußte die Büste der Gräfin für die verschiedenen Universitäten wiederholen; nur Jena, das ganz besonders reichlich bedacht worden war, sah von einer Anschaffung des Bildes seiner Wohlthäterin ab.

Die allerhöchsten und höchsten Herrschaften in Baden.

Mitte September waren die kaiserlichen und die großherzoglichen Herrschaften wieder in Baden versammelt. Die Kaiserin sah sehr gealtert aus, das Gehen fiel ihr ersichtlich schwer. Der Kaiser schien zwar im Gesichte auch dünner geworden zu sein, ging aber wie immer aufrecht und kräftig einher.

Im Atelier sagte der Kaiser, nachdem ich ihm für den Roten Adlerorden IV. Klasse gedankt, zu mir: „Wissen Sie, mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. Ihr Frühling," fuhr er fort, „macht mir viel Freude, er steht in meinem Arbeitszimmer, und ich sehe ihn alle Tage an."

Bei der Büste der Frau Nestlin aus Havanna, die der

Kaiser kannte, und die im Leben besonders schöne Augen hatte, fragte er mich, ob ich denn auch deren Augen getroffen hätte, und als ich ihm antwortete, „ich glaube ja," lachte er und sagte: „Sie haben es wie der Mann der Catalani, der erzählte, daß seine Frau die Doppeltöne seiner Geige nachsingen könne."

Zuletzt modellierte ich noch die kleine Muzenbecher, die Gräfin Flemming und die immer amüsante Fürstin Wolkonsky. So waren wieder sechs Büsten und vier Reliefs fertig geworden. Es wurde geformt, gepackt, gehämmert, der Herbst war vorbeigezogen, und wir Zugvögel lüpften wieder die Flügel. Der Kaiser reiste am 22. Oktober ab, gab mir noch die Hand und sagte: „Hab' heute nachmittag noch zu Ihnen kommen wollen, fand aber keine Zeit dazu."

Anfang November verlebten wir noch schöne Tage bei den Freunden in Stuttgart, aus deren Armen wir uns förmlich losringen mußten, und am 6. November waren wir wieder im heiligen Rom.

1880. Der Winter 1879—80 war in Italien besonders schön. Ich benutzte das herrliche Wetter zu manchem schönen Ausflug, denn die Arbeit im Atelier war anstrengend und ermüdend. Meinen 53. Geburtstag feierte ich in Neapel. Wie ist dies Italien doch so schön! Was bietet es dem empfänglichen Gemüte nicht alles durch Natur, Geschichte und Kunst!

Kronprinzessin Viktoria (Kaiserin Friedrich) in Rom.

Die deutsche Kronprinzessin, jetzige Kaiserin Friedrich, kam nach Rom. Sie besuchte mich im Atelier, wo ihr die Büste ihrer Schwester Alice sehr gefiel. Sie sandte mir später Photographien, nach denen ich den Haarputz der Prinzessin verändern sollte. Das lebendige Interesse, das

diese kunstsinnige Frau für alles, was Kunst heißt, zeigte, überraschte mich sehr.

Curtius kam, natürlich begeistert, aus seinem geliebten Griechenland zurück. Ich modellierte sein Relief. Curtius hatte im Verhältnisse zu seiner Gestalt einen zu großen Kopf, ähnlich wie Liszt. Seine Stirn lag wohlgebildet und streng markiert über großen, vorstehenden Augen mit schweren Lidern, der Mund war fein geschnitten. Ich glaube, das Relief ist eine gute Arbeit geworden.

Reliefporträt eines deutschen Gelehrten (Curtius).

Mit Curtius war ich in der Galerie Spada. Dort konnte ich ihm beweisen, daß der Kopf der sogenannten Aristotelesfigur aus anderm Marmor als die sitzende Figur selbst ist, demnach nicht zu dieser gehört, vielmehr einen beliebigen römischen Senator darstellt.

Mit der immer zum Reisen aufgelegten heiteren Malerin Carlotta Popert machte ich einen Ausflug nach Monte Cassino bei S. Germano. Bei Morgengrauen kamen wir dort an, erstiegen zu Esel den Berg und konnten den Sonnenaufgang auf der Terrasse des weltberühmten Klosters genießen, das, von der Bahn aus gesehen, wie ein Fürstenschloß droben steht. Der Pater Prior nahm uns freundlich auf; ich hatte ein Empfehlungsschreiben von dem mir befreundeten Postdirektor Capocelatro in Rom. Der deutsche Pater Lenz bedeckte gerade die Wände mit seinen doch sehr leeren, sterilen Malereien; es ist zu sehr gemachte Unschuld in diesen Kunstwerken, wenn man die Malereien so nennen darf. Wir blieben über Nacht und hatten daher Zeit, die Bibliothek, die Kirche, die Gänge und Hallen mit Muße zu besehen. Wirkliche Kunst ist nicht viel da zu treffen, das Ganze macht einen barocken Eindruck; die Chorstühle und das Refektorium gefielen mir noch am besten.

Kloster Monte Cassino.

Unten in S. Germano war gerade Markt. Die Trachten der Umgegend sind die schönsten und malerischsten in ganz Italien. Es wimmelte von Eseln, Schweinen, Hühnern, Menschen, alle durcheinander zwischen Bergen von Mist auf

Die schönsten Trachten und die schmutzigste Stadt in Italien.

den Straßen. S. Germano ist die schmutzigste Stadt, die ich je gesehen. Der Gegensatz zwischen der herrlichen Natur und solchen Massen von Unrat, vom warmen Sonnenschein glühend beleuchtet, war grenzenlos. Aber malerisch schön, zum Verzweifeln schön war dies alles dennoch! Mit zwei alten Münzen in der Tasche kam ich nach Rom zurück — denn der Antiquar geht überall hin mit mir.

In Klobenstein in Tirol.

Der Sommer 1880 fand uns in Klobenstein oberhalb Bozen in Tirol. In dem einfachen Bauernwirtshaus war die Kost und die Gesellschaft ausgesucht gut. Ich lernte dort den österreichischen Admiral Wüllerstorf, ehemaligen Minister und bekannten Weltumsegler auf der Novara, kennen. Wüllerstorf erinnerte in seinem Aeußern an einen englischen Seeoffizier. Ich modellierte später sein Relief, das sein Grab in Gries bei Bozen ziert. Auch der Dichter des „Amaranth“, Oskar von Redwitz, war unter uns und, damit das ewig Weibliche nicht fehle, auch die heitere, oft übermütige Gräfin Kaiserling, die oft alles durcheinander brachte und mit ihrer guten Laune ansteckte.

In Klobenstein steht ein großer, runder Tisch aus Sandstein, in den ich die Bildnisse so ziemlich der ganzen Gesellschaft eingehauen habe.

Auf dem Wege nach dem geliebten Schlosse Heiligenberg lag mir Radolfzell. Ich besuchte Scheffel, der mich am Bahnhof empfing und aufs liebenswürdigste auf seine Villa geleitete. Am Abend noch machten wir eine nächtliche Seefahrt nach Seehalden, und dann saßen wir beisammen bei vorzüglichem Bier. Der Dichter konnte nicht begreifen, daß sein Gast, der Bildhauer, nicht so wie er Bier trinken konnte. In heiterster Laune erzählte er von Italien, von Capri, von seiner Vorliebe für die Malkunst, und daß er seinen Beruf verfehlt habe. Sein Sohn kam, die Flinte auf dem Rücken, von der

Entenjagd. „Er ist meine Freude!" sagte Scheffel, als jener sich entfernt hatte.

Tags darauf war ich wieder in Heiligenberg, wo Seitz tüchtig bei der Arbeit war. Ich packte die angekommenen vier „Jahreszeiten", die ich im Winter in Rom gemacht hatte, aus und stellte sie in den Nischen auf. Die Figuren waren etwas über Halblebensgröße. In Heiligenberg.

In Abwesenheit des Fürsten führte mich die Prinzessin nach Salem zum Markgrafen Max, einem äußerst liebenswürdigen Herrn, der mir einen Kachelofen aus dem 17. Jahrhundert für mein Atelier in Baden schenkte. Das Klostergebäude zu Salem ist von kolossalem Umfang, die Klosterkirche zopfig, aber geistreich dekoriert. In Salem.

Von Heiligenberg fuhr ich über den Bodensee nach Mariahalden, wo die Herzogin von Hamilton ein herrliches Gut besaß, auf dem sie ihrer Liebhaberei für Pferde und Hunde nachhing. Die schönsten Fruchtbäume wurden von den Pferden zernagt, mehr als 50 Hunde heulten und erfüllten die Luft mit ihrem übeln Geruche. Daran hatte die Herzogin ihre Freude. Ein Gut für Pferde und Hunde.

Die Majestäten waren wieder in Baden. Der Kaiser reiste des Kölner Domfestes wegen früher wie sonst ab.

Es wurde mir die hohe Ehre zu teil, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und die Kronprinzessin Viktoria mit den beiden Prinzen Wilhelm und Heinrich, in Begleitung der ganzen großherzoglichen Familie, in meinem Atelier zu begrüßen. Die Frau Kronprinzessin sprach viel über Kunst und meinte unter anderm, daß die Skulpturen von Pergamon doch etwas rohe Arbeiten und wohl nur für die Ferne berechnet seien. Nachdem die Herrschaften sich in mein Fremdenbuch eingetragen, fragte mich der Kronprinz, ob sich seine Söhne auch schon eingeschrieben hätten. Da ich verneinte, rief er in das zweite Zimmer, in dem die Prinzen sich befanden: „Kommt, Buben, schreibt euch hier in das Buch ein!" was natürlich Hoher Besuch im Atelier.

sogleich geschah. Prinz Heinrich war heiter und hatte immer etwas zu sagen, Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, kam mir ernst und sehr gemessen vor.

In Berlin. Zum Schlusse der Saison unternahm ich eine Fahrt nach Berlin, das ich schon lange nicht mehr gesehen hatte. Dort besah ich mir wieder einmal gründlich alles Sehenswerte, das wirklich so reichhaltig und gediegen geworden ist, daß sich Berlin getrost an die Seite von Paris und London stellen kann. In der Nationalgalerie wollte ich mich umschauen, ob dort nicht vielleicht auch einmal für eine meiner Arbeiten ein Plätzchen sich finde. Ein jeder Künstler findet sich ja geehrt, wenn er in dieser Mustersammlung mit einer Arbeit vertreten ist. Aber da anzukommen, ist nicht leicht, und wenn nicht der bestimmte Wille des Kaisers vorgelegen hätte, wäre ich wohl nie in diese heiligen Hallen mit meiner Kaiserbüste eingezogen. Im Arbeitszimmer des Kaisers mit dem historischen Fenster fand ich auf einer Staffelei mein Relief der Kaiserin, nebenan die Büste meines Frühlings.

Das Wetter war mir nicht günstig. Trotzdem machte ich einige Ausflüge in die Umgebung von Berlin, wobei ich fand, daß das oft verspottete Sandmeer um Berlin herum doch recht schön ist.

Am 8. November traf ich glücklich wieder in Rom ein.

1881. Der Karneval brachte wieder einen Hofball, bei dem unsre Damen nicht die schönsten waren. Sie übertrafen an Häßlichkeit teilweise noch die Amerikanerinnen.

Auswanderungsgelüste. Da meine Gesundheit nicht die beste war und ich das mich beständig wieder heimsuchende Fieber dem römischen Klima zuschrieb, entstand in mir die sonderbare Idee, nach dem fieberfreien, frischen Florenz überzusiedeln. Ich fuhr dorthin und

besah mir mit Böcklin und Konsul Kuhfus Wohnungen und Villen, welch letztere wirklich bezaubernd schön waren und einen schon fesseln konnten. Alles war damals in Florenz noch billig. Für 100 000 Lire hätte ich auf den Colli die Villa Lazarone haben können. Zu Hause rechnete mir meine praktische Frau vor, daß eine Villa in Florenz so viel mehr Dienerschaft erfordere, und daß daher das Leben dort so viel teurer sei. Meine Auswanderungsgelüste verloren sich dabei nach und nach ganz, und ich bin jetzt froh, daß ich in Rom geblieben bin.

In Baden-Baden, wo ich in der zweiten Hälfte des Juni schon eingetroffen war, modellierte ich sogleich das Porträt der Frau Haniel und eilte dann zu meiner Familie nach Klobenstein, wo sich die vorjährige Gesellschaft wieder zusammengefunden hatte, nur verstärkt durch die Familie Krauseneck aus Triest, deren Sohn, Advokat Krauseneck, später mein Schwiegersohn werden sollte. Doch die Pflicht rief mich bald wieder zurück. Meinen Weg nahm ich, einer Einladung des Fürsten von Fürstenberg folgend, über Heiligenberg, und bald war ich wieder an der Arbeit in Baden-Baden, die eine kurze Unterbrechung durch die Festlichkeiten erfuhr, die in dem nahen Karlsruhe bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des großherzoglichen Paares und der gleichzeitigen Vermählung der Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden stattfanden. In Deutschland.

Der Geburtstag der Kaiserin war wieder da, die leider seit einem Jahre sehr gealtert hatte und recht gebrechlich geworden war.

Dem Kaiser, der im Herbste ja nie in Baden fehlte, gefiel die eben fertig gewordene Büste der Erbprinzessin von Fürstenberg sehr. „Sie ist nicht hübsch," sagte er, „aber gescheit und angenehm, und gerade das haben Sie gut getroffen."

Bei einem Diner beim Kaiser traf ich auch unsern Botschafter in Rom, Herrn von Keudel. In einer längeren Unterhaltung mit demselben zeigte sich der Kaiser erstaunlich gut unterrichtet über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen und besonders über jene in Straßburg.

Auf der Rückreise nach Rom besuchte ich Oskar von Redwitz in Meran. In seiner schön gelegenen Villa Schillerhof arbeitete er langsam seine oft zu breit angelegten und nur mit Mühe zu genießenden Romane aus. Die Zeit mit ihrem ewig wechselnden Geschmacke war an ihm vorbeigegangen, wie an so manchem Größeren.

1882. Der Winter 1881—82 brachte mir wieder, wie gewöhnlich, viel Marmorarbeit und viel Atelierbesuch: Kronprinz und Kronprinzessin von Mecklenburg — der Prinz sehr krank, sie gingen nach Palermo —, Fürst von Fürstenberg mit der Prinzessin Amelie, Admiral Wüllerstorff mit seiner sehr angenehmen Frau und andre.

Gartenfest in der englischen Botschaft in Rom.

Der englische Botschafter Sir Augustus Paget, dessen Frau eine Gräfin Hohenthal ist, gab im Botschaftspark an Porta Pia ein glänzendes Gartenfest. Die Engländer verstehen zu leben und großartig aufzutreten; bei jeder Gelegenheit merkt man, daß sie eine große Nation sind. Vornehm, fast kalt und doch wieder verbindlich ging es bei Sir Augustus zu. Man lachte sehr anständig und stand immer aufrecht. Die Gräfin ist Künstlerin, sie modelliert sehr gut. Ihre Porträte haben den Charakter des 15. Jahrhunderts und sind oft sehr ähnlich. Ihre Tochter, die jetzige Lady Windsor, habe ich porträtiert; sie sieht auf dem Relief aus wie ein Boticelli.

Eine deutsche Dame im Mondschein im Kolosseum.

Unter den Fremden befand sich auch Frau Hallberger aus Stuttgart, die ich bei Mondschein in das Kolosseum be-

gleitete, und die ich auf der Höhe der Riesenruine fast nicht mehr zum Absteigen überreden konnte. Das Amphitheater und der Mond über ihm hatten es ihr so angethan, daß sie für immer oben bleiben wollte.

Fürst von Fürstenberg folgte einer Einladung seines Vetters, des Kardinals Hohenlohe, nach Tivoli. Auf der Terrasse der märchenschönen, abends aber feuchten Villa d' Este holte er sich ein typhöses Fieber, an dem er schwer krank im Hotel in Rom darniederlag.

Frau v. Keudel, die edle Wohlthäterin der Armen, starb, allgemein betrauert, am 3. April 1882 zu Rom. Frau v. Keudel †.

Auch königlicher Besuch kam wieder einmal: König Karl von Württemberg, der aber sehr zurückgezogen im Hotel Quirinal lebte. Seine Begleiter, Kabinettchef von Griesinger und General von Spitzemberg, sah ich öfters, und es war mir eine besondere Freude, mit dem intelligenten, bescheidenen Griesinger Rom wieder einmal gründlich zu sehen. Königliche Romfahrer.

Herr v. Watzdorf aus Dresden, den ich in Rom kennen gelernt, und den ich zu meinen liebenswürdigsten Freunden zählen durfte, besaß ein prachtvolles Gut mit altem Schloß und Park, von ausgedehnten Waldungen umgeben, Wiesenburg bei Belzig im Bezirke Potsdam. Nach seinem Tod kam Watzdorfs Schwester, die Gräfin Fürstenstein, Gemahlin des Hofmarschalls der Kaiserin Augusta, in den beneidenswerten Besitz. Die Gräfin wünschte von mir die Büste ihres Bruders zu haben und lud mich ein, selbst nach Wiesenburg zu kommen und unter ihren Augen zu modellieren. Ich folgte gern. Im Norden.

In Berlin, wo ich kurzen Aufenthalt machte, konnte ich zu meinem freudigen Staunen bemerken, wie meine Bekannten, A. von Werner, Becker, Ende, Heyden, Kullmann, in ihren prächtigen Villen am Wannsee wie Grandseigneurs in dieser malerischen Natur lebten. Wie gut geht es den Künstlern

in Deutschland gegenüber den in oft poesieloser Armut in Italien lebenden deutschen Malern!

Ein nordisches Maiidyll.

In Wiesenburg, wo ich Mitte Mai eintraf, erwartete mich ein Idyll.

Es war Abend und dunkelte schon stark, als ich in den romantischen, von hohen Kastanienbäumen bestandenen, altertümlichen Schloßhof einfuhr. Im Hintergrunde an der Schloßpforte gewahrte ich eine weiße Gestalt. — Der Wagen hielt an — es war die Gräfin, die mich mit herzlichen Worten willkommen hieß, und die mich durch lange, dunkle Gänge nach oben führte, wo sie mir ein riesengroßes Zimmer als Wohnung anwies.

Die Frau Gräfin war von etwas untersetzter, energisch aufgerichteter Figur. Ihr Kopf zeigte ein schönes, sympathisches Profil, schöne blaue Augen, hübschen Mund und eine frische Gesichtsfarbe, die nur das Leben in freier Natur verleiht.

Meine Bekanntschaft mit ihrem Bruder und ihrem Manne gab Anhaltspunkte für rasches Nähertreten.

Mein Atelier wurde in einem kleinen Saale neben meinem Zimmer aufgeschlagen, und sofort begann ich die Arbeit. Die Büste schritt rasch vorwärts, bis die Gräfin M. D. als Gast in das Schloß einzog und mich veranlaßte, auch ihre Büste zu modellieren. Nun war es mit dem ruhigen Arbeiten vorbei. Diese krankhaft aufgeregte, recht absonderliche Gräfin gab alle Tage etwas andres zum besten: bald prügelte sie ihre Kammerjungfer, bald weinte sie, bald lachte sie. „Mich machen Sie nicht schön genug. Der und der sagt, ich sei ein Engel, und Sie machen eine Hexe aus mir!“ Ueber diese Gräfin war ganz Berlin damals voll von Anekdoten, die ich lieber nicht erzählen will.

Schloß Wiesenburg liegt auf einer Erhöhung, die mit Terrassen und mit Gartenanlagen umzogen ist. Das Schloß ist ein weitläufiger Bau, der viel restauriert wurde. Die Kunst hat hier einen zauberhaft schönen Park geschaffen, der

sich im Hintergrund in die Wälder verläuft. Die Felder standen voll Früchte, der Garten voll Blumen, die Teiche waren mit Fischen gefüllt und von Wassergeflügel bevölkert; überall frohes Leben. Nirgends habe ich mehr Singvögel gehört wie dort; es war ein Jubeln und Zwitschern, in das man am liebsten selbst eingestimmt hätte.

Es war Pfingsten, ein herrlicher Morgen. Den Park langsam durchschreitend kamen wir in den Wald, zu einem sonnigen Platze, auf dem Blumen aller Art prangten. Wir standen am Grabe des geliebten Bruders der Gräfin, der freiwillig vom Leben geschieden war, und der hier in der Erde ruhen wollte, über der das blühende Leben wob.

Die Büste des Verstorbenen war vollendet. Um mir Freude zu machen, lud die Gräfin meine Berliner Freunde an einem Sonntage zu Tisch, und es kamen der feine Architekt Ende, der gemütliche Karl Becker und der immerfrische A. von Werner. Man besah und kritisierte meine Arbeiten, an denen leider nicht viel zu loben war — das fühlte ich selbst sehr gut. Man machte Spaziergänge, saß vergnügt bei Tisch, besah das Schloß, Stallungen und Pferde — es war ein schöner Tag.

Die Gutsnachbarn konnte ich mit der Gräfin noch besuchen, so die allbekannte Familie Brand — wer kennt nicht Brands Heide?! — Schlierstät, Bohlen. Mit den beiden Söhnen der Gräfin ging ich auf die Jagd und hätte einen Rehbock geschossen, wenn er nicht davon gelaufen wäre.

Vor meiner Abreise führte mich die Gräfin noch in eine ihrer Ziegelhütten, und ich mußte in einen eben geformten Ziegelstein meinen Namen einschreiben, als Andenken an meine Anwesenheit in Wiesenburg und auch als Erinnerung an meine Jugend.

O glücklicher Künstler!!

Unvergeßlich ist und wird mir bleiben das Maiidyll auf Wiesenburg!

Die Schattenseite des Sommers. Nun kam aber die Schattenseite dieses für mich merkwürdigen Sommers. Bei kalten Wasserduschen hatte ich mich erkältet; krank eilte ich nach Klobenstein und kam mit einem schweren akuten Unterleibsleiden bei den Meinen an. Zwei Monate kurierte der Bauernarzt dort oben in Tirol an mir herum, bis ich verzweifelt und elend nach München fuhr, wo mich der vorzügliche Chirurg Dr. Helferich in acht Tagen wiederherstellte.

Schwer krank.

Auf der Rückreise nach Baden-Baden, die ich mit meiner treuen Pflegerin, meiner lieben Frau, dann antrat, besuchten wir in Tutzing Ebers, dem ich dort eine Villa suchen half, die wir auch fanden, und auf der mein edler Freund so viele schöne Tage verlebte und nun auch gestorben ist.

Tot gesagt. In Baden-Baden hatte man mich freundlichst tot gesagt. Das konnte mich nach dem bekannten Sprichworte trösten.

Mein Atelier verschönerte sich. Manches brachte ich immer von Rom mit, und mehrere Thüren wurden von Freunden bemalt, so eine mit einer russischen Winterlandschaft vom braven Maler Beer aus Frankfurt.

Die Büste in Uniform wollte dem Kaiser nicht gefallen; der Waffenrock gab Anstoß — es sollte volle Uniform sein. Nachdem ich einige Aenderungen vorgenommen, wünschte er sie doch zu besitzen. Der alte Kammerdiener König brachte mir die nötigen Uniformstücke, die ich zum Teil abgegossen habe. König sprach in rührender Anhänglichkeit vom Kaiser, von dessen einfachen Gewohnheiten und von der Güte, mit der er mit seiner Dienerschaft umzugehen pflegte. „Gestern," so erzählte mir der Alte, „fiel dem Kaiser beim Ankleiden ein Perlmutterknöpfchen aus dem Hemde. Ich konnte es nicht gleich wiederfinden, und da half mir Seine Majestät dabei." König sah seinen Herrn nie böse oder auch nur ungeduldig. Die ganze Dienerschaft blieb aber auch dem gütigen Herrn treu ergeben bis zum Tode.

Kaiser Wilhelm der Gute.

König Stumm der Praktische. Stumm — ja auch ein König! — war bei mir und

meinte, die Kunst sei ein unnützes Möbel für das Glück der Völker. Auch eine Auffassung!

Auf der Heimreise machte ich Halt in Luzern, wo ich den Löwen von Thorwaldsen sah und sehr schön fand.

In Florenz traf ich Böcklin an seiner Flugmaschine arbeitend.

Nach halbjähriger Abwesenheit endlich wieder in Rom!

Lenbach zog im Palazzo Borghese ein, malte eifrig und fühlte sich in den riesengroßen Räumen bald ganz heimisch, in denen er Feste mit Prinzen und Prinzessinnen gab. Viele dieser hohen Gäste verewigte er auf Kartons. Lenbach sprach nur mangelhaft italienisch und wußte sich dennoch vortrefflich mit den italienischen Damen zu unterhalten. In den reichen Sälen bewegten sich auch Kardinäle, die mit ihren roten Gewändern eine schöne Staffage abgaben. Es war zu bewundern, mit wie wenigen Mitteln Lenbach die Räume auszustaffieren verstand. Gipsstatuen und Gipsreliefs wurden zu echten Marmorwerken verzaubert. In einem mysteriös ausgemalten, halbdunkeln, herrlichen Gemache mit gemalter Decke stand des Künstlers Bett; schwere, rote Damaste hingen über demselben. „Hier träume ich, der Fürst Borghese zu sein," sagte er zu mir. 1883. Lenbach im Palazzo Borghese.

In diesem Winter traf mich Brandunglück. In einer Nacht war Feuer in unserm Salon ausgebrochen, das alle meine mit so viel Liebe und Sorge gesammelten Bilder und Kunstwerke zu vernichten drohte. Nur dem Umstande, daß ich die Thür des Salons verschloß, war es zu verdanken, daß die schon züngelnden Flammen im eignen Rauche erstickten. Immerhin erlitt ich durch das Feuer und den Rauch Feuerjo!

und fast mehr noch durch die ungeschickten Maßnahmen der Feuerwehr (die in Rom bekanntlich nichts taugt), empfindlichen Schaden. Es verkohlten mir ein schöner Corot, zwei Romako, ein Otto Brand. Der spanische Künstler Pradilla malte mir in den Rahmen des Corotschen Bildes, um mich zu trösten, eine reizende Seelandschaft hinein.

Mich von diesem Schrecken zu erholen, ging ich auf einige Tage nach Capri. Es war zu Anfang des Mai, der schönsten Zeit auch für dieses Eden auf Erden.

Im Norden.

Da die Saison in Baden-Baden noch nicht begonnen hatte, flüchtete ich mich wieder nach meinem lieben Heiligenberg, wo mir im Kreise der fürstlichen Familie schöne Tage, wie immer, beschieden waren. Dort fand ich die Kapelle, von Weinbrenner restauriert, fertig, aber überladen. Sie ist kein Kunstwerk geworden, sondern eine handwerksmäßig zu stande gekommene unruhige Arbeit. Nur die Malereien von Seitz machen sich sehr gut.

Ein lustiger Prinz.

Prince of Wales war in Baden. Der Herzog von Hamilton brachte ihn in mein Atelier. Mein „Joseph und Potiphars Weib“ zogen ihn natürlich mächtig an. Im Konversationshause wurde für den jovialen Herrn ein intimer Ball veranstaltet, bei dem die Herren als Köche, die Damen als Stubenmädchen erscheinen mußten. Auch ich, ich gestehe es, kam als Kellner mit der Serviette unterm Arm. Es war eine närrische Geschichte. Die Damen sahen aber mit ihren weißen Schürzen und englischen Häubchen allerliebst aus; nur wenn sie dick und stark waren, war die Sache komisch. Allen voran im Vergnügungstaumel war Prince of Wales. Das Souper war aber nicht mehr schön. Der Prinz nahm zu sich an einen Tisch ein backfischartiges Frauenzimmer aus Berlin. Sein ergrauter Begleiter, ein Admiral, mußte manchen derben Scherz über sich ergehen lassen.

Der Kaiser war gütig, wie immer, die Kaiserin sichtlich recht leidend.

Auf der Heimreise machte ich in Ravenna Halt. Ravenna ist wohl eine der interessantesten Städte in Italien und für Deutsche besonders wichtig durch seine Baudenkmale und Erinnerungen an eine Heldenzeit unsrer Nation. Die Kirchen aus dem fünften und sechsten Jahrhundert, mit ihren ernsten, strengen Mosaikbildern beladen, nehmen den Beschauer ganz in Anspruch und versetzen ihn ganz in den Geist längst entschwundener Jahrhunderte. Die Gegend ist ebenso melancholisch und ernst wie die Stadt und ihre Kunstwerke. Hier habe ich ein Stück byzantinischen Lebens in mich aufgenommen.

Prinz Alexander von Preußen mit seinem liebenswürdigen Adjutanten v. Winterfeld war schon in Rom, als ich ankam. Herr v. Schlözer zeigte dem Prinzen die Galerie Torlonia in Trastevere, wobei ich den Cicerone machte. Welch herrliche Stücke enthält doch diese Galerie, wie könnte man mit ihnen unsre noch so mangelhafte Antikensammlung in Berlin ergänzen. 1884.

In der Künstlerwelt erregte der Selbstmord einer geschiedenen deutschen Frau großes Aufsehen. Ich hatte eine Totenmaske von ihr zu machen, und das ergreifende Bild des Todes, das ich an der Bahre dieser Frau in mich aufnahm, wollte mich lange nicht verlassen.

Prinzenbesuch.

Der Besuch unsers deutschen Kronprinzen, der von seiner Fahrt von Spanien nach Rom kam, brachte große Bewegung unter die Deutschen Roms. Auch ein andrer deutscher Prinz war zur nämlichen Zeit in Rom. Es war der leider zu früh verstorbene junge Prinz Ludwig von Baden, ein an Charakter, Begabung und Bildung gleich ausgezeichneter Mensch. Er

sah dem „alten Fritz“ auffallend ähnlich und hatte sogar die etwas verschobenen Kinnladenknochen wie der alte Held. Prinz Ludwig war ein klar denkender junger Mann, ein tüchtiger Kopf. Er nahm mich mit, das alte etrurische Corneto zu besuchen. „Sie werden sehen,“ sagte er zu mir, „sie haben ein Grab für mich zurechtgemacht; bin begierig, was sie mir hineingesteckt haben. Als man bei Oeffnung des Grabes alte unbedeutende Vasen und ein paar Knochen hervorzog, sah er mich an und lächelte.

In Cannes beim Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Der Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin forderte mich in einem sehr liebenswürdigen Briefe auf, in Cannes, wo er Winteraufenthalt genommen hatte, seine und seiner Gemahlin Büste zu modellieren. Im Februar reiste ich dorthin ab und ging alsbald an die Arbeit, die mir bei der zuvorkommenden Art des Fürstenpaares leicht und angenehm war. Der Großherzog, eine echt deutsche, männlich schöne Erscheinung, war ein großer Verehrer von Michelangelo, den er gründlich kannte und auch verstand. Er stand mir oft drei Stunden hintereinander, mit so wenig Kleidern als möglich angethan. So konnte ich bemerken, wie mächtig seine Brust entwickelt war, in der man keine verheerende Krankheit hätte vermuten können. Auch die Großherzogin saß mir gerne; doch glaube ich, daß sie zufrieden war, als ich erklärte, daß ich fertig sei.

Im Atelier mühte ich mich mit einer größeren Gruppe, einem Titanenkampf, ab. Die Himmelsstürmer lagen zu drei, zerschmettert vom Blitze des Zeus, schon danieder, als der Großherzog von Mecklenburg bei mir erschien und mir lange Gesellschaft leistete, immer bemüht, mich gerade bei dieser Arbeit zur Nachfolge Michelangelos zu bringen, was ihm nicht gelang. Zu gleicher Zeit beschäftigte mich eine andre Arbeit,

Ein Künstlerglück.

die mir mehr Freude machte. Ein Herr A. kam nach Rom und brachte eine bildschöne junge Französin, eine Pariserin, in mein Atelier, die für die Bildhauerei viel Interesse zeigte.

„Die Dame möchte modelliert sein," sagte mir der Herr A., ein Rheinländer, als wir allein standen, „aber so wie die Paulina Borghese!" Ich machte ein überraschtes Gesicht, das aber nicht beachtet wurde. Die lebensgroße Figur wurde wirklich bestellt, und ich führte sie als Bacchantin in Marmor aus. Es war Künstlerglück, ein so herrliches Modell zugeführt zu bekommen. Nach vielen interessanten Sitzungen war das Kunstwerk fertig; meine schöne Pariser Bacchantin sah ich nachher niemals wieder.

Als der Sommer kam, flüchteten wir aus dem heißen Rom. Gossensaß in Tirol nahm uns auf. Dort lernte ich Ibsen kennen, der als Gast in demselben Gasthofe mit uns weilte. Ibsen mit großem Kopfe auf kleiner Figur kam mir sehr geheimnisvoll vor, besonders da er nur wenig sprach. Mit großem glänzendem Cylinderhut lief er in den harzigen Tannenwäldern umher. Ibsen und Redwitz, der auch in Gossensaß war, welcher Gegensatz! Ibsen und Redwitz.

In diesem Gossensaß mit seiner erfrischenden Luft und mit seiner beängstigenden Menge von Gästen traf ich zwei Damen, Pfarrerstöchter, aus Memel, deren eine ein erstaunliches Talent für Bildhauerei besaß; ohne Hilfe, ohne Anleitung modellierte sie Figürchen, die in der That so schön waren wie die berühmten Tanagra.

In Baden-Baden fand ich in meinem schönen Atelier wieder ausgiebige Arbeit. Mit besonderer Lust modellierte ich das ausdrucksvolle, feine Gesicht des Ministers v. Delbrück. Als der Kaiser später das Medaillon sah, sagte er: „Da seht einmal, Delbrück gleicht ja ganz dem Moltke!" In Baden-Baden.

Aus Gossensaß kam die Kunde zu mir, daß der Herr Gustav Krauseneck aus Triest um mein Töchterlein Olga werbe. Da der junge Advokat schon lange meine und meiner Frau Sympathie gewonnen, sandte ich gerne meinen väterlichen Segen. Frohes Familienereignis.

In Sigmaringen feierte man die goldene Hochzeit des

fürstlichen Paares. Bevor der Kaiser dahin abfuhr, kam er noch einmal allein in mein Atelier und blieb eine ganze Stunde bei mir. Er war von unsagbarer Güte und ließ sich von mir ausführlich über Rom erzählen. Als ich ihm sagte, daß unser Botschafter Herr v. Keudel einen zwei Monate alten Sohn habe, rief er: „Allen Respekt! denn so jung ist Keudel doch auch nicht mehr."

In Stuttgart sah ich meinen lieben Freund Ebers in recht leidendem Zustande. Er hatte schwer an Ischias gelitten und war operiert worden; doch keine Klage kam über seinen Mund. Seine körperliche und geistige Stütze war seine herrliche Frau, die ihn mit rührender Sorge pflegte und auch alle seine Arbeiten nach seinem Entwurfe für den Druck fertig machte.

1885. Ich werde Schwiegerpapa.

Olga, unser liebes Kind, wurde am 20. Januar dem Advokaten Gustav Krauseneck aus Triest in der Kapelle der deutschen Botschaft auf dem Kapitol vermählt zu glücklicher Ehe.

Ehrung eines deutschen Gelehrten.

Dem Professor Henzen, ersten Sekretär am Deutschen archäologischen Institut in Rom, in dem es seit einiger Zeit etwas unruhig zugegangen war, wurde eine gewisse Genugthuung gewährt, indem man seinen 70. Geburtstag würdig und großartig öffentlich feierte. Auch das Munizipium von Rom ehrte den vorzüglichen deutschen Gelehrten, indem es im Kapitolinischen Museum im Saale der Vasen seine von mir modellierte Büste aufstellen ließ.

Das Bemalen von Marmorwerken.

Dem teilweisen Farbengeben des Marmors bin ich nie freundlich gegenübergestanden. Ich machte viele Versuche an eignen Arbeiten und fand, daß das grelle Weiß des edeln Materials in modernen Salons unter Seide und Sammet, unter Oelbildern und Goldrahmen oft schreiend wirkt. Der

weiche Goldton der antiken Werke macht sich dagegen sehr schön und bescheiden. Diesen Ton genau zu treffen, ist mir geglückt, und ich wandte ihn viel an. Das Anstreichen der antiken Bildwerke entstand erst in römischer Zeit, in der man ohne Scheu den trefflichsten Werken rote Haare und grüne Gewänder anmalte. Die Funde auf der Akropolis, die Sarkophage in Konstantinopel zeigen uns aber, daß die Fleischteile nie gemalt wurden; viele habe ich untersucht und nie eine Spur von Farbe auf diesen Teilen zu entdecken vermocht. Das Anstreichen der Terrakotten zu Architekturzwecken war aber schon in ältester Zeit in sehr derber Weise Mode, und diese hat man später in barbarischer Weise auch auf den Marmor übertragen.

Auf der Reise nach dem kühlen Norden besuchte ich mit meiner Tochter Martha in Cadore bei Venedig das Geburtshaus Tizians. Pietätvoll betraten wir die dunkle, enge Kammer, in der ein Genie geboren worden war. Tizians Adelsbrief, der an einer Wand angebracht ist, bringt freilich nicht die weihevolle Stimmung hervor wie der ärmliche Raum selbst: hier das hilflose Erscheinen eines durch sich selbst mächtigen Menschen — dort die Eitelkeit, die das Genie dem Gemeinen gleich machen will. Nordwärts!

In Toblach trafen wir viele Menschen aus der „Gesellschaft“, viele geputzte Damen, Herren mit riesigen Uhrketten und mit krummen Nasen. Auch in Gossensaß war es nicht leer. Hier machte sich der ungarische Jude Vamberg breit, ein von den Engländern gehätschelter Gelehrter, der als arabischer Derwischbettler Bagdad besucht hatte und mit Vorliebe von seiner niedrigen Herkunft und dem vielen Ungeziefer erzählte, das ihn auf seinen weiten Reisen fast aufgezehrt hatte. Hier war auch Baron v. Hornstein, der Komponist so vieler schöner Lieder, der es auch liebte, im Proletariergewande einherzugehen. In Tutzing am Starnberger See lernte ich Frau

v. Kühlmann, eine Tochter von Redwitz, kennen, die dieser viel besungen hat, eine große Schönheit, gemacht, um einen in Verwirrung zu bringen. Und zuletzt sah ich meine alte Heimat wieder! Frau Baronin v. Späth in Zwiefalten fand ich taub geworden, ihren noch lebhaften Geist unter einer Körperruine begraben. Traurig fuhr ich von dem Orte weg, wo ich einstens so schöne Tage verlebt. In tiefer, gedrückter Stimmung kam ich in das nahegelegene Bauerndorf Unlingen, wo ich geboren ward — wer kümmerte sich jetzt darum?! Der Postwagen brachte mich nach Riedlingen, wo ich die Bildhauerei erlernen sollte, wo ich zum ersten Male eine nackte Venus gesehen, wo meine junge Seele beim Anblick antiker Kunstwerke erschauerte. Im Postwagen saßen mit mir zwei Bauern, die vom Vieh sprachen, und die, wie ich später erfuhr, Verwandte von mir waren. —

In der alten Heimat.

Ausflug nach Schwerin.

Nicht lange war ich in Baden-Baden, als mich eine Einladung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin traf, der mich herzlich zu einem Besuche bei sich aufforderte. Ich folgte und war im Schloß zu Schwerin für mehrere Tage der Gast des liebenswürdigen, jovialen Fürsten. Die Großherzogin-Mutter war eine Schwester unsers alten Kaisers. Die freundliche, alte Dame glich diesem außerordentlich, die Stimme war zum Verwechseln der seinigen ähnlich, die Art, zu sprechen, ganz wie bei ihm.

Der Kaiser im Atelier.

Ich modellierte das Relief des Fürsten Anton v. Radziwill, der in diesem Jahre mit dem Kaiser in Baden war. Als der Kaiser meine Arbeit sah, sagte er zum Fürsten: „Du bist ordentlich dick geworden, aber Kopf hat dich doch getroffen. So bist du.“ Vor der Büste der Frau Klara Schumann rief der Kaiser: „Ei, wie ist die alt geworden! Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie sie als junge Frau mir etwas vorspielte. Sie war damals in sehr interessanten Umständen, und man fürchtete für jeden Augenblick. Wie war ich froh, als das Spiel zu Ende war!“

Der Kaiser war abgereist, als sich die Kaiserin auf ihrem Rollstuhl zu mir bringen ließ. „Sie wollen nochmals mein Profil zeichnen," sagte sie, „es wird aber schwer fallen, da ich nicht stehen kann." Ich kniete mit Papier und Bleistift neben ihrem Stuhle nieder und machte die Zeichnung, so gut ich konnte. „Ja nicht zu alt!" flüsterte mir Fräulein v. Raundorff zu, eine Warnung, die ich ungern beachtete. Die Kaiserin im Atelier.

Aus einer Werkstätte auszuziehen, in der man dreißig Jahre lang gearbeitet hat, ist für einen vielbeschäftigten Bildhauer, der eine Unmasse von Modellen, Formen, Statuen und Büsten in Marmor und in Gips besitzt, keine kleine Sache. Ich zog in die Künstlerstraße Via Margutta Nr. 54, wo ich weniger, aber besser beleuchtete Räume fand, und wo ich heute noch arbeite. Die Hälfte aller meiner Bildwerke mußte ich zerschlagen, das Konterfei von manchen lieben Menschen zerstören. 1886. Ein neues Atelier in Rom.

Alma Tadema war der erste Besuch, den ich im neuen Atelier empfing. Er ist eine frische, heitere Persönlichkeit, dieser nun englisch gewordene Künstler. Seine Frau ist ebenfalls Malerin, seine Tochter dichtet, zu Hause lebt er wie ein Fürst. Ein solches Künstlerleben lasse ich mir gefallen! Alma Tadema.

Auch der berühmte und etwas berüchtigte Khedive Ismail besuchte mich und zeigte mir viel Verständnis für die Kunst. Die Hoffnung der Römer, daß er sich ständig in Rom niederlasse, erfüllte sich nicht. Sein Harem kam nur bis Neapel, nicht in die heilige Stadt. Khedive Ismail.

Bei einem Besuche, den wir bei meiner jungverheirateten Tochter in Triest machten, kam ich auch nach dem Kriegshafen Pola, und hier wurde ich überrascht durch die großartigen Ueberreste aus altrömischer Zeit.

Ueber Wien fuhr ich nach Berlin, wohin mich die große Jubiläumsausstellung lockte. Die Malerei schien mir besser In Berlin.

vertreten zu sein als die Bildhauerei. In der historischen Abteilung gefielen mir besonders die Büsten von Schadow und Krüger. Diesen Arbeiten gegenüber haben wir keinen Fortschritt gemacht.

In Gossensaß. Müde und fast verwirrt von so vielem, was ich gesehen und in mich aufgenommen, kam ich nach Gossensaß, wo ich die Meinen und die alten Bekannten wieder traf. Eine neue und interessante Erscheinung für mich war dort der Chefredakteur des „Berliner Tageblattes", Arthur Levysohn, ein geistreicher und im Umgange sehr gemütlicher Herr.

In Baden-Baden. Baden-Baden fand ich belebter denn je. Die Kaiserin sah recht krank und elend aus. Beim Kaiser war ich zu Tisch geladen. Das Gespräch führte er fast allein ganz laut, so daß ihn jeder verstehen konnte. Er äußerte sich nicht beifällig über den Kaiserpalast in Straßburg, den er viel zu klein und wenig bequem fand. Da gerade einige Bemerkungen über die herrschende warmfeuchte Witterung gemacht wurden, erzählte der Kaiser: „Den Sirokko lernte ich in Venedig kennen. Als ich mit meinem Vater dort war, spazierten wir eines Tages in S. Marco. An der Halle angekommen, bekam ich plötzlich Schwindel, so daß man mir einen Stuhl bringen mußte. Der Arzt erklärte, daß das die Wirkung des Sirokkos sei, und so lernte ich diese Luft kennen." Der Kaiser aß stets mit gutem Appetit, nahm von fast allen Speisen und zitterte nur unmerklich, wenn er mit gehobenem Arm Wasser in seinen Wein goß. Er saß ziemlich aufrecht, aber sein Kopf behielt immer seine schiefe Richtung nach vorn bei.

Die Erscheinung des seinerzeit bekannten Antiquars und Kunsthändlers Spitzer aus Paris, der jenes Mal in mein Atelier kam, war insofern merkwürdig, als dieser Mann sich vom kleinen hebräischen Händler zu einer Pariser Größe emporgeschwungen und als Aeußeres etwas Bedeutendes, wenn auch nicht Vornehmes, offenbar durch den immerwährenden Umgang mit dem Schönen erhalten hatte. Wenn man viele unsrer

Künstler in Betracht zieht, möchte man allerdings andrer Meinung werden.

Bei der liebenswürdigen Frau Kilian Mahler lernte ich die Baronin Kramer-Klett und ihren jungen Sohn Theodor kennen. In der Folge modellierte ich das Relief dieser frischen schönen Erscheinung; die Baronin hatte einen charaktervollen Kopf.

Ich hatte den Kaiser gebeten, mir noch einmal zu sitzen, da ich die linke Seite seiner Büste noch immer nicht richtig getroffen zu haben glaubte. Und wirklich kam der gütige Herr noch einmal zu mir und gewährte mir eine halbstündige Sitzung, während der ich bei meinen Messungen mit Zirkel und Eisen fand, daß er seit dem letzten Jahre viel magerer geworden war, was er übrigens selbst sehr wohl bemerkt hatte. Diese das letzte Mal nach der Natur verbesserte Büste kaufte Seine Majestät der Kaiser Wilhelm II., der sie in seinem Arbeitszimmer aufstellte.

In Rom starb im Januar 1887 der ausgezeichnete deutsche Gelehrte, der Archäologe Henzen, der dem deutschen Namen Ehre gemacht, und der auch von den italienischen Archäologen hoch geschätzt wurde. Er wurde auf dem deutschen protestantischen Kirchhofe begraben, wo ich ihm ein Grabmal errichtete. 1887. Professor Henzen †.

Von Berlin aus erhielt ich den Auftrag, die Reliefs des Kaisers und der Kaiserin zu machen und je mit einem großen, architektonisch schweren Rahmen (dessen Zeichnung mir gesandt wurde) einzufassen. Der Kronprinz hat als Kaiser Friedrich dieses unschöne Opus später der Königin von England als Jubiläumsgeschenk übergeben. Ein unschönes Opus.

Der schöne Mai sah mich in Sorrento und auf Capri. Hier versetzte mich ein schönes Mädchen mit prachtvoller klassischer Figur in große künstlerische Aufregung.

Sommerreise.

Meine alljährlichen Sommerreisen nach dem Norden führten mich auf immer weiteren Umwegen nach Baden-Baden. In Gossensaß wurde der erste Halt gemacht; von da folgte ich der Einladung der in hohem Grade kunstsinnigen Baronin von Kramer-Klett nach ihrer einzig schönen Besitzung Hohenaschau. Eine Umschau in den Sälen des Schlosses zeigt zur Genüge, daß diese ideal angelegte Frau ihren Kunstsinn auch zu bethätigen weiß.

Hohenaschau.

Herrenchiemsee.

In einem Abstecher nach dem Zauberschlosse auf der Insel Herrenchiemsee fand ich dort eine geschmacklose und barbarisch überladene Schöpfung. Das Kunsthandwerk zeigt sich da gut, alles, was Kunst sein soll, ist schlecht. Die Phantasie hat hier den unglücklichen König im Stiche gelassen.

In Baden-Baden traf ich zu den Rennen ein, die sich von Jahr zu Jahr großartiger gestalteten. Die Gegend von der Rennbahn bei Iffezheim aus gesehen erinnert sehr an das Albanergebirge im Hintergrunde der römischen Campagna. In sanften Linien, teilweise von Bäumen verdeckt, machen die Schwarzwaldberge einen schönen Effekt.

Das Albanergebirge bei Iffezheim.

Talmigold.

Dom Pedro von Brasilien kam auch in mein Atelier in Baden. Es wurde mir diesmal noch klarer, daß er eigentlich ein schwatzhafter Komödiant war. Er lernte Sanskrit und spielte den Gelehrten; auch über Kunst sprach er unglaublich seicht und unwissend. Die Kaiserin, seine Frau, war eine unbedeutende alte Frau, der Thronfolger nicht viel besser.

Liebhabertheater vor dem Kaiser.

Frau von Guaita ließ auf ihrem Schlosse zwei Lustspiele aufführen, wobei ihre Nichten mitwirkten. Dem Kaiser gefiel der Scherz ersichtlich sehr, er hielt bis zum Schlusse aus.

Die Frau des Generalstabsarztes von Lotzbeck, eine außerordentlich liebenswürdige Dame, kam in Begleitung der intelligenten Prinzessin Therese von Bayern in mein Atelier.

Bei den kaiserlichen Majestäten.

Bei einem kleinen Diner, das die Kaiserin Augusta gab, sagte die sehr leidende Frau mit schmerzlichem Ausdruck zu mir: „Sie sind jetzt im Sommer immer in Gossensaß. Jetzt

habe ich die Gegend auf der Karte studiert, seitdem mein Sohn in Toblach ist."

Auch beim Kaiser, der mir noch mehr zusammengesunken erschien als im Jahre vorher, war ich zu Tisch geladen. Der Kaiser spendete mir Lob über eine Büste (des Frühlings) von mir, die er bei Frau von Guaita gesehen, und meinte scherzend: „Mich könnten Sie auch so idealisieren! Meine letzte Büste," fuhr er fort, „die Sie für mich machten, hab' ich der Prinzessin Elisabeth von Mecklenburg geschenkt. Der Prinz, ihr Mann, ist ein vernünftiger Herr. Obgleich sie älter ist als er, hat er das Kleinod doch zu heben gewußt." Dabei schaute er mich mit seinen wohlwollenden Augen an: „Aber, lieber Kopf, Sie werden auch alle Jahre magerer!"

Am 15. Oktober 1887, einem häßlichen Regentage, kam Kaiser Wilhelm der Gute noch einmal in mein Atelier. „Ich habe gehört, Sie wollen bald abreisen, bin daher bälder gekommen." Vor der Büste der Großherzogin Anastasia von Mecklenburg, die er sinnend betrachtete, bemerkte er, daß hinter diesem ruhigen Gesichte doch viel versteckt sei. Als er sich zum Abschied in den ersten Saal begab, drehte er sich noch einmal um und schaute meine kleine Marmorfigur „Goldschmieds Töchterlein" längere Zeit wie in Gedanken versunken an. Heute noch sehe ich die hohe Gestalt, mit dem langen grauen Mantel angethan, vor mir. Trotz dem Regen ging er zu Fuß nach dem Hotel zurück. Zwei Diener unterstützten ihn, als er die Treppe meines Ateliers hinunterstieg. Es war das letzte Mal, daß ich seine liebe Stimme hörte, seine lieben guten Augen sah. Letzter Besuch des Kaisers Wilhelm des Guten.

Die Baronin von Kramer-Klett hatte in Hohenaschau meine Zusage gewonnen, daß ich die Büste Döllingers für ihre Bibliothek modelliere. Verabredetermaßen ging ich Mitte Oktober nach München, wo ich selbst noch wenig bekannt war. Von meinen Arbeiten waren nur wenige nach Bayern ge- In München.



gangen, den Hof kannte ich noch gar nicht. Ich hatte wohl Freunde und Kollegen in München, die sich bewundern ließen, von denen ich aber nie einen für mich in Anspruch genommen hatte. Die Künstler haben eben ein jeder für sich selbst genug zu thun, entweder auf die Höhe zu kommen oder auf dieser zu bleiben. Durch die Büste Döllingers hatte ich das Glück, mich in München einführen zu können.

Döllinger hatte einen Charakterkopf „par excellence", der zur Plastik wie zur Malerei wie geschaffen war. Dieser geniale, originelle, einzig dastehende Gelehrte, den man in Bayern nicht den Mut hatte, voll anzuerkennen, war für einen Künstler ein Gegenstand, aus dem er etwas machen konnte. Das hat auch Lenbach mit seinem herrlichen Porträt Döllingers bewiesen.

Man wird demnach begreifen, daß diese Büste Döllingers für mich ein Ereignis ward, das ein gutes Geschick mir gewährte.

Die Baronin von Kramer-Klett hatte, als ich sie in München besuchte, die Zusage Döllingers, mir zu sitzen, schon erhalten, und so konnte ich bei dem Gelehrten erscheinen und alsbald an die Arbeit gehen, die mir mehr Freude machte als dem alten Herrn, der, auf einer Kiste stehend, ein ziemlich verzweifeltes Gesicht machte. Die Sache war ihm ersichtlich unangenehm. Allmählich aber fand er sich darein und stand so willig, daß ich den 89jährigen Greis nach Belieben drehen und wenden durfte. Er wurde sogar gesprächig. Von Pius IX. sagte er, er sei ein unwissender, eitler Mensch gewesen, von Leo XIII., er wisse mehr wie jener, sei aber ganz ins Lager der Jesuiten übergegangen. Von Rom aus erhalte er oft Winke, er möchte widerrufen. „Aber wenn sie wiederkommen, zeige ich auf Ihre Büste: Der da sagt, non possumus!" Döllinger erzählte mir, daß er bis zu seinem 40. Lebensjahre Nachtwandler gewesen sei. „Ist Ihnen der alte Kaiser auch so gut gestanden wie ich?" fragte er mich einmal, und als ich es bejahte und be-

geistert von Wilhelm dem Guten sprach, meinte er: „Ja, das ist ein großer Mann, ein wahrhaftiger Mann!“ Auf meine Frage, warum er seine Erlebnisse nicht aufzeichne, erwiderte er: „Das ist unnötig. Ich bin ein Stäubchen vom Staub, ich lebte einer Idee, und die Idee ist unsterblich. Der beste Biograph, den ich kenne, war Strauß. Sein Voltaire ist ein herrliches Werk, das müssen Sie lesen.“ Dann empfahl er mir das Studium eines anatomischen Werkes, dessen Titel ich nicht aufgezeichnet habe; in der Buchhandlung zeigte man mir dasselbe, es waren drei dicke Bände, vor denen ich zurückschreckte. Als die Büste fertig war, schenkte mir Döllinger seine Kirchengeschichte, was mir große Freude machte.

Die Baronin gab ein Festmahl, bei dem Döllinger, Minister von Riedel, Staatsrat Ziegler, von Pfistermeister, von Reber, Frau von Kaulbach und andre erschienen. Es machte mich stolz und glücklich, daß meiner Arbeit Lob gespendet, und daß die Büste in der Akademie einige Tage ausgestellt wurde.

Seine Königliche Hoheit, der Prinzregent Luitpold, gewährte mir in wohlwollendster Weise eine Audienz und lud mich zur Tafel. Als ich dem Prinzregenten von König Ludwig I. in Rom erzählte, sagte er: „Ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht, die Kunst in München zu fördern. Ich weiß wohl, daß München der Kunst viel verdankt.“

Der Prinzregent kam selbst nach der Akademie, um meine Döllingerbüste zu sehen. Mit viel Verständnis ging er auf meine Auffassung ein und hatte manches Lobeswort für mich. „Sie haben Döllinger wie einen Melanchthon dargestellt,“ meinte er.

Frau Baronin von Kramer-Klett beabsichtigte, für ihre Bibliothek auch Büsten von Künstlern der Gegenwart machen zu lassen, und da auch meine Wenigkeit dort Platz finden sollte, ließ ich in der Akademie mein Gesicht in Gips abnehmen, eine schreckliche Prozedur, die ich nicht noch einmal

durchmachen möchte. Die Maske nützte mir bei der Modellierung nicht viel, ich arbeitete mehr mit dem Spiegel.

Kaiser Wilhelm I. †.

Die Nachricht vom Hinscheiden unsers guten, alten Kaisers, der mir so gnädig gesinnt war, erschütterte mich aufs tiefste.

In diesem Winter arbeitete ich an einer Kunstgeschichte in Bildern, zuerst an der italienischen Renaissance. Mit vieler Mühe brachte ich die vielen Werke der 103 Künstler chronologisch geordnet in einem Bande zusammen. Nun sammle ich jene für die Bildhauerei. Ich habe viel bei dieser Arbeit gelernt.

Ein fürstlicher Gönner.

Ueber Gossensaß und München war ich wieder im schönen Heiligenberg angelangt. Der edle Fürst wollte mir wohl und förderte mich thatkräftig in meiner Kunst. So erteilte er mir wieder den schönen Auftrag, vier lebensgroße Figuren in die Nischen des großen Saales des ersten Stockwerkes zu machen. Die Wahl fiel auf „Mignon“ nach Goethe, „Des Mädchens Klage“ nach Schiller, „Amor“ und „Psyche“.

Im verwaisten Baden-Baden.

Um die Mitte des Monats September war ich wieder in Baden-Baden. Ich arbeitete im Atelier, aber meine Schaffensfreudigkeit war nicht mehr dieselbe wie früher, da noch unser guter, alter Kaiser hier weilte und alle mit Wohlwollen überhäufte. Auch die Kaiserin, zu der ich zu Tisch befohlen wurde, war nur mehr ein Schatten ihrer selbst. Auf einem Rollstuhle mußte sie in den Saal bis vor den Tisch geschoben werden. Sie war tief schwarz gekleidet. Ein großer Witwenschleier, der am Rande weiße Streifen hatte, fiel von Kopf und Schultern und hüllte die Gestalt fast ganz ein. So vielmal hatte ich die Kaiserin gesehen, aber noch nie hatte sie einen solch ernsten, erhaben feierlichen Eindruck auf mich gemacht. Ihr Gesicht, fein geschnitten, war blaß, die

Augen traten etwas stark hervor. Sie sprach so leise, daß man sie kaum verstehen konnte, ihr Mund blieb unwillkürlich geöffnet. Sie sprach viel vom Kaiser, von ihrem Sohne, dem Kaiser Friedrich, der ja auch in diesem Unglücksjahr ihr geraubt worden war, mit Thränen im Auge. Es war ergreifend anzusehen.

Bald schloß ich mein Atelier. In München, wo Gewerbe- und Kunstausstellung war, konnte ich dem Fürsten von Fürstenberg als Führer dienen. Der Fürst unterschied das Gute vom weniger Guten sicher, aber nicht das Gute vom Vorzüglichen. Es geht in der Kunst den meisten Leuten so.

1889. Ein liebenswürdiger Kunstfreund.

Im Palazzo delle belle Arte in Rom stellte ich die Büsten von Döllinger und Henzen und das Relief des liebenswürdigen Kunstkenners und Philosophen Jean Oscar Paubert de la Chapelle aus. Dieser vornehme Franzose war ein Original. Er lebte ganz seiner Liebhaberei, dem Studium der alten Dichter, der alten Kunst, hatte viel Geschmack und ein gesundes großes Urteil. Ich verkehrte viel mit ihm, wenn er in Rom war, das er aber, seit es italienisch geworden, nicht mehr so sehr liebte. Alle Aenderungen an seinem früheren heiligen Rom fand er barbarisch. Er war meines Wissens Hugenotte, sympathisierte aber mit der katholischen Kirche, die er die Beschützerin der Künste nannte.

Krupp und die Kunst.

Der große Krupp war jenesmal auch in Rom. Für die Kunst zeigte er sich nicht begeistert. Er war ein Mann von natürlichem Verstand und nüchterner Anschauung.

Ein Kenner der Wirbeltiere.

Der berühmte Professor Ernst Häckel hatte neben seiner Wissenschaft noch etwas für die Kunst übrig. Während seines Aufenthaltes in Rom zeichnete er fleißig in meinem Atelier nach dem Modell, das ich für meine Figur Mignon be-



nutzte, und meinte, solche Wirbeltiere seien doch noch die interessantesten.

Sommerreise.

Meine Sommerreise trat ich in diesem Jahre auf einem andern Wege als gewöhnlich an. Mit meinem lieben alten Freunde Dr. Erhardt ging ich über die Abruzzen und Umbrien nach Tirol. Es ist mir immer wohl, wenn ich mit Erhardt allein bin, um wie viel mehr, wenn ich mit ihm reise; denn auf Reisen tritt man sich näher, man hat gleiches Streben, gleiche Wünsche.

Kurze Rast nur machte ich in Raggal in Tirol, wo meine Familie weilte, meißelte dort das Bildnis der Tochter des Regierungsrates Fleischauer aus Berlin in Umrissen auf eine Marmortafel. Das reizende Mädchen stellte ich als Quellennymphe dar: Hospes, nympha fontis te salutat!

In Baden-Baden erwarteten mich viele Aufträge, die ich aber alle zurückwies. Ich zog es vor, die große Ausstellung in Paris und dann London zu besuchen.

Im Herzen der Welt.

In Paris ward ich überrascht durch die Großartigkeit dieser Welt von Kunst und Industrie. Ich empfing den Eindruck, als ob die Franzosen das kunstsinnigste und geschmackvollste Volk der Erde seien.

Nicht minder mächtig wirkte London mit seinem British Museum, dem einzigen, dem schönsten, dem größten in der Welt, mit seiner Nationalgalerie mit den wunderbaren Schätzen, mit seinem Kensington Museum auf mich ein.

In München modellierte ich im Auftrage der Baronin von Kramer-Klett die Büste des Professors Bauernfeind, des Direktors des dortigen Polytechnikums. Es war das eine dankbare Aufgabe. Der derbe strenge Kopf Bauernfeinds interessierte mich sehr. Ich bedaure nur, daß ich ihn im Pelzmantel dargestellt habe, was die Büste schwer und kurz abgeschnitten erscheinen läßt. Dieselbe steht heute in der Aula des Polytechnikums.

Rom wollte mir nach meiner großen Reise nicht mehr gefallen. Auch zu Hause fand ich alles so klein, selbst meine Bilder gefielen mir nicht mehr. Der Mensch dehnt sich auf der Reise aus! 1890.

Im Deutschen Künstlerverein, zu dessen Präsident ich gewählt wurde, gab es schöne Tage, Einigkeit war eingezogen!

In der guten lieben Kaiserin Augusta, die am 7. Januar starb, hatte ich abermals eine Gönnerin zu betrauern, die mir immer gnädig gesinnt war, und der ich überaus viel zu danken habe.

Nach Baden-Baden, wohin ich nur zögernd und nach längerem Aufenthalte in Klobenstein in Tirol und auf Heiligenberg mich begab, war es für mich nun leer und fast öde geworden. Auch Frau von Guaita war gestorben. Es waren 16 Jahre her, seit ich nach Baden-Baden gekommen. Viele Freunde und liebe Menschen hatte ich dort gefunden, viel gelebt und viel gestrebt, auch viel begraben. Herbstlich in Baden-Baden.

Ich modellierte in meinem Atelier noch das Relief des originellen Gelehrten Häckel, sonst arbeitete ich nur wenig.

Die dankbare Stadt Baden hatte beschlossen, dem Andenken der Kaiserin Augusta ein Denkmal in der Lichtenthaler Allee zu setzen, den an mich gerichteten ehrenvollen Auftrag der Ausführung ergriff ich mit ganzer Seele. Als Majestät, als die erste Kaiserin des neuen Deutschen Reiches wollte ich die Verewigte darstellen und dabei doch die Porträtähnlichkeit, das Individuelle nicht preisgeben. Ob mir das gelungen ist? Ich glaube ja!

Auf meiner Rückreise sah ich wieder eine Ausstellung in München: viel Mittelmäßiges, wenig Vorzügliches. Sie suchen, so schien es mir, alle das unbekannte Große. Bis jetzt haben

sie es noch nicht gefunden. Wohl fand aber ich beim Restaurateur Hauser etwas gutes Altes: fünfzehn kleine Skizzen von Tiepolo, die ich sogleich kaufte und als Schatz nach Hause nahm.

Künstlerehrung. Dankbar anerkennend muß ich noch meiner Kunstgenossen in München gedenken, die mich mit großer Liebenswürdigkeit aufnahmen, mich mit der Ehrenmitgliedschaft der Künstlergenossenschaft ehrten und zum Ehrenmitgliede der Akademie der Künste vorschlugen.

1891. In Rom wurde mir die Freude zu teil, meinen Gönner, und ich darf wohl auch sagen, meinen Freund, den Fürsten von Fürstenberg und die Prinzessin Amalie in meinem Hause zu bewirten. Mit solch angenehmer Unterbrechung, wozu noch ein Ausflug nach Capri kam, verging der Winter wieder, und es folgte die altgewohnte Sommerreise nach dem Norden.

Zum letzten Male in Heiligenberg. Man verzeihe, daß ich wieder und wieder von Heiligenberg und vom edeln Fürsten erzähle. Es war nun das letzte Mal, daß ich den lieben Herrn wiedersah. Denn bald nachher sollte er nicht mehr sein. Er starb am 16. März 1892.

Der Fürst führte mich zu meinen vier Figuren, Mignon, Mädchens Klage, Amor und Psyche, die in ihren roten Nischen wirkungsvoll aufgestellt waren.

Schenkung meines Ateliers in Baden an den Großherzog von Baden. Der Gedanke, mein Atelier in Baden-Baden mit allem, was darin steht, an die Stadt Baden, beziehungsweise an den Badefonds zu verschenken, war in mir schon vor Jahresfrist entstanden und nunmehr zum Entschluß gereift. Ich hatte nicht das Glück (oder das Unglück?) große Plätze mit Monumenten zu bestellen, wo meine Arbeiten auf festem, weithin

sichtbarem Punkte gestanden wären. Meine Bildhauerwerke bestanden ausschließlich in Marmorarbeiten, einzelnen Gruppen, Figuren und Porträten, die in der halben Welt zerstreut und oft recht ungünstig aufgestellt waren und kaum zur rechten Geltung kommen konnten. In meinem Atelier in Baden, in dem ich viele geschaffen, standen sie aber trefflich beisammen. Das ganze Atelier war von mir mit Liebe eingerichtet, mit Bildern von meinen Freunden geschmückt. Diese meine Lieblingswerkstätte würde, das sah ich vor mir, der Zerstörung anheimfallen, wenn meine Zeit abgelaufen sein würde; denn auch Baden-Baden hat seine Zeit, und andre Zeiten, andre Anschauungen, andre Bedürfnisse. Mein Wunsch war daher natürlich, daß mein Atelier so bleiben solle, wie ich es geschaffen. Und diesen Wunsch glaube ich erreicht zu haben durch die Schenkung meines Ateliers mit seinem ganzen Inhalte nicht an die Stadt Baden, sondern — und so geschah es denn auch im Jahre 1892 — an Seine Königliche Hoheit, den Großherzog von Baden, der sich verpflichtete, das „Atelier Kopf“ für immer in dem Zustande, in dem es sich bei der Uebergabe befand, zu erhalten, und dasselbe im Sommer dreimal wöchentlich dem Publikum offen zu halten. Ich selbst behielt mir nur das Recht vor, Zeit meines Lebens darin ungehindert arbeiten zu dürfen.

Im Wonnemonat Mai feierten wir in Rom die Hochzeit meiner zweiten Tochter Martha mit dem Bildhauer Berwald aus Schwerin, der sich in Berlin niedergelassen hat. 1892.

Das Jahr 1892 brachte einen Abschluß in meinem Leben. In der Vorhalle meines Ateliers in Baden-Baden errichtete ich ein Monument unserm seligen Kaiser Wilhelm dem Guten! Ein Sonnenstrahl ins alte Herz hinein.

Am 30. September 1892 wurde das von mir geschaffene Denkmal für die Kaiserin Augusta in der Lichtenthaler Allee enthüllt. Der Himmel war bei der Feier trübe, es regnete. Als aber das Zeichen zur Enthüllung gegeben wurde, teilte sich das Gewölke, und ein heller Sonnenschein fiel auf das Bild der geliebten edeln Frau, der ersten Kaiserin des neuen Deutschen Reiches, und Sonnenschein fiel in mein altes Herz hinein!



Personenregister.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

